DIE SPRACHE DES MENSCHENGESCHLECHTS

ERSTER BAND

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DIE SPRACHE DES MENSCHENGESCHLECHTS

EINE LEIBHAFTIGE GRAMMATIK IN VIER TEILEN

Erster Band

Erster und zweiter Teil

1963

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

So kommt es, daß die Gesamtheit des Menschengeschlechts gewissermaßen nur zwei Menschen sind.

Ihr wißt nicht, wie ihr die Bildung schädigt, die ihr nicht auf die Worte achtet, sondern auf den Stoff und so eine Scheidung anrichtet zwischen Zunge und Herz. Merkt auf alle Zeitalter und sicherlich werdet ihr finden: wenn immer die rechten und guten Worte mißachtet werden, dann beginnen jedesmal auch böse Taten aufzuspringen.

Unde fit ut totum genus humanum quodam modo sint homines duo. *Augustin, Operis Imperfect II, 163*

You know not what hurt you do to learning that care not for words but for matter, and so make a divorce betwixt the tongue and the heart. For mark all ages and you shall surely find that when apt and good words are neglected, than also began ill deeds to spring.

Roger Ascham, 1566 (Ausgabe 1904 I, 265)

Copyright 1963 by Verlag Lambert Schneider, Heidelberg
Gesamtherstellung Druckerei und Verlagsanstalt Konstanz Am Fischmarkt
Alle Rechte vorbehalten · Printed in Germany

DIE VIER TEILE
DER LEIBHAFTIGEN GRAMMATIK

Erster Teil:

Wer spricht?

Die Bestimmung der Sprecher

Zweiter Teil:

Wie wird gesprochen?

Die Äußerungen der Sprache

Dritter Teil:

Wenn eine neue Sprechweise laut wird

Zur Geschichte des Sprechens

Vierter Teil:

Wenn eine Ewigkeit verstummt

Erinnerungen eines Entewigten

INHALTSVERZEICHNIS DES ERSTEN BANDES

ZWEI VORREDEN

Die Zweite Zuerst (1962) 17
Die Erste zu Zweit · A Horse Block (1945) 23

Erster Teil

WER SPRICHT?

DIE BESTIMMUNG DER SPRECHER

»Es regnet« oder die Sprache steht auf dem Kopf (1962) . . . 35
Im Stromnetz der Sprache 35
Götter und Gott 44
Gebet und Gebot 67
Der Widersinn der Sinne (1962) 86
Mündig · Unbefangen · Unentbehrlich (1962) 110
Ichthys (1925) 119
Leben · Lehre · Wirken 138
Der Endgültige Mensch (1949) 143
Die Namen Gottes (1962) 152
Wenn uns Hören und Sehen vergehen (1959) 159
Die Götter des Landes (1959) 172
Das Namen-Lose Elend der Physiker (1962) 194
Die Lust am Lästern (1929) 205
Die Großstadt (1948) 221
Menschheit und Menschengeschlecht (1919) 238
Glückhafte Schuld (1952) 251
Conversableness (1962) 256
Die störende Anwesenheit des Johannes (1962) Ein Dank an Hans Ehrenberg 259

Zweiter Teil

WIE WIRD GESPROCHEN?

DIE ÄUSSERUNGEN DER SPRACHE

Ein Komma (1945) 269
Das Haupt beim Sprechen (1947) 295
Briefwechsel mit Prof. Dr. med. Richard Koch
Essentuki im Kaukasus
Vom Artikulieren (1937) 312
Unsere vier Verantwortungen beim Sprechen 315
Das Kreuz der Wirklichkeit 319
Verarmung oder Fülle? 326
Hörer und Sprecher · Aufhören und Lossagen (1944) 339
Der Hörweg 339
Das Inventar 344
Das Auf beim Hören und das Los beim Sagen 348
Die Kopernikanische Wendung der Grammatik (1944) 354
Öffentliche Rede 354
Grade der Ergriffenheit 391
Von der Vollständigkeit der Sprachen 399
Der halbe und der ganze Sprecher 404
In-Beziehung-Treten (1945) 419
Der Wandel durch die Verbformen 419
Schizo-Somatik oder wie die Grammatik die Sozialleiber spaltet 432
Die soziale Gruppierung durch die Grammatik 441
Liturgisches Denken · Ein Dank an Josef Wittig (1949) 465
Fünf kranke Worte 465
O Kreatur des Menschen! 480
Was proklamieren unsere Kalender? (1954) 493
Die Einsinnigkeit von Logik, Linguistik und Literatur zum Andenken an Wilhelm von Humboldt (1935) 525
Synonyme gibt es nicht (1944) 568
Der Sprachprozeß gegen den Staat (1918/19) 579
Die ärztliche Sprechstunde (1962) 603
Die Rasse der Denker (1962/63) 612
Das Versiegen der Wissenschaften (1925, 2. Fassung 1958) 655
Die Zeitweiligkeit der Sprache (1962) 684

Das Unaussprechliche (1962) 704
Des Individuums Recht auf Sprache (1962) 711

WER UND WIE

Zusammenfassung des ersten und zweiten Teiles

Angewandte Seelenkunde (1916 und 1923) 739
Die Wissenschaft der Psychologie 742
Die Psyche 745
Die Okkulten Wissenschaften 747
Die Grammatik der Seele 752
Das Schicksal der Seele 768
Die Kräfte der Seele 773
Gemeinschaft 777
Die Sprache der Gemeinschaft 780
»Unser Volk« 793
Geist · Seele · Leib 796
Die Grammatische Methode 802

ZWEI VORREDEN

DIE ZWEITE VORREDE ZUERST

»Das Wort ist nach seiner Natur das freieste unter den geistigen Kreaturen, aber auch die gefährdetste und gefährlichste. Darum bedarf es der Wächter des Wortes. Welches sind aber diese? Ich habe sie mein Leben lang gesucht.
Die Alten redeten viel von der Freiheit. Wir aber erfuhren auf schwerer Fahrt, die echteste Freiheit sei eine heilige Gefangenschaft der Herzen.«
Von 1916 bis 1933 gehörte ich zu der Glaubenskarawane, die »auf schwerer Fahrt« die Saat ausstreute, von der heut die evangelischen und katholischen Akademien, die Gewerkschaftsleiter und die Volkshochschulen und alle Erwachsenenbildung zehren.
Kam ich da als ein solcher Sendling etwa 1922 nach Ballenstedt am Harz und trug mein Evangelium wieder vor. Nicht die Schullehrer oder die Pädagogen seien die rechten Anleiter zur seelischen Erneuerung berufstätiger Männer und Frauen. »Andragogik«, ein neuer Name, sei ratsam. Und Andragogik taufte ich die Umbildung. Denn »Anér«, der Mann, sei das härteste Holz, das gebohrt werden müsse und so müsse von ihm her der neue Geist kühn seine größte Schwierigkeit in seinen Namen aufnehmen. Im Geist gelte nicht das Gesetz des geringsten Widerstandes, sondern da sei es umgekehrt: einmal das Härteste gewonnen, fielen alle anderen Bastionen von selber. In der ungeheueren erdrunden Gesellschaft würden sich bald auch die Kinder nicht mehr erziehen lassen, falls die tägliche Männererneuerung ausbleibe. Männerumwandlung folge freilich nicht den pädagogischen Regeln für Kinder, weil Männer keine unbeschriebenen Blätter seien. Gewiß, man könne auch hundert Geheimräten einen Vortrag für Primaner bieten, ja hundert

Staatssekretäre ließen sich manchmal wie Schuljungen behandeln, aber dann erreichten wir auch nur den Schuljungen in ihnen. Der Erwachsene dahinter bleibe unberührt.

Hingegen sei für den Einbruch in eines Ingenieurs oder eines Staatssekretärs mühsam aufgezimmerten Himmel ein Lehrer vonnöten, der über die Schranken eines Fachs, einer Klasse, einer Gruppe einmal hinausgetreten sei. Er müsse in schwerer Stunde einmal, wie etwa der Soldat im Kriege, an den Rand des Daseins geführt worden sein und auf sein neu geschenktes Leben mit freier Seele lauschen. Dieser einmal außer sich Geratene bringe die wichtigste Eigenschaft vom Rande des Lebens in die Andragogik. Meiner schönen Rede hörte der Leiter dieser Tagung, der Gymnasialdirektor der Stadt, mißmutig zu. Und als ich geendet, sprach er die gewichtigen Worte: »Ich vertraue, daß die Volksbildung auch weiterhin ordentlichen Männern anvertraut bleibt und nicht solchen Menschen vom Rand.«

Vierzig Jahre später bin ich immer noch ein unordentlicher Mensch vom Rand. Diesmal bin ich sogar nicht nur sechs Jahre Soldat gewesen. Denn ich habe am 1. Februar 1933 beschlossen auszuwandern, weil mein Amt, die Fachleute vom Rande her zur Ordnung zu rufen, am 30. Januar 1933 versiegt war.

Und so spreche ich nicht in Ballenstedt, wo Wilhelm von Kügelgen schrieb, sondern ich schreibe in Amerika, wo Abraham Lincoln sprach. Ich schreibe vom Rande Europas, vom Rande der Welt der ordinären und ordentlichen Professoren; und dem seligen Gymnasialdirektor entsprechen heut die in das Wirtschaftswunder Eingeordneten, die auch den Rand nicht wahr haben wollen.

Vom äußersten Rande der angeblich immer noch vorhandenen Welt der Ordentlichen her lege ich das Sprachwerk vor, das die Erwachsenen in Tunis und in Venezuela, in Gabon und in Finnland von den Fesseln der Schulgrammatik zu befreien hofft. Das Werk steht am Rande der deutschen Geisteswelt notgedrungen. Und deshalb habe ich nicht alle seine Kapitel in die deutsche Sprache zurückholen dürfen. Denn Teile des Werks hatten Do-

kumente zu bleiben. Sie bezeugen, daß kein Erwachsener dem Logos seinen Schreibtisch oder sein Katheder reservieren kann. Er hat ihm lebenslänglich zu gehorchen trotz Stundenplänen, Vorlesungsverzeichnissen, Sprechstunden und Hörspielen in ihrer Verkürzung wirklichen Sprechens. Weil die Seele das Herz ist, das über meinen Leib hinausschlägt, so ist die lebenslängliche Unberechenbarkeit beseelter Sprache der Hauptsatz dieses Buches. Dann kann aber das Werk selber über diesen Satz nicht hinweghüpfen. Es muß vielmehr aus ihm heraus entsprungen bleiben. Dabei gehen nicht etwa die äußeren Umstände meines Daseins die Leser an. Aber die langen Abstände, in denen mir die Wahrheiten aufgegangen und zu Häupten gestanden sind, die müssen auch die Leser wahrnehmen.

Diese Bände habe ich mir nicht ausgedacht. Sie geben kein Bild eines Augenblicks oder ein System zeitloser Weltanschauung wieder. Sie sind das wunderbare Geschenk von drei Vierteln eines Jahrhunderts an einen Liebhaber des Wortes. Solchen Lesern aber, denen sich unser Leben im Raume abspielt, möge ich als ein Seefahrer gelten durch die sieben Ozeane der Tonarten, der Denkweisen, der Sprachen des Wortes Gottes an uns, seine Statthalter auf Erden, ein Seefahrer, der schier als einziger von vielen lieben Gefährten, die er wie einst Odysseus verloren hat, diese um die Jahrhundertwende begonnene Weltumseglung hat zu Ende bringen dürfen.

Gleich die zweite, zeitlich aber erste Vorrede ist daher so stehen geblieben, wie ich sie 1945 meiner damals noch auf Erden weilenden Frau zuschrieb. Vielleicht stößt sich auch ein des Englischen Kundiger an der seltsamen Vokabel »Horseblock« für die damalige Überschrift. Nun, ein Horseblock ist ein fester Untersatz, um auch im Schlamm oder weichen Grunde sein Pferd besteigen zu können. Einen soliden Aufstieg aus den Niederungen der Schulgrammatik, die in Sachen »Sprachen« uns niederzieht, kündigte also die amerikanische Vorrede an. Ihr Text entstand angesichts der Besetzung der einzigen unversehrten Rheinbrücke, der bei Remagen, durch amerikanische Soldaten.

Honny soit qui mal y pense. Wessen deutschen Patriotismus das kränkt, den hat sowieso nicht die Sehnsucht ergriffen, die ich stillen möchte. Jenseits des Zwistes der Geschlechter der Menschen muß eine gemeinsame Sprache ins Leben rufen und bestimmen. Dem von diesem Muß bezwungenen Leser ist es vielleicht sogar lieb, gleich vom Anfang an in den Händeln dieser Welt auf die Borniertheit meiner Person zu stoßen. Er weiß dann, woran er mit mir ist, nämlich mit einem Manne, der sogar im Augenblick eines Weltkriegs den Sieg der Sprache über die Philologen und Semantiker und logischen Positivisten für wichtiger hält als den Sieg in der Schlacht. Denn heut morden sie die Sprache, aber wir Menschen müssen sprechen.

Viele also, so fürchte ich, werden nicht weiterlesen trotz dieses »Muß«. Denn kein Mensch muß müssen. Es erstaunt mich ohne Ende, wie viele Gebildete weiter in deutscher Kultur von 1913 herumspielen und von keinem Muß etwas hören wollen, das von ihnen »Entsagung« fordert.

Denn es sind unsere lieben kleinen Zellen im eigenen Gehirn, die da müssen müßten, diese vertrackten Zellen, die biologisch als einzige Zellen unseres Leibes nie erneuerbaren, die uns also zum Tode verurteilen müßten, falls sie nicht die Flut lebendigen Wassers überfluten dürfte. Die Aufklärung verurteilte das Abendland zum Untergang, als es dem Gehirn, dem rückständigsten Organ, den Fortschritt anvertraute. Daher muß heut die übliche, sogar empfohlene Abteilung zwischen heißem Herzen und kaltem Kopf fallen. Sie wird zwar im Jahrhundert der Leibesübungen angeraten, ist aber nur für niedere Tiere natürlich. Wir müssen dafür sorgen, als höher entwickelt, daß unser Herz dem Kopfe seine Befehle mit Blut mitteilen darf.

Aber noch steuern die Gebildeten auf ihre Selbstvernichtung hin. Ich habe geringe Aussicht, auf sie anziehend zu wirken. Aber was tut's? Dies Werk ist ja unwillkürlich entstanden. Und dem wird es wohl am weitesten helfen, der dem Werke diese Eigenschaft des Unwillkürlichen zugute hält.

Es ist eine Folge dieser Unwillkürlichkeit, daß im Vorfelde des

Werkes wesentliche Teilschriften zur Sprachlehre längst gedruckt vorliegen und hier nun fehlen. Zur technischen Bequemlichkeit kritischer Leser führe ich einige davon an: »Zur Ausbildung des kirchlichen Festkalenders« von 1910 gehört zu II, 7, »Ostfalens Rechtsliteratur« von 1912, zu I, 1 und II, 13. »Die Verdeutschung des Sachsenspiegels« von 1915 behandelt das Verhältnis von Poesie und Prosa wie II, 1. »Spruch und Rede« von 1916 gehört zu II, 11. »Judas Ischarioth und Die preußischen Konservativen« (Hochland, 1932) und das selbe Thema des Verrats im Widerstand gegen Hitler aus der »Gegenwart« (jetzt im »Geheimnis der Universität«, 1958) gehören zu II, 4c. Ebenfalls im »Geheimnis der Universität« steht die fundamentale Kasseler Rede »Jakob Grimms Spracherlebnis«. Die beiden Bände »Soziologie« sind randvoll mit »Sprache«. Die christliche Weihe des Volksnamens Deutsch erweist die germanistische Schrift »Frankreich-Deutschland«. Die schon im Titel sprachmethodische Schrift »Zurück in das Wagnis der Sprache« reiht den Herakleitos von Ephesos in die Reihe der Sprachdenker von Abjathar bis Hamann ein. Die Nennung dieser Beispiele soll nur die Gestalt des vorliegenden Werks verdeutlichen. Wir werden eben durch die Macht der Lebensumstände überwältigt und so habe auch ich diese naseweisen Vorläufer des Hauptwerkes zulassen müssen.

Umgekehrt ist es für den sorgfältigen Kritiker vielleicht wissenswert, daß weite Teile des hier vorgelegten Textes zuerst auf Englisch zwischen 1935 und 1950 niedergeschrieben worden sind. Das geschah, obwohl eine Drucklegung damals aussichtslos schien. Aber die Pflicht und der Zwang, eines Tages ein umfassendes Sprachwerk vorzulegen, ist mir seit etwa 1912 vor der Seele gestanden. Wie ich in »Biblionomics« dankbar erzählt habe, hatten mich bis dahin mein deutsches Elternhaus, die deutsche Literatur und die deutschen Philologen trunken gemacht mit den süßen Weinen der Sprachen. Darum ist die Spannweite meiner Antwort, 1912 bis 1962, vermutlich selber eine bezeichnende Wirkung des Logos in seiner Herrschaft über

ein Menschenleben. Die letzten zwölf Jahre brachten mir die Freundeshilfe des Direktors der Bodelschwingh-Schule in Bethel bei Bielefeld, Dr. Georg Müller. Die englischen Manuskripte wanderten zu ihm. Er wandte die große Mühe einer ersten Übersetzung auf, um sie immer wieder in die öffentliche Diskussion hineinzuziehn. Er hat mir damit den unersetzlichen Dienst geleistet, in einer über die Junggrammatiker der siebziger Jahre kaum hinausgeschrittnen Welt – das Münchener Symposion der Sprache von 1960 ist absolut vor-nietzschisch – auf die neue Fragestellung unermüdlich hinzuweisen. Er und ich hoffen, daß damit das Klima für die verlangsamte Publikation dieses Werkes besser vorbereitet ist.

Am 21. August 1962, dem einhundertneunten Geburtstage meines Vaters Theodor Rosenstock, weiland Börsenvorstandes und ehrenamtlichen Handelsrichters in Berlin.

»Four Wells«, Norwich, Vermont, USA

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DIE ERSTE VORREDE ZU ZWEIT

A Horse Block

From a horse block, you may get on a horse even in mud time. Can this book serve the reader as a horse block so that he may get in the saddle and join the cavalcade of the future? In which sense it tries to render this service, I shall explain in this preface.

On March 7, 1945, word went round that a bridge over the Rhine had been taken. Upon this word, every tank, every jeep, every vehicle of the First American Army far and wide turned and raced for the Remagen bridge.

One company took the bridge. But upon the word, more and more troops streamed towards it. And the more troops did this, the truer it became that "the bridge was taken," verily. Because the bridge had been taken, the word could get around. But because the word got around, the bridge was taken ultimately and lastingly.

So, we here see how words entered the scene of action and transformed the lucky strike of e few into the hundredfold more efficient act of all. Speech verified action and knitted together scattered units into one advancing army. Thus, *words let us partake of the common enterprises of Man.* We all rush to the next bridge whenever the opportunity is offered to us by the right word. Then, we all know both: what to think and what to do. The word reconciles the gap between our private thoughts and our public, common acts.

By speech, by language, men are able to act as One Man. Thus we create peace, fellowship, security, continuity. By speech, we take possession of the earth together and march into the future as One Man.

But this is not the scientific point of view about speech. No scientist or philosopher ever since the days of the Renaissance who does not complain of language as a poor tool for expressing his sublime thoughts. Fritz Mauthner wrote 6000 pages and proved in one and a half million words that all words lie. And he got his books printed and they are in all the libraries of the world because in their heart of hearts, all academic people treat languages as rudiments of a barbaric age. How they would prefer to think without words!

One month before the Fall of France, I attended the annual dinner of the Literary Society at our most highly endowed university. I was surrounded by professors of the English department. And so I told them that my son as a new student was required to study Joyce's Ulysses. In this book all human speech of the last thousand years, from the Dies Irae and Holy Mass to the latest slang, ingeniously is blown to smithereens. Was it necessary for a freshman, I asked, to enter the realm of speech by means of an air raid? They laughed at the complaint of a rustic. Suddenly, the ringleader, by some profound instinct, said: "Joyce certainly is a million times better food for your son than the dead oratory of Winston Churchill's speeches."

Four weeks later, Winston Churchill was Prime Minister. And soon, he had to form that Life preserver to which the British clung for the next thirty months. He forged it in four words, with the dead oratory of the ages: "Blood, Sweat and Tears." "Blood, sweat, and tears," never have so few words exhaled so much power, cut out such a far-reaching alley into the future, and borne so much fruit.

Here, then, is World War II and the bridge at Remagen which were won solely because words had authority, dignity, power, spirit, and which opened an era of vaster and vaster joint enterprises. But there, we have unanimous condescension of science for speech, for the power which knits together these millions; we have "thought" look down on language as a poor tool instead of which "basic English" or an artifical language might be intro-

duced. The hatred of the superminds for speech, of the rationalist for the human family's great names, is as real as the life belt of Churchill's poor four words.

This is a diabolical conflict between the demands of survival and the demands of sophistication, between our primitive hunger for real bread and the fastidiousness of hypersensitized palates.

The result of this conflict are the modern masses. A mass, by definition, consists of men to whom speech no longer has the primeval power to discern the thoughts and intents of the heart and to lay bare the dividing of soul and marrow. We become a mob whenever we are stripped of our names, our mores, our songs, our rights, our creeds and when we fall victim to slogans, propaganda, agitation, rumors, whisper. When we grow tired of our full regalia of named and articulate speech and take a short cut, we become mass men. Now, our thinkers and educators tell us that all names are mere words, that the sacred and great names and the gossiping slang words, are all one and the same waxen nose. Deserted by the party of philosophers, intellectuals, scientists, the masses who must unite in common enterprises, rush headlong for any slogan. Have they not been told that all speech is rotten or mythical or irrational? So, why discriminate between the regalia and the rubbish?

Thank God, an army is not a mob. The bridge of Remagen was taken by real people who could well distinguish between a mere rumor of irresponsible privates and the public spirit of loyalty to the cause. The names of honor, daring, service, resounded so loudly in their ears as the famous voice of the laws did resound in the ears of Socrates when he decided to stay in his prison. These names made them act confidently without the secondary array of special orders or regulations. The battle of Waterloo was lost because Marshal Grouchy did not do what our men did. His heart was too corrupt to believe in what he heard. Our men heard, they were pure hearted enough to hear all the implications of the simple sentence: they have taken a bridge. The

quagmire of "speech-suspecting" thought was left behind, and the firm ground of truth was recovered.

This book defends the taking of the bridge at Remagen, by word of mouth. It recovers the truth, the dignity, the authority, the power of speech. Morally and physically, our young men had to recover firm ground by their fighting when for at least thirty years, their old men had created a boggarden of scepticism. This book tries to seal this recovery mentally.

On the existential plane of speech which we are expected to support by our loyalty to our era, every ancient form of speech, song, plainchant, psalms, poetry, mathematics, can be reborn in Renaissances and has been reborn. We ourselves, at this moment, emerge from the Renaissance of the Arts und Sciences of Greece. From now on, even more remote times, more cryptic songs and mores, will be revived. The ways of speech in ancient empires and ancient tribes ask to be rewalked. A further Great Re-admission is on hand. Alas, it is not on foot. While people rave over the dancers of Bali, and the ivories of Africa, and the Iglu morality of the Eskimo, and the totems of Australia, our schools remain in academic, speech-suspecting, purely reflective mood. When time was young, Charles Kingsley († 1875) simply could exclaim: "Hey, for boot and horse, lad, and round the world away!"

How old we are! Our young men do not fall for such a verse as Kingsley's. Compared to his youthful shout, my book is a mere lifeless block. And humbly it is offered as such. Our young men and women seem stuck. The cynics of speech and language have turned the realm of great names, inspired marching songs, challenging prophecy, into a swamp; and nobody has a sure footing. My lifeless block should be useful if only for the reason that it can stand firmly in the midst of the quagmire and help the reader who is stuck, into the saddle. The difference between the days one century ago and today is in this, that it is not enough now to have "Boots, saddle, a horse, and away." A new gap has been created between the frustrated individual and his partici-

pation in the great common enterprises of mankind. This gap yawns *before* he can join the cavalcade of the future, inside himself. He is torn. He is shaky. He speaks many conflicting languages and he mistrusts every one of them. Therefore, he needs a horse block which is not shaky, neither swerving to one side or the other, neither pulling him down.

Now, I have to render accounts why I trust that my horse block reaches down deep enough, below the mud produced by contempt of speech.

There is a trick or a technique in the construction of this "take-off." And I see no reason why the reader should not be told of its secret in advance. It is a gadget which will bear frank discussion.

The book makes three points.

1. All human speech is one and the same process, through the ages. Speech creates peace between men and men, women and woman, parents and children.
2. Philosophy, thinking, science, are "looking-glass" speech. They reflect on former speech or are preliminary to future utterance. Whenever the looking-glass speakers put themselves up as primary speakers instead of humbly accepting their secondary role, social catastrophes – like those of the last thirty years – restore the relation of primary and "looking-glass" speech.
3. Peace is indivisible. Hence, sciences, arts, laws, mores, and folklore must be permeated by One spirit, or peace will expire and dog eat dog.

With these theses, the usual treatment of languages and laws and literature does not jibe. The lawyer, the literary critic, the philologist, the prehistorian, the diplomatist who interprets charters and parchments with big seals, the archeologist, the logician, every one of them has developed a valuable method for dealing with one type of linguistic material. This seems normal since we have song, prose, poetry, conversation, contracts,

mathematics, Bibles, prayers, inscriptions. Why not have a different method for each form of expression? Euripides and Thucydides must be deciphered or interpreted by a method which differs from the manner a modern historian may base his history writing on diaries, state documents, newspapers.

This difference in approach to types of language would be innocuous if it were not that every century of our tradition abounded in one special type of source material and fell short in others. For the dark ages, we have legends of the saints as our foremost documents. For Egypt, we have hieroglyphs, for the Navajo Indians we have oral traditions or travel books. Obviously, the diversity of this source material leaves an imprint on the judgment of the explorer. We are apt to draw a different picture of Man simply because we read different documents about his nature. An economist and a liturgist will rarely agree on human nature because they work with a different source material on this nature. The difference in material, becomes a diversity of human nature. When we try to say something about man in general, it will be colored by the documents of the period or the field in which we happen to be best versed. And this book wishes to stand the test of those who are versed in one field and still open to the whole truth! I am not writing as though all these diverse methods did not exist and were not essential. On the contrary, I salute them as having made this book possible.

But, I cannot help now adding this one "but". When a book proposes to look at the unity or identity of man's creative spirit through the ages, the mere diversity of method is a real handicap. Any assertion may seem to depend on one rather thin strand of proof. In Egyptology, the arguments used for explaining a rite or a law, were of one type for the last fifty years; in prehistory, they were of quite another, and in modern economy of another type again. When Alan Gardiner, the Egyptologist, wrote his book on the origin of language, the method of the purely philological School of Adolf Erman was evident. But Wilson, in his

"Miraculous Birth of Language," used Darwinian and biological reflections, and Marot, in his "Langue et Religion," used psychological argumentation. Alf Sommerfeld in »Société et Langage« tried the ideas of the French School of Sociology.

What can be done against this thinning out, this bleak feeling of the reader that it all hangs on one tiny thread, that the author has found one other "nuance" which is quite as arbitrary and a mere fashion of the scientific mind as the fashions in medicine?

My way out has been the conscious transfer and mixture of all the methods available to me. Since I learned Hieroglyphs and comparative philology, more than forty years have gone by, and if this were the place to speak of my own training, I might explain how Mother Nature seems to have made an unjustifiable effort in my case to equip me with scores of methods in research. While it is not necessary to bother the reader with biographical details, the outcome matters to him. And the outcome is that in this book the work sheet of a modern physicist is deciphered like an old Egyptian inscription without losing sight of the way it is read by the physicist himself. An ancient tattoo is read like a modern state document without losing sight of the anthropologist's methods. Plato is treated as a grammatical and linguistic phenomenon although it remains obvious for a man who tries to teach philosophy that the philosophers approach Plato not as grammar. And grammatical forms are approached as religious revelations although the scars of grammatical instruction are burned deeply into my corrupt brain. The modern psychoanalyst and anthropologist themselves have been exploited by me as mentalities which explain many features of past "thinkers".

Of course, it is well known that progress in science has nearly always depended on a transfer or combination of method. The universal application of the Wave-hypothesis has revolutionized physics. Kittel's Dictionary of the New Testament, this great vindication of honest Protestantism from Hitler, combines at

least four methods in every one of its articles. Menghuin's history of the Stone Age, Dornseiff's Greek studies, Meuli's Scythica, all proceed similarly. This work, too, uses as many methods at least as it has chapters. By this concatenation of methods, their thin strands should be woven into solid ropes and thereby provide moorings which reach down deeply. This, then, is the peculiar anchorage of my horse block.

Any good thing is bad in some sense, too. The many cross references obtained by our method may annoy the specialist of any one method. The physicist will say: this is not physics; the Egyptologist will say: this is not Egyptology, the lawyer will say: this is not political science. I do hope that these specialists will be fair enough to see that this is the very purpose of the book: to make the specialist feel no longer at home in his own field, and instead, make him feel at home in a much greater realm of life. This book is written for them as real people, men and women, and not for the specialist in them. The familiar assonance of "physics" or "Egypt" may annoy them in their "own" chapter, but they should consider the whole book. Then, they may be good enough to admit that they simply never have asked from their material the question which we here are asking: by which miraculous balance of power do we allow prose to stand side by side with poetry, physics side by side with prayer, folksongs side by side with mathematics, wedding ceremonies side by side with labor contracts?

As the waves of One ocean, the styles, the special ways or keys of speech, here appear. And it is an adventure over the seven seas from which I return. We, whom Herman Melville had proclaimed "The Heir of all times," had nearly lost our native land with its trustworthy speech, great names, generous credit, authoritative directives. The Sophists robbed us of our power to declare war or to enact peace. The desperate outcry of Melville's "Pierre": "It's speechless sweet to kill you," became the inscription of the shingle under which the nations were invited to do business.

I feel as though this Odyssey were coming to an end, as though we might recover the power of speech. In the humanities, a steady rise of understanding for the vexing but central riddle of the spirit of grammar is apparent. I know of many serious efforts in a direction parallel with mine. Most of these rivulets are nearly invisible; in footnotes, or in a short sentence in the midst of a desert of stock phrases, the new faith may find expression. Readers who are interested in the more deliberate precedents, find some hints in A. Altman's article in the Journal of Religion, October 1944.

But the truth about human speech is a democratic truth. Therefore my book is not dedicated to any individual. If it were to be inscribed with a name, it could only be the name of the one in whose love the "subsigned" individual has recovered his right, his power, his faith, his dignity to speak at all, time and again. For who can speak in his own name, as an individual? That nobody ever can, is your horse block!

E. R. H.

"Four Wells"
Norwich, Vermont (1945)

Erster Teil

Wer spricht?
Die Bestimmung der Sprecher

»ES REGNET«
ODER
DIE SPRACHE STEHT AUF DEM KOPF

Im Stromnetz der Sprache

Das Buch aller Bücher ist die Bibel. Der Sang aller Sänge ist das Hohelied.
Der Liederkranz aller Liederkränze ist der Psalter.
Was aber ist die Sprache aller Sprachen? Da ist uns die Antwort nicht so eingängig. Die Reihe: Buch aller Bücher, song of songs, Cantica Canticorum wird nicht ohne weiteres fortgesprochen durch ein Lingua linguarum. Aber wie in Paris der Platinmeterstab liegt, damit die Metermaße ihren Maßstab haben, so fragt jeder Menschenmund notgedrungen nach der Sprache der Sprachen, um zu wissen, wann er denn in Wahrheit spreche.
Dank des Hohenlieds wissen wir, wann wir nur einen Gassenhauer pfeifen. An der Hochsprache sollten wir messen, wann wir daherschwätzen.
Das Wort, das mit Vollmacht gesprochen wird, verwandelt. Ein alter Josephustext charakterisiert Jesus durch den schlichten Satz: »Sie sahen aber seine Macht, daß er alles, was er wollte, ausführte durch das Wort.«[1] Als Jesus die Messe einsetzte: »Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut«, begann seine Umwandlung aus Jesus von Nazareth in Christus den Herrn. Unaufhaltsam ist er seitdem im Kommen, sein Name steigt in jeder Generation über einen weiteren Hochnamen, sei es des Volkes, sei es der Nationen, sei es der Erdteile, und diese seine Umwandlung erhebt ihn zu dem Wort aller Worte. Wie Johannes der Evangelist angehoben hat: Im Anfang wirkt die Sprachkraft in Gott, so sprechen wir am Ende der Tage: Am Ende ist die Sprachkraft

---

[1] abgedruckt bei S. G. F. Brandon, »Fall of Jerusalem«, 1957, S. 122 f.

aus Gott wirksam geworden und hat alle Ecken und Enden verwandelt. Jesus ist die Sprachkraft der Sprachen am Anfang als das Wort, Christus ist die Sprachkraft aller Sprachen am Ende. Die Heilszeit wie alle Zeit hat ihren Anfang im ersten Vers des Johannesevangeliums, sie hat ihr Ende hinter dem letzten Vers der Johannesapokalypse, nämlich hinter dem Augenblick, zu dem das letzte Mal: »Komm, Herr Jesus« in einen noch unerlösten Teil der Schöpfung wird hineingerufen werden müssen.
Dem Buch der Bücher, dem Cantica Canticorum, dem Lied der Lieder lassen sich papierene Bücher, Noten, Texte gegenüberstellen, so als gehe es beide Male um Schriften. Geschriebenes liegt oder steht im Fach des Bücherschrankes, oben oder unten, die Länge und die Breite im Raum.
Die Sprache der Sprachen aber läßt sich in keine Bibliothek neben die Grammatiken der Tausende von Sprachen hineinstellen. Die Grammatik, wie sie noch heute aus Alexandria nachwirkt, baute aus Buchstaben, und wie alles griechische Begreifen, vergriff sie sich an der Sprache dadurch, daß die Teile das Ganze erklären sollten, die Worte den Satz, der Satz das Kapitel, das Kapitel das Buch, das Buch die Literatur, das Untere das Obere, die Buchstaben das Wort.
Zusammengesetzt, synthetisch denken die Grammatiker, wie alle Griechen. Sie bauen von unten nach oben, »sehnsuchtsvolle Hungerleider nach dem Unerreichlichen« (Goethe), daher sich die verhungerten Schulmeister Idealisten nennen. Aber du sagst nur, wir lieben uns, weil du einst stürmisch gerufen hast: Hab mich lieb, und weil einst wird von dir gesagt werden müssen: er hat sie sehr geliebt. Du sprichst heute nur, weil du von allem Anfang her berufen worden bist[1], und weil am Weltende deine rechtmäßige Ernennung sogar von den Teufeln, die dich am glühendsten gehaßt haben, anerkannt werden soll. Wer spricht, gerät also in ein Stromnetz. Kein einziges einzelnes Wort hat Sinn. Kein Satz, den der Grammatiker aus dem Zusammenhang

[1] »Ich fing nicht an, ich fuhr nur fort zu lieben.« Goethe.

reißt, verrät ihm, was wir tun, wenn wir sprechen. Die weisesten Grammatiker werden die größten Narren, wenn sie, statt über ihre Buchstaben, über die Sprache schreiben. Der klügste, kenntnisreichste Ägyptologe aus der raffinierten Grammatikerschule des Adolf Erman hat versucht, dadurch hinter das Geheimnis der Sprache zu kommen, daß er den Satz: »Es regnet« analysierte. Ganz Europa und Amerika, die ganze Aufklärung, von Descartes bis zu den »Vereinten Nationen«, vollendet sich in dieser Blasphemie Sir Alan Gardiners [1].
Indessen Annelieses Kindervers:

Es regnet, Gott segnet,
Die Erde wird naß.

ist unendlich viel weiser als Gardiners »Analyse« der Worte »es« und »regnet«. Denn ohne Weitersprechen und ohne vorhergehendes Gehört-haben ist der Sinn des einzelnen Satzes unergründlich. Vorauf liegt dem Satz »es regnet« die Sehnsucht zu sagen, ob ich vor oder nach dem Regen lebe. »Es hat geregnet« oder »Möge es regnen«, mußten sagbar sein, als ich rief: »Es regnet.« Wir sprechen, um wie bei der Flurprozession der Rogationen im Mai den Acker unserer Zeit zu umschreiten. Ambarvaler, Flurumschreiter wurde der Römer jährlich, denn der eine Stoß der Sprache bemächtigt sich kraftvoll der Dinge dieser Welt. So begreift er die Sachen der Räume [2]. Aber auch ambarvaler »Zeitumschreiter« ist jeder Sprecher. Auch die Zeit wird eine blühende Flur, wenn wir sprechen. Der Sprecher umgreift den Gang der Ereignisse, stoßend und gestoßen in der Wucht des Zeitandranges. Wir begreifen das Tote, Stehende, Daliegende verständig, weil wir das Tote beisetzen sollen. Wir grei-

[1] Alan H. Gardiner, The Theory of Speech and Language, Oxford 1932; derselbe, The Theory of Proper Names, Oxford 1940, derselbe, Acta Linguistica IV (1944), S. 107 ff.

[2] Dazu in diesem Werk, im zweiten Band, das Kapitel »Vom Carmen Arvale zur Natur der Physischen Welt« und schon 1910 »Zur Ausbildung des mittelalterlichen Festkalenders« im Archiv für Kulturgeschichte.

fen ein in das Lebende, Gehende, Strömende vernünftig, weil wir ins Leben gestoßen werden. Begreifen und Eingreifen sind unsere beiden Sprechrichtungen. Weil die Grammatiker synthetisch leimen, haben sich Begreifen und Eingreifen bei uns voneinander separiert. Der Begreifer behauptet, ohne Eingriffe in Begriffen denken zu können! Und dieser Denker ignoriert das Ereignis, dem er selber entsprungen ist. Und doch, was für ein ungeheurer Eingriff in den Zeitablauf hat dazu gehört, um ihn, den Descartes, ihn, den Hegel, aus dem Strom herauszugreifen, damit er es fortan nur mit dem Begreifen zu tun haben darf.

Die Berufswahl ist immer ein unbegreiflicher Eingriff in den Ablauf eines Lebens: »Werde zum Philosophen« liegt dem »alles, was ist, ist vernünftig« des Herrn Hegel weit vorauf, und es ist daher ein eingreifenderes Gebot, als alle Begriffe innerhalb der Hegelschen Philosophie. Das Gebot und der Befehl sind jene Eingriffe in den Zeitablauf, an denen sich erweist, daß der Begriff der Denker nur das Beerdigungsinstitut ist, das die Leichen unserer Sprache beisetzt. Denn die Sprachkraft setzt, die Denkkraft aber setzt bei.

Nachdem wir gehorcht haben, nachdem wir auf unseren eigenen Namen gehört haben, aus der Masse auftauchend, vernehmend, mit hingegebener Vernunft, unbegreiflich selbstvergessen und vertrauend, verantworten wir uns vor unsern Hörgenossen und antworten wir auf den Eingriff in unsere Zeit mit dem entscheidenden Entschluß. Erst zuletzt kommt der Begriff der »Descartes« oder »Kants«, um zu begreifen, wozu wir ernannt worden sind. Sie haften für nichts, wie doch sonst jeder Ernannte, mit ihrem reinen Verstand, »gereinigt« wie sie ihn nun haben von jeder Pflicht und Zugehörigkeit in das Zeitalter. Jeder Mensch beruhigt sich dabei, daß die Elektrizität ein Prozeß sei, der schon ablief, ehe wir ihn Elektrizität nannten. Aber die Grammatiker leugnen, daß die Sprache ein einheitlicher Prozeß sei, der alle vom Weibe Geborenen einbegriff, ehe Herr Jourdain noch wußte, daß es »Prosa« sei, was er sprach, und ehe Arthur Schopenhauer wußte, daß er sein »System« schrieb.

Die vielen Geister des St.-Elms-Feuers, der Blitze, des Nordlichts, der Magneten, gelten uns seit Faraday als eine und die gleiche Kraft. Den Tausenden der Sprachen werden wir ebenso dadurch gerecht, daß wir ihren Regenguß als eine Macht erfassen, an der wir teilnehmen müssen, weil wir Menschen werden müssen. Und ohne diese Teilnahme können wir nicht Menschen werden. Instinktiv wissen wir alle, daß es sich bei der Sprache um einen einzigen Guß oder Strom handle. Nur darin unterscheiden wir uns, daß die Heiden wähnen, sie könnten allein von dem Strom erfaßt werden, ohne daß alle Sprachfähigen an ihm teilnähmen. Wir hingegen wissen, daß uns selber der Sprachstrom nur durchströmt, falls er alle andern auch durchströmt. Wer behauptet, er allein oder sein Stamm allein sei begeisterungsfähig, erweist eben damit, daß er von der Begeisterung keine Ahnung hat.

Nun ist der Satz »es regnet«, der uns als maßgeblicher Satz unter den Händen eines analytischen Grammatikers beleidigt, im Munde dessen, der von Sprache überströmt, ein kranker, ein unvollständiger, ein mangelhafter Satz. Und seine Mängel sollen uns daher dienen, weil wir schon wissen, daß Sprechen Ursprungen, Fortgehen und Enden, Befangensein und Unbefangenwerden umschließt.

»Es regnet« ist mangelhaft, weil der vollständige Satz hieß: »Zeus regnet.«[1] Und deshalb erläutert in dem Kindervers: »Es regnet, Gott segnet, die Erde wird naß«, der zweite Halbvers den ersten. Jeder Satz ist eben erst ein Ansatz, der nach Fortsetzungen ruft. Auf einer griechischen Vase sieht man zwei Kinder und zwei Schwalben. Bei Knabe I steht das Wort χελιδων d. h. Schwalbe, bei Knabe II steht: ετερα, d. h. eine andere Schwalbe. Und darunter steht: ἔαρ ἤδη, d. h. schon (ist es) Frühling. Vier Worte also, und statt »ist es« nur das Zeitzeichen »schon«, bilden hier eine Szene, einen Verlauf ab vom ersten Auftauchen des ersten Schwälbchens zum vollen, glaubhaften Eintritt des Frühlings.

---

[1] Griechisch hieß es wirklich: Ζεύς ὕει, und erst später ὕει

Nicht das Zeitwort begegnet hier, wie in unserem ersten Beispiel »es regnet«, trotzdem wird hier mehr Sprache offenbar, als in »es regnet«. Denn drei Ausrufe werden hier zusammengespannt. Wo wir beschaulich begreifen und schlußfolgern: »Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer«, führt die Vase uns mitten ins Gefecht der Zeitergriffenheit in drei Akten, die aufeinander harren. ›Schwalbe‹, rufte der erste, ›Noch eine‹, ruft der zweite. ›Und Lenz bereits‹, antworten einander beide. Zusammentun, was die Buchstaben einzeln ergeben, war das Werk der Schulgrammatiker aus heidnischer Zeit, die Synthese ein Akt der Logik. Seit uns aber offen liegt, was wir tun, wenn wir sprechen, ist Sprache nichts Logisches und wird daher durch die Grammatik der Schule nicht begriffen. Sprechen heißt verschiedene auf verschiedene Träger verteilte Erfahrungen so zusammenspannen, als durchführe sie ein und derselbe Träger: Sprache macht übereinstimmen.

Die beiden Knaben sind eingespannt in ein und denselben Sprachverlauf, der den beiden Schwalben zusammen den Sinn des Frühlingseintritts verleiht. Aus beiden Trägern der Worte wird eine Stimme. Der Logos: »Der Lenz ist da« ist wahrer aus ihrer beider Munde, weil zwei Beobachtungen zusammenstimmen und jedem der beiden seine Rolle zuweisen. Was denn Wahrheit sei unter uns Menschen, und wie wir zu Zeugen der Wahrheit werden, indem wir sprechen, ist aus dieser winzigen Szene bereits abzulesen. Die Wahrheit wird nie begriffen, es sei denn, sie griffe um sich auf mehr und mehr eingespannte Rufer, die sie bestimmt. An zwei und zwei ist vier ist ja nicht nur wahr, daß zwei und zwei vier sind, sondern daß je und je mehr und mehr Nachgeborene davon ausgehen, daß sie mit diesem Satz in die menschliche Vernehmbarkeit und Vernünftigkeit einstimmen sollen. »Zwei und zwei ist vier« (statt: eine Schwalbe, noch eine Schwalbe, Frühling ist da) und »Es regnet« (statt: »Zeus regnet«) sind beides *entleerte* Sätze, aus ihnen ist nämlich die Spannung gewichen, die aus zwei Beobachtern einen Sprecher, aus zwei Ausrufen einen Satz gespannt hatte. Volles Sprechen macht

uns vor, wie getrennte Menschen in die Teilnahme am Sprachprozeß hineingerissen werden. Leeres Reden macht das nur nach. Zwei und zwei ist vier heißt deshalb ein abstrakter Satz. Die konkreten Ausrufe staunender, stammelnder, auf einander gespannt lauschender Namensträger sind im abstrakten Satz ersetzt durch Zahlen: »Wo sich heute, wie unsere Weisen sagen, wesenlos ein Feuerball nur dreht, lenkte einstmals seinen Sonnenwagen Helions in hehrer Majestät.«

Der Weg vom Konkreten zum Abstrakten unterliegt strengen Gesetzen. Weder du noch ich können ein unsere Entschlüsse umstürzendes Ereignis gleich abstrakt begreifen. Erst müssen wir uns von ihm ergreifen lassen. Dies heißt heute bei den Neuheiden Engagement. Denn noch in ihrer Verzweiflung wollen diese Existenzialisten Griechen bleiben und das Obere aus dem Unteren erklären. Daß aber alle Sprache von Adam bis zum jüngsten Tag ein einziger Prozeß sei, geht ihnen wortwörtlich über die Hutschnur. Da sie sich Denker schimpfen und sich denkend über die Welt erheben wollen, so müssen sie von den Worten ihres eigenen Mundes abstrahieren. Ihre Würde als Existenzialisten hängt daran, daß sie erst einmal von der condition humaine, der Einspannung in die eine Erfahrung aller Zeiten, abstrahiert haben wollen. Sie sind auf dem Wege vom Denken zum Bücherschreiben. Wir hingegen sind ja keine –isten, weder Existenzialisten noch Idealisten noch Materialisten, wir sind auf dem Wege vom Staunen, Leiden über das Seufzen oder Schreien zum Sprechen[1].

Denken – Sprechen – Schreien verhalten sich wie der letzte Mensch, der geschichtliche Mensch und der prähistorische Mensch. In wirklichen Menschen sind der Schrei und der Gedanke als Grenzpfähle eingerammt, zwischen denen er zu leben hat. Weder Schreien noch Denken ist unsere menschliche Mitte. Aber sprechen und hören, rufen und uns rufen lassen,

[1] Ausführlich über diesen Abschied von Descartes mein »Out of Revolution«, autobiography of Western Man, N. Y. 1938.

»schon« und »noch nicht« sagen müssen wir, um menschlich zu heißen.

Die Menschen, die nur noch schreien oder nur noch denken könnten, wären Tiere oder Geister. Zerbrochen wäre in ihnen der Spannbogen, der uns über die Abgründe der Zeit trägt dadurch, daß dieser Spannbogen in uns die Teilnahme hervorruft, dank der wir aus den Scherben der Kriegswelt den Regenbogen des Friedens wölben, erschaffen wir die Schöpfungsgeschichte mit. Gott hat sich dazu herabgelassen unserer zu bedürfen. Nicht nur, daß er jährlich den Lenz sendet: Nein, er will sogar, daß der eine Knabe rufe: Chelidon, ein anderer rufe: Noch eine und unisono dann beide ihre Stimmen vereinigen: Der Lenz ist da. Unisono sagt davon die Sprache: »im Einklang«. Das Stimmen der Instrumente in einem Orchester ist jedermann bei Konzertanfang bekannt. Wer in die bisherige Heidengrammatik verliebt ist, mag sie bei sich als die Lehre vom Stimmen der Instrumente weiterschleppen[1]. Aber auch der muß uns zugeben, daß dem Stimmen der Instrumente vorsintflutliche Bedeutung beigemessen wird, wenn es – wie heut bei einigen Tonexperimentatoren – bei ihm bleibt. Wir erleben ja heut eine neue Art des Aufbäumens des Heidentums, d. h. des das Obere aus dem Unteren herleiten Wollens; Gott wird von dem Jesuiten Teilhard de Chardin aus dem Kosmos hergeleitet, das Sakrament der Ehe aus der Begattung der Vögel, so wie die Griechen ihr Wort für Volk, Laos, aus dem Wort Laas, Steine herleiteten und daher den Deukalion und Pyrrha Steine streuen und daraus Menschenkinder aufstehen ließen. Die Methode hat sich von Orpheus bis Heidegger nicht geändert: Das Tote soll das Lebendige erklären. Wer aber dem Gott in seinem Herzen die Treue hält, der sucht ihn nicht im Regensturm, im Feuer, im Erdrutsch, sondern in der leisen Stimme. Denn das Feuer verbrennt, der Sturm erschreckt,

---

[1] Bei Ruppert v. Deutz um 1100 steht schon, daß jenseits des Stimmens der Instrumente der Bereich liegt, in dem unsere Herzen und Leiber die Instrumente des großen Musikers Gott sind, Migne, Patrol. Latina 169, 212.

die Erde erdrückt. Aber die Stimme öffnet mich zitterndes Baby, so daß ich ihr gewachsen werde, ich lerne zuzustimmen. Die Welle der Stimme des Schöpfers überspannt mich nicht, so daß ich erst schreie und dann verstumme. Sie ermutigt mich, so daß ich wage, angespannt zu lauschen. In Spannung geraten, finde ich bald die mitgespannten Lauscher, die mitbestimmten Sprecher, und trete in das Drama ein, das gerade seine Sprecher sucht, und trete gerade in die Stunde ein, zu der sich die Bewegung jeweils rundet. Solange mich die leisen Stimmen bestimmen, wird es mir nicht an Aufträgen fehlen. Nur wenn ich mich selbst bestimmen wollte, denkend, die Welt anschauend, das Leben betrachtend, würde ich bald gottverlassen dastehen; wer sich auf sich selber verläßt, nimmt nicht mehr teil an dem Gespräch, aus dem alle Sprachen die Niederschläge und der Nachhall sind. Jedoch beweist schon der Tod, daß wir oft verstimmt werden. Wir sterben, wenn kein Ton mehr von uns erwartet wird. Und jedem geht es so, jeder stirbt. Denn unser Wille versteinert uns oft: Wir sind selber dergestalt lebensgefährlich für die Sprache, so bedrohlich wie Wolken, Sturm oder Erdrutsch. Wir und sie stekken voll Tod. Lebensgefahren lauern in der Natur, wie die Heiden listig die von der Sprache abstrahierte Schöpfung geheißen haben. Die Griechen unterschieden in dem Gott-gepflanzten Kosmos zwischen der politischen und der physischen Welt. Innen die Polis sprach und wurde durch Sprechen zusammengespannt. Draußen das Meer und der Himmel und die Wüste aber lagen außerhalb des Sprachstroms als stumme Welt. Von den Griechen hat uns diese Teilung in sprechende und stumme Welt ereilt, und nun schlagen uns die Gebildeten mit dem Wort »Natur« tot. »Natur« ist die von der Sättigung durch Sprache abstrahierte Welt, ist Welt minus Sprache. »Natur« ist ein Substraktionsergebnis. Es ist ein irreführendes Wort, weil es dem Unschuldigen ein Urlaut, ein »a priori« dünkt. Damit wird die Reihenfolge auf den Kopf gestellt, nämlich die Reihenfolge wirklicher Erfahrung, daß uns zuallererst die Stimmen ins Leben rufen, und daß uns Wasser, Erde und Wind erst angehen

dürfen, nachdem und seitdem uns bereits die Mitgliedschaft in der Gesellschaft und die Teilnahme an der Sprache beide fest angeseilt über den Abgrund der Natur erheben und erhalten. Mithin ist »Natur« zweiten Ranges, sekundär, weil sprachlos.

Götter und Gott

Aber noch hat uns der mangelhafte Satz »es regnet« seine Krankheit nicht ganz verraten. »Es schneit«, »es regnet«, »es ist Nacht«, »es wird Zeit« – alle diese Ellipsen lassen »etwas« aus und sagen statt dessen »es«. Das alte Volkslied »Es, Es, Es und Es, es ist ein harter Schluß«, hat daraus sogar Vorteile gezogen. Das Verhängnis, das Fatum, wenn auch auf lustigem Ton, wird darin heraufbeschworen. Es wird die Welt hier einem unpersönlichen Gang überantwortet, der keinem namentlichen Träger zugesprochen wird. Aurelius Augustinus, der Bischof von Hippo, ist an dieser Unterscheidung von Fatum und Dreifaltigkeit zum Glauben erwacht. Er sagt einmal: Fatum sei das Wort Gottes von gestern, aber nicht von heute! Wer sagt: »es regnet«, läßt einen Teil des Weltgeschehens ohne namentlichen Träger. Die heutige Menschheit unterscheidet zwischen Weltgeschick und Weltgeschichte. Vom Schicksal der Welt wissen die Physiker, aber um keine Träger, weder um Erzengel noch um Gewalten. Hingegen die Weltgeschichte personifiziert sogar die furchtsame Meinecke-Schule. Sogar sie macht »Das achtzehnte Jahrhundert« oder »den Nationalismus« oder »das Zeitalter der Weltkriege« zu Akteuren. Dürftig wie diese Namen sind, so sind sie doch nicht das bloße, nackte »es« in »es regnet«.

Wenn auch diese der sogenannten Wissenschaft verfallenen Historiker höchstens zu schreiben wagen: »Das neunzehnte Jahrhundert dachte darüber anders«, so erfährt der ihnen geneigte Leser doch aus dieser angeblich harmlosen Bemerkung, daß sie höhere Gewalten benennen, ja sogar zwischen den zwingenden Göttern und dem sprechenden Gott, der »denkt« (vergleiche »das neunzehnte Jahrhundert«) einen Unterschied machen.

Und das bedeutet den Unterschied zwischen Polytheismus und Monotheismus!

Da die wenigsten Leser heute ihren eigenen Glaubensstand kennen, geschweige denn den der Wissenschaft, so wolle mir der Kenner seiner selber nicht übelnehmen, wenn ich hier einhalte und darauf bestehe: bevor wir die Sprache, die alle ergriffen hat, begreifen können, müssen wir den einen Gott, der uns zu sprechen erlaubt, zu unterscheiden lernen von den vielen Göttern, die uns zwingen. Die Liebe, der Hunger, der Schlaf, der Tod, der Krieg sind große Herren. Niemand spottet ihrer ungestraft. Es gibt viele Götter [1] und auch die Bibel sagt, daß unser Gott über diesen Göttern waltet, das heißt aber, daß es sie gibt. Zwischen mir und Gott ist ein Weltall, und es ist besetzt von ungeheuren Zwischengewalten, Venus, Mars, Jupiter und Hera, Saturn und Neptun. Du hältst diese Namen für antik, für heidnisch, für Literatur. Aber vergiß die Namen. Bedenke ihre Zwangsgewalt. Merkurs und Vulkans Arbeitsfieber hatten Deutschland den Ludendorffs und Hitlers preisgegeben. Denn der Zwang, fleißig zu sein, läßt keine Muße für das politische Gespür; das entfaltet sich nur in der Stille und in der Faulheit. Der Gott des Fleißes wurde angebetet. Und die Politik ging zum Teufel.

Du, protestantischer Pfarrer, magst nicht Aphrodite andichten. Aber dann wirst du deine Werbung um deine Liebste durch eine von geschmackloser Theologie triefende Redeweise beschmutzen. Der Zwang der Götter ist unerbittlich, und weder dem Schlaf noch dem Hunger, noch der Eifersucht und dem Neid, noch dem Mitleid darf die Obmacht abgesprochen werden, die sie zeitweilig ausüben. Die Götter zwingen, aber sie sind nicht Gott, der dreieinige Gott; nur in Gottes Namen geht Schöpfung Stunde um Stunde weiter, weil Gott jedesmal einen oder einige Menschen in sein Schöpfungswerk hineinruft. Die Götter zwingen. Gott ruft. Und indem Gottes Stimme Menschenohren vernehmbar wird, sondern sich die Berufenen und die Unberufe-

[1] Darüber mehr in dem Abschnitt »Die Götter des Landes«.

nen. Wer den Anruf vernimmt und ihn auf sich nimmt, gibt seinen Namen der rollenden Zeit. Indem er antwortet: hier bin ich, weicht seine Götterfurcht; weder Tod noch Liebe, noch Ehre noch Ruhm zwingen ihn, denn er ist Sozius, Teilnehmer geworden an der Zusammenspannung aller Zeiten und der Bestimmung aller Erfahrungen vom Anfang bis ans Ende. Er erfährt dank der eigenen Erfahrung, daß längst vor ihm Menschen ebenfalls dadurch, daß sie auf Gott gehört haben, die Zeit geschaffen haben, in der er lebt.

Er erfährt damit, daß alle diese Mitschöpfer die universale Sprache verstanden und gesprochen haben, die durch alle Sprachen ein und dieselbe ist oder wird. Die Namen Adam und Jesus, Erdensohn und Gottes Sohn sind die ersten Vokabeln der Universalsprache unseres Geschlechts. Aber alle Namen nisten nicht nur in ihrer eigenen Sprache. Napoleon, Caesar, Karl, Luther, Hitler, Herostrat sind nur Beispiele für die von den Grammatikern nicht begriffene Tatsache, daß es längst die Sprache aller Sprachen gibt, wie das Buch der Bücher usw.

Die Namen entspringen zwar in einer bestimmten Sprache, aber in alle Sprachen einzudringen sind sie bestimmt! Und wir sprechen erst eine wirkliche Sprache, wenn mindestens ein fremder Name in ihr Heimatrecht empfangen hat! Jeder Stamm rühmt sich der Aufnahme des Gastes und seines Namens in die Gemeinschaft. Kraft dieser Vollmacht, so weiß jeder Krieger, übt er sein universalstes Menschheitsamt aus: er wird zum Sprecher der Wahrheit, zum Bekenner des Friedens, zum Berufer unserer Bestimmung. Das Gastrecht verbürgt die Una Sancta seit Urbeginn und in ihm erweitert sich jede Sprache! Dank der Scheidung zwischen Zwang und Ruf lassen sich Götter und Gott unterscheiden. Auch Gott zwingt: wer nicht hören will, muß fühlen. Aber erst beruft er. Und wenn er beruft, geht die namentliche Geschichte weiter, die Geschichte, die sich heilen läßt. Wer nämlich – und nämlich ist »namentlich«! – berufen wurde, der weiß, daß alle Schöpfungsakte zu ihrer Stunde eingesetzt und in Kraft gesetzt werden. Das macht sie heilbar oder heilsam. Denn nun

können sie zu einer anderen Stunde abgesetzt oder außer Kraft gesetzt werden. Die menschliche Freiheit hängt mithin an der namentlichen Einsetzung unserer Satzungen. Denn nur dann, wenn die Einsetzung nicht mythisch verdämmert ist im Urschleim des Einst, kann die Absetzung sinnvoll auf das Eingesetzte beschränkt werden. Das Absetzen eines bestimmten Gesetzes ist sinnvoll. Der Trotz gegen Gesetze ist sinnlos.

Wer durch das Wort namentlich Akt um Akt, Gesetz um Gesetz sich erschaffen weiß, der braucht nicht wie ein Berserker an tauben Fesseln sich wund zu reiben. Er entsagt dem, was am Gesagten fatal geworden ist. Fatum, das gestern Gesagte bindet uns dann, wenn »es« ohne Namenseinsatz verhängt zu sein scheint. Aufsagen muß man Personen, weil uns selber nur dann die Vollmacht erwächst, Gesetze abzuschaffen, wenn wir uns namentlich und offen zur Absage oder zum Aufsagen bekennen.

Alle Rufe der Universalsprache, wie sie aus namentlichen Trägern sich bildet, gehören zusammen. Die schon berufenen Namen sind jener Teil unserer Zukunft, den unsere Vorgänger schon angegeben haben. Unsere Vergangenheit ist halb Schutt, halb aber ist sie der schon geschaffene Teil unserer Zukunft. Wer so sich von Name zu Name, von Einsetzung zu Außerkraftsetzung, zu Wiederinkraftsetzen vorwärts tastet, der gehorcht nicht dem äußeren Zwang, denn er nimmt teil am Gespräch seit der Erschaffung der Welt.

Die Heimat eines Physikers sind nicht die Elektronen oder Positronen. Die würden ihn ja nur zur Verzweiflung bringen. Die Heimat eines Physikers heißt Einstein, Newton, Hahn, Planck, Rutherford, Bohr und derengleichen. Er ginge unter ohne diese Namen. Und so wenig weit diese Namen eines Fachs auf dem Hintergrund der wirklich großen Namen auch strahlen, für den Physiker wäre ohne sie rabenschwarze Finsternis. *Nur wer in Namen seine Heimat hat, kann mit Zahlen sich die Welt erobern.*

Wir haben in der Trennung von Zwangsgöttern und namengebendem Gott mehr getan, als einzuteilen. Wir haben das Ver-

halten zu Maß und Zahl, zu Worten und Sprachen grundgelegt; denn dies Verhalten ist heut unverständlich, weil die Grammatiker die Worte und die Mathematiker die Zahlen lehren, ohne von den Namen etwas zu verstehen!

Wir haben uns ein Recht zu der Frage erworben, ob der Satz »es regnet« nach wie vor von platten Grammatikern ernsten Lesern als Ursatz aufgetischt werden darf. Ob du heute sagen darfst »es regnet« oder ob du fortfahren mußt »Gott segnet, die Erde wird naß«, ist keine geringe Frage. Denn aus ihr klingt die Sprachnot, in die wir uns verheddert haben, seitdem wir aus dem Unteren das Obere herleiten wollen. Wer die Zahlen dazu benutzt, die Worte zu erklären und die Worte um die Namen zu begreifen, der stellt Dinge, Menschen, Götter als 1, 2 und 3 hintereinander.

Wer aber weiß, daß er nur namentlich sei es Physiker, sei es Grammatiker hat werden können, der wird aus dem Oberen das Untere verstehen, aus Gottes Schöpfungsgeschichte wird er seine, des ernannten Menschen Auftrag entnehmen; aus dem Auftrag wird er zunächst die Worte finden, die ihm Mitarbeiter zu werben erlauben. Alsdann in ihrer so einberufenen Arbeitsgemeinschaft werden sie mit Maß und Zahl die Dinge meistern. Denn Maß und Zahl ist die Art, mit der wir gemeinsam die Dinge aussprechen sollen. Dann werden sie uns antworten. Aus ihren Zahlen heraus gehorchen uns die Dinge. Aus unseren Worten hören wir Menschen aufeinander. Bei unseren Namen werden wir in die Zeit hineingeholt und aus der Zeitlichkeit abberufen.

Nie ersteigt die Zahl das Wort. Nie erklimmt das Wort den Namen. Denn die Sprache ist, wie sich in den nächsten Seiten zeigen wird, ein trinitarischer Prozeß. Sie ist ein reißender Strom, der von seiner Quelle bis zu seiner Mündung läuft, strömt, schäumt. Sein kleinstes Teil ist das Zeitwort; es beginnt, wenn ein Berufener einen Befehl vernimmt: lies, liebe, lebe, lauf. Dieser Ruf sucht erst seinen Träger. Daher ist dieser Imperativ noch sozusagen prähistorisch. Der Schrei Feurio wird Satz, wenn er eine

Person findet. Du, der du den Imperativ auf dich beziehen wirst, du wirst erst dadurch sein Träger, daß du das Geheiß auf dich beziehst. Dein »Hier bin ich« oder »Ja, ich werd es tun« vollendet den Befehl, indem es ihn zu dir in Beziehung setzt. Das verdient deshalb besondere Aufmerksamkeit, weil lateinisch der Vorgang dieses in Beziehung Tretens mit relativieren übersetzt werden müßte. Der Leser ist aber gewohnt, die Relativität für weniger zu achten als das Absolute. »Alles ist relativ« ist der Satz, mit dem die Denker unser Dasein entwerten. Aber für dich oder mich als Sprecher ist jedes Absolute unvollständiger und ärmer als das Relativierte. »Haltet den Dieb«, »hilf mir aufstehen« sind absolute Sätze, die ihre Relation noch nicht gefunden haben, sondern sie erst in einem willigen Hörer suchen. Das Relative ist wunderbarer und seltener, kostbarer und begehrenswerter als das Absolute. Denn es kann nur zu einer »Beziehung« kommen, wenn ein Hörer des Wortes es »auf sich bezieht«. Das Relative ist das Wunder der Wirklichkeit. Der Philosoph, der das Absolute für das Wunder seines Denkens hält, wird eben dadurch unwirklich. Wer sich davon überzeugen will, der lese in irgendeiner Akademie-Abhandlung eines solchen Absolutisten, wie der Arme sich dem gesamten Raume gegenüberstellt, er, dieses mitten in der Welt befindliche Wesen, stellt »sich« dem Raum gegenüber[1]. Es ist zum Lachen.

Aber dies Gesellschaftsspiel wird von allen sogenannten »Gebildeten« todernst mitgespielt. Ihr Ich, das Absolute, hält alle anderen Dinge und Menschen für relativ.

Die Welt, das Wort und meine werte Person stehen sich nicht im Raum gegenüber. Die Sprache räumt mir innerhalb der Welt einen Zeitraum ein; denn lieben heißt Zeit gewinnen. Und meine Lebenszeit ist ein Geschenk der Liebe, die mich namentlich erwählt. Nur im Vertrauen auf diese namentliche Anerkennung kann irgendjemand es wagen, den Mund aufzutun. Zu jedem

[1] So z. B. Reiniger, Wiener Akademie der Wissenschaften 1961, Band 237. Cysarz, Münchener Akademie der Wissenschaften 1944, N. F. Heft 24.

Befehl gehören also zwei, einer, der ausruft, was not tut, und einer, der diese Not anerkennt. Bei dem vielen heutigen Geschwätz von Dialog wird das Beste oft weggelassen: daß sich der, der ruft und der, der gehorcht, erst in diesen beiden Tonarten aufeinander einzulassen haben, ehe der Satz zur Ruhe kommt. Den Imperativ, den die Schulgrammatiker als eine »Interjektion« abtun, müssen wir als Ansatz verstehen. Der Befehlende setzt an, der Gehorchende vollendet. Und deshalb ist diese Satzart die Grundlage der Sprache. Denn hier stoßen zwei getrennte Menschen aufeinander und gliedern sich in Befehlenden und Gehorchenden. Der Satz »es regnet« der Grammatiker ist für die Erleuchtung dessen, was Sprechen sei, so wertlos, weil die Artikulation, die Gliederung hier weder in den Sprecher noch in den Hörer eingreift. Aber der Befehl gliedert. Er artikuliert die Sprechenden und so spiegelt sich ihre Gliedwerdung in der Artikulation der grammatischen Formen. Jede »Artikulation« darf als geglückte »Relation« gelten; jede Gliederung ist eine geglückte Beziehung.

In mir fühle ich, entdecke ich, befürchte ich den Zwang, zu sprechen, oder die Pflicht zu schweigen, oder die Lust zuzuhören. Ob sprechen oder schweigen oder hören geboten scheint, in jedem Falle befinde ich mich in einer Flut, die mich durchwogt. Die Flut rechnet mit meiner Kraft, an ihr teilzunehmen oder mich ihr zu weigern. Verweilen wir an dieser Stelle ein wenig länger, als die Sprachgelehrten für nötig halten. Weil sie gleich weiterstürzen zu ihren grammatischen Marterwerkzeugen, entgeht ihnen etwas, das mich das Wichtigste dünkt. Es entgeht ihnen das Verhältnis zwischen Gott und Menschen, zwischen Sprachmacht und Sprachkraft, das heißt zwischen Vater und Sohn und Pneuma.

Da unsere Grammatiker vorchristliches, heidnisches Gedankengut weiterschleppen, so stehen bei ihnen nicht nur die Zahlen oben und die Namen bestenfalls in Anmerkungen. Sie lassen uns auch in die alten Texte, die den lebendigen Gott in die Geschichte rufen, fälschlich die Vokabeln der Dingwelt hineinhören.

»Im Anfang war das Wort«, das liest der Aufklärer so glatt, als habe 200000 Jahre vor Christus ein Wort im Weltraum wie in einer Konservenbüchse gelegen. Das wäre freilich nicht belehrend noch belebend. Es wäre völlig gleichgültig. Schon Goethe langweilte sich und hat spielerisch Faust übersetzen lassen: »Im Anfang war die Tat.« Fausts Widerspruch hinderte hoffentlich die Frommen am Einschlafen, aber weshalb gerade das Wort die Tat war, hat Faust nicht begriffen. Hingegen der Evangelist Johannes, wie alle Evangelisten, hat den Schaffensprozeß vom ersten Schöpfungstag ab fortsetzen sollen und wollen. Wenn er also sagte: Der Urtatbestand legte die Sprachmacht in den Schöpfer hinein, dann ist damit die ausgreifendste Bewegung in Lauf gesetzt. So sagt also Johannes: Weil der Sprachprozeß in Gott entsprungen ist, kraft Gottes eigenstem Wesen, deshalb ist er seitdem unaufhaltsam im Kommen in die Welt hinein durch die Menschen, die Gott zu Trägern dieses seines Sprechens in die Welt einsetzt. So sieht Johannes mit Hilfe des einen kurzen Satzes: Im Anfang war das Wort, auch schon Mitte und Ende der Zeiten. Der Satz läßt sich nämlich nicht durch einen Schlußpunkt zur Ruhe bringen. Das hieße ihn mißverstehen. Denn der Logos ist nicht übersetzt mit Wort oder Geist, sondern am ehesten mit Sprachmacht oder Nennkraft, als ein, wie der Hebräerbrief es einzigartig ausdrückt, kausal nicht ableitbarer Ur-Teil Gottes. Wer also schrieb: Im Anfang war das Wort, der schrieb den Satz im Rückblick aus der Fülle und der wirren Menge des Geschwätzes um ihn, den heute Schreibenden herum. Es ist kein Satz, der ein Objekt beschreibt, sondern er scheidet aus der Menge der ihn umwogenden Worte, Zahlen und Namen den Strom aus, in den sich diese Myriaden Artikulationen einzuordnen haben. Die Sprachmacht Gottes habe sich von Anfang an mitgeteilt; während alle Geschöpfe, Sonne, Mond und Sterne, Pflanzen und Tiere aus Gottes Welt erschaffen sind, bleibt Gott dadurch seines Kosmos Herr, daß er weiter spricht, aber auf Erden vertraut er sein Wort von Anfang an seinen Menschenkindern an. Wie hat er das von Anfang an getan? Er hat sie antworten lassen.

Seine Elohim haben ja die Menschen zu Liebe und Haß, Krieg und Arbeit gezwungen. Diesen Zwang haben alle Geschöpfe mit uns Menschen gemein. Das Wort blieb bei Gott, daß der sprechen konnte: »Es werde Licht«, und: »Nun laßt uns einen Menschen machen.« Aber die Antwort gaben Menschen, und in jeder Antwort wurde der Mensch ein anderer. Dem Strom der Antworten entsprangen die Sippen und Stämme und Völker und Bünde. Denn unter eine der Tausenden von Antworten geriet jede Gruppe. Die Tiere sind, ob sie anerkannt werden oder nicht, wer sie sein sollten. Aber uns Menschen machte die ernennende Anerkennung. Jeden Menschen umringt die Sprachkraft in dreifacher Gestalt: Er heißt. Er wird genannt. Und von ihm wird gesprochen. Wohl dem, der so heißt, wie er genannt wird, und wie von ihm gesprochen wird. Aber wenigen wird diese Harmonie aller drei Benennungen zugesprochen. Die meisten Menschen tragen im Innern verhüllt das Ehrenkleid ihres Namens, während sie der Straßenpöbel offen als »Bürokrat« oder »alter Nazi« oder »Parteibonze« niederschreit; noch geheimere Mächte stürzen seinen Grabstein, damit er überhaupt keinen Namen trage. Die geheimnisvolle Sucht der Gräberschändung jüdischer Friedhöfe ist die Anwendung der Spracherkrankung in dem Satz »es regnet«, auf unser eigenes Geschlecht. Die Israeliten heißen in ihrem eigenen Herzen die Streiter Gottes, aber auf der Straße werden sie angepöbelt, und im Tode wird sogar ihr Name auf dem Grabmal umgestürzt. Gerade weil kein Verständiger diese Tobsucht der Judenfeinde begreifen kann, vermag der die Sprachmacht Ahnende hier die Wut der Teufel zu studieren. Denn ganz anders wie die Verständigen sich das Sprechen denken, rast sich die Sprachbesessenheit der blinden und tauben Menschen aus. Nie können sie die Dreieinigkeit ertragen, die Gottvater, Gottsohn oder Gottochter, und Heiligen Geist sowohl trennt wie verbindet. In meinem Herzen läßt Gott mich erfahren, ich sei sein; er habe mich mit meinem Namen gerufen. Auf der Straße bin ich ein Ausländer, ein Greis, ein Bettler, ein Verkehrshindernis und werde entsprechend angepfiffen. Und in

absentia gar, wenn ich nicht zuhöre, reden die Nachbarinnen über mich, bald gut, bald schlecht, aber immer so, als ob ich nicht zuhörte! Und ich habe nichts dazu zu sagen. Den ungeheuren An-Spruch Israels, es habe ihn Gott bei Namen gerufen, ist ein Superlativ. Er war den Heiden fremd. Plato selber galt nur als Sohn Apollos, eines Gottes also, nicht aber Gottes. Unsere Götter benennen wir. Aber Gott macht uns sprechen. Nun scheint zu gelten: Jeder Superlativ ruft in der menschlichen Gesellschaft seinen Pejorativ hervor. Die Gräberschändung, welche Grabsteine umstürzt, verrät, was die Humanisten leugnen: daß es niemand aushält, Gott ferner zu sein als irgendein anderer. Wie sollten die Baldur von Schirachs nicht das auserwählte Volk hassen, seine Auserwählung leugnen? Nietzsche hat gerufen: »Wenn es einen Gott gibt, wie hielte ich aus, nicht Gott zu sein?« Das entspricht dem Haß der Völker gegen das Volk Gottes. Israel empört die Heiden.

Der Grenzfall der Grabschänder verrät, daß die meisten Menschen vor der Dreieinigkeit und vor den Leiden, die sie uns bringt, davonlaufen. Der Nazi will nur so heißen, wie ihn die anderen nennen und anreden. Er muß so sein wie alle »Volksgenossen«. Die Trennung von Staat und Kirche will er rückgängig machen. Denn nur dank dieser Trennung von Staat und Kirche, heiße ich vor Gott anders als vor den Menschen. Den langen Leidensweg, den wir zu gehen haben, damit der bei der Geburt empfangene Name am Ende allen so klingt wie mir selber, und mir selber die von der Welt mir gegebenen Namen so eingehen wie mein eigenes Geheiß – diesen Leidensweg wollen die Heiden nicht gehen. Und wer immer die Kluft zwischen heißen, angeredet werden und verklatscht werden, unerträglich findet, fängt an zu lügen. Und da gibt es drei Lügenwege. Entweder belügt er sich selber, oder er belügt die anderen, oder er belügt sich und die anderen. Die Verlogenheit der Welt ist fast so groß wie die Sprachmacht Gottes. Der Teufel versucht, dies »fast so groß« in »gerade so groß« zu verwandeln. Aber das gelingt ihm nicht. Und damit dem Teufel sogar das »fast so groß«

entwunden werde, damit die fast ebenso große dreifache Verlogenheit abnehme statt zuzunehmen, sandte Gott seinen Sohn. Von Adam bis zu Johannes dem Täufer haben wir Völker Antworten auf Gottes Wort gegeben. Aber das Schaffenswort selber blieb in Gott. Was bedeutet das? Alle vorchristliche Geschichte, also in China bis 1911, in Indien bis 1946, in Niedersachsen bis 804 siegelte alle Sprecher in ihre Antworten ein. Ländlich, sittlich mußte jeder Volksgenosse die Antwort ewig wiederholen, die einmal in seiner Zunge gegeben worden war, so wie meistens wasserpolnische oder wallonische Göbbelse die Wotans und Donars und Baldurs weiter zu käuen hoffen. Und in der Tat, es ist sehr beachtlich, daß kein antiker Kult vorchristlicher Art je hat aufgegeben werden können. Auf diese Unfähigkeit, einen Kult – auch nicht den gräßlichsten – aufzugeben, wissen unsere Althistoriker keine Antwort zu geben. Es gibt ein besonderes Wort im Griechischen für diese Unaufgebbarkeit der einmal erfolgten Antworten im Kult der Götter.

Solange jede Gruppe den Göttern nur unseren ein und denselbigen einmal gefundenen Anruf auf ihren Zwang zu geben wagte, blieben die zwingenden Götter unabdingbar. Zwar rief man sie an: Im heidnischen Gebet mischt sich ihr Zwang mit unserem Ruf, weil ja Venus und Mars und Apollo nicht gottlose Götter sind. Aber sie sind nicht der Ur-Teil Gottes, den Johannes die Sprachkraft, die Nennmacht, die er den Logos nennt. Dieser Logos ragt hinauf über Venus oder Mars oder Hades in das Lebensganze, aus dem sie selber auch erst entsprungen sind, bevor sie selbständig vor die Augen der Bezwungenen traten.

Als die Zeit erfüllt war, hat Gott unseren aus seiner Nennmacht geborgten Antworten sein Wort selber folgen lassen. Aus seiner Nennkraft stammen ja die Namen Zeus und Baldur, Hera und Vitzliputzli. Im Jahr o waren alle möglichen Antworten einmal gegeben; alle Götter waren eingesetzt, alle Tempel gebaut, alle Geister beschworen, alle Häuptlinge besungen, alle Genien bejauchzt. In diesen neuntausend Sprachen, Kulten,

Ahnengeistern war aus der Kraft des Geistes Gottes jede denkbare Antwort von dankbaren Gemütern gegeben worden; aber aus dem Dank war die Frohn bleibender erblicher Knechtschaft unter jede einzelne Antwort geworden. Die Frommen litten nun schon Tausende von Jahren unter diesen gefrorenen, geronnenen, vererbten Antworten. Man wurde als Grieche, als Römer, als Jude, als Ägypter, als Autochthone geboren, und damit wurde man in eine bestimmte, seinerzeit begeisternde Antwort eingepreßt. Die Sprachen isolierten jeden Strahl des Geistes.

Alle Völker, die sich auf solche göttliche Antwort berufen, haben Recht, sich auf sie zu berufen, aber sie müssen untergehen, wenn sie sich nur auf sie berufen. Denn Recht haben und Recht behalten ist zweierlei. Das Recht ist ohne Zukunft, es ist immer die bereits verursachte Ordnung, und es hat mit unserer künftigen Bestimmung keinerlei Zusammenhang. *Recht gibt vor Gott keine Ansprüche, nur vor den Rechtsgenossen.*

Christus kam. Er ist uns heut als der Verwandeler aller früheren Antworten wohl vertraut. Aber als er kam, war er nichts weniger als der Christ. Er erschien als Jesus von Nazareth, ein zwischen Juden und Heiden erzeugter Grenzfall, anstößig, ausgestoßen, flüchtig, unberufen. Der Stein, den die Bauleute der alten Antworten, ob nun Juden, Griechen oder Römer, einmütig verwerfen mußten. In keine ihrer Antworten paßte er. Aber er durfte auch in keine passen. Denn sonst hätte er nicht das Wort des Vaters inkarnieren können.

Das Wort ruft zu jeder Stunde, an jedem Welttag eine weitere Antwort hervor. Wo Osiris, Wodan, Zeus, Vishnu, Juno ein für allemal geantwortet hatten, spricht der Sohn: »Es gibt kein ein für allemal.« Wie bezeugt er das? Nicht durch irgendeine Ein-für-allemal-Lehre. Dann wäre er ja nur jemand, der Worte redete und Antworten gäbe wie tausend andere. Zum Wort ist Jesus geworden, weil er seine Gottheit nicht als Beute, als Privateigentum behandelt hat, sondern als den jedem offenstehenden Prozeß, den Vorgang, den er der antwortversteinerten

Menschheit einzuimpfen kam[1]. Gott stirbt in jede einzelne Antwort hinein, aber er steht aus ihr unerschöpflich wieder auf, wie das die Geschichte von Nimrod bis zu Tschiangkaischek genügend zeigt. Gott geht ganz in beides ein, in das Inkarnieren und das Neuentspringen, weil er den Tod nicht überspringt. Die Antworten der Isispriester oder Olympischen Spiele, der Kaiser von China oder von Peru rückten das Eintreten des Endes, des Todes ihrer Ordnung mit großer List hinaus. Zyklen ewiger Wiederkehr und Hekatomben blutiger Opfer erschwindelten ein Leben ohne ein Vergehen, d. h. ohne ein Sterben der eignen, zeitweiligen Antwort. Die eigene Antwort wurde vergötzt. Aber Gott hat den Tod zur Bedingung des Lebens erschaffen. Jede Antwort duldet er nur als sterblich, als zeitweilig. »Denn alles muß in Nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will.« Mögen die Götter vor die Tugenden den Schweiß gesetzt haben, so hat Gott vor das ewige Leben das immer wieder Sterben gesetzt! Deshalb hat Jesus nur dadurch der Christus, der Sohn Gottes, werden können, indem auch er sein Sterben vor sein Leben gesetzt hat. Die Evangelien sind keine Biographien. Das ist ein Mißverständnis. Sie sind Thanatonomieen, indem sie zeigen, wie Jesus den Tod aller falschen Ewigkeiten uns sichtbar dargelebt hat, indem sie das Sterben Jesu als die Bedingung seiner ewigen Wortwerdung erfaßt haben. Er hat von der Wiege bis zum Grabe sterben geübt. Darum lebt er gerade erst nach seinem Tode, diesem letzten einsamen Tode, von der Hand aller bisheriger Antworter, unbesiegbar wieder auf als das Wort, so wie es aus Gott urspringt bis an der Welt Ende; soll die Welt nicht aus Gottes Sprachmacht fallen, muß Christus Herr bleiben über alle bisherigen Antworten. Bleibt sein Name nicht erhöht über alle Namen, so werden wir an der Verewigung irgendeiner bloß zeitweiligen Antwort zugrunde gehen.

Ich habe ein scheußliches Mahnwort in der Form der Grab-

[1] Der Hymnus im Philipperbrief 2 singt davon. Viele Exegeten, nämlich die sprachfremden, stolpern über ihn.

schändungen, zu erwähnen gehabt. Daß dieser Wahnsinn Methode ist, mag eine persönliche Erfahrung bekräftigen. Ich empfinde sie heute noch als ebenso bedrohlich wie die Schändung jüdischer Gräber. Dieser Angriff auf Christus mag jüdischen Lesern zeigen, wie Israel und Christus beide denselben Haß erregen.

Ein amerikanischer Student sagte zu mir aus heiterem Himmel in Dartmouth College in New Hampshire: »Über eins müssen wir uns klar sein: Jesus hat Selbstmord begangen.« Nach etwa einer halben Stunde sprach er wieder, – ich ließ immer diskutieren – und diesmal orakelte er: »Hitler hat sich eben für sein Volk geopfert«.

Die beiden Sätze bilden eine Einheit. Dieser Mann hätte genauso gut die Grabsteine auf einem jüdischen Friedhof umgestürzt. Denn genau das hat der Bengel ja an Jesu Opfer für uns und an Hitlers Morden für seinen Wahn getan: er hat sie umgestürzt. Es war für mich ein unerwarteter Vorgang, weil selten in einer Vorlesung vor Studenten der Vorhang weggerissen wird, der die Seelen voneinander durch verständige Gedanken verhüllt. Hier stand die zweifaltige Seele des Heiden nackt und bloß auf, um sich ihrer Dreifaltigkeit zu erwehren. Jesus durfte nicht sein erstgeborener Bruder gewesen sein. Sein listiger Terminus »Selbstmord« für ein lebenslanges Leiden erregte ein höhnisches Kichern; sogar den Christus schien er überlistet zu haben. Das selbstgewählte Tier aus dem Abgrund, Hitler, konnte er anbetend bekränzen, denn das schloß ihn selber in seine eigene Tierhaut für immer ein. Er brauchte sich nicht zu wandeln.

Die sogenannten Gebildeten denken ja, daß wir denken und sagen, was wir denken. Denn ihr Bewußtsein, ihre Reflexion heißt ihnen Geist. Der ungebildete amerikanische Nazi gebraucht das Wort immerhin als Lebensmittel und verrät uns das Geheimnis des Logos: Wir sprechen, um eine gespaltene, uns trennende und auseinanderreißende Welt zusammenzufügen. Daher ist es unwahr, daß die Sprache als Zeichensprache angefangen habe. Dann könnte er freilich beim Gestikulieren der Zeichen-

sprache bleiben. Aber dann sprächen wir noch nicht. Der Tod ist die Ursache für die Namengebung. Die Abreise ist die Ursache für die Botschaft, die Trennung macht den Liebesbrief notwendig, das Mißtrauen der Eltern erzwingt die nächtliche Serenade, die Arbeitsteilung erzwang die Vorausberechnung der Steine, die aus Nubien nach den Pyramiden von Gizeh gebracht werden mußten. Also erst da, wo Gebärden nicht hinreichen, muß gesprochen werden. Das bedeutet umgekehrt, es kann die Gebärde jedesmal dort als Ersatz für die Sprache eintreten, wohin unsere fünf Sinne reichen. Die Gebärde ist Sprachersatz im Nahraum. Sprechen dreht also das Verhältnis zwischen meinem Fünf-Sinne-Zeitraum und der Gotteszeit um. Wenn der Held Siegfried tot ist und ich seinen Namen rufe, dann bin ich ihm näher, und der Zeitraum, der kraft des Namensanrufes mich mit ihm eint, ist wirksamer als die zufällige Ecke auf der Erde und die allfällige Minute, in der mich unverstehende Passanten diesen Namen murmeln hören. Wir sprechen, weil wir nicht auf unsere Sinne eingeschränkt leben sollen, sondern als Exemplare der Gattung vom ersten bis zum jüngsten Tage. Die Zeiten, die jeder Tod zertrennt, verknüpft jeder mit Vollmacht gesprochene Satz. Die gesamte Sprachwissenschaft ist unwissenschaftlich, vorkopernikanisch, weil sie aus dem Zeitpunkt der astronomischen Uhrzeit und dem Standpunkt des gerade hier befindlichen Lokals unser Sprechen, das in alle Zeiten und alle Räume hinein reichen soll, herleiten möchte. Sie vergißt, daß wir sprechen, um die Wahrheit zu sagen. Die Wahrheit aber ist eine dem Schein abgetrotzte, unaufhörliche Vorstellung. Wer einem Toten nachruft: »Mein Vater«, trotzt dem Augenschein und dem Augenblick. Denn da ist kein Vater, sondern nur Staub. Und so ist es mit jeder einzigen, namentlichen Wahrheit, daß sie dem Schein trotzt. »Du bist ein König auch in Unterhosen«, ist der mutige Einsatz des Glaubens. Als Wilhelm der Zweite wegen dieses Satzes das Theaterstück Ludwig Fuldas um den Schillerpreis brachte, da zeigt dieses unkaiserliche Produkt der »bloßen Reizsamkeit« (Lamprecht), daß der Kaiser bereits ver-

lernt hatte, die gläubige Sprache zu sprechen. Monarchen gibt es nämlich nur, wenn und weil sie Könige auch in Unterhosen bleiben können! Wie viel königlicher sprach Winston Churchill, als ihn sein Gastfreund Roosevelt eines Morgens splitternackt antraf: Churchill faßte sich schnell und sprach die geflügelten Worte: »Wenigstens sehen Sie, Herr Präsident, daß ich nichts vor Ihnen zu verbergen habe.« Mit diesem kecken Satze setzte er sich erneut in die »Gewere« als Prime Minister Winston Churchill; er, der den Augenblick zuvor ein verlegener Nobody, nämlich Nur-Body, gewesen war. Dank der Sprache gehört uns die Welt von ihrem Anfang bis an ihr Ende. Mit jedem Satz, der uns anspricht, werden wir in die ganze Geschichte der Schöpfung eingesetzt. Mit jedem Satz, den wir aussprechen, bestimmen wir ihren Gang. »Dem Neid der Schicksalsmächte zum Verdrusse« spricht der Mensch. Seine leibliche Erscheinung ist den Schicksalsmächten verfallen. Bloß 6 Fuß Erde bedecken sein Grab: er mag sterben, erkranken, altern, versagen, verfolgt, geplündert, vertrieben werden. Und trotzdem! Dies »Trotzdem« der Sprachkraft haben die Grammatiker verkannt.

Ich habe aber an einer Geschichte aus des geliebten Jakob Grimms Leben erweisen können, daß gerade dieser größte Sprachromantiker an einem Trotzdem, trotz einer Kränkung zum Sprachweisen geworden ist. Er kam nach Kassel vom Dorfe, und als Dorfjunge unter Bürgerssöhnen wurde er als einziger von seinem Lehrer Caesar per »Er« angeredet. Ich verweise den skeptischen Leser auf diese wundersame Begebenheit[1]. Denn sie zeigt, daß es mit dem Ammenmärchen von der linden Muttersprache nichts auf sich hat. Jakob Grimm wurde so verletzt, daß er sich in die Sprache verliebte! Die Romantik drückte mit dem Naturlaut »Muttersprache« auf unsere Tränendrüsen. Und sie übersah damit den herrischen und gewaltsamen Eingriff der Sprachkraft in unser »natürliches« Dasein, übersah, daß dem

[1] Jakob Grimms »Erlebnis der Sprache«, in »Das Geheimnis der Universität« 1958.

Lehrer Caesar die Sprache Banngewalt über die Seele Jakob Grimms lieh, und daß Grimm daran fast zerbrochen ist.

Hier muß ich auf den großartigen Beitrag verweisen, den Adolf Portmann zur Frage des Logos im Menschenkind als Zoologe geliefert hat. Portmann legt folgendes dar: Wäre der homo sapiens ein Säugetier, so würde er nicht nur neun Monate im Mutterleib verharren, die Tragezeit würde vielmehr 23 Monate betragen. Indem er 14 Monate von diesen 23 bereits außerhalb des Mutterleibes verbringt, wird Zeit gewonnen; damit an die Stelle sinnlicher Organe die Sprachwerkzeuge in ihm sich bereits unter geschichtlichem Druck bilden. Was will ich mit geschichtlichem Druck bezeichnen? Nun, mein Enkel lernt das Amerikanisch von 1962, da wo ich das Deutsch von 1888 gelernt habe. Die Nachtigall singt ihr Lied durch die Jahrtausende. Wir Menschen treten hingegen in eine wechselvolle Geschichte der Dialekte ein, wie sie nach Orten und Jahren verschieden lauten.

Vom ersten Tage an, nach Portmann sozusagen 14 Monate vor unserer endgültigen Geburt, ereilt uns das wechselvolle Geschick unseres ganzen Geschlechts, und schon mit den ersten 14 Monaten wendet sich unser Wesen gegen unser bloßes »fatum«, d. h. alles schon vorher über uns Feststehendes, dem »fandum« zu, das heißt dem, was noch und erst noch zu sagen sein wird. Sei es, daß über uns Neues zu sagen sein wird, sei es, daß wir Neues zu sagen haben werden, in jedem Fall wird die uns nach der Geburt eingesetzte Zunge nicht die leibliche Zunge aus dem Mutterleib. Sie ist Lingua, Geisteszunge, und sie zerschneidet uns in zwei Teile, in den, der seiner Eltern Kind ist, und in den, dem sein Gehorsam und seine Antworten, und seine Sprache und sein Geheiß, aus der Zeit, unabhängig von seinen Eltern, mitgeteilt werden. Sprechen ist »unnatürlich«. Der Mensch ist ein »unnatürliches« Wesen. Er wird so früh geboren, daß er von seinen Eltern nicht bevormundet werden kann. Das Evangelium schreibt ja dieses bionomische Gesetz unserer Rasse in Riesenlettern. Es nennt Paulus eine Frühgeburt, Jesus außerehelich und zeigt, wie beide eine ganze Generation vor der

sichtbaren Zerstörung des Tempels ins Leben traten. Daher mußten sie sterben in ihrer eigenen Lebenszeit, um das Nachhinken des bloß »natürlichen« Zeitgenossen wett zu machen. Jedesmal neigen ungläubige Eltern dazu, die 9 Monate im Mutterleib über die 14 Monate in der Mutterzunge zu erheben. Solchen Kindern fehlen dann die Atemzüge der Zukunft. Dann müssen Märtyrer, d. h. freiwillig sich in die Zeitlücke hinein Opfernde, den Abriß der Geschichte heilen, indem sie das Schonanders-geworden-sein so nachdrücklich vorweg leben, daß es auch wider den Willen ihrer Zeitgenossen, das nächste Gesetz werde. Fleisch und Blut können die schon verheißene Zukunft ihren Nachkommen nicht vererben. Daher war es früher die Aufgabe der Paten, dem Kind an seinen Eltern vorbei zu helfen. Die 14 Monate der Embryos außerhalb der leiblichen Mutterschoßes werden von uns in einem veränderlichen Sprachenschoß verlebt. Portmann hat uns das Kind in diesem veränderlichen Zeitenschoß und fortschrittlichem Sprachenschoß sehen gelehrt. Das Sprachdenken verdankt Adolf Portmann nun die aufrührende, hier von mir zum ersten Male gestellte Frage: Wer erschafft diesen auswechselbaren Schoß? Wie wird er ausgewechselt? Der Säugling wird eigens vor der Zeit aus dem Mutterleib herausgerissen, damit er nicht irgendwann, sondern im Jahre des Heils 1962 geboren werden könne. Wie erschafft unser Geschlecht diese Unnatur eines Jahres 1962, das nicht bloß aus den vier Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbst und Winter besteht, das vielmehr zwischen 1961 und 1963 als ein Geschöpf eigener Signatur auftritt? Wer sorgt dafür, daß kein Säugling 1980 so redet wie 1780? Diese Aufgabe konnte von den Grammatikern aus Alexandria nicht gesehen werden. Denn diese hatten von Platos Kratylos den Aberglauben ererbt, die Sprache sei etwas Natürliches und folge Naturgesetzen. So ist von Aristoteles bis zu Wilhelm Wundt oder Saphir nicht gefragt worden. Also fragten sie auch nie: Wer erneuert den Sprachenschoß? Der »Märtyrer«, der seinen Namen in das Jahr 1962 so leuchtend einträgt, daß dieser glänzende Name den Nachgeborenen ein

für alle Mal gegen die Enge seiner Eltern aufleuchtet, fehlt in der alexandrinischen Grammatik. Diese weiß ja nichts von den Namen. Aber der grundlegende Unterschied zwischen mir und meinen Enkeln ist doch, daß der Kreisauer Kreis aus lauter Zeugen sich bildete, die viel jünger als ich waren. Sie hingegen, meine Enkel, finden die Namen dieser Männer bereits an Ort und Stelle, so als liegen sie »hinter« ihnen. Alles kommt darauf an, daß sie sich nun auch hinter diese Männer ausdrücklich stellen. Erst dann nämlich sind sie »jünger« als ich. Nicht Verbformen oder Zahlenwerte unterscheiden die um 1800 und um 2000 Geborenen voneinander, aber die Namen unterscheiden sie, die unter den Keulenschlägen des Geschicks inzwischen am Horizont der Sprecher und Hörer aufgestiegen oder untergegangen sind. Denn nach diesen Namen hat sich der von 1800 und der von 2000 zu richten. Diese Umbildung der namentlichen Sternbilder, nach denen wir uns richten, – »ein jeder muß sich seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp sich nacharbeitet« – leistet nun jene Lebensform, die in der angeblichen Natur der Sprache nicht vorzukommen braucht. Wäre die Sprache etwas Natürliches, so wäre die Frage »wer schafft ihre wechselnden Sprachenschöße?« sinnlos. Unsere Gesellschaft des Entwicklungsmythos und des Darwinismus hat an die Natur der Sprache geglaubt und entsprechend gehandelt. Sie hat verkannt, daß der Mensch nicht nur aus dem Mutterleib stammt, sondern aus einem Geistleib. Sie hat daher auch verkannt, wie »unnatürlich« die Existenz derer sei, die den Geistleib auszuwechseln vermögen. Die moderne Gesellschaft vermag mit ihren Alten nichts anzufangen. Leib-leiblich leben wir länger denn je; geist-leiblich sind die Greise überflüssiger denn je. Denn unsere Kinder erfahren die Sportsieger und die Filmstars als die Namen von 1962. Dazu braucht man nicht die Namen der »Märtyrer« noch die Tragkraft der Schicht, die den Babies zwischen 9 und 23 Monaten den neuen Sprachleib umwandeln soll.

Siehst Du die Dringlichkeit der Frage: Wer erneuert den Geistleib? Dann ist es keine schwierige Überlegung, welche darauf

führt, daß der Verfrühung der »Geburt« im Menschenkinde vielleicht eine Verspätung des »Todes« im Menschensohn entsprechen mag. Wir sterben ein langes Leben hindurch. Leiblich geht der Mensch nach 60 nur zurück. Im Wolfspack würde ihm da der Gnadenstoß versetzt werden. Aber unter uns Mensch wird dies Naturgesetz »was fällt, soll man noch stoßen« durchbrochen. Der Hitleraufschrei: »Ich muß den Krieg noch führen, ehe ich zu alt, ehe ich 60 bin« bezeichnet seine Unmenschlichkeit sogar besser als seine viehische Grausamkeit. Hitler verwechselte nämlich die menschliche Geschichte mit der der Wölfe. Obwohl die Industrie, aus der Hitlers Seele die Schlacke darstellt, mit den alten Leuten nichts anzufangen weiß, sind trotzdem der Säugling und der Todesbereite zusammen wichtiger als die Studenten oder die Managers. Denn der eine, der Sterbenswillige, liefert dem Säugling die neuen Kinnbacken, die neuen Namen, die neue Sprache, von Geschlecht zu Geschlecht. Beide sprengen den Rahmen der Zoologie, weil sie zusammen den Geistleib in jeder Generation umschaffen müssen. Daß das Wort Fleisch wird, das wird nicht sichtbar in dem Säugling, sondern in dem Sterbenden. Wer gut stirbt, in dem ist ein neuer liebenswerter Zug ausgeprägt worden, und er darf nicht vergessen werden. Es ist natürlich nicht das leibliche Alter von 80 oder 90 Jahren, das »an sich« unvergeßlich wäre. Denn ein junger Krieger, eine frauliche Krankenschwester können gerade so gut vorbildlich wirken. Aber immer gehört zum Vorbilde ein Sterbensprozeß. Der Einsatz des Lebens muß gewagt worden sein. Denn erst der, der für seine Lebensweise auch stirbt, verleiht dieser Lebensweise Unsterblichkeit. Wer uns an das Sterben gemahnt und es mit Sinn begabt, der vererbt den Neugeborenen die Kraft, die ihnen sonst gegenüber ihren Eltern und Lehrern und Umwelten abginge. Auf diese für eine neue Lebensweise Sterbenden und sie so machtvoll bezeugenden Älteren beruft sich die nächste Generation. Das befreit sie, das allein befreit sie von dem Zufall der Geburt. Jeder Name, den ein Todesleiden über den gewöhnlichen Tageshorizont erhöht hat, spendet den

Nachgeborenen die neue Autorität, kraft der sie sich dem Zufall der »zoologischen« Geburt entwinden können. Denn auf »Märtyrer« kann sich auch der noch vor dem Leben Stehende von Anfang an berufen. Die Namen verknüpfen uns mit den Göttern. So erwirbt der noch vor dem Leben Stehende dank der Namen der Helden ein ungeheueres Freiheitskapital, vorbei an dem Rudel der ihn umringenden Zeitgenossen. Der Glaube an die Götter, die uns zwingen, und die Liebe Gottes, der leise zu uns spricht, rufen uns unsere Sprache als Ausweg hervor. Denn indem wir die Götter, die uns zwingen, Gott sei Dank benennen, beginnen wir sie unter die Allmacht des eifervollen Gottes, des Gottes mit seiner feurigen Sprachmacht zu beugen, sich unserer zu erbarmen trotz jener stummen und tauben Zwänge seiner Elohim.

Weil der Glaube an die zwingenden Götter und den rufenden Gott unsere Sprache hervorruft, damit sie uns befreie, deshalb wurzelt sie nie in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft. Wer sie nur als geschichtliches Erbe nachspräche, wäre dekadent. Denn nur deshalb wirst Du angesprochen, statt in des Taygetos Schluchten mit den Untauglichen geworfen zu werden, weil Dich jemand so liebt, daß er Dir einen eigenen Namen zu geben willens ist. In diesem Augenblick vertraut er nicht etwa nur Dich der Zukunft an. O nein, in unbegreiflichem Leichtsinn vertraut er ja auch die Zukunft Dir an. Wer nachliest, wie genau man in Rom über den schrecklichen Kaiser Nero vorher Bescheid wußte, – sein Vater warnte vor ihm – kann nur staunen, wieviel wir der Zukunft zumuten. Aber wir haben keine Wahl: die schon angehobenen oder schon vollendeten Tatsachen können nur durch ihre Befürwortung kraft der Benennung von neuen, kommenden Menschen in die Zukunft hinüber errettet werden. Geschichte ist die Auslese all der bereits gestern angefangenen Zukunft aus dem Schutt mit Hilfe des Weitersagens.

Mein eigener Name hat nur Sinn, wenn er im Orchester dieser gültigen Namen erklingt. Bilden doch die unsterblichen Namen die Elemente der Sprache, die noch am Ende der Tage erklingen

wird. Darum erkranken mehr und mehr Menschen: Sie wissen zwar alle Automobilteile zu nennen, aber wie sie selber heißen, das wird ihnen zweifelhaft. Da der Ursinn des Geheißes, des Logos aus Gottes Schöpferkraft, darin besteht, Dich in die Stunde und an den Platz zu rücken, den Er nur Dir im Chor seiner Kinder allein bestimmt, so wird der schizophren, der nicht genau weiß, wie er heißt. Alle Worte und Zahlen taumeln in dem, der nicht heißt. Denn heißen ist der Berufungsakt, durch den ich Eins werde, trotzdem ein Mensch mein Vater und ein anderer Mensch meine Mutter ist. »Zu Heißen«, – das überwindet bereits die erste grundlegende Spaltung der Welt: die Spaltung in zwei Geschlechter. Ihre liebende Vereinigung setzt sich in meinen Namen hinein fort. Leiblich entspringt jedes Kind der Begattung eines Mannes und eines Weibes. Aber lieblich entspringt es einer Befriedung der Welt nur dadurch, daß es von beiden Eltern mit ein und demselben Namen geheißen wird. Dadurch gewinnt es Zeit vor und hinter seinem bloßen Dasein. Denn nun ist es – im Namen – verheißen und wird seiner – im Namen – gedacht. Es begann also schon vormals; ich dringe vor meine Geburt, vor mein Bewußtsein, dank des Namens, der bloßen Vergangenheit. Das muß erzählt werden, was bereits ein für alle Mal angehoben hat. Der Geschichtsschreiber ist also allerdings ein rückwärts gewandter Prophet, weil er den geschichtlichen Tatsachen ihr Anrecht auf unsere Zukunft vindiziert.

Weil uns die Rettung der schon angehobenen Zukunft obliegt, die ohne uns durch den Tod abrisse und ihr Erbteil aus der Vergangenheit verlöre, deshalb singen wir dem Helden sein Grablied. Er verkörpert zu Lebzeiten jenen Anteil seiner Zeit an unser aller Zukunft. In ihm retten wir diesen Anteil. Das Geheimnis der Pietät der Nachkommen für die Helden der Vorzeit wird leicht mißverstanden. Wenn nämlich die Kinder ihre Eltern oder die Soldaten ihren Führer begraben, dann murmelt wohl der Zuschauer »Wie haben sie ihn geliebt!« »Wie lieben sie ihn!« Das aber darf nicht als das Entscheidende gelten. Schiller hebt die Hauptsache mit großer Wahrheit hervor: »Auch ein

Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich; alles Gemeine geht klaglos zum Orkus hinab.« Da nennt Schiller die Überlebenden die Geliebten! Der Tote hat uns geliebt; wir also sind seine Geliebten. Denn unerwartet, unverdient hat uns des Toten Großtat den Star gestochen und die Augen für unsere wahre Bestimmung geöffnet. Also nicht unsere Wald- und Wiesenverliebtheit im Maßstab unseres Alltags ruft die Trauer, das Denkmal, das Epos hervor. Nein, ein neuer Maßstab ist in uns eingebrochen. Er hat uns geliebt! Darum betrauern wir seinen Verlust. Denn nun müssen wir selber ohne ihn bleibend seinen Riesenmaßstab anwenden. (Theologen werden hier den Sitz der Lehre wiedererkennen, daß wir ohne all unser Verdienst und Würdigkeit erlöst seien.) Daß der Held uns geliebt hat, gehört also, weiß Gott, in die Zukunft. Diese Zukunft könnte indessen ohne unser Monument und Gedenken gar nicht zustande kommen. Menschen, die uns geliebt haben, adeln uns, wenn wir von ihnen erzählen. Adel heißt, vor der Geburt geliebt worden sein! Hiermit haben wir uns zu dem Menschen, der hört und spricht, einen Zugang erkämpft, den die Naturromantiker verschüttet haben. Für diese ist ja die Zeichensprache, die Gestikulation und das Kinderstubengeschwätz echte Sprache. Für uns aber sind diese beiden Vorgänge bloßer Sprachersatz und bleiben daher zweiten Ranges. Der Zugang zur artikulierten Sprache führt in die Hochsprache der Namen. Wer seiner Ahnen gedenkt, wer selber auf die Anrede Sohn oder Großmutter, Vater oder Tochter, hört, dem verleiht der eigene Name den rechten Platz im Vor- und Nacheinander der Zeiten. Wenn sich heut Eltern von ihren Kindern mit dem Vornamen anreden lassen, werden die Kinder um ihre Macht über die Zeiten geprellt. Denn die Namen Ahn und Enkel stufen mich sinnvoll in die Zeiten ein. Der bloße Vornamen unterläßt das zugunsten einer räumlichen, häuslichen Intimität. Die heutige Menschheit versucht auf der bloßen Erdoberfläche ohne Zeitentiefe zu leben und damit verliert sie die Sprache.

Gebet und Gebot

Den Hauptverlust bucht da die Ursprachform unserer Rasse: das Gebet. Den zweiten Verlust verzeichnete das Recht. Wenn meine Erfahrungen nicht alle trügen, ist der heutige Chauffeur, ist der Bankbeamte von nichts so weit abgeschnitten als von dem Rechtsprechen und dem Beten. Natürlich läuft die sonntägliche Gebetsmühle der Kirche und das werktägliche Rechtsprechen der Gerichte weiter. Aber den Bewohnern unserer Vororte sind Kreuzworträtsel, Detektivromane, Sportausdrücke geläufiger als Gebet und Gebot.

Die Kinderstubenphilologen und die Affensprachler machen den Sinn der Gebete und der Gebote unbegreiflich. Wer nämlich von unten nach oben, von der Gebärde und dem Abzählen her zu sprechen wähnt, dem muß Gebet und Gebot unbegreiflich oder Aberglaube, Dogma, Luxus oder Klassenjustiz scheinen. Umgekehrt geht es dem, der die Reihenfolge Namen, Worte, Zahlen wieder aufrichtet, so wie es diese Seiten getan.

Es ist aber, wie gesagt, eine solche Verwirrung eingebrochen, daß Gebete und Gebote nur noch am Rande des Lebens der modernen Einzelgänger oder Individuen auftauchen und als eine Art Luxus oder Zutat gelten. Daß wir aber Gebet und Gebot auch heut als unser tägliches Brot voraussetzen, daß hingegen Gerede und Geschwätz, Zeitunglesen und Gedichte und Geschichten ohne Gebete und Gebote wertlos sind, das wird heut nicht begriffen. Fragte man etwa auf einem Fragebogen, was die 55 Millionen der Bundesrepublik eint, so würde fast niemand antworten: ihre Gebete oder ihre Rechtssätze. Die meisten würden wohl antworten: die angebliche deutsche Kultur, oder die deutsche Sprache oder die gemeinsame Geschichte.

Die Gebetsbeamten und die Gebotsbeamten, Priester und Richter, geben selber das böseste Beispiel für die Randstellung der beiden Ursprachströme. Das Versagen dieser beiden Gralshüter zwingt dazu, daß ich die Folgen des Mustersatzes »es

regnet« wenigstens kurz in die Reiche der Namen und der Worte hineinverfolgen muß.

Vor mir liegt ein Buch »The Art of Mental Prayer«. Der Titel ist schlimm genug. Denn ein Urvorgang ähnlich dem Atmen wird hier zu einer Kunstfertigkeit verfälscht. Doch das ist nicht die Hauptlästerung des Buchs. Das schlimmste ist, daß mit keiner Silbe je darin erwähnt wird, welchen Unterschied ich denn vor und nach meinem Gebet wahrnehme. Was ändert sich durch mein Gebet? Die Frage ist dem Autor unbekannt. Das Buch baut vielmehr eine selbstgenügsame Stufenpyramide von Gebetstechniken auf, die alle in sich selbst zurücklaufen. Beten wird nach diesem Buche eine Beschäftigung, die Selbstzweck ist! Der Gebetstechniker mit seinem Vaterunser und der Schulgrammatiker mit seinem »es regnet« haben sich so wunderbar auseinandergelebt, daß sie einander nicht mehr zu brauchen scheinen.

In Wahrheit aber gibt es trotz der Sonntagsgottesdienste niemanden, der nicht persönlich betet, um in der Not neu zu erfahren, wer er denn selber sei. Jeden Tag wechseln doch die Konturen, die Beruf, Nation, Lebensalter, Familienordnung in uns hineinzeichnen. Wer in Gottes Namen sind wir denn letzten Endes? Trotz des Buches »The Art of Mental Prayer« betet der Lastwagenfahrer, der Chirurg, der Radioansager, ja sogar der Pfarrer – trotz Bismarcks Zweifel in den »Gedanken und Erinnerungen« – um die jeden Tag neu notwendige Kontur seiner wirklichen Berufung inmitten des Wustes seiner Weltnamen. Zu mir selber gibt es nur den Umweg über das Gebet aus dem einfachen Grunde, daß niemand sich selber erkennen kann. Das griechische »Erkenne Dich selbst«! war ja auch als Gebet an Gott gerichtet. «Gott, laß mich erkennen, daß ich nicht Gott bin.« Jede Erfahrung erweitert unser Wissen um Gott und Götter und mutet uns daher zu, uns im Lichte dieser neuen Erfahrung neu zu orientieren. Nur, wer sich in Gott hinein verliert, macht von seiner Geisteskraft den fruchtbringenden Gebrauch. Denn sprechen können wir nicht mit uns selber, trotz der Perversität der Philosophen. Der Hörer muß dem Sprecher, der

Sprecher muß dem Hörer die Wahrheit bezeugen. Wehe dem, der allein zu wissen wähnt. Aber das Gebet ist die wahrste Zwiesprache, weil wir Erdenkinder selber ja hinter tausend Sozialhäuten verkappt und maskiert kauern. Hüllenlos vermag die Seele nur vor ihren Herrgott zu treten, weil er sie schon kennt, bevor sie noch den Mund aufgetan hat.

Freilich sehen die Gebete, die uns so die Binde von den Augen reißen, recht wenig nach der »Kunst des Gebets« aus. Goethe hat als Grenzfall das Gebet zum eignen Glück vorgebetet. »Gib das Tagwerk meiner Hände, Hohes Glück, daß ichs vollende.« Und Franz Rosenzweig hat gerade dies Gebet in seinem »Stern der Erlösung« als musterhaftes Gebet gedeutet. Je unkenntlicher unser Gebet für die Religionsbeamten wird, desto eher wird es ein wirksames Gebet. In der Tat: Gebete sind leichter korrupt als Wetterberichte, denn sie sollen uns mehr angehen. Die Reklame preist uns Dinge an, preiswerte Dinge. Die Nachrichten teilen uns Wissenswertes mit. Was, in drei Teufels Namen, tut aber das Gebet? Wie die Frage, so die Antwort: das Gebet entlästert, es entläßt die drei großen Teufel und viele Teufelchen mehr. Es orientiert uns nämlich. Verstrickt in Erdteile, Weltläufe, Parteien, und Selbstsüchte betet die Seele, um in ihrem Gegenüber sich selber zurück zu empfangen. Denn niemand erkennt sich selber. Nur aus Gott erkennt sich Gottes Ebenbild. Nicht um das, was wir bitten, handelt es sich im Gebet in erster Linie. Die Frage aller Fragen ist doch: Wer betet? Ein Göttlein? Ein Teufelchen? Ein Mann? Ein Märtyrer? Jemand, zu dem Gott selber »Danke« sagt, wie zur heiligen Juliana von Norwich? Jemand, den Gott von sich stößt? So bildet der Namensanruf das Hauptelement, das ein Gebet konstituiert. Götternamen sind Gebete. Der Name »Jupiter!« steht sogar immer im Vokativ, in der Form des Anrufes. Der Nominativ Dies Pater verschwand dahinter. Nur im Anruf, im Vokativ wird der Gläubige den Gottesnamen in den Mund nehmen. »O mein Gott« ist unser wahrer Gottesname, denn er steht im Anruf wie bei Jesus am Kreuz. Hingegen »der Gott«, »des Got-

tes«, »dem Gotte«, »den Gott« sind lächerliche Nachbildungen der Formen für tote Dinge, oder für sterbliche Menschen. An den Pfaffen und ihren Gebeten stirbt Gott in den Herzen seiner Gläubigen notgedrungen. Aber die Not unserer eigenen Verwirrung ruft ihn wieder ins Leben. Wer sind wir denn, ohne daß er es uns mitteilte?

Wir haben Gottes Sprachmacht und unsere Sprachpotenz zu unterscheiden gehabt. Gott versetzt uns in die Wellenlänge, die zitternde, zarte entwaffnete Haltung, dank deren sich die Götter, die uns nur unterwerfen, ihm und uns beugen müssen. Gott verbündet sich mit uns gegen die Götter, vor denen wir erzittern, er läßt uns froh werden, weil wir im Gebet mit ihm zusammen die Zwänge, das Faktum, die Gewalt überwinden. *An diesem Bunde erfahren wir, wer wir sind.* Jeder Mensch ist zusammengesetzt aus dem, der er bisher ist und aus dem, der morgen etwas sagen wird. Im Gebet kann der Sprecher dieses künftigen Wortes in mir so stark werden, wie mein ganzer bisheriger alter Adam. Es ist die Macht des Gebetes, daß ich mich hinter das zu stellen vermag, was ich zu sagen habe. Wer nämlich das, was er sagt, gegen sich gelten läßt, wird damit eine öffentliche Person. Er greift, vermittels dieser Einheit seines Einsatzes in Wort und Fleisch und Blut in die Schöpfungsgeschichte ein. Man erkennt den Träger der Geschichte daran, daß seine Sätze für und gegen ihn gelten sollen. Wer hingegen sagt: »Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts«, der mag noch so viele Gebete geplappert haben, gebetet hat er nicht! Beten heißt, die Gabe der Sprache so gereinigt und geläutert aus dem Munde des Herrn der Sprache zurück zu empfangen, daß sie mit der Kraft von Cäsars Münze vor der toten Welt in die lebendige Zukunft hineinwirken wird. Die Spaltung in vielerlei Jargons und Amtssprachen, Zweideutigkeiten und Routinen setzt sich in uns täglich fort, bis wir zu jedem nur noch das sagen, was er zu hören erwartet. Die paar passenden Redensarten vermehren sich unheimlich wie das Unkraut. Das Gebet ist der Vorgang des Ausjätens dieser nach außen zwar passenden, aber für künftig mich

lähmenden Redensarten. Das Gebet vereinfacht mich, so daß mein Wort wieder so gilt wie am ersten Tage, da ich zu sprechen lernte.

Unter Menschen, zu Menschen können wir daher nicht beten. Denn sie sind so weit abgetrennt von der Quelle der Sprache wie wir selber. Zu den Menschen also reden wir im Namen Gottes mit den Worten, und sie reden zu uns mit eben solchen Worten über das Dein und Mein. Was das Gebet zwischen Gott und der Seele, das ist der Rechtsspruch zwischen mir und dir. Recht muß Recht bleiben, wo Menschen miteinander leben sollen. Ohne Recht herrschen Mord und Totschlag, Furcht und Neid. So kommt es, daß die Genossenschaften des Rechts aus den Gebetsgemeinschaften mit Gott entspringen. Den Frieden Gottes, mit dem mich seine Sprachmacht in die Welt hinein ausrüstet, bewährt die Rechtsordnung als Recht, das ich und du sprechen, wenn es um Mein und Dein geht; sie erweist, daß wir eines Sinnes geworden sind. Das Recht ist jener Beweis des Geistes durch die Kraft, den Lessing forderte, um glauben zu können. Anstatt meiner Zunge und deiner Zunge und aller Zungen ertönt ja nun die eine Zunge, die allen Sprechern ein und dieselbe Geistesmacht, Gottes Wort, eingesetzt hat. Es gibt kein Recht, wenn kein Glaube die bloßen Naturen tierischer Leiber erst umgewandelt hat, so daß ihre Schreie zur Sprache geworden sind. Sprache aber beginnt in dem von mir selber gehörten und vernommenen, der mir selber bewußten, ja sichtbar gewordenen eigenen Ausrufe. Der Ausruf stammt vom jüngsten Tag, aber er wirft sein Licht auf alle bisherige Geschichte. Deshalb sind Gebet und Gebot zwei Zwillingssprechweisen. Wen das Gebet orientiert hat, so daß er weiß, wer Gott ist und wer er ist, der kann die menschliche Gemeinschaft rückblickend gerecht ordnen. Das Gebet reißt mich ans Ziel meiner Bestimmung. Von daher klären sich mir die Gebote des Zusammenlebens mit den Wesen gleicher Bestimmung. Und das sind die Rechtsgenossen.

Hier mag dem Leser der Atem ausgehen. Denn er ist seit zwei

Jahrhunderten nie auf diesen Wegen in die Sprache hineingeführt worden. Poesie, Literatur, Wissenschaft, die trugen ihn in den Sprachverband des Volks und der sogenannten Menschheit hinein. Aber Gebet und Recht? Er kam ohne sie aus, um die Welt zu verstehen.

Aber nur aus Namen in Worte in Zahlen führt die Straße, die uns zu Menschen macht. Und was die letzten Absätze versucht haben, ist eben, den Gang aus der Sprache zu den Göttern zu der Sprache mit den Menschen, den verschütteten, aufzugraben.

Das Recht wird gesprochen im Namen des Volks, früher im Namen des Königs. Denn Sinn hat nur ein Spruch, der aus jener Ganzheit strömt, in der wir alle, Richter, Kläger, Beklagter, Zeugen, Schergen, Henker, uns innen drin vorfinden. Innerhalb dieser namentlichen, den Göttern der Zwänge und dem Gott des Worts offenstehenden Menschengruppe kriegt es das Gericht mit Worten zu tun. Der Fall, der schuld ist, daß eine Lebensstockung eintritt, muß erzählt werden.

Zwischen der Schicht der Namen und der Schicht der Zahlen breitet sich die Schicht der Worte aus. Für die Aufklärer, die aus Analytischer Geometrie am liebsten die Ethik abgeleitet hätten (Spinoza, Descartes, Wiener usw.), kommen die Hauptworte den Zahlen am nächsten, die Verben sind ihnen unheimlich. Diese reinen Logiker behaupten, ein Hauptwort sei wesentlicher als ein Verb! Man lese: La phrase nominale exprimant un caractère essentielle de l'être, s'oppose à la phrase verbale avec verbe d'existence exprimant un caractère accidental de l'être [1]. So denken die armen Franzosen der Dingwelt.

Alle alten Sprachen urteilen anders. Da heißen die Menschen Schneider und Handschuhmacher, Brüller und Sieger, Bäcker und Bauer nach dem sie befallenden und auszeichnenden Tun. Es gibt mehr Verben im Gotischen als sogar im Griechischen, am Morgen der Sprache. Die Hauptworte sind Kies und Nieder-

[1] Bibliothèque de l'École des Hautes Etudes 270 (1938) 187.

schlag aus Taten. Gott hieß daher, als man noch glaubte, Actus purissimus, der nichts als Zeitworten einwohnende. Und die französische Chose selber ist causa, der Gerichtsfall. Erst waltet also das Recht, bevor die Erforschung der Dinge einsetzt!

Wer den Göttern den Mord Siegfrieds klagen muß, der kommt vor Gericht, um zu berichten, damit gerichtet werde. Und der Richter will die Sühne, die Vergeltung festsetzen und so fragt er: Was soll der tun, dessen Pfand ich hab in meiner Hand? Eine Tat muß getan werden, eine Tat, eine Untat ist verübt worden. Und wer sie formulieren, wer sie in die Zange der Sprache zwängen kann, dem kann geholfen werden. So sind die Verben, die Zeitworte, die Ströme, an denen die von ihnen her sich ausbildenden Hauptworte wie Kristalle sich festhängen. So führen uns Gebet, das uns nach dem Grade unserer Namenswerdung bestimmt, und Recht, das uns die Genossen finden läßt, in die Welt des Sprechens, in den Thing. Und was an die Thinggenossen herangetragen wird, das sind die Dinge. Ding ist das vor Gericht gebrachte Weltschnitzel. Sache ist die in den Rechtsstreit von den Sachwaltern gezerrte Portion Kosmos oder Portion Geschichte. Ist der Fall so »dinghaft« und sachlich geworden, dann liegt er einer Gerichtsgemeinde zur Entscheidung vor. Dann schweigt erwartungsvoll der Kläger und der Beklagte. Und nur aus ihrem gesammelten Schweigen heraus kann der Spruch ergehn.

Ob vom Ahnenpfahl die Augen der Ahnen, ob aus der Pharao-Statue, ob aus dem gespannt erwarteten Wahlergebnis heutzutage oder aber gar aus einer Kriegserklärung das neue Gotteswort erschallt, das Wunder der gemeinsamen Erwartung ist es allein, durch das jede sprachliche Vollmacht erteilt werden kann.

Nur aus der schweigenden Erwartung eines Anrufes entspringt Sprache. »Er sprach zu mir aus dieses Baumes Zweigen: Geh hin, du sollst auf Erden von mir zeugen.« Friedrich Schiller hat hier den Anruf an Moses sozusagen für alle Menschenkinder wiederholt. Aber die Jungfrau von Orléans – und in jeder Ge-

neration die Kinder des Berufenden – wiederholen die Ordnung der ältesten Sprachen:

Im Sumerischen, aber auch im Tscherkessischen bewahrt die Sprache noch den Weg von Göttern zu Menschen zu Dingen. Statt unsere Personen 1, 2, 3 unterscheidet der Sprecher dort Grade der Herkunft von den Göttern, von den Menschen oder aus unvernünftigen Dingen. »Das Präfix ›mu‹ bezeichnet die Orientierung zur Gottheit, zum Heiligen sowie zum sozial Höherstehenden... weswegen die erste Person Fixpunkt für die zweite und dritte Person und die zweite Fixpunkt für die dritte Person ist[1].« Th. Jacobsen hat statt »Fixpunkt« den Ausdruck »Mittelpunkt der Aufmerksamkeit« vorgeschlagen. Wir entreißen uns der Weltangst, jeder vom Weibe Geborene, nur dank eines Mittelpunkts unserer Aufmerksamkeit; dieser Mittelpunkt ist aber sprachlich.

Dieser Mittelpunkt scheint dem Biologen in der Form eines leiblichen Mittelpunktes, etwa des Herzens, nachweisbar sein zu müssen. Aber gerade das ist sein Irrtum. Der von uns, von jedem von uns einzeln und von uns allen in allen unseren Gruppierungen angestrebte, von Christian als »Mittelpunkt« bezeichnete Vereinheitlicher aller unserer Beziehungen im Labyrinth des Kosmos, ist immer ein Name. Oft ist es der Name einer Macht (Kunst, Vaterland, Wissenschaft); in fast allen Fällen stehen Teil-Namen stellvertretend für die ganze Ordnung, in der sie ihren besonderen Rang einnehmen. Mit anderen Worten, der nächstbeste Beruhigungs-Name (Freund, Vater, Mutter usw.) gehört in eine Wegekarte im Urwald der gesamten Wirklichkeit. Da uns seit 200 Jahren dieser Rückweg auf die beruhigende Namensordnung vernebelt wird, obwohl jedermann ihn einschlägt, um nicht in geistige Verwirrung zu fallen, so will ich hier für diese Tatsache noch einen Grenzfall zitieren, in dem das Chaos des Kosmos durch die Beziehung auf den eigenen

[1] Viktor Christian, Die Herkunft der Sumerer, Wiener Stzg.-Berichte 236 (1961) S. 15 und S. 23.

Namen der Verwirrten geklärt worden ist. Es stammt aus der Feder von Katharine Trevelyan, als sie noch unverheiratet ganz auf sich gestellt mit dem Rucksack die Weite von Kanada durchquerte. Der Leser muß freilich aus den Niederungen der Alltäglichkeit sich erheben, um die seltene Reinheit dieses Berichts im Rahmen unserer großen Dreifalt: Götter, Menschen, Dinge, oder Namen, Worte, Zahlen, aufzunehmen:

»Plötzlich küßte er mich, und ich verabscheute es und versuchte, mich ihm zu entwinden. Ich entsinne mich, daß ich meine Hand auf seiner Stirne hatte und sein Haupt wegzustoßen versuchte. Und ich verabscheute es und die Welt schien schwarz und er ließ mich los und er lehnte zurück. Ich aber saß und hockte in der Ecke und fühlte wie zum Ersticken, was mich mehr durchschüttelte als wäre ich wirklich krank gewesen. Jetzt beim Schreiben scheint es belustigend; aber im Augenblick war es die Hölle. Gerade wie ich den Augenblick zuvor so wie jedes beliebige junge Ding mich gefühlt hatte, so wußte ich plötzlich, was sicher viele Millionen weibliche Wesen durchzumachen hatten – und der ganze Haß all dieser Frauen, die sich nicht haben durchsetzen können, und all das Unglück und Elend unseres ganzen Geschlechts schien in diesem Moment zu kulminieren. – Da fragte er: »Was ist denn los?« Und als ich keine Antwort gab: »Wie heißt du mit Vornamen?«

Als ich dann sagte: »Mein Name ist Kitty«, wich die Pein irgendwie von mir; ich wußte, nun würde alles richtig werden. Es kommt eine seltsame Sicherheit über uns mit dem eigenen Namen. *Denn er ist zwar viel schwerer auszusprechen als irgend ein anderer Name. Hat man ihn aber einmal ausgesprochen, klar in den Äther hinein, dann ist er so sicher und so fest wie eine Festungsmauer, und umgibt uns ganz.* Als ich sagte: »Mein Name ist Kitty«, da war ich nicht mehr eine im endlosen Reigen der Generationen der Weiber unseres Geschlechts. Ich war eine besondere Person, die sich langsam durch 22 Jahre durchgebracht hatte und die von der Rasse der Menschen als solcher ganz streng unterschieden war. Ich sagte ihm, wegzu-

gehn, und er gehorchte[1].« Hier ist es des Mädchens eigener Name, der alle die tausend Verbindungen zu der freien, königlichen Welt ihres britischen Heimatlandes herstellt. Aber der Leser wird hier nicht in den häufigen Irrtum moderner Psychologen verfallen, die diesen Namen isolieren und nur auf das leibliche Selbst beziehen. Der gute Name, den sie ausspricht, wirkt in dem Labyrinth oder Wegenetz aller guten Namen, und mit ihm wird sie von den Zusammenhängen ergriffen, die aus dieser flüchtigen Begegnung unterwegs genau das machen, was sie war: eine flüchtige Begegnung! Aber nur die bleibenden Namen können die flüchtige Begegnung daran verhindern, als etwas Wichtiges oder Bleibendes sich einzunisten. Die Namen spotten dieses Gernegroßes eines bloßen Augenblicks. Sie fesseln unsere Aufmerksamkeit, sogar und gerade dann, wenn der Name erst noch erharrt wird. Der stärkste Trostname liegt in der Zukunft: »Morgen kommt der Herr«, die ganze Bibel hat das als ihr letztes Wort. »Morgen kommt der Herr.«

Die Lehrbücher freilich, sei es der Religionsgeschichte, sei es der Anthropologen, fangen beim angeblichen Gottesbegriff der Primitiven oder bei der Psychologie des einzelnen an, und hängen seine Zukunftserwartung nur als einen weiteren Zusatz an der Seele fertiges Bewußtsein und Begriffe an. Aber so lebt niemand. Wir leben aus der Zukunft in die Vergangenheit und diese Lebenskraft, auf deutsch diese Berufung, verleiht uns unser Namen: »Weiß doch niemand, was ich weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß.« Wem ich aber meinen Namen sage, den ziehe ich eben damit in das Geheimnis meiner Zukunft mit hinein: »Morgen kommt der Herr«. Wer einen Namen trägt, der trägt ihn ja von diesem Herrn über unseren Tod und unser Leben zu Lehen, denn nur in seinem Namen hat unser Namen Sinn. Morgen winkt uns die Zukunft. Deshalb liegt gestern klar vor unseren durch ihn geöffneten Augen. Das Wörtchen »Augenblick« schweigt über die Voraussetzung für die Festig-

[1] Katharine Götsch-Trevelyan, Unharboured Heath, London 1934, S. 174 f.

keit unseres Blicks: Von unserer Bestimmung her muß uns die innere Beruhigung mitgeteilt worden sein, damit wir die Welt, die ewig gestrige, anschaulich in unseren Blick bekommen. Vor seiner Ernennung und Berufung zum Träger seines Amtes ist der einzelne feige. Der Gottverlassene lebt im panischen Schrecken. Sein Auge flackert unstet. Ihm ist also die Macht über den Augenblick versagt: Friede durch Mittelpunktsbildung muß bereits geschlossen sein, ehe unsere Sinne zuverlässig rapportieren.

Innert 48 Stunden habe ich einmal diesen Umschlag aus ruhiger Bestimmtheit in panischen Schrecken durchlebt, und es seien die beiden Erfahrungen berichtet, weil sonst der gebildete Leser seine eigene Zerbrechlichkeit außerhalb seiner Namentlichkeit vermutlich nicht zugeben wird. Es war 1916 vor Verdun. Ich führte eine berittene Munitionskolonne in die Feuerstellung. Der heftige Beschuß brachte die Leute in Verwirrung. Ich blieb kalt, disziplinierte den übelsten Kerl und brachte den Auftrag zum guten Ende, so daß ich seitdem bei meinen Leuten als »kugelsicher« galt. Dann kam ein Ruhetag. Ich ging allein in die imponierende Feuerstellung der großen Geschütze, um mir das mal anzusehen. Kaum war ich vorn, da begann eine unerhörte Kanonade. Ich warf mich zu Boden und konnte vor Schrecken längere Zeit kein Glied rühren. Hier war dieselbe Kreatur, die vorgestern kaltblütig und siegesgewiß führte, panisch aufgelöst in Kläglichkeit, weil sie dort nichts zu suchen hatte. Dem Offizier gibt sein Amt, d. h. die namentliche Ernanntheit, den Mut; aller Augen sehen auf ihn. Da müßte es schon mit dem Teufel zugehen, wenn er versagte. Sein Name Offizier oder Leutnant oder Führer oder Kommandeur ruht auf ihm und macht ihn, wie seine Leute denken, kugelfest. Ihre Bezeichnung mag naiv klingen. Aber ist sie es denn? Der Name, unter dem sie diese fünfundsechzig Kilo Fleisch und Blut anreden, hebt ihn ja wirklich über die abgeschnittene Sekunde, in der die Kugeln pfeifen, hinweg in die jenseits des Tages führende Bestimmung ihrer gemeinsamen Zukunft. Kraft ihrer Anrede verkörpert er bereits

den Sinn, den erst der kommende Tag erweisen wird. Aber ohne Amt oder Titel zerfiel der Träger ihres Kommandos seinem bloßen Selbst. Er hörte nun nicht jene geflügelten Worte, um derenwillen König Pyrrhus von Epirus zu seinen Kriegern sagte: »Ihr seid meine Schwingen.« Die sogenannten Denker machen viel her von der Transzendenz ihrer Gedanken. Das ist mir zu schwer. Aber die Transzendenz unserer Namen kann jeder an sich beobachten. Sie ist der Unterschied zwischen Amt und Freizeit, zwischen Ernst und Muße. Wo meine Pflicht mich ruft, da verkettet sie den Moment mit der endgültigen Bestimmung unserer Geschichte, und ich bin dann der Sorge um meine schwachen Nerven überhoben. Diese spielen mir nur dann einen Streich, wenn aus der gegenwärtigen Minute keine Brücke geistiger Namengebung in die Zukunft »transzendiert«. Die abgeschnittene Sekunde stürzt mich in Panik. Der Brückenbogen meines Seelenfriedens rammt im Namen des Deuters meiner Bestimmung, rammt in Gottes Namen die Anrede derer in mich hinein, die mir vertrauen. Die Anrede oder das Fehlen der Anrede macht den ganzen Unterschied zwischen Amt und Mob, zwischen Vollmacht zu antworten und kraftloser, wortloser Panik. »Herr Major, es regnet«, ist ein vollmächtiger Satz. Er gibt vielleicht Anlaß zu dem Befehl, die Mäntel auszugeben. Verantwortlich hat jemand den Wetterumschlag gemeldet. Aber das Geraune »es regnet« ist ein unordentlicher Satz, der seinen verantwortlichen Autor erst noch sucht. Interessanterweise teilt die Meldung: »Herr Major, es regnet« den Charakterzug mit unseren Gebeten, daß der Sprecher selber in ihr reziprok bestimmt wird. Denn est ist nur von dem Angeredeten, dem Major, ausdrücklich die Rede, und außerdem vom sachlichen Gehalt der Meldung, dem Wetter. Aber der Sprecher selber bleibt unausgesprochen.

Dadurch ist die Grammatik auf die falsche Fährte gelockt worden, hat die drei Ränge beim Sprechen übersehen und den Satz »Es regnet« an und für sich behandelt, so wie man einen eigenen unausgesprochenen Gedanken vielleicht behandeln dürfte.

Die romantische Schule hat eben von der strengen Rechtsordnung, in der wir uns Mitteilung und Wahrheit schulden, abstrahiert und Sätze für bloße Mittel gehalten, unsere Gedanken auszudrücken.

Aber unsere Meldung an den Höheren über das Wetter kann zeigen, daß der oben zitierte Bericht über das Sumerische und das Tscherkessische keine jahrtausendferne Sprachform entdeckt. Die drei Ränge von Empfänger, Sprecher, mitgeteilter »Tatsache« ist jedem in einer Gemeinschaft geschuldetem Wahrheitssatz heute genauso wesentlich wie vor fünftausend Jahren. Auch unser Gebet orientiert den Sprecher »reziprok«, im Rückstoß auf ihn selber orientiert ihn der Gottes-Name, ohne daß es deshalb zu einer Nennung des Beters selber zu kommen hat.

Beim Militär, aber auch in jeder Arbeitshierarchie, empfängt ein Höherer seine Meldungen von Untergebenen. Dank der Meldung nimmt der Meldende seinen Rang in der Hierarchie unterhalb des Majors, des Oberen ein. Dank der Meldung wird der Obere in den Stand gesetzt, sein Kommando auszuüben. Er braucht also diese Angaben des Untergebenen. Das hat ungeheure Wichtigkeit: Der Untergebene haftet für die Wahrheit seiner Meldung. Nicht was ich denke, wird von mir gemeldet, sondern wofür ich hafte. Es kann mich den Kopf kosten, wenn die Meldung unwahr ist. So gerät die Würde in den Satz »es regnet« hinein. Und so verwöhnt sind wir, daß heut noch aus dem hierarchischen Ursprung der Indikativsätze meistens die Wahrheit in ihnen gesagt wird.

Die drei Ränge des Sumerischen sind heut dadurch schwer erkennbar, weil der Sprecher oder Melder, eingeklemmt zwischen Major und Sache, zwar spricht, aber selber unausgesprochen bleiben kann. Jedoch deshalb ist er doch da! Und mehr als das: er ist genau bezeichnet.

Wer das übersieht, sieht nicht, was er tut, wenn er spricht. Wer es aber einsieht, der erkennt auch in unserer angeblich götterfreien Ordnung die drei-rangige Ordnung des Sumerischen wieder. Denn da ist der, dem Wahrheit geschuldet wird, der

Major; da ist der in der Ellipse doch wirksame Melder, der deutlich einen mittleren Rang einnimmt, und da ist die gemeldete »dritte«, unter Empfänger und Meldendem zu berichtende, Sache. Noch heut sagt die Sprache, es komme darauf an, unter wem etwas besprochen werde. Nicht zwischen uns, sagt sie, sondern unter uns, so deutlich lebt in uns die Urordnung von Namen, Worten, Zahlen, von Göttern, Menschen, Dingen fort. Jeder Vorgesetzte, jede Obrigkeit hat teil an einer göttlichen Ordnung. Jeder der Obrigkeit Dienende wird eben dadurch zum Menschen. Und alles Mitgeteilte wird eben dadurch zu einem zählbaren Weltdinge.

Die Ellipse zwischen Ansprache an den Höheren und Aussprache eines weltlichen Tatbestandes ist also eine wichtige Entdeckung.

Weil der Sprecher der Meldung: »Herr Major, es regnet« indirekt durch seine Einpressung zwischen Angeredetem und Berichtetem bestimmt wird, hört er doch nicht auf, der Brückenschläger der Sprache zu sein. Unser ganzer erster Teil in dieser leibhaftigen Grammatik widmet sich daher der Frage: *Wer spricht?* Es ist bisher die am wenigsten gefragte Frage. Aber es ist der Sinn unserer ganzen Unternehmung, sie zuerst zu fragen. Wiederum hat der Mythos der Grammatiker die Wahrheit auf den Kopf gestellt. Sie wollen aus unordentlichen, unvollständigen Sätzen sprechen lehren. Denn sie haben den gleichgültigen Satz nicht aus dem heftigen hergeleitet; der entladene Satz solle das Wesen des Sprechens erklären. Das muß mißlingen. Ein Sprachgelehrter hat diesen Fehlgriff kürzlich sehr beredt aufgedeckt. Er spricht da zwar nicht vom Anrufen der Götter, vom Gebot oder Krieg, aber von der ähnlich aufregenden Begegnung mit Löwen und Drachen und setzt dazu: »Daß gerade Löwe und Drache mit emotionalen Wortbildungen benannt worden sind, erklärt sich wohl auch aus dem eminent expressiven Grundcharakter dieser die furchterregendsten Tiere bezeichnenden Wörter.

Dieser Grundton verflüchtigte sich natürlich, als sich nicht mehr

der Sprachschöpfer mit der erregenden Wirklichkeit, sondern der Grammatiker mit Wörtern auseinandersetzte.«[1]
Seine Einsicht sei auch die unsere.

Gebet, Gebot, Geschichte, Gedanke,

sind vier Stufen, über welche die Sprachmacht Gottes in mich einströmt. Aber die Grammatiker wissen das nicht. Die grammatische Vorkopernikanität besteht darin, den Gedanken an die Spitze zu stellen, so als hätte das Ferkel »Individuum« ohne Gebet einen Namen, ohne Gebote Brüder und ohne Geschichte Zukunft. Gebet heißt und verheißt dich; Gebot verbindet dich zu einem Angehörigen; Geschichte verleiht dir unendliche Zeit, und erst der verheißene Angehörige und somit zeitumfassende Mensch kann alsdann auch nötigenfalls bis drei zählen und denken. Alle heutige Grammatik behandelt Gebet, Gebot und Geschichte als Luxusanbauten. Nötig sei nur das Denken. Ja, man läßt die Denker oft jammern, sie könnten ihre hohen Gedanken im Mantel der Sprache nicht gut genug ausdrücken. Wo du solchen Unsinn vernimmst, da hörst du die Teufel, Satan, Luzifer und Beelzebub sich ins Fäustchen lachen. Denn da wähnt der einzelne Mensch dreierlei. Erstens wähnt er, er spreche das erste Wort. Zweitens wähnt er, er sage, was er wolle. Und drittens wähnt er, er könne hinterher sagen, er habe nichts gesagt. Das sind drei Lügen. Und aus diesen drei Lügen entspringt eine Glottik, eine Sprachlehre, die aus dem Satz »Es regnet« erklären möchte, was es heißt zu sprechen. Wer denkt, denkt nach über Gesagtes oder er denkt voraus über zu Sagendes oder zu Verschweigendes. In beiden Fällen dient das Denken, seine Stelle im Gespräch der Menschheit zu ölen.
In den schottischen Kirchen war es Sitte, daß der Fromme jeden Sonntag einen Psalm in englische Verse umschrieb. Entsprechend fand ich von einem der weltlichsten und weltmännischsten Staatsmänner der amerikanischen Revolution, von Gouverneur

[1] G. R. Solta, Berichte Wiener Ak. 232, 1 (1958) S. 7.

Morris, ein Notizbuch, in dem er den 15. Psalm versifiziert hatte. Der für uns entscheidende Vers lautet da: »And if he promised to his loss, he makes his promise good.« Ob er auch zu seinem Verlust versprach, löst er sein Versprechen doch ein. Erst hier fängt die Hochsprache an, wo jemand seine Zukunft unter sein eigenes Wort stellt.

Was aber nach vorwärts gilt, daß ich mein Versprechen einlösen muß, daß in »binden« und »lösen« die Macht meines Wortes über mich bezeugt wird, das gilt auch nach rückwärts. Dem Versprechen gesellt sich die Erzählung. Arnold Winkelrieds Ausruf in der Schlacht bei Sempach: »Eidgenossen, Ich will euch eine Gasse bahnen« muß fürwahr weiter gesagt werden von Geschlecht zu Geschlecht. Wir müssen uns auf die Wahrheit der vergangenen Geschichte genau so fest verlassen können wie auf die Bewährung des Schuldversprechens in der Zukunft.

Den Satz »es regnet« können die Winde verwehen. Er hinterläßt keine Spur, so lange er namenlos bleibt. Nicht umsonst hat Schiller im Weimarer Theater den Geschichtsschreiber Johannes Müller, der da vor ihm bei der Wilhelm-Tell-Uraufführung saß, geehrt mit den Worten: »Ein glaubenswerter Mann, Johannes Müller, bracht' es von Schaffhausen.«

Sprache ist um so mehr Sprache, je unauslöschlicher sie zu werden wagt. Ein wahres Wort in Gottes Namen überlebt Millionen Scheinsätze des anonymen »es regnet«. Denn es führt in die Eine Einzige Sprache hinein, die seit Adam und Eva uns alle einlädt, sie weiter zu tragen, weiter zu sagen und zu vollenden. Der einzelne Satz, so sagte der Atheist Wilhelm Wundt, enthalte das Geheimnis des Sprachakts. »Es regnet« wäre nach Wundt ein in sich abgeschlossenes Gebilde. Ach, verehrter Geheimrat Wundt – ich habe ihn noch gekannt – das ist doch bloß Ihr Satz, autorisiert durch Ihren geachteten Namen Wilhelm Wundt. Ihr Zeitgenosse Benjamin Yowett hat den Wahrheitsweg vom Einzelsatz zum persönlichen Leben einmal seinen Oxforder Studenten besser ans Herz gelegt: »Immer streiche deine schönsten Stellen!« »Wie, ich soll die schönsten meiner

eigenen Sätze streichen?« »In der Tat, jeder von uns wird gut tun, jedem Bild, jeder glanzvollen Redefigur zu mißtrauen, wenn sie den Zusammenhang verklemmt oder die Masse des Ganzen verrückt. Denn im ganzen steckt der wirkliche Verdienst des Geschriebenen, im ganzen Absatz, nicht im Satz; im Kapitel, nicht im Absatz; im Buch, nicht im Kapitel. Und der Charakter des Verfassers, dessen Umriß hinter dem Buch sich zeigt, wird oft größer sein als das Buch, das er geschrieben hat.«[1]

Mit diesem Worte, besonders dem letzten Satz, hat Yowett die Sätze der Sprache aus der Psychologie und der Physiologie hinausgerettet dorthin, wo sie hingehören: in die Fleischwerdung des Wortes.

Wer den Satz »es regnet« für einen vollständigen Satz hält, der verbannt uns in einen Raum, dem jede Richtung fehlt. *Er verrät nicht, wo er hinführt.* Das Jahrhundert, das sich an dem Paradigma »es regnet« über die Sprache orientiert hat, hat im willkürlichen Führertum geendet. Das eine folgt aus dem anderen. Die Söhne alle der Sprachmeister, der berühmten Philologen des Griechischen, Deutschen, Ägyptischen, Indogermanischen usw. namenlos gelassen von ihren Vätern und mit solchen leeren Hülsen wie »es regnet« abgespeist, sind einem beliebigen Namen aufgesessen und weil ihrer Väter Sätze ihnen nicht sagten, wo sie hinführten, sollte irgendein aus dem Zusammenhang gerissener Name ihnen das »Heil« bringen! Mit Grausen hat Bismarck gewarnt, es sei die Politik so unerbittlich genau wie die preußische Oberrechnungskammer. Wir verallgemeinern seine Einsicht: *Die Sprache ist so genau wie die preußische Oberrechnungskammer:* Wird die gesunde Proportion zwischen den Namen, die uns offen sagen, wohin sie führen, und den nichts sagenden Redensarten gestört, dann rächt sich die gestörte Proportion durch Wahnsinnige wie Thomas Münzer, Fettmelcher, Hitler. Denn selbst der Wahnsinn ist dem Tode vorzuziehen. Wir sprechen und hören nämlich, um zu wissen, wohin die

[1] B. Yowett, College Sermons, 1895, p. 197.

Reise geht, nicht aber um Examina abzulegen über die Ableitung des Logos aus der Konstruktion des Satzes »es regnet«. Wir sprechen, um einander zu sagen, wohin der Weg führt. Die Sprache ist durchaus kein »Verständigungsmittel«. *Sie ist kein Mittel.* Sie bestimmt uns zu unserer Bestimmung. Denn sie ist der Einbruch des Herzens, also des Bestimmers, in den Stumpfsinn des Verstandes. Der Verstand sagt 2 und 2 ist 4. Aber die Sprache sagt: »Genug kann nie und nimmermehr genügen!« Der Verstand sagt: »Die Ersten sind die ersten; die Letzten sind die letzten.« Die Sprache weiß es besser: »Die Letzten sollen die Ersten sein.« Der Teufel sagt »Name ist Schall und Rauch.« Die Sprache aber erhöht einen Namen über alle anderen Namen und den Namen des Säuglings in der Wiege über alle Ziffern und Zahlen der Bevölkerungsstatistik zusammen genommen. Der Verstand macht nämlich alles gleich gültig. Aber die Sprache erschafft das Gewichtige und den Wichtigen. Wie denn? Sie segnet sie. Und sie beseitigt die Wahnrächer trotz aller fleißigen Zettelkästen sogenannter Gelehrsamkeit, für die ja diese Tiere aus dem Abgrund endlose Themen hergeben. Die Sprache tut das, indem sie den Wahnrächern flucht, aber die Bahnbrecher segnet, doppelt segnet, wenn die Wahnrächer sich an ihnen vergreifen. Die Sätze mit »Es«, die Sätze mit »man«, »aber so was tut man doch nicht«, sind abhängige Sätze, angehängt an das Namenlabyrinth und an die Wolke der Zeugen und auf ewig ihnen untergeordnet. Die Teufelchen, welche uns wissenschaftlich beweisen, aus den »Es-regnet«-Sätzen erkläre sich die Sprache, hießen früher offen und ehrlich Gottesleugner. Aber sie sind zu feige, diesen ihren Kampf zuzugeben; dabei erklären sie den Geist aus den Gedärmen, die Seele aus der Zirbeldrüse und des Herren über ihr Leben und ihren Tod spotten sie, indem sie ihn aus der Säuglingssehnsucht nach der Mutterbrust ableiten. Der Sprache geht es also wie Petrus, der mit dem Haupt nach unten gekreuzigt worden ist. Dafür regnet es Professoren. Und die haben die Sprache mit Hilfe des Satzes »es regnet« auf den Kopf gestellt.

Ihre Schüler, die Armen haben in blinder Wut den ersten besten Namen auf den Schild erhoben, so als finge alle Sprache nun erst richtig an. Aber ach, die Namen gehen durch alle Zeiten, sie gehen durch die Ewigkeit, sie stiften diese Ewigkeit, und die Herrlichkeit der Namen bewährt sich erst daran, ob ihr Anruf heut zu dem stimmt, wie es war im Anfang und sein wird bis ans Ende der Tage. Die Söhne der »Es-regnet«-Väter haben ihren Heilsnamen für ebenso vorübergehend gehalten wie den Platzregen, für ebenso unschädlich und beliebig. Aber die Namen bleiben über uns stehen. Sie sind nicht ein Kleid, eine äußere Haut wie Schnee oder Regen oder Hitze oder das Wetter. Die Namen dürfen nie zur Mode entarten. Denn die Namen offenbaren unsere eigene Seele. Als der Gegenname gegen das impotente »Es regnet« als Heil begrüßt wurde, brach die Hölle los, die Hölle, der nur auf das bißchen eigene Zeit vertrauernden schwarzen Seelen, und in zwölf Jahren verspielten sie ihr Reich. Aber vielleicht geschieht solche Höllenfahrt nie umsonst. Denn sie mahnt, daß wir in der Grammatik nicht mit Schall und Rauch zu tun haben, sondern mit leibhaftig werdenden Namen. Und wer darf sich wundern, daß uns der Teufel holt, wenn wir das leugnen?

DER WIDERSINN DER SINNE

Der Sinn der Mehrzahl

Die Sinne des Menschen widersprechen einander. Auge, Ohr, Nase, Tastsinn versetzen uns in vier einander entgegengesetzte Systeme. Wer hört, durch den strömen die Schallwellen hindurch. Er ist inmitten der Wellen, die ihn mitbewegen. Musik wird deshalb fortreißend oder hinreißend genannt. Denn wir möchten mitsingen, möchten den Takt schlagen, aufspringen, tanzen, marschieren. Wir wiegen uns im Wogen der Klänge hin und her. Wir finden uns durchs Ohr innerhalb der Welt vor.
Der Schauende aber ist wie gebannt von dem Anblick, der sich ihm bietet. Er bleibt stehen. Betrachten kann nur der, der wie angenagelt verharrt. Standpunkt und Weltanschauung verdankt der moderne Mensch der Kraft des Auges. Sie legt beide still, das Objekt und seinen Betrachter. Denn es stellt sie einander so gegenüber, als bewegten sie sich nicht in harmonischem Reigen sondern seien beide mit der überirdischen Kraft ausgestattet, aus dem Tanz der Horen auszuscheiden und in einem sogenannten »Sein« zu beharren. Dies zeitlose Sein rechtfertigt jedes Verbrechen, jede luziferische Lehre. So ist es das Wappen der sinnelosen Geister.
Die Nase ist unserem Geschlechtsleben zugeordnet. Denn das Anziehende und das Abstoßende, Blühen oder Verwesung, wird von ihr wahrgenommen. Der Geruch verrät die Richtung auf mehr Leben oder mehr Tod. Den Politiker macht die Nase, denn er muß wittern, ob da etwas mulmig ist, oder ob etwas verheißungsvoll ist. Dem Spürsinn verdanken wir, die siegreiche Sache der Zukunft wittern zu können und ebenso den Untergang des Abendlandes. Dieses Riechenkönnen, ob nun ein schönes Weib oder eine glänzende Entdeckung uns anziehen und nach sich

ziehen, ist vom Auge und Ohr himmelweit getrennt. Es verkörpert ein ganz anderes Zeitsystem oder Zeitmaß. Denn Bewegungen wie der Pietismus oder der Kommunismus nehmen ihre Anhänger für Jahrhunderte in Anspruch. Und selbst da, wo ein Einzelner dem Zauber des Weiblichen erliegt, bindet ihn die geglückte Sinnenauslese auf Lebenszeit. Mindestens auf ein Menschenalter, oft aber auf länger wirkt mein Nachspüren einem politischen Reiz oder einem sinnlichen Parfüm nach. Hingegen starrt mein Auge zeitverloren in diesem Augenblick unbeweglich. Das Auge unterbetont die Zeitlänge. Deshalb spricht die Sprache ja vom Augenblick, als sei er das »Ny«, das Nu, der kürzesten Zeitspanne.

Weil der Geruch mich eine Spur verfolgen macht, gibt er mir die bestimmende Richtung durch die Zeit. Weil das Auge mich verweilen heißt, gibt es mir einen festen Standpunkt in dem Raum.

Das Auge ist dem Gehirn zugeordnet. Der Sehnerv rapportiert dem Bewußtsein. Aber den Ton, den das Ohr rapportiert, den rapportiert es dem Herzen. Jeder, den ein Wecker mörderisch aufgeweckt hat, weiß, daß der brutale Ton Herzklopfen hervorruft. Das Auge aber produziert ein Bild, eine Vorstellung im Gehirn. Unsere Gerüche gehen an unserem individuellen Teil vorbei; sie strömen in das allergeheimste unseres Gattungswesens hinunter und erschüttern uns in den Kammern unseres Leibes, an die unser Bewußtsein selten zu denken wagt. Der Geruch gemahnt uns an alles, was erst hinter unserer augenblicklichen Erscheinung sich ereignen muß, oder was vor ihr bereits passiert ist, d. h. was erlitten oder gestorben ist. Jeder Geruch proklamiert Enden oder Anfänge einer hinstreckenden Bewegung. Das Auge definiert Rahmen und Grenzen eines der für einen Augenblick stillstehenden Dinge[1].

---

[1] Ralph Waldo Emerson hat seinen witternden Freund Thorean herrlich gegen die Welt-anschauler abgesetzt: »Er dachte, die Witterung sei ein besseres Orakel als die Sicht, zukunftshaltiger und glaubwürdiger. Witterung enthüllt, was den anderen Sinnen verborgen bleibt.«

Was tut nun der Tastsinn? Er verkörpert wieder ein anderes System als Auge, Ohr und Nase. Er gleitet ja an Gegenständen dahin, die wie die feste Straße, wie ein Treppengeländer oder ein Korridor unseren Lauf lenken.

Das Wort »Korridor«, Laufbahn, ist beredt. Verfolgen wir es in die Welt des Tastsinns hinein, dann erfahren wir, wie diesem Sinn eine besondere Kunstwelt eignet. Den Augenmenschen in uns repräsentieren die Maler. Den Ohrenmenschen versuchen die Musiker zu vertreten. Die Dramatiker huldigen dem Spürsinn unseres Geschlechts für Haß und Liebe, für Tod und Auferstehung.

Wer huldigt dem Tastsinn? Die Wegebauer und die Architekten aller Grade. Ihre Bauten und Straßen nämlich stiften gebahnte Bewegungen. Eine Brücke, eine Autobahn oder Eisenbahn, eine Schloßtreppe und ein Schloßplatz übermitteln Tausenden die bereits erprobte Richtung. Während uns der Spürsinn neue Fährten suchen heißt, ermutigen uns die Wegebauer, alten Erfahrungen treu zu bleiben. Der Pfadfinder erfährt seinen Weg in die unbekannte Zukunft als bloßen Hinweg. Aber Straßen, Hallen, Säle, Wände darf man erst bauen, nachdem sich zum Hinweg hinzu auch der Rückweg bereits bewährt hat. In die Höhle des Löwen führten alle Spuren. Deshalb ging der Fuchs nicht hinein. Er suchte die gebahnte Straße, die immer erst aus Hin- und Rückweg zusammen sich bilden läßt. Architektur ist nicht so sehr gefrorene Musik, wie Schlegel sie genannt hat, als gebahnte Bewegung. Tagtäglich fahren wir in unsere Fabrik auf der Vorortbahn und verteilen uns über die Zugangsstraßen in die einzelnen Geschäfte. Merkwürdig, wie sehr wir von Gebäuden wie von Konservenbüchsen denken, während ihr Sinn doch ist, uns bestimmte Gänge, regelmäßige Vorgänge nahezulegen! Erfahrene Bewegung, bewährte Gliederung soll reibungslos wiederkehren können – dazu wird gebaut. So huldigt der Architekt dem Sinne der gesellschaftlichen Ordnung, während der Dramatiker dem Sinne der ungesetzlichen, vorgesetzlichen, der ursprünglichen Bewegung seine Bühne öffnet. Deshalb

wechseln auf der Bühne alle Kulissen rapide. Es wäre lächerlich, sie aus Granit oder Marmor zu errichten! Der Baumeister wird gerade diese Baustoffe bevorzugen, um seine Würde durch sie auszudrücken.

Vier Sinne informieren uns also über äußere Gegenstände, innere Zustände, künftige Gestaltung und bisherige Bahnung. Kopf, Herz, Geschlecht und Glieder werden informiert. Jeder Sinn dient vorzugsweise einem dieser Organe. Diese vier operieren auf verschiedener Wellenlänge, von Jahrhundert zu Augenblick. Der Dramatiker wittert einen Höhepunkt, eine hohe Zeit in der Zukunft, Baumeister tendieren vergangenen dauernden Ordnungen, Musiker und Maler dichten eine Ewigkeit in die flüchtige Stunde oder den Augenblick. In dem also vier Zeitmaße sich in uns ausbilden, werden uns die klaffenden Widersprüche dieser Sinne erst recht deutlich. Jeder Sinn schwingt auf einem anderen Zeitband. Da wo wir am Alltag das Photographiergesicht eines gleichgültigen Passanten wahrnehmen, nehmen wir plötzlich die Kämpfe erbitterter Ringer um die Wahrheit ihres Daseins wahr. Auge, Ohr, Nase und Glieder haben ja alle recht in dem, was sie wahrnehmen. Aber unmöglich dürfen sie alle recht behalten. Die Hure mag dem Auge gefallen: soll sie auch den 18jährigen verführen dürfen, so als sei sie ewiger Jugendfrische voll? Die Würde des Priestertums mag die alten Weiblein bezaubern. Soll sie auch Sancta Simplicitas verführen dürfen, daß sie die Scheite zum Scheiterhaufen des Johannes Huß herbeischleppt? Die Musik soll die Arbeitsbesessenen in die Feier hinreißen. Aber kann man in Bayreuth sich den Ring der Nibelungen vortäuschen lassen, nur um den Mordbrand in Auschwitz zu übertönen, wie Friedrich Nietzsche das vorausgeahnt hat? Und das Bild soll erstaunen. Aber darf die Bildung der Gebildeten so lähmen, daß sie alle Geschichte fünfzig Jahre vor ihrer eigenen Zeit still stehen heißen? Der Augenblick des Herrn Meinecke verurteilt die Einsichten seiner Schule. Denn es war der falsche Augenblick. Viele deutsche Gebildete versuchen heute noch, aus dem Jahre 1878

heraus zu denken und zu sichten, einzusehen und zu betrachten, und kriegen immer nur wieder die endgültig verpaßte Gelegenheit und den längst verrauschten Augenblick heraus. So unerbittlich verlangen alle Sinne, im Ringen der Geister ernstgenommen zu werden, daß eine bloß hinterher eingesehene Geschichte, eine bloß malende Architektur zu ungeheuerlichen Stillosigkeiten der Künste und der Lebenswege führen. Das Heute gebietet der Zukunft und der Vergangenheit, falls wir es als Geheiß verstehen.

Wir haben noch den fünften Sinn, den Geschmack, zu ehren. Geschmacklos werden die vier Sinne ohne die Mitwirkung aller übrigen Sinne. Schon da, wo sie uns alle in Atem halten, wird die Stillosigkeit sich mindern. Der Geschmack ist stillschweigend oft tätig, wenn alle Sinne einander in Schach halten. Hingegen ist seine ausdrückliche Einsetzung ungeheuer schwierig, deshalb, weil ihm das momentanste, das flüchtigste Bezugssystem unseres Körperbaus zu Diensten steht. Die Geschlechtsorgane in uns sind beinahe unsterblich, das Herz lebenslänglich; der Kopf erinnert und entsinnt sich lange. Aber Zunge und Mund sind kurzen Launen unterworfen, und doch ist gerade ihnen der Geschmack anvertraut. So ist eben der gute Geschmack das Tüpfelchen auf dem i, der Sekundenzeiger auf der Lebensuhr. Wenn der Mund mit seinem Zungen- und Lippenspiel in ein Ereignis so eintreten kann, daß es in ihm sich verklärt, dann schmeckt das besonders gut. Festmahl und Kommunion vollenden unsere Lebensbahn, wie der Circumflex auf dem Vokal. Die Gruppen des Lebens bekrönt das gemeinsame Mahl. Denn wir Menschen fressen nur, wenn wir geschmacklos leben. Essen heißt, sich gemeinsamer Mahlzeiten fähig erweisen. Beim Festmahl übt sich der Geschmack.

Es kann kein Zufall sein, welchen Sinnen die Sprache anvertraut ist. Jetzt, nach dem wir den fünf Sinnen Reverenz erwiesen haben, wissen wir auch schon, daß sie alle miteinander ringen, sich wechselweise vordrängen oder verdrängen und keineswegs von selbst Frieden halten. Es war ein Irrtum, die Eintracht der

Sinne vorauszusetzen. Sie widersprechen einander. Den Sinnen fehlt der Friedensstifter! Sie schleifen uns wie rasende Hengste in entgegengesetzte Richtungen. Sie zerstören uns. Die sanfte Lehre der Aufklärer spiegelte uns in eine harmonische Natur hinein, aus der alle Sinne übereinstimmend zu rapportieren hätten. – Ach, das ist kein »Rapport«. Die Nachrichten unserer Sinne schließen sich gegenseitig aus.

Den Frieden stiftet erst der Bund der Sinne, und der hat ausdrücklich zu erfolgen. In guten Momenten herrscht stillschweigender Friede des guten Geschmacks. Aber das ist ein prekärer Friede auf Abruf, auf Kündigung. Frieden muß ausdrücklich geschlossen werden!

Dem Munde scheint nun dieser Weg zwischen die zerklüfteten Sinne anvertraut. Denn wir sprechen ja miteinander. Daß dem flüchtigsten Bezugssystem des Hungerrhythmus, dem Munde, das Wort anvertraut ist, wirkt als Paradox. Wie kann die fernste Zukunft oder Herkunft, das Leben für das Ende der Welt und aus den ältesten Tempeln der Geschichte, wie kann das aus den Kauwerkzeugen hervorgehen?

Die Grammatiker haben nicht einmal bemerkt, wie merkwürdig das vielleicht ist. Ich bemerke es. Aber auch ich kann nur ahnen. Vielleicht ist es so, daß gerade das kürzeste Zeitglied oder Zeitsystem, das der Ernährung, tätig werden soll, um den Abschluß eines Entschlusses festzulegen. Indem nämlich sogar das vorübergehendste Organ zur guten Stunde sich in denselben Dienst stellt, den die langsamen Zeitsysteme leisten, ist wahrhaft der ganze Mensch hingerissen, hat der ganze Mensch »begriffen«, worum es geht.

Der Trunk auf das Brautpaar beim Hochzeitsfest wird nicht zufällig oder willkürlich den schnell verschäumenden Champagner hineinspenden in den Bund fürs Leben! »Flüchtiger als Wind und Welle ist die Zeit. Was hält sie auf? Sie ergreifen auf der Stelle...« Dem Munde ist das Ergreifen der guten Stunde anvertraut, um die Eintracht aller Sinne zu besiegeln. Dazu ist er als der oberflächlichste wie kein anderer geeignet. Und in seiner

Weisheit hat der Schöpfer des Mundes ihm zum Partner den Träger des Herzens beigesellt: das Ohr. Das Ohr hört für das Herz als sein Empfangsapparat. Wenn Mund und Herz beide vernommen haben, sind kurz und lang, Sekunde und Ewigkeit verbunden. Damit aber bestimmt Mund und Herz übereinstimmen, wird jedem festlichen Hörer eine Antwort an die Sprecher, Toaster, Festredner zugemutet. Erst die Antwort vollendet ein Wort. Ein Psalm muß in Responsorien gesungen werden. Indem jeder Hörer jedem Sprecher antwortet, indem jedem Toastredner das dreimal Hoch aller Hörer widerhallt, wird auch seins, des Sprechers Herz ergriffen. Der Hochruf der Zuhörer vollendet die Ansprache, weil er, der Sprecher, nun selber hören muß und hören darf, und so auch sein Herz zum Klopfen gebracht wird im Einklang mit allen da zuhörenden Herzen.

Das Geheimnis meines Mundes wird mir erst darin kund, daß mich selber mein Wort verbindet. Ich muß selber vernehmen und hören, was ich gesagt habe. Ich muß zu meinem Worte stehen. Das aber ist etwas ganz Übernatürliches. Denn damit wird der flüchtige Ton, der Seufzer, der sich mir entringt, oft ohne daß ich es weiß, eine bleibende Macht in meinem Leben. Die Rückkehr des Worts meines Mundes in mein eigenes Herz bezeichnet die Kluft zwischen Schrei oder Gedanke auf der einen Seite und Wort auf der anderen. Der Schrei ergeht in die Welt, aber er kehrt nicht zu mir zurück. Der Gedanke in mir mag meinen Verstand millionenfach plagen und beschäftigen, aber als Gedanke ist er noch nicht in die Welt ergangen. Die meisten Denker pflegen zu erwähnen, daß sie noch keine Gelegenheit hatten, ihre tiefen Gedanken zu paradieren. Aber solange sind eben ihre Gedanken das, was sie sein sollen: Vorstufen des Sprechens, Vorübungen auf das Gespräch, Leistungen ihres Kopfes. Die Rückkehr des Worts als Macht über seinen Sprecher ist das sinnliche Geheimnis, durch das die Sprache aufhört, ein Akt der Sinne zu sein, phonetisch, akustisch, respiratorisch, psychologisch usw. usw. Die Sprache verläuft nicht endlos in ein »und so weiter« wie die Schallwellen, deren sie sich bedienen muß. Sondern

sprechen heißt, Frieden stiften zwischen meinen fünf Sinnen, dadurch, daß ich entscheide, welchem Sinnesbericht diesmal von mir die Palme gereicht wird. Dazu kann es erst dann kommen, wenn mein Satz, meine Aussage, mein Urteil, mein Geheiß, auf alle meine eigenen Sinne zurückwirkt und sie sich unterwirft. Nur wer dem eigenen Worte gehorcht, spricht. Denn erst er läßt die Worte seines Mundes eingreifen in die Systeme seiner anderen vier Sinne, Bildsinn, Hörsinn, Geruchsinn, Tastsinn.

Unsere artikulierte Sprache wird zwar oft dem Tierlaut, sei es verglichen, sei es gegenübergestellt. Aber nie wird auf das Hören des Wortes durch seinen Sprecher geachtet, denn es bleibt unbeachtet, daß er, der Sprecher, bis auf den Grund in zwei Richtungen seiner Räume und zwei Richtungen seiner Zeiten zerklüftet lebt[1]. Gespalten sind wir, weil wir rückwärts aufs Gebahnte, vorwärts aufs Unerforschte, einwärts aufs Mitreißende, auswärts aufs Gegenständliche verwiesen werden. Der Sprecher erweist sich als zeugungsfähig, wenn er dieser Einkreuzung in rückwärts oder vorwärts, einwärts oder auswärts seine entscheidende Weisung erteilt. Jeder gesprochene Satz gilt nur bis auf weiteres, nicht, weil wir unzuverlässig wären, sondern weil das Ringen unserer Sinne uns vor immer neue Entscheidungen stellt. Jedem Spruch, der sich bewährt, geben wir den Rang eines »Erwiesenermaßen«. Aber wir denken nie daran, daß dieser Erweis der Wahrheit unseres Ausspruches deshalb etwas so Großartiges ist, weil vor dem Worte unseres Mundes eine Kapitulation, eine Überzeugung aller unserer Sinne notwendig wurde.

Es ist Seligkeit, wenn das Wort unseres Mundes nicht gegen einen einzigen unserer Sinne zu entscheiden braucht. Aber die Schwätzer über Sprache wissen nicht um die erste Bedingung dieser Seligkeit. Sie besteht darin, daß wir unserem eigenen Worte selber im Rückstoß aus des Hörers Antwort und Respons unser Herz und unsere Sinne unterstellen. Da erst, und nicht in

[1] Erforscht wird dies Kreuz unserer Wirksamkeit in den beiden Bänden meiner Soziologie, 1956 und 1958.

der Dialektik zwischen einer These und einer Antithese, fängt die wahre Geschichte der sprechenden Menschheit an! Nicht dem Bewußtsein von Redenden entspringt die Weiterschaffung der Welt, sondern dem Gehorsam des Sprechers, dank dessen sein Wort aus dem Herzen eines antwortenden Hörers seines eigenen zerklüfteten Quadrilaterals Herr wird. Erst an dieser Stelle, wo der Hörer den Sprecher sich unterwirft, in dem er sagt: »Ich habe Dich aber doch dies sagen hören«, wird es sinnvoll, in den Menschen seine Ebenbildlichkeit mit Gott hineinzulesen. Wenn nämlich der Sprecher zum Hörer seines Wortes wird, dann ist er beides in einem: männlich und weiblich. Und diese Vereinigung beseelt ihn! Der Atem des sprechenden Mundes und der Schlag des hörenden Herzens zusammen liegen jenseits der Trennung der Geschlechter. Aktiv und passiv sind hier wieder zusammengefügt, als sei Eva noch nicht aus der Rippe Adams geformt. Nur beide Geschlechter zusammen dürfen Gottes Ebenbild heißen; denn Gott ist weder nur Vater noch nur Mutter, noch nur Jungfrau, noch nur Sohn. Im Hören des Sprechers wird aus den Schallwellen der Sekunde das Schaffenswort der Genesis. Ein solcher Hörer des Worts wird aus dem Wort erschaffen. Deshalb führe ich noch einmal wie im ersten Kapitel das verständnisvolle Wort des slawonischen Josephus über Jesus an: »Da sie aber seine Kraft sahen, daß er alles, so viel er wolle, ausführe durchs Wort . . .«![1]

Die antiken Grammatiker hatten das volle Wort aus dem göttlichen Schaffensprozeß entwurzelt und die Sätze in logischen Gedanken, rhetorische Floskeln und grammatische Formen unterteilt.[2]

---

[1] L. S. F. Brandon, The Fall of Jerusalem and the Christian Church, London 1957 p 122 f.

[2] Treffend darüber Heinrich Maier unter Nr. 1 unserer Belege in Band II.

Entleibtes Sprechen

Daher erbten wir von ihnen die drei Doktrinen heidnischer Grammatik, Rhetorik, Logik. Alle drei Wissenszweige dieser Vorzeit beschädigen uns heute. Sie trennen, was zusammen erst uns das Recht gibt, zu sprechen, zu schreiben, zu lehren, zu richten, zu befehlen. Das Aussprechen und Ansprechen, Gehorchen und Vernehmen, machen erst aus Schreiern und Denkern den Sprecher und Antworter als Worte Gottes. Und ehe der Mensch nicht als Ebenbild Gottes den Mund aufzumachen vermag, möge er ihn doch lieber halten.

Es dauert lange, bis mein Geplapper zu dem Wort wird, das über meinem Haupte auf ewig stehen bleibt. Wie wenigen wird es beschieden, daß zuerst die Kriegsknechte zum Hohne auf sein Kreuz *INRI* in drei Sprachen schrieben, und zum Schlusse erschallt dieser Name in über eintausend Sprachen der Ökumene?[1] Weil die vorchristlichen Grammatiker die Zeitdauer ignorieren, dank der allein Worte wirklich werden, deshalb verlangt unser Weltalter *die Taufe der Grammatik mit Hilfe der Hereinnahme der Zeit.* Wie die Zeit der Umläufe es gewesen ist, die aus der ptolemäischen in die kopernikanische Astronomie hineingeführt hat, so ist es die Zeit, die das Wort zur Eroberung unserer zersprengten oder zerklüfteten Sinnenwelten braucht, die uns in eine tiefere Grammatik hineinzwingt. Dem Heidentum ist die Zeit unzugänglich. Sprache ist nicht der von mir geschilderte panische Schrei der Eintagsfliege in der Kanonade vor Verdun. Sprache ist erst der über die Berichte meiner widersprechenden Sinne triumphierende und bleibende Ausspruch oder bewährte Anspruch.

Bis 1750 hat das der Mann im Volk gewußt. Erst seit man Priester und Adel verspottete und guillotinierte, gab man sich dem Wahn hin, sprechen koste keine Lebenszeit. Als der Journalist zum kommandierenden General der Gesellschaft wurde und

[1] Die Bibel ist bis heut in über 1100 Sprachen hinein übersetzt worden.

die Börsenkurse seine Kriegsberichte, da fiel die zeitliche Unterscheidung zwischen Tag und Jahr und Lebensalter fort; zwischen dem im Nu Denken des Witzbolds und dem für Enkel rechtsprechenden Gesetzgeber und dem für alle Zeiten bestehenbleibenden Sakrament schien jeder wichtige Unterschied aufgehoben. Aber auch die Herren Lenin und Chruschtschow berufen die hundert Jahre seit 1825, d. h. die Leidenszeit der russischen Intelligenz, zur Führung. Nun, dieses Zeitenkapital ignorieren wir heutzutage.

Aus der Vorzeit vor 1750 sind aber uns allen die Körperhaltungen noch vertraut, mit denen wir in den Sprachstrom mit Leib und Seele hineingerissen werden sollten. Diese Körperhaltungen werden von den Aufklärern für »symbolisch« ausgegeben. Das »Symbol« ist eine wächserne Nase und verpflichtet zu nichts. Einst aber haben diese Körperhaltungen dazu gedient, uns zu verpflichten! Knien zum Beispiel nahm uns in Pflicht für Gott. Im Knien begebe ich mich des ersten Worts und werde zum Antworter. Gott spricht, ich höre. Knien ist also der Versuch, mich dem Alltag zu entreißen; denn am Alltag höre ich nur mit dem Ohr und rede nur mit dem Mund. Das Rätsel der Sprache haben wir aber darin gefunden, daß ein Mensch ganz Ohr und ganz Mund werden muß, ehe er mündig und unbefangen und machtvoll sprechen kann. Wie will eine Menschheit sich selber verstehen, die den Kniefall für ein zusätzliches »Symbol« erklärt? Knien wäre ein Zusatz? Wenn wir knien, so verraten wir unsern allerersten Vorsatz, wirklich antworten zu lernen! Das Knien übersteigt doch den Alltag. Es erhebt uns über den Alltag!

Nach dem Knien erklärt sich das Sitzen leichter. Der Lehrende sitzt. Seine Worte gehen zwar aus ihm hervor, aber sie sollen nicht ihn selbst umreißen, sondern den Schüler bauen sie auf. Paulus wird oft sitzend gemalt, denn er lehrt die Völker. Hieronymus sitzt im Gehäuse; denn er übersetzt die Bibel. Die Aufklärung hat nur das Sitzen von allen seelischen Sprachhaltungen gelten lassen. Max Klinger hat sogar seinen titanenhaften Beet-

hoven sitzend konzipiert. Seltsam genug, den Titanen hat er nackt aber sitzend, sitzend aber nackt ausgehauen. Die Reduktion unseres geistigen Leibes auf das Sitzen ist bei Klinger merklich an ihre Schranke gestoßen; »eigentlich« sitzt ein Titan nämlich nicht! Das angebliche Symbol der Körperhaltung entspricht nicht dem Geiste dieser Skulptur. Aber gerade diese Lücke in der liberalen Menschengestalt ist hilfreich. Was da verloren gegangen ist unter dem Schrei Natur, Natur, Émile, Émile, Individuum, Individuum, das war ja die Zeit, welche der Sprache eingesät ist, um ein Wort Wort werden zu lassen. Sitzen kann nur der Lehrer, dessen Worte weit vor seine eigene und seiner Zuhörer Zeit hinaus reichen! An dem Sitzenden fließt die lange Zeit der Generationen vorbei. Und seine Lehre muß sich daher gefallen lassen, in den Lichtkegel aller Zeiten gerückt zu werden. 1950 kündigte ich in Göttingen eine Vorlesung an: Europäische Geistesgeschichte zwischen 1100 bis 2000. Als ich aus Amerika eintraf, hatte man gedruckt: zwischen 1100 und 1200. So journalistisch ist heute die Wissenschaft geworden, daß der Lehrende nicht einmal zwischen seine Großväter und seine Enkel geraten kann ohne Druckfehler. Wenn ich 1950 lehre und auf dem Katheder, d. h. dem Lehrstuhl des lehrenden Bischofsvertreters – daher stammt »Katheder« – sitze, dann umklammert mein Wort doch bestimmt in den Herzen meiner Studenten ihren siebzigsten Geburtstag, also das Jahr 2000. Wenn dem nicht so wäre, lohnte sich ja gar nicht meine Anstrengung. Aber die Aufklärer haben die Zeit der Lehre vernichtet. Der Professor, der 1950 lehrt, soll wähnen, für 1950 zu lehren. Auch er wird zum bloßen Makler der Börsenkurse und zum Reporter der jüngsten Ereignisse. Lehre ist das nicht. So ist heut der Lehrer seines die Äonen wölbenden Amts entsetzt. Das Sitzen war 1750 die einzige geistige Leibeshaltung, die nicht lächerlich gemacht wurde. Aber 1950 hat selbst das Sitzen seine Zeitkraft eingebüßt.

Wir sehen uns also alle lieber nach anderen Körperhaltungen um, die den Sekundenleib der Lebenszeit unseres Gottesworts

unterordnen. Denn nachdem die Monisten, die Naturfritzen, alle »Symbole« für unverbindlich erklärt haben, werden sie nur alle zusammen wiederkehren können. Es heißt da: alle oder keines. Denn am Sitz hat sich schon gezeigt, daß auch er sich nicht halten läßt, wenn er wie ein archaisches Symbol allein übrig bleibt. Die Lehrer müssen bereits Schlagball mit ihren Schülern spielen, um populär zu sein. D. h. sie müssen sich anbiedern, statt dank des Katheders die junge Brut zu geschichtlichen Wesen zu erhöhen.

Also, was sonst verwandelt unseren Leib in ein Gefäß für die Fleischwerdung des Wortes? Der Tanz, das Schreiten, und das ekstatische Daliegen »wie ein Toter« bieten sich noch an. Die alte Kirche wußte um die Leibessprache: der Christ im Tanz – der galt als die völlig erlöste, wortgestaltete Erstausgabe des Menschen, den Gott als sein Ebenbild gewollt hat und will und wollen wird. Ihn umgeben die vier Evangelisten, Marcus knieend als priesterlicher Diakon des Petrus, Lukas sitzend als Lehrer wie Paulus, Mathäus kämpferisch als Kläger aus den Juden herausschreitend und stehend; Johannes aber auf Patmos wie eine zweite Wöchnerin gebiert an Marias statt den Herrn noch einmal nach in sein Evangelium hinein. Die gesamte Kunst von Michelangelo bis van Gogh ist Johanneisch in ihrem Wöchnerinnencharakter, und sie erliegt wie Johannes dem Sturm der Eingebung; sie *unterwirft* sich ihm. Dies Daliegen wie ein Toter, die erdgleiche Lage des Adam, des von der Erde genommenen, ist die hingebendste Unterwerfung des Leibes unter den Geist. Es ist mit dem Johannes des Evangeliums und der Apokalypse daher zum Geschöpf Mensch, zum ersten Adam, ein vom Wort fruchtbar gewordener, mit Abkömmlingen gesegneter zweiter Adam in die Welt gekommen. Das Wort des Matthäus andererseits ist angreifend. Deshalb steht er aufrecht und wendet sich zum Gehen. Matthäus hat zu den Juden aggressiv, aber in ihrer aramäischen Sprache das erste Evangelium verfaßt, hinausschreitend aus Israel. Aber in Johannes hat sich seines Freundes und Meisters Fleisch und Blut in Worte zurück-

verwandelt. Durch Johannes erfährt sogar der stumpfsinnigste Bibelkritiker, wie das Wort Fleisch geworden sei. Denn Johannes ist diesen Weg in umgekehrter Richtung gegangen. So hat der Jüngling, den der Herr lieb hatte, seinen Dank abgetragen. Er ist des Herren Fleischwerdung erlegen.

Alle vier Haltungen der Evangelisten, das Knien, Schreiten, Sitzen und Liegen zum Jesus am Kreuz, aber auch auf Christus im Tanz zu, entrollen zusammen die Schriftzüge unserer Leibesschrift. Wer kniet, wer liegt, wer sitzt, wer steht, indem er sich äußert, der verleiht seinen Worten einen bestimmten Charakter. Wie die Tonarten unseres Mundes verraten, ob wir beten, Recht sprechen, philosophieren oder werben, so drückt unser Leib aus, in welche Phase der Fleischwerdung wir zu gehören glauben. Die Haltung antwortet den Reizen unserer Sinne durch Sinngebung des Leibes. Jede Wahrheit wird ekstatisch, lernend, kämpferisch und ehrfürchtig empfangen, ehe sie bewährte Wahrheit heißen kann. Diese Hinweise eröffnen nun gerade die Grundvorgänge, durch die sich unsere künftige, getaufte Grammatik den Niederungen der heidnischen Grammatik wird entziehen müssen. Denn am Knien, Stehen, Sitzen und Liegen mag der Leser begreifen, was der Grundirrtum der letzten drei Jahrhunderte seit des Descartes Cogito ergo sum mehr und mehr geworden ist. Die gesamte Sprachwissenschaft fingiert einen Sprecher, der nicht zu hören braucht, was er spricht. Daß wir langsam lernen müssen, das, was wir gesagt haben, als unseren Ausspruch anzuerkennen, ist geradezu ein undenkbarer Gedanke. Aber der gesamte Formenbau der Sprache geht auf diesen Vorgang des selber von unseren Worten ergriffen werdens zurück. Jedes Perfektum pepuli, dixi, consummatum est, soll mich zwingen, den Zeitpunkt, an dem ich hörte oder sprach »tolle, lege, pelle, dic, consumma« heute noch aus den Perfecta herauszuhören und so von damals bis heute »Zeit zu wölben«. Nur um die Zeiten zu wölben und um die Räume zu verfugen, sprechen wir. Denn die Flexion, die Konjugation, die Deklination, die Syntax verlangen von uns einen Wandel durch Zeiten und

Räume. Ja unser Wandel erschafft erst diese Zeiträume! Der Individualismus der Meillet, Wilhelm Wundt, August Schleicher, Wilhelm v. Humboldt übersah die Körperhaltungen, weil sie das Sprechen je einem Individuum zuschrieben. Aber knien vor dem Priester, wie Markus vor Petrus, stehend plädieren vor der Gemeinde wie Matthäus vor den Juden, sitzend lehren vor den Konfirmanden, wie Lukas oder wie Paulus in seinen Briefen, liegend und dem Ansturm der Gesichte erliegend wie Johannes auf Patmos – diese Handlungen versetzen den Seher auf Patmos in eine unlösliche Einheit mit Gott, den Priester mit der Gemeinde, den Missionar mit den Schülern, den Apostel mit seinen Gegnern. Niemandem kann es beifallen, diese Verleiblichungen des Geistes aus dem Bewußtsein des Knieenden, Liegenden usw. selber abzuleiten. Sie überwölben uns vielmehr. Wir beteiligen uns, wenn wir so sitzen oder stehen, an einer Leibesbildung, einer Korporation, zu dessen Gliedern oder Mitgliedern unser leiblicher Akt uns umprägt. Da die Aufklärer alle Corpora, den Leib Christi so gut wie den Haushalt der Ehe, zerschnitten und nur Verträge zwischen Individuen übrig ließen, so entging ihnen, daß Knien und Sitzen, Liegen und Stehen mir ein Amt in einem Ganzen zusprechen, kraft dessen mein eigener Leib umgewandelt wird. Mein Leib hängt nämlich nun nicht länger von einem ohnehin unauffindbaren Mir, Ich oder Meiner ab, sondern ihn ergreift die Mitgliedschaft, und so legt mir diese so ergriffenen Gestalt die Worte in den Mund, dank deren ich für das Ganze das Wort zu ergreifen vermag.

Der Naturalismus macht fast alle Menschen blind dagegen, daß Gewand, Tracht, Kleid, Abzeichen, Titel und Haltung eines Sprechers ihn für uns in eine Zeit hineinrücken, die über die Stunde hinausreicht, während derer er vor uns steht. Sie treten zu den Haltungen des Kniens, Tanzens, Sitzens, Schreitens und Liegens hinzu als weitere Ausdrücke der Sprache; sie sollen uns zwingen, dem, der sich so verhält, Zeit zugute zu halten, und zwar lange über die Stunde hinaus, während der wir ihn vor uns sehen und ihn sprechen hören. Sie zwingen uns, die Stunde

während der wir ihn hören, in die Zeit einzutragen. Jeder wichtige oder bedeutende Sprecher wird uns über den Moment, da wir ihn reden hören, hinwegheben. Wen dieser Gedanke überrascht, der denke an das Gegenteil des bedeutenden Sprechers, nämlich an den Wichtigtuer. Ein solcher Gernegroß wird uns zu verstehen geben, wie viel mehr er dort bedeutet, wo er herrscht, wie dort, ja dort, sich alles nach ihm richtet oder richten wird. Aber weil er sich bloß wichtig tut, spüren wir ihm an, daß nicht viel »dahinter« steckt. Er ist nur gerade so viel da, wie er da vor uns steht. Und wir finden das zu wenig. Denn wir wollen Wichtiges hören. Das Wichtigtun genügt dazu nicht. Befriedigen kann uns nur ein Sprecher, der aus viel weiteren Zusammenhängen als die kurze Stunde umfaßt, zu uns spricht. Leider versagt die Grammatik, um eine Rede aus 50 gelebten Lebensjahren und einen vorgelesenen Schulaufsatz als Wesen verschiedener Art zu entlarven. Das Deutsch, der Satzbau, die Worte, scheinen doch einander zu gleichen. Zur Unterscheidung bietet sich vielleicht das Wort »entsprechend« an. Die beiden Reden scheinen vor der Schulgrammatik gleicher Art zu sein. Aber vor der tiefsten Grammatik fallen sie auseinander. Sie entsprechen einander nicht. Wie's nun in Zukunft mit Leib und Seele beim Sprechen werden soll, ist nicht leicht zu sagen. Sicher wird der Tanz statt all der getrennten Künste des Malens, Bildhauerns, Musizierens in die Mitte geraten, in die er gehört. Aber Knien, Sitzen, Stehen, Liegen sind noch in der Hand der Turnlehrer, und die Liturgen sind zu engbrüstig. Wie immer mit der Verkündigung muß auch der Geist unseres Leibes erst verkündigt werden, ehe wir äußerlich sehen werden, daß ihm neu Ehre widerfahre. Aber die Komik der Theologie, die vom »Kerygma Christi« zwar redet, aber statt der leiblichen Herolde[1] Begriffe doziert, wird die Auferstehung der Verkündigung nicht hindern können. Die Leiber werden wieder auferstehen. Es ist aber notwendig an dieser Stelle zu berichten, wie sich das erste Auftre-

[1] »Keryx« ist der Herold.

ten einer leibhaftigen Grammatik zuerst angekündigt hat. Denn die Konzession, die einer der Herolde ihrer Lehren damals der Cartesischen Denkwelt gemacht, verstellten uns heute noch den Weg in die Zukunft. Martin Buber gilt als der Vater der Lehre vom Ich und Du. Bubers Lehre, 1922 als etwas fundamental Neues begrüßt, verhindert 1960 das Vorankommen einer leibhaftigen Grammatik.

Denn während Franz Rosenzweig (der auf meiner Sprachlehre von 1916 aufbaute, wie er gewissenhaft betont hat), und Ferdinand Ebner, beide alles Sprechen dem Walten des einen Geistes schon 1920 zurückgaben, schien Bubers »Ich und Du« an der akademischen Einteilung der Gegenstände des Nachdenkens nicht zu rütteln. Die Philosophen behandeln die Sprache als ihren Gegenstand, also als ein »Es«. Das Ich, d. h. der Professor, ist Fachmann für »Es«, z. B. Sprache. Buber schien nun nur ein weiteres Kapitel hinzuzufügen, in welchem Kapitel dem menschlichen Ich den Besuch eines Du zu empfangen befohlen wurde. Ich habe den lieben Gott zu meinem Du. Das war in Bubers Lehre ein Fakultativum. Man kann das tun oder lassen. Niemandem wurde das Du aufgedrängt. Und vor allem: die Resultate der »Ich-und-mein-Gegenstand«-Forschungen wurden nicht angegriffen. Der Philologe, Psychologe, Soziologe, Theologe, konnte erst seine Habilitationsschrift als ein »Ich« über ein »Es«, ein Forscher über seine Objekte, ins Reine bringen, ehe er sich auf Ferien vom Ich an Bubers »Ich und Du« heranbegab. Diese Lehre vom »Ich und Du«, welche die gesamten Lehren von den Sprachen, dem Gehorsam, der Logik, den Literaturen und der Grammatik unverändert neben sich stehen ließ, gab kein Ärgernis. Die Höflichkeit, mit der Bubers Lehre vom »Ich und Du« empfangen worden ist, sterilisiert sie. Die Lehren von Dir und Mir sind nämlich nur sinnvoll, wenn sie den Cartesianern und Darwinisten das Spiel verderben.[1] Als Spielver-

[1] Diese Dogmengeschichte wird erzählt in »Das Geheimnis der Universität« 1958.

derber gelte ich seit fünfzig Jahren. Möchten doch nun auch die Früchte solcher Ruhestörung endlich erkennbar werden. Aber noch 1961 schreibt ein Kirchenbeamter ein Buch über »Das Wort Gottes«, in dem die reine Raumanbetung herrscht. Der Verfasser meint, unsereiner handle von der Sprache der Menschen, also von etwas Natürlichem. Wir also seien Weltmenschen. Ihn aber, den Professor der Theologie mache sein Thema »Wort Gottes« bereits als Thema zum Gläubigen, ja zum Geistlichen! Also, wenn ich von Sprache handle, bin ich nur weltlich; wenn ich das Wort Gottes behandle, bin ich geistlich. O sancta simplicitas. O Müller-Schwefe! Umgekehrt wird es wahr. Weil du »das Wort Gottes« isoliert behandelst, bist du weltlich. Wir aber, wenn uns die Sprache überwältigt, werden geistlich. Nämlich dein »Behandeln«, dein Verfahren, nicht dein Thema prägt dich. Denn Gott verbirgt sich, sobald wir ihn behandeln und verhandeln; nur in den Augenblicken, in denen wir uns überwinden, tritt er hervor. Und gar niemand, der von Gottes Mitgift an uns, seine Geschöpfe, Zeugnis ablegt, kann voraus bestimmen, wann er uns seinen Namen mit Kraft anrufen und sein Wirken bezeugen läßt. In keinem Falle schützt oder verbrieft die Einteilung: hie natürliche Sprache, dort Wort Gottes, daß diese – Sprache oder Wort – hier und dort sich zwischen Welt und Gott aufteilen ließen. Die Sprache hat keine Natur, und das Wort Gottes sind die Söhne und Töchter Gottes, die ihre Art frisch aus der Kraft seines Wortes jede Stunde erst empfangen! Jedes Kind Gottes kommt geradewegs aus seinem Munde als ein Wort Gottes.

Hätte die Sprache als »Naturgegenstand« zu gelten, das Wort Gottes aber als die »Bibel«, dann stünde freilich der einzelne Mensch nackt der großmächtigen Dreifaltigkeit, oben Vater, Sohn, Geist, gegenüber. Dann hätten in den 1000 Jahren seit Abailard die immer mehr verakademisierten Theologen uns um den Segen der Trinität betrogen. Ein Jesuit hat diesen Raub unserer Herrlichkeit beredt geschildert, und in den belehrenden Texten lese der erschrockene Leser nach, was dann

aus uns würde, wenn Gott nicht ein Mensch wie wir geworden wäre!

Eine Trinität oben im Himmel, so sagt der Pater mit Recht, müßte uns erdrücken. Dies aber ist der durch den Irrtum des Aquinaten eingetretene Zustand. Denn Thomas hat die Sprache für ein Naturding angesehen, statt als den Himmelsweg Gottes hinein in unsere Schwachheit. So taub sind sogar die Philologen nie geworden. Ein so lederner Positivist wie August Schleicher hat schon 1866 darauf hingewiesen, wie ungern, wie zögernd die meisten Sprachen das Formulieren des »Ich« zulassen (siehe seine Belege unter Belehrendes). Eduard Norden hat gezeigt, wie langsam vom Ich der Götter der Weg zum Ich der Könige gebahnt wurde. Erst als es hieß: »Jedermann ein König«, jedermann ein Priester, jedermann ein Dichter, jedermann ein Prophet, wurde uns allen »Das Ich« zur Verfügung gestellt, erst 1780! Aber nun war es auch darnach, bloß »Das Ich«, eine unaussprechliche Wortfügung, in der das Neutrum »das« und die Hauptperson »Ich« zusammengelötet erscheinen. Descartes hatte damit nach vier Generationen gesiegt. Denn der früh verwaiste *Descartes* (das habe ich andernorts erzählt[1]) hatte sich dieses hölzernen Eisens eines frühreifen Denker-Ichs bedient, um vor der Zeit den abgebrühten, objektiven Mann zu spielen -- sein »Cogito« und sein »sum« sind nie fühllose, objektive Sprachformen gewesen. Denn das lange »O« auf das Cogito endet, stammt aus der Emotionsform des Lateinischen. Und dem »sum« des »Ich bin«, wohnte geradezu liturgische Kraft inne. Nur die Wegradierung des Latein zum bloßen Gelehrten-Jargon hat der Formel »cogito ergo sum« den Klang eines gleichgültigen, algebraischen Satzes verliehen. Jubel, Erregung, stolze Daseinsbehauptung erschallt aus ihr. An einer entlegenen Stelle, außerhalb seines Buches »Ich und Du« hat Martin Buber selber seine höfliche Konzession an Descartes und an die Welt des Descartes zurückgenommen, und wenn ich jetzt diese Ge-

---

1 »Übermacht der Räume« Soziologie I (1956).

schichte zitiere, so dringt der Leser erst hinter den seltsamen Burgfrieden zwischen den Akademikern und Martin Buber in Bubers wirklichen Heimatbezirk vor.

Buber erzählt: »Nachts klopft es an eines Rabbis Haus: ›Wer ist da?‹ ruft er ins Dunkle. ›Ich bins‹, schallt es bescheiden zurück, indem der Flüsterer sich darauf verläßt, der Rabbi erkenne wohl seine Stimme. Darauf der Rabbi: ›Wer, außer dem allmächtigen Gott, darf es wagen, sich ›Ich‹ zu nennen‹?« Genau so fragen auch wir. Die Schulgrammatik fingiert wie das kleine Einmaleins die ganzen Zahlen, so die permanenten Dauerwellen Ich, Du, Er, Wir Ihr, Sie. Es wird daher von Buber (dessen Denken 1910 feststand), seinem »Ich« ein »Du« entgegengestellt, so als finge jedes Ich als Ich an und laufe als solches weiter durch die Welt, und Gott sei ein auf dieses »Ich« gütig wartendes »Du«. Weder die Seele noch Gott leben dergestalt. Denn der kosmische Tanz, zu dem J. K. Chesterton einst die betrübten Pfarrer aufrief und an dem uns die Theologen verhindern, verwandelt unsere Leiber unausgesetzt in sämtliche Formen der Grammatik. Jeder Sprecher tanzt doch im Contredanse! Ich selber bin abwechselnd wir, sie, es, ihr, du, ich[1]. Und ein ewiger Rollentausch muß erfolgen, sonst wird der Sprecher geisteskrank. Tatsächlich ist eine ganze Klasse von Geisteskrankheiten in der Verarmung zu suchen, die einen Kranken darum prellt, beliebig zwischen allen Gestalten der Grammatik abzuwechseln. Etwa, es kann einer nur ein Ich oder nur ein Es sich dünken! Diese Unterscheidung der wandelbaren Seele von dem armen, auskristallisierten Philosophen-Ich ist nun aber so wichtig, weil Gott mir nie etwas mitteilen kann, solange ich mir als ein Ich vorkomme. Gott erkennt mich nur als ein Dich an. Auch das Baby weiß zuerst nur, daß die Eltern die seien, die in ihn ihr »Dich« hineinsprechen. Sie heißen ihn. Und es ist eine der schrecklichsten Folgen der Lehre von der »Natur« des Men-

[1] Dazu Amyntors beachtenswerte Antizipation: Nr. 50 unserer Belege im 2. Bande.

schen, daß diese etwa siebenjährige Lebensstufe des Geheißenwerdens erst wird neu entdeckt werden müssen. Die Aufzucht von Wunderkindern, die Verfrühung des Wissens war die Folge der Unkenntnis darüber, daß es so lange dauert, ehe ein Kind weiß, wie es heißt. Freilich, wem dies große Verbum Heißen nur den Klang des Schalles »Hans« umfaßt, hat nichts, worüber es sich zu wundern lohnte. Aber der Hauptmann von Kapernaum wußte sich sehr zu wundern, was seine Soldaten denn seinem Geheiß zu folgen zwinge. Daß wir auf unseren Namen hören, dazu ist ein überwältigender Eindruck in der Jugend notwendig. Nun, moderne Erziehung hat gerade das Überwältigende verpönt. Aber es geht mit der Gewalt wie mit den Dingen. Es geht mit rechten Dingen zu, wenn rechte Gewalt angewendet wird. Weil das 19. Jahrhundert alle Schicksale durch Verträge zu befrieden trachtete, wurde Gewalt und unrechte Gewalt für sie ein und dasselbe, nämlich für Unrecht ausgegeben. Gewaltlose Ordnung war das Ideal der Dichter und Denker. Dergleichen gibt es nicht. Mächte und Kräfte durchströmen das All in gewaltigen Stößen, und wir selber sind Gewalten und Kräfte, Großmächte oder unvermögende Schwächlinge, einfach weil wir walten. Leben heißt schalten und walten. Die Staatsgewalt, die Hausgewalt sind rechte Gewalten – eingeschaltet müssen wir werden in das Walten der Geister. Und diese Einschaltung erfolgt dadurch, daß wir einer Gewalt uns zu fügen lernen. Das Kind kann zum Gewalthaber nur dadurch werden, daß es als Gewalt-unterworfener vom Walten erfährt. Ohne die Gehorsamserfahrung wüßte er ja später nicht, was es heißt, zu befehlen. Als »Dich« erwacht der Säugling zur Person. Dich geht meinem Ich voraus. »Wir« folgt meistens als die dritte Erfahrung. Erst viel später erträgt es unser Gemüt, zu erfahren, daß Leute in der dritten Person von uns sprechen. Manche Gemütskrankheit entspringt dieser trüben Erfahrung, daß wir ein bloßes Es oder Er in der Welt darstellen.

Aus alle dem ergibt sich, daß Gott und Mensch mitnichten so zueinander treten, daß ich Mensch Dich Gott als Du anrede. Das

ist ein lästerndes Mißverständnis. Denn Gott ist immer die erste Person; sogar die erste Person im Pluralis Majestatis ist er, wie das denn auch im ersten Kapitel der Genesis anerkannt wird: »Nun laßt uns einen Menschen machen.« So tritt da auf unseres Schöpfers Lippen das »Wir« der göttlichen Fülle. An unserem Gotte werden wir, seine Knechte, zu »Ihrs« und »Dichen«. Gesunde Seelen in Amerika sprechen noch heute von sich selber im *Akkusativ*. Nicht »I« sagt jemand von sich, sondern »me«! Ein deutlicher Hinweis auf den angeredeten und nur antwortenden Charakter von uns Menschenkindern. Wir alle beginnen als die zweite Person, als die Lieschen oder Fritzchen ihrer Eltern. Die Namen Eliese Müller aber und Fritz Kunz sind bereits Synthesen aus Du und Er, dem Dich der Liebe zu Hause, und dem Er des Personenstandesamtes der Statistiker. Die gräßliche Vorstellungsmanier: »Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle«, ist eine Entartung. Wir können in gesunden Verhältnissen nur vorgestellt werden. Die Engländer nennen das richtig »an introduction«, eine Einführung. Bei der introduction nennt ein Bekannter den Namen des Unbekannten und erobert ihm damit Sitz und Stimme in seinem Kreise. Das sich selber vorstellen ist wie die schreckliche Selbsttaufe des Gründers der Täufersekte, ein Meisterstück des Individualismus. Es ist geisteskrank, und das gesellschaftliche Leben ist überall da steif und ungemütlich, wo man sich selber vorstellt. Das liegt daran, daß jedermann von sich selber eine falsche Vorstellung hat. In guter Gesellschaft gibt das jeder zu, und auf diesem bescheidenen Zugeständnis, daß es auf meine eigenen Vorstellungen von mir hier nicht ankommen soll, beruht die Ungezwungenheit alles sozialen Lebens. Bubers Lehre vom Ich und Du, mit Gott als dem zweiten, könnte unter Korpsstudenten entstanden sein; so fatal erinnert sie an das gräßliche: »Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle!« Dennoch steckte in ihr, wenngleich in der cartesianischen Maskerade, die kostbare Entdeckung, daß die Welt nicht aus Subjekten und Objekten bestehe. Das war etwas Großartiges, weil die Angelsachsen ja sogar den lebendigen Gott als »an object of

praise« und die deutschen Theologen ihn für einen Gegenstand ihrer Vorstellung zuzulassen geruhten.

Aus Objekten und Subjekten versuchte vor den Weltkriegen das gebildete Bürgertum die Wirklichkeit zu konstruieren, mit Gott und den Proletariern als Objekten, und dem Reichsbankpräsidenten und dem Handelskammerpräsidenten als Subjekten. Man sprach von Menschen als den Objekten der Gesetzgebung, und die soziologisierenden Denker wie Max Weber hatten ihre Mitmenschen, einschließlich Jesus Christus, diesen charismatischen »Typ«, zum Gegenstand ihrer Forschung.

Als ich 1919 aus der Bekehrung des Weltkriegs in dieses akademische Leichenschauhaus der Herren Simmel, Max Weber und Alfred Weber zurückkehrte, rief ich die Arbeiter, zu denen ich etwas sagen wollte, zu meinen Partnern aus, auf die ich zu hören habe, ehe ich von ihnen reden dürfe[1]. Chesterton wußte, daß wir in den Reigen des Lebens als »Diche« hineingetanzt werden. Im Contredance verneigen wir uns dann, in der antwortenden Tanzfigur, als Iche, und daraufhin geht der Tanz des Lebens in bunter Umschlingung durch Dich und mich, mir und Dir, Deiner, meiner, Uns und Euch, die und die weiter, bis uns Gott, der Einzige, bleibende Ich zu einem seiner Du liebend erlöst.

Nach meiner Meinung handelt es sich um eine Umwälzung des Denkens von solcher Tragweite, daß fünfzig Jahre eine Mindestzeit für das Eindringen der anticartesianischen Grammatik darstellen. Ich schreibe diesen Satz mehr als fünfzig Jahre nach der ersten Einsicht, und ich vermerke Bubers Vorstoß nur deshalb als Halbheit, weil zweierlei erklärt werden muß: Weshalb er Erfolg hatte, und weshalb seine Lehre nur die Hälfte der Wahrheit gebracht hat. Beides hängt zusammen. Jede volle Wahrheit, welche einer Entwicklung sich entgegenwirft, wird zuerst nicht gehört. »You are inaudible« sagte mir ein Freund. Aber Hölderlin und Nietzsche sind auch inaudibles gewesen,

---

[1] »Werkstattaussiedlung« von Eugen May, Dreher, und Eugen Rosenstock 1922.

Kopernikus übrigens auch und Paracelsus erst recht. Eine Lehre, wie die hier berufene, von den Gehörsvorgängen, muß mit dieser Unhörbarkeit von vorn herein ebenso rechnen, wie mit dem lebenslänglichen Gehorsam der Seele, dem Jahrtausende erfüllenden: »Höre Israel« oder des Paulus Wort: »Sie haben Ohren und hören nicht.« Nicht rezipiert aber achtungsvoll zitiert wird Bubers »Ich und Du«, aber in der seltsamsten Verengung. Jeder kennt seines Buches Titel, jeder verbeugt sich feierlich, wenn der Name genannt wird. Aber das ist auch alles. Denn diese Hochachtung kostet nichts und jeder fährt lustig fort, die Mitmenschen als Gegenstände seines Studiums zu behandeln. Wie viel auch ich noch von den Eierschalen des Cartesischen Welteis meinen Lehren belassen mußte, werden erst unsere Enkel wissen können.

Das zeitgenährte Sprechen hat zum Träger die Fülle der Personen, Dich, Ich, Wir. Von der Stunde der Beerdigung bis zurück zu der Bedeckung mit unserem Namen nach der Geburt, muß jeder fähig bleiben, allen drei Hauptpersonen, dem Dich, dem Ich und dem Wir in sich zeitweise die Zügel zu überlassen. Es wäre eine falsche Unterstellung, das Kind sich als Du, den Mann als Ich und den Alten als Wir zu denken. »Vor allem eines, bleibe immer kindlich. So bis Du alles, bist unüberwindlich.«

Allein der unbegreifliche Rückgriff auf jede unserer grammatischen Gestalten oder Personen verbürgt die Gegenwart Gottes in unserem Leben! Nie dürfen wir wissen wollen, »wer« denn aus uns morgen zu sprechen hat, sei es das Vollwort des Urhebers, der pinxit, dixit mit seinem Namen bezeugt, sei es die Antwort des Kindes, das auf den Namensanruf, hier bin ich, erwidert, sei es der Kehrreim der Gruppe, in die wir uns freiwillig hineinsingen. Dieser Wechselreigen stellt alle grammatischen Formen jedem von uns gleichzeitig zur Verfügung. Und deshalb ist der Tanz der wahrste leibliche Ausdruck unserer Sprachkraft. Zu ihm durchwandeln wir die Fülle der Gestalten.

MÜNDIG, UNBEFANGEN, UNENTBEHRLICH

Von einem Unbesonnenen heißt es im Berliner Volksmund: Der sieht ja nicht, was er spricht. Der Satz scheint nur witzig, aber nun können wir begreifen, daß er mehr als witzig ist und eine schwerwiegende Weisheit festhält. Sehen ist das allerletzte, was wir unserem eigenen Wort abgewinnen. Uns selber können wir freilich im Spiegel sehen. Aber unsere Worte? Was die in fernster Zukunft bedeuten werden, wissen wir ebensowenig, wie das was der erstbeste Hörer mit ihnen anfängt. Hören, ja das können wir unser eigenes Wort. Es kann uns dadurch aufgehen, daß wir zunächst »das nur so gesagt haben«. Wer hört, was er zunächst nur so gesagt hat, wird gewöhnlich erschrecken. So viel mehr besagt gewöhnlich auch der dümmste Satz, als wir zunächst damit haben sagen wollen. Aber immerhin, wir werden als gut erzogene, redliche Menschen dem eigenen Worte sogar dann Gehör leihen, wenn es uns auch plötzlich erschreckt. Wir wissen: ein Mann ein Wort. Und so heftig verlangt uns danach, das Ebenbild Gottes zu sein, dadurch daß wir aus Geschwätz und Gehör das von uns gesprochene Wort aufwachsen lassen. Aber keineswegs haben wir damit auch schon gesehen, was wir gesprochen haben. Wir haben es erst gehört. Der Weg des unser Wort selber Hörens ist der von den Sprachgelehrten Alexandrias übersprungene Weg. Und was sie von der artikulierten Menschensprache lehren, läßt daher außer Betracht, was erst unser Singen, Reden und Sagen zu Sprache macht. Weil niemand bisher darüber nachgedacht hat, wissen wir nicht einmal wie langsam oder wie schnell der Weg vom nur mal so sagen zu einem wirklich gesprochenen Gelöbnis oder Eid oder Bekenntnis sei. Im Worte »Credo« ist ja schon mein bloßes Hersagen des Glaubens übersprungen. Den Glauben rede ich nicht daher (lo-

quor oder dico hieße das), sondern meinem Herzen (cordi steckt in credo) gebe ich ihn ein. Im Credo ist also die vermutlich von meinen Lesern ungläubig bezweifelte Verheiratung von Mund des Sprechers und Ohr des Hörers ausdrücklich vollzogen. Wer das, was er ausspricht, seinem Herzen gibt, der will damit sagen, er habe beides: geredet und gehört wie ein vollständiger Mensch. Auf der Spur des Credo werden wir noch weitere Züge entdekken, durch die sich Sprache über das bloß so sagen erhebt, bis wir sehen, daß wir sprechen.

Wenn Mund und Ohr zusammen uns erst zu dem geistlichen Doppelwesen berufen, das da weiß, was es heiße, in Gottes Namen etwas zu sagen, dann werden wir uns nicht wundern, daß zum Mündigwerden eines Menschen unter dem Recht und der Satzung einer Ordnung noch mehr verlangt wird als ein Zeitablauf.

Weshalb werden wir erst mit 21 oder mit 18 Jahren mündig? Die Aufklärung erklärt diesen Aufstieg aus dem Individuum selber. Sie sagt, es sei dann selbständig und verständig. Es könne nun selber denken. Aber sie verrät uns nicht, was denn dem leiblichen Block des tumben Toren »selbst« widerfahren muß, ehe man die Welt zu seinem Freiwild erklärt.

Für uns ist die Mündigkeit kein Mysterium, aber es ist auch kein psychologisches Mätzchen. Es ist vielmehr der Eintritt des anderen Geschlechts und des anderen Lebensalters in die Worte meines Mundes. Der mündige Mensch kann seines Vaters Gesetz, seiner Mutter Würde und seiner Schwester Schönheit in sich zu Worte kommen lassen, ehe er selber spricht. Die Sprachströme der Hausgenossen verwirren ihn nicht als unheimliche Mächte. Darum braucht er das Gesetz nicht zu brechen, die Würde nicht zu entwürdigen, die Schönheit nicht zu vergewaltigen, so wenig wie er seinen eigenen feurigen Geist durch Lügen zu entehren braucht. Weil die Sprache mindestens sein ganzes Leben von seiner Geburt bis zu seinem Tode, in Wahrheit aber noch viel länger, durch Äonen und durch Räume zu reichen hat, so erreicht der schon das Mindestmaß vernünftiger Rede,

dem sich aus Spruch und Widerspruch der beiden Lebensalter und der beiden Geschlechter die alle vier überragende Wahrheit aufdrängt. In meiner Soziologie ist ausführlich dargelegt, wie die Lebensalter und die Geschlechter unentbehrliche Sprechweisen verkörpern, die sich alle auf einander berufen. Hier, für die Sprachwerdung aus bloßer Verlautbarung, aus Geschwätz in Ernst, will ich den Leser auf ein Hindernis hinweisen, durch das weder Juristen noch Erzieher dem majestätischen Gang in die Mündigkeit gerecht werden. Seit Christi Geburt gebraucht das Denken über unseren geistigen Weg die Heilige Familie als Modell. Joseph, Maria und Jesus, also drei, gelten als der Normalfall des Familienglücks; aber die Heilige Familie aus dem Stall in Bethlehem ist die Ausnahme und nicht die Regel. Eine Familie besteht aus Knaben und Mädchen, aus alt und jung, und sie will von daher verstanden werden. Daß Schwester und Bruder, Vater und Tochter, Mutter und Sohn nicht miteinander schlafen, ist heiliges Recht. In wen die Menschheit, die den Inzest verbietet, in wen der Gehorsam, der die Eltern ehrt, in wen die Demut, die den Kindern Freiheit schenkt, und in wen die Ehrfurcht, die die Schande fürchtet, nie eintrat, der ist eben unmündig. Munt heißt Hausgewalt, mündig ist also der, in den ein ganzes Haus seelisch so eingetreten ist, daß in ihm die vier Mindeststimmen alt, jung, Weib, Mann als ein Quartett zu Worte kommen.

Wer vorher redet, spricht noch nicht. Denn er kann mit seinen Worten noch nicht über die vier Sinneswelten seiner Ohren, seiner Nase, seiner Augen und seines sich geziemend Bewegen herrscherlich Herr werden. Sind doch in diesen vier Reizsystemen im Geruch das junge Weib, im Gang und den Gebärden die Würde der Frau, im Ohr der Sturm der Begeisterung des Jünglings und in der Feststellung des Auges die Festigkeit des väterlichen Gesetzgebers präsent. Wäre es den Lesern gegenwärtig, daß Ehe schlicht Gesetz und Aeon beides bedeutet hat, so wäre es noch leichter, die Eheleute und ihre Kinder als die Entfaltung unserer fünf Sinne wahrzunehmen.

Darum also hängt Mündigkeit mit Ehe und mit der Reife unserer fünf Sinne zusammen. Denn wo der Atomismus oder Individualismus den Block »Selbst« setzt und ihn eines Tages wegen eines Schulexamens vielleicht mündig spricht, da sind in Wirklichkeit durch zwanzig Jahre hindurch Stimmen hin und her erklungen, bis jedes Mitglied des Gesangvereines »Haushalt« alle Stimmen des Quartetts vernehmen und begreifen kann.

Es möchte wohl auch das Wort »Seele« hier den Psychologen entrissen werden müssen. Die Psychologie, so hat einer ihrer Größten, William James, gelehrt, müsse ohne den Begriff »Seele« auskommen. Und sicher tut die Psychologie das geflissentlich. Ich drucke im Anschluß an diese Seiten eine Rede, die 1915 im Felde geschrieben wurde. Nach fünfzehn Monaten an der Front entrollte ich die Schicksale einer Bruderschaft aus Weltkriegsgenossen. Kriegsteilnehmer aller Länder traten zusammen unter unser zeitliches Los als Gefangene der Geschichte. Was Seele sei, trotz unserer getrennten Leiber, das lernt der Soldat von den Feinden, die er zu achten lernt, deutlich aber nicht deutlicher als der Bruder von der Schwester oder eine Tochter von ihrem Vater.

Wenn wir ahnen dürfen, daß unsere Sinne den Sinn unserer Abarten in Alter und Geschlechter in jeden Einzelnen hineintragen, dann werden wir erwarten, daß die Offenlegung dieser geheimen Beziehung zu allen Zeiten versucht worden ist, Gottes Ebenbild ist jeder Mensch. »Wenn es einen Gott gäbe, wie hielte ich es aus, nicht Gott zu sein«, ist nur die letzte Umschrift dieses Seufzers jedermanns, die Umschrift aus der Feder Friedrich Nietzsches[1]. Die Wahrheit der Bibel wird durch den Trotz dieser Umschrift nur noch wahrer: Wir sind Gottes Ebenbild und das ist unsere einzige vernünftige Bestimmung.

Mithin fragt sich nur, wie erfülle ich sie? Bis zum Mündigwerden sind wir vorgedrungen: Ein Quartett von Stimmen muß

[1] Franz Rosenzweig »Stern der Erlösung« 3. Auflage 1934, S. 27, versteht den Seufzer als Fluch. Das ist mir unverständlich.

gehört werden, ehe ich zurechnungsfähig bin. Aber damit ist ja nur die Schwelle des eigenen stimmberechtigten Daseins erstiegen. Der Tag der Mündigkeit bekleidet mich mit dem Recht im eigenen Namen Erklärungen abzugeben, die gültig sind. Die kleine Republik aus Dich und uns und mir, die von den Eltern und Geschwistern in mir gestiftet ist, beginnt nunmehr als Ich Verpflichtungen einzugehen und Ansprüche zu erheben.

Aber dieses Ich oder Ego sieht recht anders aus, als die Schulbuchgrammatik predigt. Dies Ich ist nämlich kein schlichter Singular »Eins«. Wie zwiespältig es gerade deshalb zu sein hat, um als Ego aufzutreten, das muß uns beschäftigen. Der Herr Ich umfaßt den Sprecher und den Hörer in mir. »Person« ist der bis zu dem Punkt Vereinzelte, daß er in sich selber ein Zwiegespräch führen kann. Die Person argumentiert, meditiert, reflektiert, zweifelt und erörtert das Für und Wider, wie Ankläger und Verteidiger. Die Doppelrolle ist dem mündigen Menschen wesentlich und es ist zunächst eine bloße Vermutung, er werde sich hinter jeder Spaltung in Hörer und Sprecher zu erneuter Einheit und Ichheit durchringen. In Wahrheit spannt die meisten von uns diese innere Entzweiung auf die Folter der Unentschlossenheit. Der Herr Ego ist also ein Annäherungsversuch an die Einheit des Herrgotts; aber wir gleichen eher einem Nervenbündel als Seiner Majestät. Was uns schwächt, ist die Erfahrung, daß weder mein Mund noch mein Ohr den ganzen Kerl allzuoft hinter sich zwingt. Es ist ja keine leere Redensart, daß die Wahrheit uns erst dann ergreift, wenn wir selbstvergessen nicht nur mit den zwei Lippen und der Zunge reden, nicht nur mit den zwei Ohren hören. Nein, der Unterschied zwischen der Radioansage und der Liebeserklärung Deines Freiers besteht gerade darin, daß der Radioansager sein Mundwerk ölt, der Freier aber am ganzen Leibe zittert. Ganz Sprache-, ganz Ohr-Werden ist jener Einschmelzungsprozeß, der uns geteilte und zerrissene Zuschauer, Begreifer, Witterer und Zuhörer »op ewig ongedeelt« werden läßt. Da weicht vor einem ganz uns durchschauernden »Ja« oder »Nein«, »Bitte« oder »Danke« die ganze

Vielfältelei der Stimmen, die unser Inneres so lange verwirrt haben. Diese erlösende Einigung wird niemandem ganz versagt und daher werden wir fast jedem ein Anrecht auf »Ich« oder auf »Person« zusprechen. Aber es wäre lächerlich, diese seltenste Erfahrung mit mir selber für die einzige auszugeben. Meistens vertrete ich in dem Augenblick, wo ich »Ich« sage, nur einen kleinen Teil der Wähler meines Wahlkreises, will sagen meines Innern. Wie oft vertrete ich nur 10 oder 20 % meines Innern, wenn ich behaupte und laut ausspreche: »Ich danke«, »Ich glaube«, »Ich meine«, »Ich halte dafür«. Der Leib, die Seele, die soziale Stellung, der Ehrgeiz reißen mich in entgegengesetzte Richtungen. Diese Tendenzen aber ragen weit über mein bißchen Selber hinaus. Denn mein Leib kommt von weither und meine Sehnsucht trägt weit in das Ende der Tage. In Gott allein wirkt die Kraft, »Ich« zu sagen in Harmonie mit den vielen Kräften, aus denen sein Ich gespeist wird. Kein Sterblicher kann sich dieser Harmonie rühmen. Eine »Grammatik der Zustimmung«, Kardinal Newman's »Grammar of Assent«, würde also zu fragen haben: Spricht hier nur Dein Verstand, der scharfe, schnelle, blitzhafte oder spricht hier auch Dein langsamstes, schwerfälligstes, unbewußtestes Wesen?

Von 20–60 Jahren, vom Mündigwerden bis zum Unentbehrlichwerden drückt auf jeden von uns die tägliche Spannung zwischen dem bescheidenen Selber und dem göttlichen Ich. Nur Anteil an der Wahrheit nimmt der Mündige. Und wir alle richten uns deshalb in 99 von 100 Fällen nach anderen Teilnehmern: Wir heulen mit den Wölfen. Das erleichtert uns die Entscheidung. Also auch den Mündigen bedroht die Impotenz seiner Worte. In Arbeit und Beruf, in Kirche und Familie reden wir vieles um des lieben Friedens willen den Leuten zum Munde. Wenn ein vierjähriges Bübchen seine Mutter »alte Ziege« nennt, so ist das Unwissen. Wenn ein 50jähriger Minister vor Wilhelm II. in Ehrfurcht erstirbt, so war das Heuchelei. Die Unmündigen bedroht das »bloß so sagen« damit, daß sie nicht ernst genommen werden. Die Erwachsenen bedroht die Heuchelei

damit, daß sie zu Gefangenen ihrer faulen Redensarten werden. Beim ersten sind wir frei, beim zweiten sind wir Knechte. Wer A sagt, muß B sagen. Und wie all die Sprichwörter lauten, die uns Hamlets Wort erläutern: »Die Welt ist ein Gefängnis.« Die Heuchelei macht sie dazu. Die Heuchelei aber rührt vom Mitmachen, Zustimmen, Weitersagen und zum Munde reden. Das Wort wird entweiht von diesen getünchten Wänden, denn nicht als Zustimmung zu Menschen soll es in die Welt, sondern als Zustimmung zu Dem, der uns in unserem Stoßgebet unsere Stelle in seiner Geschichte hat finden lassen. Es ist wahr, nur der wird sprechen können, dessen Wort eine Antwort auf den Ruf ist, den ihm die Orientierung aus der Sprachmacht zuträgt. Der Betende – und alle Menschen beten, ganz gleich, ob sie das wissen und zugeben oder nicht – hat ja den einzigen Weg beschritten, auf dem wir erfahren können, wer wir sind. Vor dem Spiegel sehen wir uns; im Echo des Beifalls hören wir uns. Aber weder Auge noch Ohr teilen uns mit, wer wir sind. Dazu gehört die einzige Stimme, die »Ich« sagen kann. Im Gebet hört das verruchte Geschwafel meines Ich auf. Ich werde zu dem Geschöpf, zu dem sein Schöpfer Dich sagen kann. Wem Gott nie die Liebe angetan hat, ihn bei seinem Namen zu rufen, der wird freilich jedem Scheingötzen zustimmen, Rede und Antwort wird er den Tagesgötzen stehen, den Hitlers, Ludendorffs, ach sogar den Tirpitzen und Himmler, den Ulbrichts und den Flicks. Denn Antworter sind wir, nicht Gottes Wort spricht unser Mund, sondern nur Antworten geben wir auf sein Wort. Gott spricht nicht in Worten, sondern in Gestalten. Eines Tages dürfen auch wir vielleicht ein Wort aus seinem Munde geworden sein, dann nämlich, wenn unser Mund sich Herz und Nieren, Lunge und Kopf eingegliedert hat und sie alle sein Wort leiblich bezeugen.

Wir können nun den zweiten Artikel unseres Credo für Erwachsene formulieren. Der erste hieß: Wir müssen mündig werden, und Vater, Mutter, Tochter, Sohn, müssen in jedes Hausglied als Sprecher eintreten können.

Der zweite lautet: Wir müssen unbefangen werden. Zwischen

21 und 60 bedrohen uns die Gefängnisse unseres eigenen Zum-Munde-Redens. Unsere faule Zunge heuchelt Zustimmung tausendmal zu oft. Wir werden zu Sklaven unserer eigenen Redensarten. Den Unbefangenen aber schützt sein guter Engel vor dieser Verstrickung. Er verspricht nie mehr als ihm die eigene Stimme im Herzen gebietet. Der mithin darf unbefangen heißen, der nicht deshalb etwas sagt, weil er glaubt oder weil er weiß, das werde von ihm erwartet. Mindestens schweigen muß er in jedem Falle, in dem er etwas nur sagen würde, weil es von ihm erwartet wird. Die Sprache ist als Überraschung in die Welt gekommen, neues zu schaffen, Ursprünge auszuloten mit der Wünschelrute des Quellsuchers. Da ist kein Ja ohne sein Nein, kein Nein ohne sein Ja. Kein bitte ohne sein danke und umgekehrt. Ja, nein, danke, bitte sind eines mündigen Menschen Freiheiten aus dem Gefängnis der Konvention. Der unbefangene Mensch muß unerwartet beides wählen können: Ja oder nein, danke oder bitte!

Nach Mündigkeit und Unbefangenheit öffnet sich noch ein Lebensreich. Wer schon mündig und unbefangen lebt, schuldet noch seinem Schöpfer eine Liebestat. die nur er allein vollbringen kann. Wir wären trotz aller Mündigkeit und aller Unbefangenheit noch immer unnütze Knechte, wenn uns nicht eines Tages aufginge, daß eine Tat nur von uns allein getan werden kann, daß sie aber so unmöglich erscheint, daß wir sie eben unmöglich tun können.

Dies Unmögliche gerade muß offenbar trotzdem getan werden. Reif wird Hamlet, als er, der Mündige und der Unbefangene, gerade sie, die unmögliche und unentbehrliche Tat herbeiführt.

Unentbehrlich zu sein, ist des Menschen höchste Ehre.

Gott will uns mündig, unbefangen, unentbehrlich. Denn er sagt uns das sehr laut und deutlich ein langes Leben hindurch. Der Kinderkatechismus lehrt die Dreieinigkeit von Vater, Sohn und Heiligem Geist. Ein Erwachsenenkatechismus muß das Wort des Glaubens vom Menschen her retten. In dem Erwachsenen

spiegelt sich die Dreifaltigkeit. Denn Gott hat unmündige Kreaturen so geschaffen, daß sie liebend ineinander eindringen und einander stellvertreten. So werden sie mündig als Geschöpfe, die Er geliebt hat. Der Vater ist aber auch der Sohn. Denn unbefangen tritt er aus den Gefängnissen der Nationen und Erdteile heraus. Er führt die Gefängnisse gefangen. Und das ist an jedem Erwachsenen das Ewige, welches eine Gefängnismauer eindrückt.

Der Sohn ist aber auch der Heilige Geist. Denn der weht, wann er wehen muß, um in der letzten Minute die Welt über ihren Untergang hinwegzuheben. Und aus ihm heraus wird der Mensch ein Datum in der Geschichte des Heils auf Erden.

Credo oder Katechismus ist diese Lehre vom mündigen, vom unbefangenen, vom unentbehrlichen Menschen. Und allen drei unzerstörbaren Charakteren ist es nicht mehr anzumerken, ob sie männlich oder weiblich seien: darin bezeugen sie, daß sie in Gottes Ebenbild zu leben haben. Denn jenseits von männlich und weiblich, von alt und jung ist unser Gott Gott.

ICHTHYS
LEBEN – LEHRE – WIRKEN

Seit Albert Schweitzers Aufdeckung des fehlerhaften Zirkels, in dem sich die Leben-Jesu-Forschung der letzten anderthalb Jahrhunderte bewegt hat, ist der Riß zwischen der natürlichen, wissenschaftlichen Jesus-Biographie und der kirchlichen, dogmatischen Christologie offen am Tage. Denn beide Richtungen theologischer Erforschung der Frage Jesu Christi sind durch dies Buch und die ihm folgende Ausfahrt seines glaubensstarken Verfassers als schlichter Arzt an den Kongo entwaffnet. Die liberale Theologie hat die Hoffnung aufgeben müssen, mit den Mitteln ihrer Erkenntnis den Christus, nicht nur den Rabbi Jesus von Nazareth, umgreifen und erfassen zu können[1]. Auf der anderen Seite aber droht dem Christologen der Menschensohn, Mariens Sohn, zu einem doketischen Gebilde zu entschwinden, an dem sich wohl etwas Göttliches ereignet, aber an dem nichts Menschliches erfaßt und demgemäß nichts Begreifliches erkannt werden kann. Die Masse des orthodoxen Kirchenvolkes sieht noch in der Jungfrauengeburt, der Auferstehung und der Ausgießung des Geistes handfeste, gänzlich unbegreifliche Wunder. Die Menge der irgendwie »Gebildeten« sieht in Jesus einen nur allzu begreiflichen Menschen. Die höchste Geisteskraft in uns Menschen wird weder dort noch hier mehr erregt. Denn sie entzündet sich nur an Geheimnissen, die sich enthüllen, und an Rätseln, die sich lösen lassen. Diese höchste geistige Erregung durchzittert weder Orthodoxe noch Liberale in Sachen des Lebens und Sterbens Jesu. Und deshalb verstummte Albert

---

[1] Ich verweise auf Bultmanns »Jesus«.

Schweitzer und ging nach Afrika, um Krankheiten zu heilen. Keine begreifende Erkenntnis, nur ergriffene aber dafür stumme Nachfolge scheint erlaubt.

Die Parteien und eigentlich mehr noch die Methoden innerhalb jedes Theologen eigener Seele gehen unversöhnt nebeneinander her. Der Widerspruch zwischen Glauben und Wissen ist heut keiner zwischen Theologie und Philosophie, sondern er klafft innerhalb des Theologen selber, der seine Pfründe von einer dogmatischen Kirche zu Lehen trägt und sein Denken von einer voraussetzungslosen Geschichtsforschung.

Die Spannung ist gerade dadurch zu einer menschlich bedrohlichen geworden. Die erste Reaktion dagegen ist daher begreiflicherweise, ihr einfach aus dem Wege zu gehen, so wie das etwa Barths Römerbrief und ihm nach die Barthianer getan haben. Mit einem handfesten Biblizismus hat er den Kirchenglauben und die wissenschaftliche Bibelkritik beide schachmatt zu setzen versucht, indem er – auf einem anderen Brett seine Steine aufbaut. Diener der Kirche, der jemand wie Karl Barth ist, kümmern ihn nicht die Fragen der Kirche Christi; Gelehrter, der er ist, kümmert ihn nicht die Forschungsaufgabe der weltlichen Wissenschaft. Sondern in einem Augenblick der Weltgeschichte, gleichsam in der Sekunde des Kreuzes offenbart sich ihm alles. Die Vorgeschichte Jesu (das Leben Jesu also) und die Nachgeschichte Christi (die Kirchengeschichte also) werden zu wesenlosem Schutt. Senkrecht vom Himmel herab glaubt er sich angeredet, nur unter dem Kreuz, ohne natürliche Vorgeschichte und ohne wirksame Heilgeschichte.

In diesem Balancieren auf einem Stecknadelkopf zwischen Orthodoxie und Liberalismus, zwischen Geschichtswissenschaft und Kirchentheologie, tritt eine begreifliche Reaktion auf die Überspannung der Gegensätze hervor.

Unser Versuch kann sich an dämonischer Gewalt mit jener Kreuzespredigt der Barthianer nicht entfernt vergleichen wollen. Aber er entsteht aus der gleichen Lage.

Dieses Kapitel will möglichst geräuschlos eine Türe öffnen, die

schon nur angelehnt ist und die vielleicht aus der unerträglichen Spannung ins Freie führt.

Diesem Zweck soll schon die Überschrift dienen. Sie ist dreigeteilt. Das ist natürlich keiner Zahlenspielerei zuliebe geschehen. Aber sie ist doch auch nicht ohne methodische Absicht gewählt. Diese Absicht ist allerdings zunächst negativer Natur. Wir versuchen, von vornherein der Unsitte der Substantivpaare (Geist und Natur, Wissen und Glauben) zu entgehen, der beliebten Mode sich über ein Zwillingsgespann zweier Begriffe zu verbreiten, die ein »und« sprachlich verbindet und die dafür gedanklich meist ein »oder« auseinanderreißt. In der Literatur für die Gebildeten herrscht die Antithese vor. Alles philosophische Denken lebt vom Spalten der Begriffe. Aus einer Anschauung gehen durch Spaltung in begrifflicher Gegenüberstellung Gegensätze hervor. Da die Theologie seit langem im Schlepptau der Philosophie segelt, so hat sie in größtem Maßstab von dieser philosophischen Grundhaltung Gebrauch gemacht.

Jesus und Christus, Leben und Lehre Jesu, Gesetz und Liebe, das sind Begriffspaare, die man in den Schulen der Wissenschaft mit Vorliebe einander entgegenstellt. Und diese Paare sind weit mehr als bloße Vokabeln innerhalb eines einzelnen Satzes. Vielmehr bewegt sich die gesamte Forschung in der Dialektik dieser Begriffe vorwärts. Und darüber hinaus ist die Lehre vom Kreuz und der Passion des Herrn einerseits, von Geburt und Leben Jesu von Nazareth andererseits in ganze Schulen und Denkrichtungen, in Glaubens- und Lebensparteien himmelweit auseinandergespalten.

Es gibt aber noch ein anderes Erfassen der Wirklichkeit im Geiste. Dies verhindert sozusagen sich selbst, in die Aufspaltung der Anschauung durch die Dialektik der Begriffe zu verfallen. Denn es will die Wirklichkeit nicht mit einem Begriffssatz überdecken wie die Schuldialektik, sondern es will sie erst einmal entdecken. Diese Entdeckertätigkeit des Geistes ist seine höchste Vernunftanstrengung. Aber sie ist so verschollen, daß ihr Verfahren an einem entfernten Beispiel verdeutlicht werden muß.

Solange der Rechtskampf bei den germanischen Völkern die höchste Geistestätigkeit innerhalb des Stammeslebens war, solange war auch die Rechtssprache eine entdeckende, neu zufassende. Und eben deshalb bedurfte sie einer aufschließenden statt einer syllogistischen Redeweise. Die Formeln dieser Rechtssprache lieben also beispielsweise unter anderem die Zusammenfügung von drei Anschauungen, drei Vorstellungen zu einem einheitlichen Ausdruck. Allbekannt sind diese Dreiklänge aus der Achtformel, wo der Verbrecher preisgegeben wird den Vögeln in der Luft, den Tieren des Waldes und den Fischen im Wasser.

Den Scheiterhaufen kündet der Henker mit der Formel an: Deine Haare dem Rauch, deinen Leib dem Feuer, deine Seele Gott. Gerade diese Formel scheint mir lehrreich für die völlige Verschiedenheit jener Sprechweise von der heutigen Denkweise. Wie würden wir heut formulieren? Nun wir würden uns etwas ausdenken. Ein moderner Poet würde – vielleicht! – Haare und Leib »poetisch« trennen; ein moderner Prosaist würde Leib und Seele gegenüberstellen. Aber die alte Formel spaltet nicht, wie Poet und Prosaiker heut, den Feuertod dialektisch auf, sondern sie schafft die Akte des Vorgangs dramatisch nach; bei dem zuerst der Rauch die Haare umwogt, dann den Leib das Feuer verzehrt und schließlich die Seele zu Gott heimkehren darf. Aus mehreren Bildern also rollt sich kinematographisch ein Vorgang ab. Er wird aus diesen Bildern erschaffen, denn es fehlt der »Oberbegriff« Feuertod noch ganz dem Denker. So wenig wie ein Drama durch seine Überschrift begriffen werden kann, so wenig die fünf Akte, aus denen es besteht, logisch oder dialektisch den Oberbegriff bloß aufspalten, sondern alle müssen geschaffen werden und eigenes Leben haben, so wenig will die dreiteilige Formel eine Einheit zerlegen. Sie will eine paradoxe Einheit schaffen. Eine Fehde soll »aufgehoben, tot und ab« oder »widerrufen, vernichtet und abgetan« sein. »Tag, Zeit und Stunde« werden festgesetzt. Die Rechtsquellen – würde der abstrakte Jurist heut sagen – »zerfallen« in bleibende Satzung, in

persönlichen Befehl und in Gewohnheitsrecht. Die alte Formel aber spricht vom alten Herkommen, Recht und Herrlichkeit des Landes, weil sie den Begriff der Rechtsquellen nicht kennt. Sie kann ihn also auch nicht »zerfällen«, sondern in diesen drei Akten erschafft sie ihn!

Man mag das Verfahren ein assoziatives nennen. Das Entscheidende ist immer, daß jede einzelne Assoziation auf das Ganze, das sie miterschaffen soll, zusteuert. Das Ganze steigt aus Sätzen dramatisch empor. Natürlich können diese Akte auch aus zweien oder vieren bestehen. Von dem logischen Spalten in Gegensätze unterscheidet sich dies dramatische Sprechen in Sätzen nicht durch die Zahlen drei und zwei, sondern durch die Tatsache, daß die logischen Gegensätze Bruchteile einer Einheit, Brüche von Eins, Untersätze eines Obersatzes darstellen, die Sätze und Bilder der schaffenden Sprache aber nicht Brüche, sondern selbst Einheiten sind, Farbflecke von eigener Valeur, deren mehrstimmiger Klang das Gesetz dieser Sätze oder Bilder oder Worte aufdeckt und offenbart. Alles Denken ist ein Nachdenken einer fertigen Welt. Jeder heutige Prosaist, der den Leib dem Henker und die Seele Gott überantworten würde, bezieht die Vorstellungen »Leib« und »Seele« aus einem Magazin, in dem alles Erdenkliche vorrätig gehalten wird. Er steht der Welt, hier der Welt der Kultur, gegenüber und setzt ihr Mosaik in tausendfältiger Variation als seinen Gegenstand neu zusammen. Der schaffende Sprecher ist hingegen der Mund einer unfertigen, in ihm Wort werdenden Welt. Er kann also in kein Magazin greifen und die etikettierten Gegenstände herausnehmen, sondern ihn greifen die Kräfte dieser Welt, die er in eins »setzen« und durch seine Sätze namhaft machen soll.

Genau so – und nur deshalb mußten wir die scheinbare Abschweifung begehen – wie hier im Recht die vorbegriffliche Sprache, kraft der die geistige Welt entdeckt wird, verfährt, vollzieht sich alles entdeckende Denken. Wir haben nur auf die Rechtsschöpfung zurückgegriffen, weil wir nicht zulassen können, dies Denken mit dem Beiwort poetisch abzutun. Nicht um

den Luxus der Kunst handelt es sich, sondern um die geistige Entdeckung der Welt. So ist es nicht wunderbar, daß sich das schöpferische Leben des christlichen Volkes wieder derselben Ausdrucksweise hat bedienen müssen. Die Entdeckung einer neuen göttlichen Welt der Seele wird nicht durch Spaltung von Worten begriffen, sondern durch aktweises Setzen von Anschauungen erschaffen. Die trinitarische Formel von Vater, Sohn und Heiliger Geist riegelt gleich an der Schwelle des Kirchenbaues das schöpferische Leben drinnen ab gegen den Einbruch des philosophischen Denkprozesses. Die drei Personen der Gottheit spotten des Bemühens, als Bruchteile Gottes verstanden zu werden. Immer wieder neigt der logische Verstand zu dieser Verarmung, und das Denken hat gar zu gern die drei Atemzüge des Glaubensbekenntnisses zu Untersätzen des Oberbegriffes Gott umbegreifen wollen. Der Unglaube verhöhnt ja eben deshalb die Trinität, weil er für geistige Schaffensprozesse abgestorben ist.

Das sprachliche Geheimnis der drei Personen in Einer ist aber kein anderes als das der altgermanischen Rechtssprache. Auch hier wird eine Welt nicht begriffen, sondern entdeckt; jede Person der Gottheit muß mit dem vollen Schöpfertum des Geistes unserer Seele enthüllt – die Theologen sagen: offenbart – werden, so wie die Gerichtsgemeinde des Volkes jeden rechtlichen Akt ihres Gemeinschaftslebens »öffnen« und bildhaft entrollen muß. Und dennoch weiß sich die Gemeinde in allen diesen Akten, in denen sie sich erlebt, als eine, die auf jeder Stufe des Rechtsganges ungeteilt gegenwärtig ist.

Gerade so weiß die Kirche, daß mit jedem Atemzug, mit jedem Akt des Glaubens Gott sich verwirklicht. So ist dort der kurze Dingtag eines Gaues, hier der Welttag des dreieinigen Gottes aus vollebendigen Akten zusammengedichtet, die nicht Brüche, sondern Ganzheiten sind.

Wenn wir die Deutung der trinitarischen Formel nicht ganz verfehlt haben, wenn sie den Triumph der Grammatik echter Sprachschöpfung über die Logik reiner Denkbarkeit darstellen

soll, so darf sie nicht tote Feststellung bleiben, sondern muß sich in die Behandlung theologischer Teilfragen sofort umsetzen, sozusagen von jedem Gläubigen weitersprechen lassen.

Und in diesem Sinne haben wir dieses Kapitel mit der alten Formel ΙΧΘΥΣ Jesus Messias Gottes Sohn der Welt Erlöser überschrieben und das erläutert mit: Leben, Lehre und Wirken. Uns scheint die Beschäftigung mit Jesus Christus ernstlich Schaden zu leiden, sobald sie sich dialektisch in Dualismen wie »Jesus und Christus«, Leben und Tod, »öffentliches Auftreten und Kreuz«, aufbaut. Versuchen wir es lieber mit einer trinitarischen Formel, die nicht nur Gegensätze festzustellen zwingt, sondern die Atemzüge Gottes zu entdecken erlaubt.

Der sterile Dualismus zwischen Jesus und Christus äußert sich am krassesten in dem Schicksal, das bei dieser Zerreißung der Lehre des Heilandes zuteil geworden ist. Niemand von den verschiedenen Religionsparteien weiß genau zu sagen, ob die Lehre zum Leben Jesu oder zur Passion und Verklärung Christi hinzugehört. Die Bergpredigt scheint vielen die Bekrönung des natürlichen Geisteslebens des Zimmermannssohnes Jesu von Nazareth. Die Abschiedsreden an die Jünger erscheinen ebenso vielen als die Offenbarung des erhöhten Christus, Kyrios. Mitten durch seine prinzipiellen, seine geistigen Äußerungen also wird der Schnitt gelegt. Einer dieser Schnitte wird so geführt, daß man zwischen dem trennt, was er seinen Jüngern, und dem, was er dem »Volke« gesagt habe. Aber bisweilen fand er ja auch im Volke echte Jüngerschaft, die er ermunterte. Des öfteren waren seine Jünger geistig weder offener noch reifer als das »Volk«. Das Geheimnis des Wortgehalts seiner Rede läßt sich von den Hörern her allein nicht enträtseln noch einteilen. Die Abteilung von Leben und Lehre – wie sie üblich ist bei Frommen und Unfrommen – entspringt als notwendige Folge dem ungeklärten Gebrauch des Wortes »Leben«. Diesem Leben kann nur deshalb die Lehre entgegengesetzt werden, weil der Abwandlung des Lebens selbst in Geist nicht Rechnung getragen wird. Schon Goethes: »Denn das Leben ist die Liebe und der

Liebe Leben Geist« deutet darauf, daß eine andere Beziehung des Lebens auf die geistigen Äußerungen gesucht werden muß, daß es sich hier um Lebensformen, um *Metamorphosen* handelt statt um Gegenbegriffe. Goethes Vers knüpft unmittelbar an die christliche Geistlehre an. Es gehört zum Wesen gerade des ΙΧΘΥΣ, daß in ihm »Leben« und »Lehre« als Verwandlungsformen desselben Rätsels sich offenbaren.

Das Christentum setzt eine Wendung, einen Ruck im Leben des Menschen voraus, oder auch: es setzt eine solche Wendung in das Leben hinein. Es zerbricht den Oberbegriff Leben. Die Tage des Lebens hören auf, Bruchteile eines »ganzen« Lebens zu bilden, das von der Geburt bis zum Grabe gleichförmig abrolle. Das Jahr des Christen besteht nicht aus 365 Tagen, das Leben des Christen nicht aus siebzig Jahren. Der Gang des Lebens zerfällt in mehrere Schöpfungsakte. Vor der Wiedergeburt und nach der Wiedergeburt lebt der Mensch in verschiedenen Welten. Die Seele hört auf, ein addiertes Leben zu führen. Sie setzt sich in ruckweisen Stufen, in Schaffensakten durch.

Die zentrale Bedeutung der Wiedergeburt ist unbestritten. Aber sehr oft wird dieser Bruch als Werk eines Augenblicks verstanden. Die Bekehrung wird also ein kurzes, momentanes Ereignis. Sie ist aber vielleicht ein fünf- oder zehnjähriger Prozeß! Und ferner wird die aus der Bekehrung folgende Aktteilung des Lebens nicht voll gewertet. Und doch wird durch sie die Setzung dreier, in sich selbständiger Sinnzusammenhänge notwendig: die Zeit vor der Wende, die Zeit der Wendung selber und die Zeit, die auf dem Grund der vollführten Wendung sich aufbaut, – sie verlaufen auf verschiedenen Ebenen, sie haben ihr eigenes Gesetz in sich. Sie mögen sich ineinander verschlingen: Mit gewissen Linien und Fäden hängt der alte Adam fest in dem neuen. Mit gewissen Strudeln und Wirbeln tost die Bekehrungszeit schon in dem Naturkind unterirdisch herauf. Und innerhalb der Krisenzeit leuchtet schon der Goldgrund der Vita Nuova gelegentlich durch.

Aber erst recht, wenn fast regelmäßig diese Verschlingungen

und Überschneidungen sich finden, erst recht dann wird es wichtig, um die Unübersetzbarkeit dieser verschiedenen Stufen des Lebens ineinander zu wissen. Sie können sich kreuzen, übereinander schichten. – Eigentlich mischen können sie sich nie. Denn sie gehören verschiedenen Gotteskräften der Seele an.

Wir deuteten schon darauf hin, daß in dem Problem der Lehre zwischen dem Leben Jesu und der Kraft Christi ein Stück Boden unbesetzt geblieben oder höchstens als Grenzgebiet bald von jenen, bald von diesen beschlagnahmt worden sei. Zwischen dem Leben und dem Leiden mitten inne bleibt ein Etwas. Dort steht das von diesem Munde gesprochene Geistesgut, der Schatz seiner Erkenntnisse, seine geistige Schau oder alles das, was an Jesu Geistesleben dadurch bekannt ist, daß er es andern als Lehre mitgeteilt hat. Weil die Religionslehre von der Lehre und Predigt des Heilands spricht, wollen wir das Wort Lehre im folgenden für den Akt der geistigen Besinnung und Schau stehen lassen. Sonst wäre auch »Sinnen« eine geeignete Vokabel.

Die Lehre, wessen Lehre ist es, Jesu oder Christi? In dem Verhältnis dieser Lehre rückwärts zum Leben Jesu, vorwärts zum Wirken Christi liegt der Schlüssel für unsere Sprache, die heute gelähmt ist. Diese wird aber freigesetzt, wenn sich ergibt, daß Christus nicht das gelehrt hat, was wir täglich neu aus seinem Wirken zu lernen haben!

Jesus hat nämlich, währenddem er schon öffentlich lehrte, innerlich weitergelebt. Das unterscheidet ihn von allen Durchschnittslehrern. Der gewöhnliche Mensch lernt in der Jugend sein Sprüchlein, und wenn er dann wieder andere unter sich gekriegt hat, die zuhören müssen, so gibt er es weiter. Der ausgebildete Lehrer forscht und erkennt selbst einiges und betritt erst dann das Katheder und erstarrt dort zum Typus des Lehrenden, der selber nicht mehr lebt. Das Lehren herrscht über ihn und verdrängt das Leben. In einem gewissen Zeitpunkt bleiben wir stehen und wölben an diesem Punkte unseren Lebensbau über uns und lassen die Jüngeren uns nachrücken und an uns heranwachsen. Dazu müssen wir sie lehren, was wir erfahren haben. Das

ist ein Naturgesetz und nicht einfach deshalb aus der Welt zu schaffen, weil wir dadurch starr zu werden fürchten.
Wie kann es also durch Jesus aufgehoben werden? Er will doch nicht aufheben, sondern erfüllen, was uns allen auferlegt ist? Und er ist nun, sagen wir, trotzdem nicht von einem gewissen Moment an stehen geblieben, um die anderen zu belehren, sondern hat bis zum letzten Augenblick weitergelebt, obwohl er schon öffentlich lehrte. Hinter der Lehre und Schau folgt eben noch eine Station. Und der »perfectus homo« mußte alle Stationen durchwandeln. Freilich hat er damit seine Hörer unerhört beunruhigt. Er stand nämlich immer schon an einer anderen Station, als die war, die seine Hörer an ihm wahrnahmen. Er schien ihnen noch der Zimmermannssohn, da war er schon der Lehrer. Er galt als der Rabbi, da war er schon der Prophet. Er schien ihnen noch und gerade jetzt der Prophet, da war er schon der Messias; sie nahmen ihn nun endlich für den König der Juden, da war er der Knecht Gottes. Und als sie ihn als den Knecht Gottes erkannten, da gerade war er schon der gekreuzigte Sohn Gottes. Er hat einen Vorsprung, den er bis zu Ende lebt, und die mit ihm Lebenden kommen ihm nicht nach. Er bleibt nicht irgendwo stehen, damit die anderen aufrücken können. Und so geht diesen der Atem aus. Das kennzeichnet die sogenannten synoptischen Evangelien, daß sie noch alle nicht klar von der letzten Station aus die vorletzte durchschauen, sondern erst mit dieser Nachholungsaufgabe ringen. Jesus war auch den leiblichen Jüngern davongaloppiert. Die erste Generation der Jünger ist daher dazu verbraucht worden, die einander widersprechenden, die aufeinander blitzschnell folgenden Stationen, von denen die Welt immer nur eine gesehen und sich eingeprägt hatte, aufzurollen. Erst als das geschehen war, prägte der Evangelist Johannes sein Siegel unter das von Mißverständnissen gereinigte Bild.

Wo wir lernen, leben wir nicht mit. Der Schüler einer Lehre bleibt im Bann der Lehre. Johannes ist der einzige Evangelist, der Jünger und mehr als Jünger dessen ist, der auch ihn gelehrt hat, und eben deshalb kann er den Geist seines Lehrers und das

Leiden seines Liebenden als Eins schauen und in Eins übersetzen. Wir merken uns: das öffentliche Wirken Jesu kommt hinter seiner Lehre.

Von einer anderen Seite her wird dieser Tatbestand ergänzt. Wie verhält sich denn das Vorleben Jesu zu seiner Lehre? Von Jesu Leben wissen wir nichts oder fast nichts. Die schale Romanliteratur über »Jesu den Jüngling«, über seine Jugend oder seine Wanderjahre beweist ja nur, daß man diese Unwissenheit deutlich spürt. Sein natürliches Leben ist uns nur im Naturereignis seiner Geburt und in der Flucht seiner Eltern um seinetwillen überliefert. Mit anderen Worten, von den Erfahrungen und dem Weg dieser Natur des Menschen Jesu können wir nur wissen, was sich in seiner Lehre, in seinen Anschauungen spiegelt. Wir sagten, selbst der leidliche Lehrer mischt in seine Lehre, was er selbst erforscht und erfahren hat. Der Geist erwächst hinter dem Leben und aus ihm. Jesu muß seine Lehre aufgegangen sein an und aus den Erlebnissen seines Vorlebens. Dies Vorleben, sein »Innenleben«, die Entwicklung und Bildung seines Lebens hat sich »jenseits« aller Außenwelt vollzogen. Wir haben dieses Jenseits einzig in Gestalt der süßen Frucht seiner Lehre. Das Himmelreich in seinem Herzen, von dem er zeugt, kennen wir nur aus diesem seinem Zeugnis; wir haben keine Vorstadien, die zeigen, wie es ihm zufiel. All dies bleibt jenseits, dies ist das Jenseits, von dem die Werdenden so gerne schwärmen und die Metaphysiker so viel zusammenlügen.

Sobald Jesus hingegen auftritt, kennen wir ihn nur umgekehrt in seiner Auswirkung auf andere, seiner »Wirksamkeit« und Bewährung in der Welt. Sobald wir ihn sehen, steht er vollständig im »Diesseits«. Was wir von seinem Leben wissen, ist durchweg ein Teil seines Kreuzes. Und überall »diesseits« sich zeigend, beginnt und entfaltet sich überall der Christus in ihm. Der Rabbi Jesus lehrt, aus dem geschöpflichen in das geistige Leben hinübergehen, aber Jesus der Christ lebt umgekehrt aus dem geistigen in das wirkliche Leben hinüber! Statt eines Leben Jesu – das uns unbekannt bleibt – kennen wir in Wahrheit nur

sein Christuswirken, sein Leben als berufener Sohn, seine Verwirklichung durch sein messianisches Amt. *Vom Vorleben ist nur die Lehre geblieben.* Das gesamte vegetative, natürliche Leben ist für uns aufgegangen in der Frucht des lehrenden Wortes, hinter dem sein Träger, der Träger eines Amtes wie jeder Funktionär zurücktritt. Jesu Lehre vom Gesetz und Propheten, vom Vater und vom Himmelreich ist die geläuterte Frucht innerer Kämpfe, Erleuchtungen, Belehrungen und Erfahrungen, deren Ergebnisse seit der Jordantaufe feststehen, die also selber längst hinter ihm liegen. Die Frucht läßt zwar Keim und Blüte nicht mehr sehen, ist nur ihre Quintessenz. Aber sie zwingt uns, ihr vorauf Samen und Blüte vorauszuahnen. Zur Erkenntnis reift alles natürliche Leben, zur Weisheit. Jesus hebt also unser aller Naturgesetz nicht auf, sondern erfüllt es. Er lehrt wirklich, was er erlebt hat. Das Perfektum dieses Erlebens muß ernst genommen werden. Es ist voraufgegangen! Das Wort des Menschen kommt hinter dem Eindruck, den wir empfangen haben. Der Mensch darf und vermag nur zu lehren, was hinter ihm liegt. Die Fassung in Worte hinkt immer hinter den Ereignissen her. Das Denken des Menschen ist ja Nach-Denken! Wir können nur nachdenken über das, was vorgegangen, quod factum est. Jesus lehrt, was er als Jesus, das heißt für sich, den Werdenden und damals noch ohne Verbindlichkeit für andere, als inwendiger Mensch erfahren hat. Er ist damit als Lehrer der Träger des Prophetenamtes, der Lehrer Israels, der letzte Prophet.

Hingegen lebt er, währenddem er lehrt, das Leben eines andersartigen Charakters, einer Amtsperson, die Macht und Befugnis beansprucht, andere sich zu verbinden oder abzustoßen; er ist ein Mann, der seinen Beruf entschlossen realisiert. Aber sein Beruf ist freilich nicht der, den man nach seiner Lehre vielleicht erwartet. Weil er lehrt, scheint er ein Berufslehrer. Aber die Lehre ist nur eine Voraussetzung seines Wirkens. Sein Wirken ist nicht das eines Rabbis. Sein Lehren ist also nicht das Wesen seines Amtes. Er lebt ein Amt, das zwar noch nicht »etats«-mäßig ist

im Haushalt der Menschheit, das aber durchaus als Amt und Würde von ihm gestaltet und bekleidet wird.

Und so fassen ja die Evangelien auch alle sein öffentliches Wirken. Nicht was er sagt, sondern wann, wo, wem er es sagt, verrät ihrer Überzeugung nach den besonderen, jenseits der Lehre liegenden Charakter seiner Funktion. Der kleinste Zug an ihm bedeutet etwas in dem Prozeß seiner Offenbarung. Hier sind wir weder im Privatleben eines Menschen noch im Geistesleben eines Denkers. Denn wo das Leben nicht mehr spielen und unter der Hand sich wandeln kann, da ist es starre, unumkehrbare Aktion, weltlich sichtbare »Handlung« geworden. Verwirklichung ist keine Sache der Innerlichkeit mehr, sondern der Entäußerung und auf die Mitwirkung der Welt angewiesen. Es ist ein politisches Dasein und untersteht den Gesetzen der Politik.

Das große an diesem öffentlichen Wandel besteht denn auch aus lauter Welttatsachen, aus lauter harten objektiven Brocken: daß Johannes ihn tauft, daß die Jünger reagieren, daß Lazarus aufwacht von den Toten, daß Judas ihn verrät, daß die Römer ihn kreuzigen, daß Josef von Arimathia ihn begräbt. All das sind Aufgaben nicht für Biographen seiner Seele oder Systematiker seines Geistes, sondern für Historiker seines Schaffens und Wirkens.

Dadurch allein wird ja die Gottessohnschaft glaubhaft und glaubwürdig, daß sich die Welt in sein Leben einfügt. Alle diese Fügungen verwirklichen das Bild, das Jesus von sich und der Welt in sich trägt. Die gehorsame Mitwirkung der weltlichen Mächte alle an seiner Bahn bestätigt ihn; nichts Eigenes bleibt ihm zu tun, als diese Mächte auf sich zu ziehen. Die Welt wächst, fällt, stürzt auf ihn zu, bis sie das Kreuz auf ihn gelegt hat. Er zieht und reißt sie förmlich an sich, nur indem er ihrer harrt.

Schöne Weisheitslehren gab's und gibt's bei allen Völkern. Glaubhaft gemacht wird die innere Gottesschau erst, wenn sich erweist, daß der Weise ein Recht auf so hohe Gedanken hatte. Nicht jeder Mensch hat das Recht, Helles und Hohes zu denken oder gar Kühnes und Großes auszudenken. Denken verpflichtet.

Aber niemand kann auch einfach das leben, worüber er nachgedacht hat. Er kann nicht, wie die Welt fordert, leben, was er lehrt. Wenigstens nicht im platten Wortverstand. Sondern wir können nur weiterleben, unsere Gedanken an den Tag leben; unser Leben ist zwar durch die geistige Schau verwandelt, aber es fließt doch noch ursprünglich und überraschend weiter. Gewiß, es hat die zufällige Bahn verlassen und ist durch die Schau im Innern des Heiligtums geprägt. Es ist aus Leben zu Wirken umgeschmolzen, aus Werden zu Austun des bleibenden, unter dem Antlitz Gottes gestalteten Menschen. Es gilt, die erschaute Wahrheit zu bewähren. Aber die Lehre ist nur ein kleiner, nur der formulierbare Teil der Wahrheit, die uns in dem Tempel und Allerheiligsten unserer Lebenswiederschöpfung überwältigt hat.

Dort also hat Jesu Lehre ihre Stelle, zwischen dem Leben des ungetauften Jesus und dem Wirken des berufenen Christus. Er lehrt, was er erlebt hat. Aber hernach ereignet sich, was er gelehrt hat. Auf der einen Seite ist seine Lehre die Folge, der Erfolg; die Erfüllung seines »Vorlebens« ist seine Lehre. Diese Lehre wird aber aus Folge Grund, aus Ergebnis Vorposten, aus Endsumme Anfangsgröße seiner Lebensrechnung. Die Frucht seiner Jugend »fakten« wird der grundlegende »Faktor« seines Mannesdaseins, das auf diesem Faktor aufbaut, ihn aber zugleich wieder überwindet. Jesu Lehre zerbricht die Tafeln des Gesetzes; was anders ermöglicht nach diesem Ende ein neues Gesetz als der Anfang, den Christi Wirken bedeutet? Jesu Lehre leitet den Christen im Leben, Christi Wirken die Kirche in der politischen Welt.

Es läßt sich einwenden: Auch das Christusleben Jesu ist doch von ihm ausgesprochen und gedeutet worden. Das ist gewiß richtig. Denn das Leben teilt sich nicht schematisch derart, daß ein Lebensabschnitt gar nichts vom Gehalt der anderen Lebensabschnitte enthielte. Jesu Erfahrungen als Christus sind in der Tat gleichfalls Wort geworden in seinen Christus-Sätzen an die Jünger z. B. den Abschiedsreden. Aber hier läuft eben der scharfe

Schnitt zwischen der Lehre für die Lernenden und der Offenbarung für die Apostel. Jesu Lehre an das Volk und die Jünger, soweit diese lernen, ist die Frucht seines Vorlebens; daher er den Schülern und Hörern von der inneren Freiheit, den Geheimnissen des Herzens, dem Himmel usw. spricht, wie ein Lehrer wollend, daß sie ihn verstehen. Die Jünger hingegen muß er mitleben lassen, obwohl er weiß, daß sie ihn nicht verstehen, und daß einer unter ihnen ist, der ihn verraten wird. Er braucht sie nicht als Hörer seiner Lehre, sondern als Zeugen seines Wirkens. Er beteiligt sie an den Geheimnissen des Wirkens, des Hineinsterbens eines Menschen in die Welt. Seine Worte an sie über dies für sie täglich überraschende Schicksal des Wirkenden, den sie für ihren Lehrer halten, sind nicht Lehre, sondern Belege, Bekräftigungen, Beweise, Deutungen, Auslegungen dessen, was ihnen an ihm, ihm an der Welt widerfährt, sie sind nicht Unterweisung, sondern Drama.

Nur mit Hilfe seiner Worte an sie können sie ja sein experimentum crucis miterleben. Die Worte Christi an seine Jünger binden die Mitwirkenden an den Wirkenden, die Glieder an das Haupt. Das Wort hat hier eine andere Mission als da, wo von Mensch zu Mensch oder vom Prediger dem Volk die reine Lehre, die göttlichen Gebote gelehrt werden. Das Wort ist nicht Lehre, sondern Kitt und Band, aus dem ein Wirkungskreis geschaffen wird. Und in diesem Wirkungskreis gelten nun sofort all die Gesetze, von denen die »christliche Moral« angeblich nichts weiß: Herrschaft und Dienst, Amt und Härte, Einteilen und Abteilen, Schweigen und Zürnen, Befehlen und Abfallen, Sorgen und Sinnen. Dem Wirkenden ist in alle diesem nicht Sünde.

Der Wirkungskreis Christi ist durch Jesus aufgebaut worden, nachdem er mit seiner Schau und Lehre im reinen war. Alle seine Kräfte gingen nunmehr darauf, diesen Wirkungskreis auf unzerstörbare Weise zu schaffen, nicht aber, ihn zu lehren. Aus Christi Wirken und der Art, wie er seinen Wirkungskreis aufgebaut hat, ebenfalls, zur Lehre Jesu hinzu, eine Lehre zu entwickeln, das konnte erst der Jünger unternehmen, der die Lehre

Jesu nicht leiblich mehr gehört hatte. Von Paulus hat man mit Recht gesagt: er habe die Lehre Jesu gelebt, gelehrt aber habe er das Leben Christi. Gemeint ist damit das, was wir das Wirken Jesu nennen, sein Wirken als Christus. Daher gehört die langanhaltende Abneigung gegen den »Theologen« Paulus mit der modernen Begeisterung für das »Leben Jesu« zusammen. Denn Paulus ist Zeuge dafür, daß uns das Vorleben Jesu nichts angeht, sondern nur seine Lehre einerseits, als Ende des Gesetzes, und sein Wirken andererseits, als Anfang einer neuen Ordnung der Dinge durch die Kirche.

Das Vorleben des Menschen, sein Dasein als naives Weltkind wird fruchtbar in seinem geistigen, in seinem geformten Ertrag als inneres Geisteslicht. Alles was Frucht trägt, ist ohne Sünde. Jugendsünden sollen geistig gesühnt werden, dann werden sie vergeben. Die Leidenschaften von Fleisch und Blut sind die unentbehrliche Speise der Erkenntnis. Und der braucht sich nicht darob zu grämen, daß er »eine Vergangenheit« hat, der aus der Kraft seines Herzens sich in sie hineingestürzt hatte.

An aller geistigen Wahrheit aber ist belangreich nur ihre Rücksichtslosigkeit gegen ihren menschlichen Träger, die Reinheit ihrer Schau, die entsagende Wahrhaftigkeit und Vergeistigung ihrer Bekenner.

An allem Wirken aber ist nur belangreich das Maß von verständigem Einsatz der Kräfte, von Fleisch und Blut und stetiger Bewährung, die schickliche und fügliche Bewältigung des Materials, das man prägen soll.

Die drei Glieder gehören zusammen. Unnütz zu sagen, daß Wirken ohne Geist und ohne Herzensvergangenheit taub ist; es ist der Schein einer Frucht, wo weder Same noch Blüte war.

Es gibt Keime, die verschwendet werden, Blüten, die unverwandelbar bleiben, Früchte, die tauben Nüssen gleichen. Eine vergeudete Jugend, eine eitle Reflexion und eine hohle Betriebsamkeit ist das Los der armen Teufel, die den drei Teufelsfürsten der Sinne, des Gedankens und der Herrschaft verfallen bleiben.

Der Knabe erwacht zum Jüngling, damit seine Gefühle zu Gedanken ausgedacht werden, der Jüngling reift zum Manne, damit seine Gedanken Tat werden. Wo die Jugend ihre großartige Selbstverschwendung nicht eines Tages überwindet, wo die Akademiker selbstbewußt in Systemen und Analysen verfangen bleiben, da wird der Mann, der körperlich ja doch unaufhaltsam aus ihnen hervorwächst und der mit dem Leben unter allen Umständen und irgendwie fertig werden muß, seelisch und geistig schlecht mit ihm fertig werden. Er findet sich ja dann nicht in dem Stromkreis: Knabe – Jüngling – Mann von einem fruchtbaren Verlauf getragen, sondern er kann nur geistlos, hilflos, sinnlos arbeiten und geschäftig sein, mit einer stehengebliebenen geronnenen Weltanschauung im Kopf, mit vergeudetem Herzen, also ohne lieben zu können, wo er wirken muß, und ohne auswirken zu können, was er einst erschaut hat. Ein solcher Mensch ist nur äußerlich erwachsen und daher ohne Vollmacht zu all den Freiheiten und Entschlüssen, die jedes Wirken verlangt.

Zum Teufel geht daher auch die tote Arbeit des Mannes, die nicht aus höchstem Leben talwärts fließt.

Hier ist die wunde Stelle unseres Daseins. Der Einzelne und das Volksganze haben den natürlichen Stationsgang des Lebens eingebüßt. Ihn zu heilen, ist der Inhalt aller Offenbarung. Denn sie will das Gesetz des Lebens nicht aufheben, sondern erfüllen.

Jesus ist wider die empfindsamen Schwärmer in die Welt gekommen. Denn ihm reift aller Gefühlsüberschwang zur Klarheit der Gottesschau. Er ist wider die Pharisäer in die Welt gekommen, denn er gibt seine klare Lehre wirkend preis. Er ist aber auch für die Sünder in die Welt gekommen. Denn er ersetzt allen gefühl- und gedankenlosen Weltbetrieb durch ein Wirken aus dem, was ihm zu schauen vergönnt war im Heiligtum. Der Sünder sucht im »Betriebe« das Leben. Der Wirkende weiß, daß der Betrieb nur Tod ist. Er hat gelebt. Dies Leben hat sich verklärt vor seinem Blick. Wendet er den Blick zurück ins Leben, so ist es schon nicht mehr sein Leben, was er nunmehr dort wie-

derfindet. Aus seinem Leben ist er ausgeschifft, auf fremdem Nachen steuert er in die Welt, das heißt in anderes Leben und das Leben der anderen Menschen zurück, um auch ihr Leben zu vollenden. Er gehorcht seinem Gott und seiner Berufung. Das Ende zieht ihn an, das ihm schon einmal in seinem Leben widerfahren ist, damals als er sich selbst entsagt hat. Dies Ende wirklich mit allen Kräften auszuwirken, ist des Mannes Teil. Beziehungslos quillt junges Leben auf, steigt kühn auf bis zum Firmament. Hier stößt es an seine Grenzen. Bezogen auf den Stern, der über ihm aufging, bestimmt, Geschautes zu bewähren, steigt es aus dem lichten Raum des Geistes zurück in die Zeitlichkeit hinunter und hinab.

Mag dieser Weg steil oder sanft bergab führen, es ist immer ein Todespfad. Das Leben verwirkt der Mensch auf diesem Weg. Und dies Verwirken des Lebens, dies Gezogenwerden vom geschauten Ziel, dies, was Cromwell »stückweis sterben« nannte, ist kein »natürliches« Leben, sondern sein Gegenstück: berufenes Wirken. / Wir können im Diesseits nicht »übernatürlich« leben, wir sind keine Götter. Aber wir können aus dem Übernatürlichen und vom Übernatürlichen her, mit dem wir im Akt der Schau und Erleuchtung, Wiedergeburt und Wandlung konfrontiert worden sind, und das heißt »berufen« wirken. Die Sprache der Theologen ist oft lahm, soweit sie nur von Natur und Übernatur redet und das geheilte Wirken der vom Göttlichen angerührten Menschen nicht als dritten Akt des Lebensdramas anspricht.

Es ist dies berufene Wirken kein »einfältig wandeln mit Deinem Gotte«, sondern ein wieder einfältig wandeln; es ist nicht mehr die eigene Antwort an Gott allein, sondern zugleich die Verantwortung für Gott vor den Menschen, ein Ding, wovon das bloße Leben in uns nichts weiß noch zu wissen braucht. Verantwortung für Gott vor den Menschen? Hier eben bauen sich die Gesetze des wirklichen Lebens auf, von denen die »christliche Moral« wenig weiß. Hier wurzelt die Lehre von der Autorität. Die Wirkungskreise der erwachsenen Menschheit, die ja in

Menschenköpfe und Menschenherzen hineingegründet werden müssen, entnehmen ihre Autorität der göttlichen Vollmacht ihrer Stifter und Stiftenden. Aus dem »Vorleben«[und dem Grad von dessen Herzhaftigkeit] wird jedesmal die Autorität eines Wirkenden erneuert. Puppen als Amtsträger verwirken jedes Amt. Ein Amt kann lebendig bleiben, solange ein Amtsträger sein »Vorleben« einmünden läßt in seine Erkenntnis und seine Erkenntnis einmünden läßt in sein Amt, solange der Beruf[so] die Schale bleibt, in der sich seines Lebens Wahrheit auszuwirken[und zu bewähren]imstande ist.

Autorität ist wirklich Urheberschaft. Denn nichts geschieht, als daß ein Mensch sein Leben urhebt in eine Bahn,[von der Erde zur Sonne und vom Firmament wieder zur Erde dergestalt, daß] andere nach ihm[sie] auch wandeln dürfen. Wo solche Bahnen Menschen an sich, in sich, nach sich ziehen, da ist Autorität, erhobene Bahnung,[da ist die via exaltata des Bahnbrechers]wirksam.

Fast kein Mensch verfehlt ganz seines Lebens Bahn. Fast jeder kommt zu irgendeiner Wirkung auf beschiedenem Lebenswege. Nur wenn die Welt ganz und gar in Schwärmer, Pharisäer und Zöllner auseinanderbricht, wenn ein Volk nur noch aus Jugendbewegung des Gefühls, Orthodoxie des Geistes und Arbeitspolitik des Organisierens zu bestehen scheint, dann ist mehr als die beschiedene Bahn vonnöten. Denn[dann reißt] alle die, die solchen Teilbetrieben verfallen,[das Teilstück,[das Fragment]des Lebens, durch das sie[ihre Bahn] nur noch führt, wirkungslos hinunter[in die Hölle des Nichts] Die Wirkungslosigkeit[z. B.]ist stets[Fluch der geistigen Welt] Sie bringt es nicht fertig, die Welt der Tat zur Mitwirkung zu zwingen,[oder die Meuterei der Jugend beraubt heut die Wissenslehre der Hörer. Das Herz versagt sich dem Geist, zu dem es bestimmt ist.]Dann versiegt der Strom, der von der Kreatur in Bethlehem zum Schauen Gottes, von der höchsten Schau in der Wüste zum Wirken in die Schöpfung hinein einst führte.[Dann bahnt Gottes Barmherzigkeit] dem Menschen neue Wege. Neue Autoritäten heben sich empor.

Denn neue Menschen haben den Weg des Anfängers selbst schauen dürfen. An ihnen ereignet sich wieder die Aufrichtung des Weges und seiner Stationen, der zwischen Tod und Geburt gespannt ist und zwischen Geburt und Tod drei Stationen kennt:

Leben ; Lehre ; Wirken .

IV.

Und in jeder dieser Stationen herrscht eine andere Ordnung und Verknüpfung. Anderes ist dem Lebenden gestattet als dem Lehrenden. Es gibt daher drei verschiedene Ethiken und Moralen. Denn der »Naive«, der bloß Lebende, gehorcht noch Gewalten, die er nicht erwählt hat; er ist frei von Verantwortung, kann irren, Umwege machen, wie es sich gebührt. Andere wirken für ihn, wie wenn Maria und Joseph um ihres Sohnes willen nach Ägypten fliehen. Er gehorcht einem fremden Gesetz.

Der Lehrende gibt Beispiel. Ihm gilt daher am meisten von der »christlichen Moral« im engeren Sinne. Wer andere nachziehen will, der brauche geistige Mittel. Er kann nicht schweifend wie Faust immer strebend sich bemühen, doch auch nicht seine Tat gegen eine See von Plagen gewaltsam zwingen. Er ist an seine Grenzen gekommen, er sondert sein Selbst von der Wahrheit. So muß er auch verhältnismäßig »selbstlos« lehren. Denn die Schau gelingt nur dem Selbstvergessenen. Er ist frei zu jedem Erkenntnisziel, aber unfrei in seinen Mitteln.

Ganz anders der Wirkende. Der Wirkende vollendet und setzt durch. Er muß dem Reiz, der ihn zu neuen Zielen verführen will, entsagen und dort beharren, wo er hingestellt ist. Denn »wer fest auf dem Sinne beharrt, dem bildet die Welt sich«. Dafür darf er die Mittel, die er braucht, selbst wählen. Wenn Verschwendung des Jünglings Ehre ist, so kargt der Mann und hält sein Gut zu Rate, da er die Stelle kennt, an die's gehört, und niemand als er ihren Einsatz bestimmen und verantworten kann.

Statt einer christlichen Moral erheben sich drei menschliche Gesetze, von denen jedes immer neu, solange wir atmen, Beachtung heischt. Denn wo wir lieben, verschwenden wir; wo wir

hoffen, dort säen wir nicht nur wie der, der lehrt und gläubig seine Lehrerpflicht erfüllt, nein, wo wir hoffen, da pflanzen wir und pflegen unseren eigenen Wirkungskreis als Garten und mit aller Kunst des Gärtners. In drei Ordnungen leben wir zugleich, auch wenn sich eine nach der anderen erst im Lauf des Lebens vollständig enthüllt.

Die Liebesgebote lauten anders als die des Glaubens. Die der Hoffnung des Gärtners anders als die des gläubigen Sämanns. Die Ordnung des Wirkens ist die Männerordnung des öffentlichen Lebens, ist das Volksgesetz. Die lautet anders als die Lehre von Mund zu Mund im abgetrennten Gefilde der Gedanken und als die Ordnung, die hier gilt. Und anders ist der Kreis der liebenden Gemeinde jugendlich verbunden und ohne Zwang gegliedert.

Die Zeit hat eine andere Bedeutung für den natürlichen Menschen, für den Schauenden und für den Wirkenden. Drei Zeitrechnungen muß man unterscheiden. Die Natürliche zählt nach den einzelnen Jahren, Epochen, Abschnitten des Wachstums und der Entfaltung des Selbst. Mit Recht; denn er lebt von außen nach innen, beeinflußt von den Jahreszeiten so gut wie von der Umwelt. Die Schau kennt keine Zeit. Eine Erkenntnis braucht achtzig Jahre oder eine Sekunde. Der Sinnende weiß nichts um ihre äußeren Fristen. Der Wirkende kennt nur das Tagwerk seiner Hände, das zu vollenden er Auftrag hat. Hier bedeuten verschieden lange Zeiträume dasselbe. Eine kunstvolle Transposition von Zeiten ist sinnvoll. Jesu Kreuzestod »bedeutet« als Wirkenszeit dasselbe wie Goethes Werkhälfte. In beiden vollzieht sich, wenn auch in verschiedener Vollkommenheit, die Rückkehr des Besonnenen auf die Erde. Die Gezeiten, die der Wirkende zu seiner Vollendung braucht, sind verschieden; das Maß natürlichen Vorlebens ist fast dasselbe für alle.

An diesem Punkte halten wir den Schlüssel in Händen zu dem gerade durch den Weltkrieg neuaufgerührten Geheimnis von der »politischen« Moral des Staatsmanns im Gegensatz zu der Moral des Privatmannes. Nicht Staat und Einzelmensch haben

verschiedene Moralen, sondern der Schaffende, der Schauende und das Naturkind in uns, wohlgemerkt in jedem von uns, muß wissen, was er tut. Sobald man Staat und Individuum einander entgegenstellt, muß man den Staat zum Leviathan machen und den einzelnen zur armen Christenseele. Dann ist der Staat herausgelöst, verabsolutiert, aus aller Beseelung durch göttliches Gebot. Sobald aber statt des staatlichen Apparates der Staatsmann als Träger geistigen Schaffens in sein Recht eingesetzt wird, ist er niemand anders als der Mann, der vollstrecken soll, was ihm aufgetragen ist, und verwirklichen, wozu er berufen ist. Die Staatsräson, der reine Zweckverstand wird Untertan der Sendung und Berufung und darf nur diese und das Maß ihrer Wahrheit auswirken. Dem Politiker ist daher sein Sterbestündlein gesetzt, er verwirkt sein Amt, dort, wo der Götzendienst, der mit dem Staat getrieben wird, alle Wirkungen des Staates heilig hält. Auch ist nur soviel Wirksamkeit politischer Zweckvernunft erträglich, als Leben und Sinn in Völkern und Geistern zugleich am Werke sind. Die drei Ordnungen müssen alle drei gleich kräftig sein. Nur wo sie einander gegenseitig antreiben und verstärken, ist die menschlich-göttliche Dreifaltigkeit erfüllt. Die Polemik der »Realpolitiker« und Machiavellis mit den Ethosfanatikern ist so ungenießbar, weil sie das Göttliche im Menschen, jene im bloßen diktatorischen Imponieren und diese bloß in der bürgerlichen Moralhaftigkeit suchen. Deshalb mußte das Vollwunder der Dreifaltigkeit in einem Menschen Person werden, damit die Zerreißung des Menschen in einen teuflischen Riesen und einen göttlichen Zwerg, in Staat und Individuum, ein für allemal zerbräche. Wir begriffen und begreifen immer nur die unversöhnlichen Gegensätze von Staatsräson und Privatmoral, von ethischer Theorie und politischer Praxis. Und dem Staatsmann wird es speiübel von dem Pfarrergeschwätz; die Christen verzweifeln an der Welt. Aber die Schöpfung Gottes wird lebendig erhalten, weil sie in drei einander bedingenden Ordnungen schwingt.

Deshalb ist jeder dieser Ordnungen der gleiche Ordner vorher-

gegangen. Und sie werden alle von Gott durchwandelt. Unsere eigene Bahn durch sie hindurch folgt nur den leuchtenden Spuren, die er in allen zurückließ.

Nur weil Gott in ihnen allen sich nicht unbezeugt gelassen hat, bringen wir Menschen den Mut auf, uns aus einer Ordnung in die andere hinüberzuwandeln, wenn die Stunde ruft; uns loszuringen aus der göttlichen Umklammerung, mit der uns jede einzelne verwahrt. Lebendige Seele ist nur, wer in jeder der drei personalen Formen doch noch dem Anruf offen bleibt, in eine der beiden andern überzugehen, falls das Gottes Wille ist. Und dies war der vollkommene Gehorsam des Erstlings, den er uns offenbart hat.

Zerbricht aber nicht der Mensch unter diesem Kreuz? Verliert er nicht so den starren Charakter, die stolze Persönlichkeit? Doch, diese beiden Naturalterserscheinungen verliert er. Aber er zerbricht nicht.

Was Gott sagt, steht gestaltet vor den Menschen. Die Worte Gottes sind die Menschenbahnen, die seine Kinder wandeln, nicht die Worte nur, die ihr Mund spricht. Der wirkende Mensch wird zum Worte, das der Schöpfer ins Buch des Lebens eintragen will. Er empfängt den Namen, mit dem er nun von den Menschen gelesen, gerufen, verstanden und mißverstanden wird bis an den Jüngsten Tag.

Deshalb nur kann der Mensch einfältig wandeln, weil Gott ihm dies nicht nur nach Menschenart befohlen hat, sondern namentlich. Denn alles, was Gott sagt, sagt er durch Namen, die seine Söhne vor den Menschen tragen müssen, bis ihre Wirksamkeit erlischt. Der Name des Menschen wartet vom ersten Tage darauf, ob Gott aus diesem Leben berufenes und namentliches Leben machen will. Der Name ist Geschenk bei der Geburt, Auszeichnung, wenn der Ruf an uns ergeht, Verpflichtung für den ruferhellten Weg. Der Name verbindet Leben, Schau und Wirken zu eines Menschen Wandel. Die Dreifaltigkeit, in der wir stehen, wird Einfalt durch den Namen, den wir führen und der uns führt. – Das Leben Jesu versagt sich dem biographischen

Räsonnement. Seine Lehre versagt sich den Lehrbüchern der Moral. Sein Wirken drang als Fremdkörper in die weltliche Geschichte.

Denn seine Geschichte ragt in die Welt aus einer anderen Welt. Sein Schauen floß aus unbegrenztem Streben; sein Leben trug ganz und vollständig Frucht. Aber im Namen des Gottessohnes geschieht all dies. Und dadurch geschieht es in göttlicher Einfalt.

Wo immer wir das Buch des Lebens aufschlagen möchten ohne ihn, wo uns das Leben reizt, wie's neu und unbefangen sprudelt, da fragen wir alsbald nach dem Siegel des Lebens, dem Namen, den alles menschliche Leben tragen soll. Und den wir inmitten unseres Weges vergaßen um des Lebens willen, den Anfänger unseres Glaubens, der wächst uns da, wo wir den Maßstab brauchen, den Messer des Lebens, als Vollender unseres Glaubens aus allen Gestalten namentlich wieder hervor.

Es dauert lange, bis die Sprachen erschlossen werden, daß sie das in eigener Melodie singen können, was durch die Ereignisse vom Himmel her in sie hineingeblasen wird. Es dauert, bis aus dem Odem Gottes die lebendige Seele wird. Luther mußte in Koburg an die Wand mit Kreide schreiben: Christus vivit. Das Theologenwort des Χριστός wird noch nicht damit übersetzt ins Deutsche, wenn es Krist geschrieben wird. Christus vivit kann erst übersetzt werden, nachdem die christliche Form der Lebensbahn uns in Fleisch und Blut übergegangen ist. Seitdem uns des Menschen Leben in seine großen Stationen gegliedert nach sich zieht, so daß auch unser Lauf aus Diesseits irgendwo aus dem Leben in ein Jenseits – dort das Schauen – und zurück ins Diesseits – hier das Wirken – führt, seitdem kann die Sterbebahn des Jesus von Nazareth als unseres Erlösers deutsch beschrieben werden. Statt »Christus vivit« heißt es: Jesus wirkt. Und die drei Atemzüge des göttlichen Schöpfers, Offenbarers, Erlösers spiegelt das Ebenbild des dreieinigen Gottes in Leben, Lehre und Wirken. Geschöpf des Vaters, Bruder des Sohns, Mitwirker des Reichs – das ist die Dreifaltigkeit in uns Menschen.

DER ENDGÜLTIGE MENSCH

Es hat Gott 5000 Jahre gekostet, bevor sein Sohn, der Mensch, sah, was er tat, wenn er sprach.

Wer spricht, tötet und macht lebendig. Denn er muß jedem Vorgang die Zeit ansagen, in der er geschieht, und den Ort anberaumen, an dem er vorgeht. Die Zeiten wechseln, die Territorien werden größer oder kleiner. Sage ich: Die Kultur Europas führt, so glaube ich an Europa. Sage ich: Kultur ist stark genug, auch den Fall Europas zu überleben, so glaube ich an die Kultur. Sage ich: Nach dem Fall Europas ist die Kultur obdachlos geworden, so glaube ich nicht mehr an Europa und zittre für die Kultur.

In allen drei Fällen aber fährt mein Wort als Schwert zwischen das von mir zum Leben und das von mir zum Sterben bestimmte. Und kein einziges Wort, das ein gläubiger Mensch je gesprochen, wurde in der Welt laut, ohne solche Entscheidung zu fällen.

Die Menschen haben aber schon 5000 Jahre lang gesprochen, ohne öffentlich zu wissen, was sie taten. Doch alle Antiken haben sich gesehnt, es zu wissen. Viele einzelne Seelen haben es geahnt. Einzelne haben es gewußt. Die meisten haben im Glauben gelebt, auch ohne viel zu wissen. Sie haben treuherzig gesprochen.

Das erste Wort des Neuen Testaments sagt: In 5000 Jahren ist ein neuer Mensch geschaffen worden. »Dies ist das Buch von der Schöpfung des endgültigen Menschen«, beginnt das Evangelium Matthäi.

Der Luthertext verfälscht diesen Sinn. Er macht »dies Buch von der Schöpfung« zu einem Vers im ersten Kapitel. Seit Luther ist das Neue Testament immer schlechter gelesen worden. Um 1900 las man es als »Christuslegenden« oder als »Leben Jesu«.

Das Neue Testament ist aber das Vorbild des Kopernikus. Die Astronomie will nicht die Tagessonne, die du siehst, beschreiben; die Kopernikanische Astronomie beschreibt vielmehr die Millionen Jahre der Sternbahnen. Ob du die Sonne heute siehst, ist gleichgültig für eine endgültige Astronomie! Sie ist gültig für den Astronomen von 1543 und von 2043. Sie ist nämlich gültig für den Schöpfer der Sonne. Denn die Wissenschaft und die Kunst hoffen mit Gottes Augen die Welt zu sehen.

Das Neue Testament ist der Vorgänger aller modernen Wissenschaften. Die Zeitgenossen Jesu interessieren so wenig, wie den Kopernikus das Niesen Karls V. durch einen Sonnenstrahl am 1. Juli 1530.

Aber in dem Kreisen des schaffenden Gottes ist unter Pontius Pilatus der endgültige Mensch nach 5000 Jahren »auf der Bildfläche« erschienen. In unsrem Falle hat der abgegriffene Ausdruck »Auf der Bildfläche«, tiefe Wahrheit.

Gott ist unsichtbar. Der Mensch, der sein Ebenbild sein will, muß also auch unsichtbar bleiben. Alle Erzieher für ein sichtbares Ideal sind vorchristlich. Das göttliche Ebenbild ist inkognito. Niemand kann das geheimste Leben einer lebenden Seele sehen; denn in ihr ist Gott gerade am Werk, sich uns durch ein weiteres Wort weiter zu offenbaren. Jede Seele ist der nächste Satz Gottes. Mit jedem Liebespaar zweier Seelen erschafft Gott seit Christi Geburt eine neue Spezies innerhalb unserer Spezies »Homo Imago«. Also ist diese hinzutretende Spezies erst sichtbar, wenn sie fertig gestellt ist. Erst im Tode erscheint jeder Gedanke Gottes auf der Bildfläche des Lebens! Jesu Auferstehung heißt, auf der Bildfläche unsres Lebens ist der endgültige Homo Imago sichtbar geworden; der vollkommene Sprecher; dieser Mensch ist der erste gewesen, der gewußt hat, was er tat, als und indem er sprach und seiner eigenen Worte völliger Hörer war.

Das erste Kapitel des Matthäus spricht also aus, daß Gott den zweiten Adam in Geburtswehen von 14 Generationen dem Weltenschoße abgerungen hat. Das erste Kapitel enthält kein

Geschlechtsregister – so liest es die »liberale Theologie« – sondern mißt den Heilsweg mit Hilfe der Generationen. Wo wir abstrakt und physikalisch nach »Jahrhunderten« in der Geschichte der Rasse rechnen, denkt Matthäus realistisch-biologisch. Vierzehn Generationen sind biologisches Maß; und wo es um uns geborene und gezeugte Kreaturen geht, hat ein »Wuchs«, eine Generatio, offenbar mehr Sinn als ein Jahrhundert. Wir kennen Ampêres und Volts, Ergs und Faradays zum Messen in der Physik. Das Evangelium des Matthäus, als die erste Rassenkunde, hat als Maßstab »Wüchse«, Generationen von 25–33 Jahren. Ich halte dafür, daß im Neuen Testament die erste wissenschaftliche Nomenklatur für unser Geschlecht zu finden ist, um den ewigen Strom und das ewige Leben und die ewige Verheißung der Rasse auf einen Nenner zu bringen.

In »Wüchsen« wächst und schwindet die Kraft jedes Namens und jedes Wortes. Namen schließen Ehen. Sänge bauen die Mauern von Theben und grenzen Reiche ab. Worte schleudern Völker in die Zukunft. Worte vergleichen die Geister aller Zeiten. Geschlecht nach Geschlecht wird von seinem Stichwort, vom Geist seiner Zeit, ins Leben gerufen und aus dem Leben entsetzt.

Aber der Sprecher der Rasse durch alle Geschlechter ist der Osterheld. Ihm war seine eigne Zeit nur das Sprungbrett in den Ozean der Zeiten. Die Sprache seines Volkes war ihm das Sprungbrett in den Ozean der Sprache. Das Leben seines Leibes wurde ihm das Sprungbrett in den Ozean der menschlichen Rasse. Das Neue Testament begründet Physik, Astronomie, Chemie und Biologie, Soziologie und Psychologie des menschlichen Geschlechts auf die drei Grundfragen:

Was sind Zeiten?
Was sind Sprachen?
Was sind Rassen?

Es entdeckt die drei von Jesus endgültig gegebenen Antworten:
1. Zeiten sind Aspekte, über die der Homo Imago frei verfügen soll. Stamm, Reich, Volk, Idee sind das grammatische Geflecht,

in dem der Liebende nie verstrickt bleiben soll; nein, er soll es *jederzeit* abwandeln.

Der Mensch soll zu seinen Lebzeiten alle Zeiten, nämlich alle Zeitaspekte frei nach der Sprache seines Herzens abwandeln. Dies Durchwandeln ist meine oder deine Lebenszeit.

2. Sprache ist die Antwort, die ein Vernehmender und Hörender auf die Ernennung zum Menschen durch Gott gibt. Sprechend trete ich mein Amt an, das Gott in meiner Benennung mir verliehen hat.

3. Die Rasse des Homo Imago Dei besteht aus Antlitzen, ein Mensch ist ein sein Gesicht entgegenhebendes Wesen. Dem Wort Antlitz ist entsprechend nicht »mein Gesicht«, sondern »mein dich oder dein mich anblickendes Gesicht, mein von dir angeblicktes Gesicht.« Unsere Rasse kommt also nicht so zustande, daß Männlein und Weiblein sich begatten; dann zeugen sie Viecher. Die Menschen müssen einander anblicken und ihr schön menschlich Antlitz einander zuhalten. Das Antlitz ist ein Gesicht, dem sowohl aktives wie passives Ansehen widerfährt.

Jesus schafft diese Rasse, in der auch noch die Feinde erst Menschen werden, wenn sie einander anblicken. Jesus offenbart den Homo Imago allen Homines Quadrupedes, die noch nicht auf zwei Beinen zu leben wußten. Und Jesus erlöst die, welche einander ansehend leben, von dem Wahn, daß sie in einander nicht Ebenbilder, sondern Gott selber sähen.

In Jesus ist die Hyperbel Gottes als ein Segment der Zeit sichtbar geworden, sie ist also auf der Bildfläche erschienen. Sie ist es aber als Zeitabszisse, also nicht als Bildnisstatue, sondern als Sterbeprozeß, als Leidensgeschichte.

Gott erscheint auf der Bildfläche nicht als deus ex machina, wie im griechischen Theater oder wenn Pharao Horus mythisch vom Mittelmeer übers Rote Meer »plötzlich wieder« in Nubien ist, damit die Nilreise wieder schön vom ersten Katarakt rückwärts liturgisch verlaufen kann.

Gott erscheint auf der Bildfläche, weil die Maschine der Welt gegen ihn haßerfüllt anläuft als »Machina in Deum«. Jesus hat

jedem Mythos der Antike, jedem Schnürboden der Priester, jedem Geheimkult der Mysten, also jedem Deus ex Machina Einhalt geboten, der von Machinationen Verwundbare, der den Panzer der Welt ablehnende, der damit ins Herzinnere der Welt sich wieder einsetzende Gott.

Pharao hatte sich zum Weltenherz den Mittagen und Mitternachten eingesetzt. Jesus aber hat sich zum Herzen zwischen Vorchristen und Nachchristen, zwischen den Antiken und unserer Ära eingesetzt. Seine zwei Herzkammern als Jesus und als Christus teilen jeden Augenblick einer der beiden Menschheitshälften zu. Weiber und Männer stellt der Stamm so gegeneinander, daß sie sich im schönen Frieden der Ehe liebevoll ansehen können. Tag und Nacht hören auf sich zu hassen, wenn Horus die Tag- und Nachtseite der Welt versöhnt. Moses hat Gottes Schaffen und das Volk versöhnt. Christus aber versöhnt die Jesus in jedem von uns ermordende Maschinenmenschheit der vorchristlichen Zeiten mit dem aus Christus wieder auferstandenen beseelten Menschengeschlecht. In ihm sehen sich die Todfeinde der Zeitalter an. Da nur, wo die Menschen einander anblicken, die Rasse geschaffen wird, so gibt es erst wieder eine einheitliche Rasse, seit sich alle Zeiten gegenseitig erblicken.

Was ist vorchristlich? Der deus ex machina. Weshalb? Weil hier der Geist einem mechanischen Ablauf nachlaufen muß. Der Medizinmann, der Prophet, der Sterndeuter, der Poet: sie sind die vorgeschriebenen, vorherbestimmten, vorhergesagten Wege der göttlichen Begeisterung. Wenn du den Federputz des Zauberers der Sioux siehst, dann weißt du: daher kommt den Sioux ihr Geist. Wenn Pharao träumt, dann schickt er zum Psychoanalytiker und so weiß er von wannen ihm diese Wissenschaft der Traumdeutung kommt.

Auf allen diesen maschinellen Wegen reist der Geist der Welt auch heut noch einher. Jesus Christus ist aber der Weg des geheilten Geistes. Alle vier Kalender der antiken Maschinenwelt hat sein Herz zerbrochen und aufgelöst. Ganz naiv hat jedermann sich diese Freiheit von ihm genommen.

Das ist also nachchristlich: auf Gott kann man nie rechnen, aber er kommt! Sollte er einmal auf der Maschine kommen, so ist das ebenso überraschend, wie wenn er auf freiem Feld sich ereignet. Nicht mal das darfst du sagen, daß Gott nie auf einem der gebahnten Wege der Welt einherkommt. Das tut er nämlich auch. Gebahnt oder ungebahnt: alle Wege sind ihm möglich.

Was ist christlich? Daß aus den Maschinen-Wegen ein neuer Weg sich herauslöst, der nächste Weg. Christus ist dein nächster Weg. Woran erkennst du ihn? Daß du ihn dir nicht ausgedacht hast. Daß er dir gestattet, Zukunft und Vergangenheit mit Namen zu nennen; daß er dir gestattet, deine Feinde anzusehen.

Unser Weg in die Welt ist die Wahrheit. Denn die Wahrheit gilt für Freund und Feind. Unser Weg ist das Leben, dann das Leben entspringt jedesmal, wenn ein Lebensabschnitt Vergangenheit wird. Der Sohn Mariens hat aus Vernehmen, Ansehen und Sprechen das Menschengeschlecht gestiftet, als der Weg, den die Machina der Welt »hervorkreuzigt«, als die Wahrheit, welche Feinde übers Kreuz sich sehen lehrt, als das Leben, welches aus Todeserklärungen und Ins-Leben-rufen flutet.

Das erste Evangelium spricht diesen ersten Satz des ganzen Neuen Testaments aus. Das Matthäus-Evangelium ist als die fünf Bücher des Gebots der neuen Rasse den fünf Büchern Mose entgegengebildet. Heut solltest du nicht so leicht irgendjemand das Neue Testament einhändigen. Denn die Augen sind erloschen. Die heutigen Menschen sind vor ihre Antiken zurückgesunken, sind als Herbstlaub abgefallen von ihrer Sprache. Sie sprechen ja nicht mehr, sie wähnen zu denken. Schlagen sie das Evangelium auf, so lesen sie: Buch von der Geburt Jesu Christi. Arme um ihre eigene Biographie betrogene Individuen: Sie werden sich an dem Buch den Tod holen. Sie verderben auch die 5000jährige Vorgeschichte, die das Buch Genesis des alten Bundes erzählt, denn das Buch von der Erfüllung durch die als Frucht menschlicher Sippen in 42 Generationen möglich gewordene Erschaffung des endgültigen Menschen bleibt ja dem gültigen ersten Buche Moses entgegengestellt.

Diesem endgültigen Menschen verdanken wir den endgültigen Weg unseres Glaubens. Seit Christus hat Gott seinen endgültigen Namen. Er ist der Vater dieses Sohnes.

Dem endgültigen Menschen verdanken wir zweitens die endgültige Wahrheit über die Welt. Seit ihm können wir auf eine Wissenschaft von den Räumen und Maschinen der Welt hoffen.

Diesem endgültigen Menschen verdanken wir schließlich das endgültige Leben der Rasse. Seit dem kann sich das Geschlecht immer ansehnlicher vermehren: Ihr sollt Euch hinaufzeugen, mußte der arme Antichrist sich heiser schreien. Ihr dürft Euch als Ebenbilder Christi und seiner Kirche ansehen, aussprechen und vermählen und die gesamte Geschichte des gesamten Menschengeschlechts vollzieht und erneuert sich in Eurer Ehe als Stammesgleichnis, in Euren Lebensstationen als Sternengleichnis, in Euren politischen Kämpfen als Prophetengleichnis, in Euren Werken als Geniusgleichnis. Sie erneuert sich, wenn ihr hoch über diese teilweisen Gleichnisse dem Homo Imago unterstellt bleibt, der in der Mitte der Zeiten täglich gestern und morgen neu benennt.

Das Meßopfer der alten Kirche hatte diese Unterstellung aller nachchristlichen Menschen unter Christus für ihre vorchristlichen Sonderungen zum Inhalt. Das ist der vierfältige Sinn des Wortes »missa«. Mission, Admission, Remission, Omission gehören zur »Sendung«.

Im Meßopfer wird missioniert. Im Meßopfer wird der Geist Gottes herabgesandt. Im Meßopfer werden dem Geist die Teilgeister »compromittiert«, die Sünden remittiert. Und wir werden zu Gesandten, zu Missionaren Gottes. Denn der eigentlich vorchristliche Teil unser aller, unser eigener Wille, unsere eigenen Vorstellungen, unsere eigene Rasse, werden in dem Gottesdienst freier Herzen täglich dahin gegeben, von wo sie wiederkehren können, um die Toten und die Lebenden zu richten. In jedem Meßopfer ergeht ein Jüngstes Gericht, denn antike Menschen sind in die Hölle mit ihrem Herrn hinuntergestiegen und stehen als Zeitgenossen der christlichen Ära aus dieser Hölle

auf. Die Gottesdienste der Christen sind also nicht mythisch. Denn wir opfern in ihnen die Gefäße unserer antiken Mythen: Stamm, Volk, Reich, Kunst und Wissenschaft, auf.

Wir bitten, unsere Ehegatten, Kinder oder Eltern nicht zu vergöttern, wir bitten, unser Vaterland, Reich, Staat, Kaiser, Führer nicht zu verherrlichen. Wir bitten, unsre Programme, Ideale, Utopien nicht zu ernst zu nehmen. Und wir bitten, nicht zu ungeduldig über das Ende der Welt zu werden und nicht zu geduldig über den Schlaf der Welt.

Mithin werden im Meßopfer die Geisteshaltungen geopfert, aus denen heraus der antike Mensch in uns Sühne, Sündenböcke, Schätze, Revolutionen und Sensationen brauchte und braucht. Die eintönige Formel: »unblutiges Opfer« für die Messe, und der Zusatz, daß Christus sich ein für allemal geopfert, scheint selten noch Anklang zu finden. Denn das harmlose Fallobst der Individuen hat erst durch die Mörder des Rechts und das Massakrieren der Liebe wieder lernen müssen, wie »natürlich« uns blutige Menschopfer vorkommen.

Nur wer sich der Preisgabe seiner Zeitdaten unterstellt, kann je hoffen, von der Opfersucht frei zu werden und indem ihm seine Gier Opfer zu schlachten, vergeht, vergeht ihm seine alte Welt mit ihren netten Daten und Grenzen. Den Deutschen besonders ist eine neue Zeit und eine neue Örtlichkeit angewiesen, aber nur dem, der erst wieder »Gestern« und »Morgen« sagen lernt. Denn Gott hat den ersten Adam geschaffen und den zweiten, Gott läßt ja auch die Planeten um die Sonne kreisen und trotzdem die Elektronen im Atom auch sich bewegen. Der kleine Mensch, der einzelne Mensch und der große Mensch, die Rasse sind wie Atom und Sonnensystem. Der Ungläubige sucht das Sonnensystem aus dem Atom zu erklären, der gläubige Gelehrte lernt aus dem Sonnensystem für das Atom.

Immer stehen uns beide Wege offen. Du kannst die besten Viehzüchter über deine Ehe konsultieren, oder die besten Eheleute über das Viehzüchten.

So kannst du die Weltgeschichte aus Menschen aufbauen, oder

die Menschen aus der Geschichte unsres Geschlechts. Die letztere Methode ist die Methode dieses Buches. Der große Mensch erklärt alle kleinen; der geeinte Mensch erklärt die einzelnen Menschen.

Denn den einzelnen Menschen gibt es erst, weil er angesehen, angesprochen und gehört wird. Der einzelne Mensch ist also die Frucht des Wortes und nicht die Frucht der Befruchtung des Eis. Jedes Wort des Neuen Testaments ist auf dies Thema geschrieben.

So ist das Neue Testament heut unlesbar. Denn weder Individuen noch Massen wollen wissen, daß sie ins Leben gerufen sind. Die Individuen hintersinnen sich und denken. Die Massen »verträumen« sich und brüllen laut.

Das erste Kapitel des Matthäus ist ihnen daher ein gedankenloses und lautloses Kapitel. Es ist nämlich weder individuell noch massiv geschrieben. Es nennt das Kind beim Namen; wie Jesus von der Antike her, von seinen Peinigern her, und von denen, die sich ihm unterstellen, genannt wird, so wird er da genannt: der Judenjunge, das Menschenkind, der Sohn Gottes stehend zur Rechten des Vaters, von wannen er dir täglich deine Lebenden und deine Toten richtet.

»Dies ist das Buch von der Schöpfung des Jesus, der der endgültige Mensch geworden, der Sohn des Königs des Gottesvolks, der Sohn dessen, dem zuerst der Schöpfer als dem Vater des einheitlichen Menschengeschlechts vertraut hat.«

DIE NAMEN GOTTES

Blutzeugen, auch Laien standen in der alten Kirche über den Bischöfen. Auch Hitlers Blutzeugen Hans Häften, Delp, Moltke, Hofacker ragen über die Theologen aller Konfessionen empor. Es zeugt von dem völligen Tode der etablierten Landeskirchen, daß es weder eine Hans-von-Häften-, noch eine Helmuth-von-Moltke-Kirche oder -Schule im evangelischen Lande gibt. Dietrich Bonnhöfer haben die Pfaffen sein politisches Martyrium vergeben, weil er Pfarrer und Theologe vorher gewesen war, und sie sich hinter diese, seine fachliche Vorgeschichte verkriechen können. Die sogenannten Kirchen stehen unter der Devise: »Bonn zahlt alles«. Christus aber lebt nur da, wo Unbezahlbares geschieht, geschehen ist und geschehen wird.

Und das Martyrium ist deshalb der Grenzfall, aus dem wir aus unserer Lebensfaulheit zurückgescheucht werden in den Sterbegang mit dem Erstling unseres Glaubens, dem Blutzeugen.

Nun offenbart sich der wahre Name Gottes anders als den bezahlten Theologen der Gehaltsklassen A bis Z, die ihm ja nur nachbeten.

Nur der Name, den der z. B. von Hitlers Schergen zum Todesgang abgeholte, geseufzt hat, gebietet Glauben. Ob da nun das Schmaj Israel oder der Dreieinige oder Christus allein angerufen worden ist, so nehmen uns diese gläubigen Anrufe doch in Pflicht. Ist es nicht seltsam, daß über die Namen Gottes gefahrlos debattiert wird, so als seien sie Vokabeln?

Sie sind die äußersten Punkte, von denen aus wir nicht den Verstand zu verlieren brauchen. 1848 wurde in Prag ein Freiheitskämpfer zum Richtplatz geführt. Ein Geistlicher begleitete ihn. Dem bewies – man beachte, bewies – der Verurteilte, mit messerscharfer, seinem Beruf als Mathematiker entnommener Logik, daß er nicht hingerichtet werden könne. Dies blieb sein

Trost, bis sein Haupt fiel. Hier wurde der eigene, glänzende Geist an Gottes Stelle angerufen. Ein moderner Leser, vor allen Dingen die reichen Leute des Wirtschaftswunders, die geradezu alles aufbieten, um den Märtyrern unter Hitler, von Stauffenberg bis Schlabrendorff, die Ehren noch nachträglich abzuschneiden, wird sagen: ein Trost ist so gut wie ein anderer. Dieser Mathematiker hat seinen Verstand als Morphium benutzt. Ein anderer Sterbender kriegt wirkliches Morphium eingespritzt. Was ist schon der Unterschied zwischen dem einen Trost und dem anderen?

Wenn jeder von uns so allein steht wie das Morphium und der logische Beweis uns vereinzelt behandeln, dann kommt es nicht darauf an, wie die letzten Minuten verbracht werden. Dann gibt es auch keine Blutzeugen. Dann ist der Tod ein Herausruf, dessen Umstände so zufällig sind wie das Haus dieses Lebens, aus dem uns der Tod hinauswirft. Offenbar sind die Produkte oder Produzenten des Wirtschaftswunders dieser Art. Unter acht Ehepaaren dieser Menschenaffensorte, jeder Millionär, hat jeder Ehemann mit jeder Ehefrau geschlafen, damit man sich doch »wirklich kennen lerne«. Diese sechzehn sind also bereits tot. Vieler Zeitgenossen Tod ist mithin deshalb reiner Zufall, weil sie bereits seit Jahrzehnten gestorben sind; sie wissen es bloß nicht.

Je weniger zufällig wir leben, desto bestimmter vollendet uns der Tod. Goethe starb »liebesstark und geistesmächtig bis zum letzten Atemzug«. So setzte es die Schwiegertochter ins Blättchen; aber so entsprach es auch Goethes Glauben. »Denn das Leben ist die Liebe. Und der Liebe Leben Geist.«

Sollte also unser letztes Wort doch ein Hauptwort sein können, sollte das Eli, Eli Asabthani, Herr, mein Gott, warum hast Du mich verlassen, mehr über die Göttlichkeit Jesu verraten, als irgendein anderes Wort, weil hier der Sohn, seiner eigenen Vollendung sicher, unbefangen Klage erhob?

Nach dem Jahre 177 nach Christi Geburt erlebte die Stadt Lyon eine Christenverfolgung. Unter den Blutzeugen war ein Attalus.

Er wurde auf einen Eisenstuhl gesetzt und verbrannt, und der Brandgeruch breitete sich aus. Da sagte Attalus zu dem Pöbel: Was Ihr tut heißt Menschen fressen. Weder fressen wir (– die Christen –) Menschen, noch tun wir sonst irgend etwas Böses. Sie fragten ihn, welchen Namen der Gott trage, er antwortete:

»Gott hat nicht einen Namen so wie ein Mensch.« [1]

Hier hat ein Blutzeuge einen einfachen Namen Gottes aus dem Glauben an den dreieinigen Gott heraus, geleugnet. Wir schulden ihm, dies Sterbewort ernst zu nehmen. Den selig Sterbenden selber füllt Gott. Daher weiß er seinen Namen nicht mehr. Er müßte ja sonst sich, Attalus, den Gottbegeisterten, mitgenannt haben. Als der Graf Helmuth James von Moltke zum Erhängen schritt, sagte er zum begleitenden Pfarrer nur: Im Himmel sehen wir uns wieder. Da war der ewige und der lebendige Gott in ihm mächtig, und deshalb werden die Landeskirchen verfallen, die ihn totschweigen, und die Weltkinder, die ihn ehren, werden leben. Daher ist es Mode geworden, sich zu rühmen, daß es auf seinen Namen nicht ankomme. Der Freigeist deklamiert mit frommem Augenaufschlag: »Wer mag ihn nennen und ihn bekennen!« und ist so alles Erwähnen Gottes ledig. John D. Rockefeller jr. schrieb an das Ende eines langen Bekenntnisses den folgenden Satz: »I believe in the all-wise and all-loving God, named by whatever name and that the individual's highest fulfillment, greatest happiness, and wisest usefulness are to be found in living in harmony with His will.«

Wie wir aber den Willen Gottes tun können, der Baal, Bluthund, Vitzliputzli, Wishna, Venus, Wotan oder Jehovah heißen mag, bleibt ungesagt in dieser heute so beliebten Mode, Gott zu entkleiden. Gott wird nicht in einem Blechmarkennamen registrierbar wie ich bei einer Volkszählung. Aber die Rebellion, die behauptet, er könne beliebig heißen, ist zu weit gegangen. Ihr Grenzen zu setzen ist meines Lebens Anstrengung. Diese Re-

[1] Eusebius, Kirchengeschichte V, 1, 52.

bellion der abgelaufenen zwei Jahrhunderte ging von Gott aus als von dem »Urheber« der Welt. Aber daß Gott die Welt bewege, das weiß Aristoteles freilich allein von Gott. Aber der gläubige Mensch weiß, daß Gott ihm selber ein fleischernes Herz, einen Mund und eine Kehle verliehen hat, um ihn zu preisen. Und nur deshalb weißt Du, daß Gott so wie er Dich eben jetzt erschafft, auch die Welt zu Ende schaffen wird. Und zwar bedient sich Gott bei beiden Schöpfungen der Macht des Wortes. Denn er beruft uns, und wir hören seinen Anspruch, und was alles wir selber sagen, ist entweder der Versuch, ihm Rede und Antwort zu stehen, oder an ihm vorbei zu kommen durch unverbindliches Geschwätz, zweideutiges Offenlassen, anonymen Klatsch. Der Commissioner of Education im Kabinett F. D. Roosevelts kam zu zwei Vorträgen, die ich über die Arbeitslosen hielt. Sie waren betitelt: What they should make us think? What we should make them do. Hernach trank der Herr Unterrichtsminister bei mir Tee. Da ging er aus sich heraus und sagte: dies zitierte ich wörtlich: »You are absolutely right, but if you quote me on this, I shall deny it.« »Sie haben recht. Aber wenn Sie das von mir zitieren, werde ich es ableugnen.« Der Macht, die uns mit Sprache begabt, können wir uns versagen, wie dieser Herr. Aber gerade deshalb ist unsere Kraft zu sprechen um eine ganze Potenz schwächer als Gottes Macht, uns zum Sprechen zu ermächtigen. Sprachkraft und Sprachmacht müssen unterschieden werden. Es ist menschlich zu reden, aber es ist göttlich, uns zu Sprechern zu berufen. Deshalb heißt im Hebräischen der Name Prophet Nabi, nämlich der zum Sprechen Berufene. Denn er muß – oft zu seinem eigenen Verderben – sprechen, er kann nicht, wie jener »Erzieher« aus Washington lügen oder schweigen. Da im Alltag der Prophet für einen Luxus gilt – ganz zu Unrecht – so bedenke der Leser, daß er selber die göttliche Allmacht täglich über sein eigenes Gerede erhebt, wenn er als Berufsmensch urteilt, als Lehrer, als Pfarrer, als Fabrikant, als Arzt, als Abgeordneter, als Professor. Der größte Skeptiker unter den Philosophen verlangte, daß ihn seine Hörer

mit Herr Professor anredeten. Dieser Titel war also nicht nur etwas Menschliches, sondern etwas Übermenschliches, Unbestreitbares. Sämtliche Hoheitsnamen, Vater, Mutter, Doktor, Bürgermeister, in endloser Reihe, beziehen sich auf die göttliche Macht, Sprecher zu bestellen! Ein Titel wird daher immer »von oben« verliehen und erhöht die Stufe, von der aus der Titulierte zu sprechen vermag. Diese Erhöhung, ohne die keine Ordnung bestehen kann, entspricht unserm Glauben an göttliche Gewalten. Und ob nun der Staat oder die Hochschule oder das Olympische Komitee solche Ehrensprachrechte verleiht, immer treten wir mit ihrer Anerkennung in das Reich Gottes ein. Denn immer liegt die Ebene, dieses Angeredet-werden-müssens über uns einzelnen. Namen zu setzen, Titel zu verleihen, ist daher die einfachste Art, unseren Glauben an Gott oder Götter auszunutzen. Deshalb war der Kaiser von Österreich, von China, von Rußland, von Frankreich göttlich, solange ein Kaiser den Adel verlieh und in den Fürstenstand erhob. Denn jede Macht reicht in Gottes Bereich, die sich dessen unterwindet, auch die Eltern, die ihr Kind zwingend benennen, sind in diesem Akte Hohe Priester des sprachmächtigen Gottes.

Daher gibt es zwischen Gott und der einzelnen Seele echte Zwischeninstanzen, die an dem wahren Gottesnamen ihrerseits Anteil haben! John D. Rockefeller wußte das nicht, daß wir zwar nicht *alle* Namen Gottes kennen, daß wir aber auf Teile seines Namens sehr genau hören und antworten müssen. Kein Tag vergeht, an dem wir nicht einen von höherer Macht betitelten antelefonieren und um Rat bäten. Und da soll er, in dem alle diese Titel, Ratsnamen und Autoritäten zusammenlaufen, und aus dem heraus sie erfließen, namenlos sein? Das wäre wahnsinnig. Der Nacktheitswahn hatte den guten Sinn, jede Verengung des Gottesnamens abzuwehren. Wir können allerdings Gott »nicht auf einmal« nennen. Mindestens dreimal muß der sterbliche Mund ansetzen, ehe er auch nur anfangen kann, den wahren Gott zu bezeugen. Aber die Namen Gottes, die ihn nicht lästern, und die sich unseren Lobpreis erzwingen, sind keine

Wahnideen. Sie sind Geschöpfe, durch die er uns beglückt und erleuchtet. Bei der Entartung der Zeit, die es wagt, von einem Begriff Gottes zu faseln, einem Begriff, der den Unbegreiflichen enthalten soll – eine »katholische« Anthropologenschule schreibt dicke Bücher über den Gottesbegriff! – mag der Leser zutraulich und unbefangen sich nur an die ihm vertrauten Titel Vater, Mutter, Doktor erinnern und an die Hoheit von Staat und Universität, aus welchen diese Namen zu Recht bestehen. An ihrem täglichen Gebrauch lernen wir mehr über Gottes wahren Namen als durch Definitionen. Denn wie gern lassen wir uns diese Ehrentitel gefallen. Und wie nahe treten sie an Gott heran. Die Einübung auf den Umgang mit Gott selber geschieht im Umgang mit seinen Teilgewalten.

»Ist doch ein Vater stets ein Gott«, läßt Goethe Iphigenie sagen. Denn welche Obmacht liegt allein in Vatersnamen? Die himmlischen Heerscharen dieser Zwischeninstanzen werden nicht sehr ernst von den Theologen genommen; eine um so größere Rolle spielen sie im wirklichen Leben auch dieser Theologen. Die Verleihung des Professortitels ist für manchen armen Teufel die erste Anweisung auf die Seligkeit. 1889 hat das preußische Staatsministerium unter Bismarcks Vorsitz den preußischen Oberkirchenrat überstimmt und Adolf Harnack aus dem hessischen Gießen an die Universität Berlin geholt. Damit begann Harnacks überkirchliche Laufbahn, unter dem Kaiser und König von Preußen, die ihn in den Adelsstand und das Präsidium der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft erhob. Der Leser kaue an dem Worte »erhob«. Die Zwischengewalten erheben den namenlosen, titellosen, standeslosen in einen von oben her auf ihn herabfließenden Stand oder Rang. Die Logik dieser von oben hinunterfließenden, einflußreichen Mächte führt zu ihrer Spitze, daß der Deismus, das Eingeständnis, »es mag wohl einen Gott geben«, sogar dem wilden Hurrahpatrioten leicht fällt. Der Führer des Unglaubens im Kirchenrecht, der Schweizer Stutz, war ein Renegat des Republikanismus. Bei seinem Gang in die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin zum Gottesdienst

pflegte er den Psalmvers: »Unter Deinen Flügeln mögest Du uns beschützen«, ausdrücklich auf den preußischen Adler zu beziehen. Den rief er an: protege nos. Des Daseins dieses Adlers war er, den die Preußen zum Geheimrat erhoben hatten, sehr viel sicherer als des Eingreifens Gottes. Ulrich Stutz ist nur der durchschnittliche, millionste Bürger. Die himmlische Heerschar preußischer Staat trug einen Namen für ihn, den er anrief. Der Gott dahinter war eine äußerst zweifelhafte Angelegenheit, er war eine Idee, und es ist die Schwäche aller Ideen, daß sie in Frage gestellt werden können! Ich kenne das Lebenswerk dieses Mannes, und er hat mehr zur Ausbreitung des Atheismus beigetragen als viele kämpferische Freigeister. Wo immer der Name Gottes auf einen unteren Gewaltenträger herunterrutscht, wird er auf einen Wahn getragen, sagen die Zehn Gebote. Die Zehn Gebote sind nicht merkwürdig, weil sie das Morden und Bestehlen von Menschen verbieten. Sie sind so merkwürdig, weil sie das Bestehlen Gottes verbieten. »Trage seinen Namen nicht auf den Wahn!« Gerade das, was hier die Zehn Gebote voraussehen, tut der Nationalist mit seiner Nation, und der Demokrat mit dem Volk, und der Kommunist mit der Revolution. Die Zwischengewalten bestehlen Gott, und Millionen verfallen dadurch der Vernichtung.

Daher ist die Namenlosigkeit Gottes, für die der Christ Attalus 178 sein Leben gelassen hat, eine ernste Sache. Vielleicht wird das Bestehlen Gottes unmöglich gemacht, wenn Attalus recht hat und wenn Gott nicht einen Namen hat wie ein Mensch. Oder wäre es gerade umgekehrt? Öffnete der Umstand, daß der wahre Gott allerdings keinen Namen besitzt wie ein Mensch, dem Mißbrauch seines Namens Tür und Tor? Und bedürfte es deshalb der Blutzeugen, damit ihre Namen den Namen Gottes zurechtrücken und den eingedrungenen Zwischengewalten wieder entrissen? Wäre Gott nur zusammen mit, ja nur an seinen Heiligen zu erkennen und zu bekennen? Für den, dessen Leben zu den Antworten auf Gottes Wort gehört, sind Gott und Mensch untrennbar geworden.

WENN UNS HÖREN UND SEHEN VERGEHN...

Für Ernst Michel

Wenn uns Hören und Sehen vergehen, dann geht die Welt unserer Vorstellungen unter. Aber geht dann auch die Welt unter? Den seltsamsten Zug des Zeitalters, dem ich entstamme, finde ich darin, daß es diese Frage nie gestellt hat. Und ich fürchte, daß die Jungen sie erst recht nicht stellen; denn die Technik glaubt ja, der Bastler sei der wahre Mensch, und für die Ausbildung des Technikers genügten Auge und Ohr. Also wollen wir Alten fragen: Blüht und gedeiht das Reich anderer Sinne vielleicht gerade dadurch, daß uns erst einmal Hören und Sehen vergehen? Dazu müßte man wissen, ob denn alle unsere Sinne Vorstellungen erzeugen und ob sie schon deshalb »unsinnig« werden, weil sie »vorstellungslos« bleiben. Dringt vielleicht nur der zum Sinn durch, der Aug und Ohr einmal stillegt?

Nach Ansicht der humanistischen Bildungsschicht allerdings sollen alle unsere Sinne auf sichtbare Vorstellungen hinwirken. Schopenhauers »Welt als Wille und Vorstellung« schwingt besonders überzeugend das Beil, durch dessen Spalthieb die Sinne Auge und Ohr auf die Seite der Vorstellungen, die anderen Sinne aber als »Sinnlichkeit« auf die Seite des wähnenden und rasenden Willens hinüberfallen. Der schmeckende, greifende, witternde Mensch walte »sinnlos«! So wird diese »Sinnlichkeit« mit dem Willen in eins gesetzt und dazu verurteilt, nur zu wähnen. Aus dieser Schopenhauerlehre nährt sich das Lied des Hans Sachs in den Meistersingern: »Wahn, Wahn, überall Wahn...« Der Sensualität wurde der Sensus abgesprochen! Wenn Schopenhauer ins Bordell ging, wähnte er nur. Ach, das war wohl wahr.

Die Zeugungskraft und die Leidenschaft wurden mithin nicht

wie Sehen und Hören als Zeugen der Wahrheit anerkannt, sondern zu »Wähnen« des Willens degradiert. »Wahr«-nehmen, »einsehen«, könnten wir also nur mit Auge und Ohr, wobei die fatale Ausweitung des Blickfeldes durch die Worte »Ansicht«, »Einsicht«, »inneres Auge«, »Weltanschauung«, »Ideenwelt«, »Einblick«, zur Genüge zeigen, wie das Auge allen Vernunftgebrauch sprachlich erläutern soll. Die gesamte Psychologie von Herbart über Wundt zu William James und Wolfgang Köhler hat eben daher Psyche mit mens, d. h. Seele mit Vorstellungskraft gleichgesetzt. Die Psychologie, der William James seinen Ruhm verdankt, beginnt mit der kapitalen Dummheit: »Psychology is the science of the mental processes«, ist die Lehre von den Bewußtseinsvorgängen. Dagegen steht das Nötige in meiner *Angewandten Seelenkunde* von 1924 (am Ende dieses Bandes). Freilich wird seitdem tiefenpsychologisch, prälogisch und unterbewußt operiert. Aber der Teufel hole diese Ausdrücke. Sie sind alle darauf gegründet, daß die Augenweisheit, die Absicht, Einsicht, Ansicht »normal« seien, und sie werden an ihr bemessen. Der Psychologe mißt eben doch die Tiefen, das Unterbewußtsein, das Prälogische, das Archaische, das Primitive, das Intuitive, das Geniale, das Religiöse usw. von der Warte seines Bewußtseins. Dabei kenne ich keinen kümmerlicheren Menschen als den Psychoanalytiker einer amerikanischen Großstadt. Dieser Beruf scheint dort durch negative Auslese gefüllt zu werden. Laß heute zu deinem Geburtstag Hölderlin sprechen, der in den »Anmerkungen zur Antigonae« uns mahnt, die Seele weiche auf ihren Höhepunkten dem Bewußtsein aus. Laß uns von der Ebene des Bewußtseins nach oben weiterschreiten, dort wo die »mens« (gleich »mind« der Angelsachsen) als ein höchst bescheidenes »Gleichmachwerkzeug« erscheint.

Wann steigert sich unser Leben über sein bisheriges Bewußtsein hinaus?

Wenn uns Hören und Sehen vergehen. Wenn wir leiden und wenn wir lieben, helfen uns weder unsere Augen noch unsere Ohren. Der von Gott mit unendlicher Seelenfülle gesegnete Jo-

seph Wittig hat unser Zeitalter das der vorstellungslosen Leiden getauft. Damit hat er darauf hingewiesen, es könne eine ganze Lebensepoche sich von der Verführung durch Bilder und Vorstellungen wegzuwenden haben. Das Gebot, du sollst dir kein Bildnis machen und keinerlei Gestalt weder von dem, was im Himmel droben, noch auf Erden unten, noch im Wasser, unter der Erde ist, ist übertreten worden in Europa, so als sei dies Urgebot leibhaftigen Gottesglaubens durch den Neuen Bund außer Kraft gesetzt. Da muß ich mich doch darauf besinnen, daß Gott noch 1096 nur als Christus in deutscher Skulptur dargestellt werden durfte, und in russischer Kunst war Gottvater noch 1600 nicht malbar. Unsere naive Frechheit, Gott mit weißem Bart »vorzustellen«, ist von Juden und Türken nie verstanden worden. Ob die sinnliche Schöpfung nicht gerade dadurch aus sinnenhaften Eintritten Gottvaters in unser Herz zu bloßen Phänomenen heruntergesunken ist, die nur auf unserer Netzhaut uns vorgestellt werden?

Ich will also sagen: Nicht im Vergleich zum Auge, nicht als Unterfall von Einsichten oder Vorstellungen, Bildern oder Augenblicken darf unser »sinnliches in Gott schwimmen« gedeutet werden. Die Sinnlichkeit ist gleichnah zu Gott. Ihre Wege führen nicht über das Auge. Fern sei es von mir, dem Auge Unrecht zu tun. Aber heil ist nur das antlitzende Auge, das sich einem anderen Antlitze entgegenhebt. Denn nur dies starrt nicht mehr auf Gegenstände. Nur das antlitzende Vis-a-vis-Augenpaar erreicht die Kraft der anderen Sinne, Lebendiges lebendig zu lassen statt es stillzulegen und ihm wie seinem Beschauer jene Lauwärme der Stillegung mitzuteilen, in die uns jedes Stillehalten, jedes Beobachten, Aufstellen, Hinsehen hineinzwingt.

Aug' in Auge – da ist der Sinn des Auges allerdings nicht mehr bloß besonnen, sondern sinnenhaft. In dem Wort »besonnen« – dem Lieblingswort des Aristoteles – wird unsere Sinnlichkeit auf die Seite der Vergangenheit zurückgerissen. Und ohne Besonnenheit können wir nichts erblicken. So wendet der Seher sich dem Vergangenen zu, sogar dann, wenn er es in eine Zu-

kunft projiziert. Denn er hat seine Bilder immer nur aus schon Geschehenem, aus früherer Vorstellung, auf die er sich besonnen hat.

Aber Liebe und Leid sind unbesonnen. Sie machen fassungslos. Sie ergreifen uns so, daß wir weder besonnen bleiben noch begreifen, wie wir vorher wähnen konnten, schon begriffen zu haben. Aber unsinnlich sind Liebe und Leid nicht. Im Gegenteil, sie geben uns den Sinn neu, ja zum ersten Male. Wer sich ihnen öffnet, darf sich nicht länger auf seine Einsicht stützen wollen. Sonst »hintersinnt« er sich. Das Einschalten des Augensinnes in Liebe oder Leid macht also krank. Dies führe ich nur an, um die Souveränität dieser Sinneshaltungen gegenüber dem Auge sicherzustellen.

Ich meine aber, es biete sich ein Weg prosaischer Analyse an, der das Leiden und das Lieben als volle Sinnesreiche jenseits von Hören und Sehen erweist. Denn wie lernen wir denn die Sinne des Auges und des Ohres? Das Menschlein kann bei der Geburt weder hören noch sehen. Es gehören viele Jahre Schulung dazu, damit jemand lerne, ganz Auge, ganz Ohr zu werden. Wie, wenn auch unser Lieben und Leiden lange Lernwege gingen, so daß ein langes Leben erst alle unsere Sinnespforten voll öffnete?

Hören lernt der Gehorchende. Nur wer gehorcht, hört mit dem ganzen Leibe von der großen Zehe bis zum Scheitelhaar. Das geschieht normalerweise vom ersten bis zum siebten Lebensjahr. Aber Pagen, Kadetten, Nonnen setzen dies »Ganz-Ohr-werden« noch viel später fort. »Augenblicklich« aber lebt nicht der Säugling, sondern erst Knabe und Mädchen leben aus ihren Sichtbarkeiten. Zwischen dem siebten und vierzehnten Jahre sehen Kinder so scharf und so gemütlos, daß der Tod ihrer Großmutter ihnen ebenso klar vor Augen steht wie die Teile eines Flugzeuges.

Aber wehe, wenn dieser Weltanatom Auge und dieses gehorsame Baby auch noch nach der Pubertät aus Ohr und Auge die Welt erobern wollen. Dann kriegen wir den heutigen Großstadttechniker, der die Wirklichkeit mit der Welt verwechselt.

Ich erinnere hier an Adolf Portmanns wichtige Erkenntnis, daß unter den Tieren nur die Menschen nach der Geschlechtsreife weiterwachsen. Damit ist nämlich gesetzt, daß die erwachenden Liebes- und Leidenskräfte erst noch unseren mit ihnen ja noch weiterwachsenden Leib durchbluten und durchwirken und sogar umgestalten sollen; erst dann nämlich haben wir unseren Vorsprung vor den Tieren ausgestaltet. Wäre der asthenische, hochaufgeschossene, die Brust nie erweiternde Großstädter von 15 ein Fehlwuchs, weil er sogar in seiner Leibesstruktur nicht »von Kopf bis Fuß auf Liebe eingestellt« werden könnte? Das ist die Frage, die zu stellen mir dringlich erscheint. Die Antwort aber hängt doch wohl an unserer Entscheidung, ob wir, so wie wir erst ganz Ohr, dann ganz Auge werden sollen, bevor wir die Pubertät erreichen, ob wir entsprechend auch von 14 bis 28 ganz Leid und ganz Liebe zu werden bestimmt sind.

Dann allerdings käme niemand in seine Menschlichkeit hinein, es sei denn, ihm vergingen erst einmal Hören und Sehen. Die Leiden der Initiation bei allen erfolgreichen Stämmen grenzen ja an das Absurde. Hätten diese Leiden hier ihren ewig unentbehrlichen Ausgangspunkt? Ich habe die Gedichte einer 14jährigen Neu-Engländerin aus dem Jahre 1802 gelesen. Hier wurde der Tod besungen, Tod der geliebten Schwester, Sterben der Mutter, Erwartung des eigenen Todes. Ich habe diese vergilbten Manuskripte 1934 zuerst mit dem modernen Urteil zur Kenntnis genommen, hier spreche eine krankhafte Askese, eine peinliche Lebenstrübsal sich aus. Ich hatte vermutlich Unrecht. Wie wir das Leid, das die »Puberes« ergreift, wie wir den Weltschmerz über die Spaltung in die Geschlechter meistern, bleibe dahingestellt. Aber ich ziehe heute sogar Schuberts überpathetisches Lied »Ich unglückseliger Atlas, das ganze Leid der Welt muß ich tragen...« der leidlosen Technisierung des »Raumschiffahrt«-besessenen Hohlherzen, Jahrgang 1960, vor. Die Kraft, ganz Leid zu werden, hätte die Volkserziehung zu entwickeln. Unsere Pädagogen aber, irregeführt durch die Wortwurzel in ihrem Namen, pais-Kind, erziehen ewige Kinder, leid-

lose Augen und Ohren, die im Leide stumpfsinnig bleiben, statt »Eingeweihte« zu werden!

So wenig wir aber ohne die Riten grausam schmerzhafter Initiation »ganz Leid« werden, so wenig werden wir »ganz Liebe«, ohne daß wir uns von ihr jahraus jahrein durchdringen lassen. Mit 79 Jahren hat Goethe seinen »Bräutigam« gedichtet. Da erst war er der ganz, der mit 22 gesungen hat: »Mir schlug das Herz; geschwind zu Pferde...«

Der Gesang ist wohl die deutlichste Ausgießung des Geistes durch unsere Glieder. Ich habe ein Zwölftonsystem aufgefunden, in dem wir zum Klingen kommen können, solange wir leben. Das steht in der »Vollzahl der Zeiten«. Hier, wo wir jenseits von Hören und Sehen langsam wachsende Sinne entdecken wollen, genügt es, auch die Liebeskraft über den Sexus genau so zu erhöhen, wie den Gehorsam über die Akustik des Ohres. Der potente Mann kann noch längst nicht lieben, sowenig wie der scharfhörige Verbrecher Gehorsam gelernt hat. Ganz Auge, ganz Ohr, ganz Leid, ganz Liebe zu werden, das scheinen mir Prozesse, die unser ganzes Leben währen, die aber, grob gesprochen, jeweils sieben Jahre lang in uns eingepflanzt werden müssen derart, daß je einer dieser Sinne in dem Jahrsiebent die Führung »ersinnt«.

Die umstrittenste Stufe ist da die Initiation. Die Spuren dieses universalen Postulats sind bunt genug. Zum Beispiel hat die kirchliche Konfirmation früher eine wirkliche seelische Heimsuchung bei den Protestanten dargestellt: 250 Fragen kriegte der Erbprinz von Weimar vorgelegt! Bleich war der junge Konfirmand unter der Last der Gewissensfragen. Als aber die Konfirmationen statt grausam »schön« und »stimmungsvoll« wurden, verloren sie ihren Sinn. Der Militärdienst hat dann weltlich sein Leid verhängt. Auch da wurde eine Prägung hervorgerufen. Jetzt kommen die Kommunisten mit ihrer Jugendweihe. Richtig wird der Weg erst wieder aus der Lernschule ins »Leben« laufen, wenn die grausame Wucht des Leidens an dem Weltleid, wenn dies Erlernen des Weltschmerzes respektiert wird. Ge-

schieht das nicht im Licht des Tages, im Lichte der Offenbarung, dann werden wir Feme-Riten und alle erdenklichen Scheußlichkeiten der Indianer und Neger ihren heimlichen Einzug unter den Halbstarken halten sehen. Denn nur deshalb schwillt die Samenkraft in dem noch immer wachsenden Leibe des »Pubes«, damit seine individuelle Konstitution sich von der Bestimmung der Gattung mit umreißen, umbilden und erfüllen lasse. Die Tiere geraten bloß außer sich in der Brunst. Daher bleibt ihre »Individualität« außerhalb des Geschlechtsaktes. Sie sehen ja auch einander nicht an. Aber von uns gilt der großartige Vers C. F. Meyers:

Soll dich der Olymp begrüßen,
Arme Psyche, mußt du büßen.
Eros, der dich liebt und peinigt,
Will dich selig und gereinigt.

Die Alten haben vielleicht besser als wir daran festgehalten, daß nur ein Bruch mit dem Weltbild des Kinderauges und der Kinderohren den Menschen in die Geschichte einbrechen lasse. Wir erfahren nämlich sozusagen unsere eigene Wirklichkeit in verkehrter Reihenfolge, durch Ohr und Auge zuerst, durch Leid und Liebe hernach. Darum müssen wir eines Tages diese biologische Reihenfolge ausdrücklich biographisch umstülpen. Wir müssen dank Leid und Liebe auf Auge und Ohr einen schrecklichen Moment lang verzichten und erst nach diesem Bruch sollen Auge und Ohr neu in Dienst treten, nunmehr aber unter der Leitung von Liebe und Leid. »Biologisch« und »biographisch« sind also Konträrbegriffe. Das wäre sofort klar, wenn wir endlich begriffen, es seien die Evangelien »Thanatographien«, Todesbeschreibungen. Wir müssen Liebe und Leid für die Ursinne erkennen, die über Ohr und Auge triumphieren und hinausragen. Aus 1. Ohr, 2. Auge, 3. Leid, 4. Liebe muß also eines Tages die Reihenfolge 1. Liebe, 2. Leid, 3. Auge, 4. Ohr werden. Denn nur wenn das geschieht, begreift der Ergriffene, daß er den Schöpfungsprozeß schon damals weiterzuführen begann, als

er noch harmlos bloß zuzuhören und zuzusehen glaubte. Ausdrücklich muß die Reihenfolge von ihm umgekehrt werden: Das ist die Einweihung in sein eigenes Geheimnis.

Dieser Glaube hat z. B. dazu geführt, daß wir Weihnachten feiern und daß wir die Jahre von Christi Geburt an zählen, statt von Ostern. Das Kind in der Krippe hörte und begann zu lernen, wie man hört und sieht. Aber eines Tages erfaßte er sein Hören und Sehen im Lichte seines Leidens und seiner Liebe und holte dadurch seine Kinderjahre heim unter die Herrschaft seiner endgültigen Gestalt. Und er tat es an dem Tage, an dem ihm Hören und Sehen vergingen. Leid und Liebe also reißen die vorhergehenden Stufen von Auge und Ohr hinüber aus dem allgemeinen Gattungsdasein in das nunmehr erst eigene, weil sich ereignende Leben. Nur dem, der ganz Liebe und ganz Leid wird, fallen die eigenen Vorstufen des Vernehmens und des Verstehens als neu erworbener Besitz zu. Das scheinbar Vorhergehende erweist sich nun als vorausbestimmt! Eine nicht mehr singende und psalmierende Jugend wird nie zum Herrn ihres Auges oder ihres Ohres. Diese Sinne bleiben bei ihnen angelehnt an die älteren Leben, deren Gestalten und Vorbilder – sozusagen vorgeschichtlich und zufällig – ihre Augen und Ohren erfüllen.

Die Alten haben diesen Umbruch, der Auge und Ohr unter die Leitung von Liebe und Leid beugt, nicht so genannt wie wir. Sie scheinen den Ausdruck »Wenn uns Hören und Sehen vergeht« nicht zu gebrauchen. Aber es scheint mir nur für unsere Blödigkeit bezeichnend, daß wir bei ihnen nicht die grundlegende Erfahrung finden. Das blöde Wort »Natur« nämlich hat wenigstens in meinem eigenen Falle daran die Schuld getragen, daß ich erst heute diese Wahrheit bei den Griechen zu lesen verstehe. Die »Naturreligion« der Griechen ist uns so oft vorgeführt worden, der Donnerer Zeus, der Meeresgott Poseidon, der Kriegsgott Mars, daß wir die lebendigen, menschliche Herzen auch in Hellas durchwitternde Gotteskräfte über den abstrakten Naturgöttern der römischen Kaiserzeit – da war alles zu toten Typen degeneriert – vergessen haben. Aber wenn etwa Herodot

schreibt »Furcht oder Donner ins Herz werfen«, dann merken wir, daß die Donnerkeile des Zeus nicht am fernen Himmel dröhnten, sondern tief in unseren Herzen, und daß uns bei seinem Donner das Hören vergehen soll[1]; entsprechend verging der Semele das Sehen im Blitze des Zeus. Aber ihre wesentliche Geschichte setzt mit dem Blitzschlag erst ein. Das Sehen vergeht, aber das göttliche Leben geht erst gerade dadurch, unsichtbar, im Aufwachsen des Leidensgottes Dionysos im Schenkel des Zeus an. Von Dionysos lernten die Griechen zu leiden, freiwillig zu leiden. Am meisten beschämt war ich, als ich den angeblich so oft gelesenen, so gut bekannten Prometheus des Aischylos aufschlug. Naturphänomene hat mein Lehrer Wilamowitz-Möllendorf in dessen Schluß hineininterpretiert. In Wahrheit wird die Leidensgeschichte der menschlichen Jahrtausende da eingeläutet, indem unserem Stammvater durch den Donner das Hören und durch die Blitze das Sehen vergeht! Von den Geschichtsjahrtausenden, die mit diesem Einbruch der Furcht durch Wetterstrahl und Donnerkeil anheben, hat das verlorene Drama, der »Entfesselte Prometheus«, ausdrücklich gesprochen. Aber auch in dem Stück, das wir besitzen, tritt unter dem Vergehen von Hören und Sehen das Leid empor als unsere Einweihung, unsere Initiation in die wirkliche Geschichte. Prometheus ist ja nicht irgendwer. Er ist der Feuerbringer. In dieser Urtat nimmt er alle Heroentaten unserer Geschichte vorweg. Mit ihm beginnt also die ganze Folge epochemachender Taten. Daher kann sich in ihm jede Stufe, jede Epoche für ihr eigenes Tun-Leiden wiedererkennen. Dann sagt aber Aischylos geradezu, daß diese ganze Geschichte unseres Geschlechts niemandem zugänglich wird, dem nicht erst einmal Hören und Sehen im Mitleiden mit Prometheus vergangen sind.

So haben sich die Griechen poetisch in der Tragödie die Erbfolge in das unentbehrliche Leid der Initiation zurückerobert, jenes

[1] Das Wort »verdonnern« gebrauchten schon die Griechen von der gerichtlichen Verurteilung, wie wir das ja auch tun.

Leid der grausamen Pubertäts-Riten, welche bei der Seßhaftwerdung und der Kolonisation mehr und mehr in Wegfall kamen.

Daß der Held über menschliches Maß in Furcht versetzt werde durch das maßlose Walten des Gottes, das klagt Prometheus dem Chor, und der Chor teilt es uns, dem Publikum, so mit, daß auch wir in Mitleidenschaft gezogen werden. Diese Teilnahme an der Furcht der tragischen Helden adelt die sonst als »Publikum« ja vom Kindischbleiben bedrohten Zuschauer und Zuhörer. Denn nun vergeht ihnen nicht ihr kleines, privates Sehen oder ihr eigenes Hören. Nein, der Könige, der Herren, der Größten Auge bricht in des Hörers Mitleiden. Weil jedes Publikum über die Lauwärme, nur zuzugucken, nur zuzuhören, hinaufgerissen werden muß, soll es nicht zum grausamen Pöbel entarten, wird entgegen seiner Neigung zum Grausamwerden – wie bei der Tierhatz oder den Gladiatorenspielen – ihm in der Tragödie das »Leidlernen«, das »Grausames zu ertragen« auferlegt. Aristoteles wurde von dieser Veredlung angerührt. So hat er die Besonnenheit, die uns seine Ethik ansinnt, durch diesen Leidenssinn, diese Reinigung durch die tragische Furcht, ergänzt. Es ist das Erleiden der Jünglingsriten der Stämme, das im Theater sich poetisch abspielte.

Darum lese ich nun in die Schlußverse des gefesselten Prometheus nicht länger ein Naturschauspiel hinein. Die Menschen erwachen aus ihrer selbstischen, vorgeschichtlichen Augen- und Ohrenverzauberung dann, wenn Furcht sie befällt und Leiden; denn nun werden sie leidensfähig und das heißt: sie werden fähig, die Welt zu verwandeln. Statt »ganz Auge« und »ganz Ohr« muß jeder von uns einmal dahin dringen, wo er »ganz Leid«, »ganz Liebe« verkörpert.

»Die Erde bebt. Der Widerhall des Donners dröhnt. Die Leuchtwetter des Blitzes zucken. Von Zeus her bringen sie mir den Sturz, in Furcht mich zu versetzen. Offenkundig schreitet die Furcht.
O meiner Mutter Anbetung, o allen gemeinsamer lichtglänzender Äther, du schaust auf mich ein, wie ich Unbilden leide.«

Fromm waren die Griechen. Daher, während uns Hören und Sehen vergehn, schaut doch ein Gott auf uns und in uns hinein, und weil ihm die Panzer unserer Vorstellungen und Schälle dank der Leid-überwältigung nicht länger den Zutritt verwehren, wird aus dem Ohr-und-Augenmenschen nun erst ein Organ der Gottesschöpfung. Und darum habe ich die Schöpfungsgeschichte in der Soziologie so zu erzählen versucht, als sei sie in Menschen geschehen, denen ihr Hören und Sehen vergangen war. Der Band, der jetzt »Die Vollzahl der Zeiten« heißt, hätte in der Tat auch heißen dürfen »Wenn uns Hören und Sehen vergehen«. Denn während der erste Band die Übermacht der inneren und äußeren Räume von Ohr und Auge gelten läßt, handelt der zweite Band nur von den Völkern, die sich Liebe und Leid unterwerfen. Aber du und ich, lieber Ernst, sind ja erst Herolde einer den göttlichen Sinnen wieder trauenden Zeit. Hätte ich also den zweiten Band überschrieben »Wenn uns Hören und Sehen vergehen«, hätte ich mich beim Publikum unmöglich gemacht.

Gerade dies heute noch Unmögliche aber muß möglich werden. Darin weiß ich mich mit dir einig, und deshalb werde ich mich bei dir mit diesem Titel nicht unmöglich gemacht haben. Denn du hast ja immer daran festgehalten, daß im Vateramt eine Großtat unseres Geschlechts sich vollziehe, und daß der in die Natur zurücksinkende »Ohrenschmaus-« oder »Augenweide-Mensch« vor der Vaterschaft kurz kehrt mache und damit die Geschichte zum Einsturz bringe.

Da scheint es mir angemessen, diese deine bevorzugte Lehre zu stützen, indem ich über das Leidenlernen der Griechen uns weitertreibe in die Vaterschaft des Liebenden. »Prometheus« stellt das Leiden-lernen der Eingeweihten, Mysten, Initianten, Konfirmanden in der sublimen Verallgemeinerung der Tragödie dar.

Aber der Vater ist der, dem in der Liebe sein Meisterstück gelingt! Der Weg ist lang. Denn zuerst führen die geschlechtlichen Reize zur Verführung. Alsdann entflammen die poetischen Leidenschaften die erste Liebe. Aber erst die Wendung zur Vater-

schaft bezeugt die Kraft des Mannes, auf seines Lebens Gipfel zu treten. Denn wer sich zur Vaterschaft bekennt, der blickt auf die Täler und Niederungen seiner Zeugungskraft, auf das Auf und Nieder seiner täglichen Sinnesversuchungen, Sinnengelüste, Sinnenfreuden mit der Kraft der vollen liebenden Überzeugungskraft. Im Vater verfaßt sich die Liebe als die bleibende. »Vater werden ist nicht schwer; Vater sein dagegen sehr«, ist die witzige Travestie der tieferen Wahrheit, daß sich die tiefste Liebe in der höchsten Vaterschaft offenbart. Auch die Leidlehre führt zur Meisterschaft. Denn wenn Knabenlust genug Leid auf sich nimmt, um leidgesättigt in Liebe gewandelt zu werden – dann ist der Pubes eingeweiht. Aber hinter dieser Stufe der Mannwerdung folgt noch die spätere und seltener erreichte Stufe der Vaterschaft, wenn nämlich alle vereinzelten Lüste, alle vereinzelten Leiden richtungsgebend zusammengefaßt werden. Vaterschaft denkt die Richtung der Geschichte um, nämlich im Lichte der Frevel oder Gebrechen, die seinen, des Vaters, Kindern die alten Wege verlegen. Gott ist unser Vater, weil er im Lichte unserer Verfehlungen seine Welt umschafft, damit wir nochmal von vorn anfangen können. Wer »ganz Liebe« geworden ist, der ist aus einem Idealisten oder Materialisten ein Paterialist geworden; denn er ist bereit, im Lichte seiner trüben Erfahrungen mit dem Nachwuchs die Richtung zu ändern, das Steuer herumzureißen, die Welt neu zu schaffen. Darum geht die Schöpfungsgeschichte kraft Vaterschaft unablässig weiter.

So lang ist der Weg, auf dem wir lernen sollen, »ganz Liebe« zu werden, daß bei Christi Geburt aus dem lauschenden Säugling am Ende des Lebens der schöpferische Stifter unseres Glaubens erwachsen ist: »Ich und der Vater sind eins.« Am Kreuz hat Gottvater dem Sohn sein Vateramt der Richtungsänderung abgetreten. Da ist der Sohn dem Vater gleichgeworden; denn in seiner Liebe hat er die Richtung der menschlichen Geschichte verändert. Als ihm Hören und Sehen vergingen, hat er die falsche Reihenfolge der Sinne, Ohrenschmaus, Augentrost, Herzeleid, Zeugungskraft umgewendet : Zeugungskraft, Herzeleid,

Augentrost, Ohrenschmaus ist die richtige Rangordnung; und damit sich die herstellt, müssen wir aufhören, Materialisten, Muttersöhnchen, oder »Idealisten«, Knaben, zu sein. Wir müssen »Paterialisten« werden, d. h. »Vätern ebenbürtig«, erhaben über Augenweide und Ohrenschmaus. Eher kann uns weder von der Liebe noch vom Tode das Beste mitgeteilt werden. Die sexuelle Aufklärung der Kinder und das süße Jesulein der Konfirmanden sind beide so komisch, weil Liebe und Leid erfahren sein wollen, ehe sie gedeutet werden dürfen. Niemandem aber widerfahren Leiden und Lieben, es sei denn ihm vergingen erst einmal Hören und Sehen.

DIE GÖTTER DES LANDES UND DER GÖTZE RAUM

Zum »Werkbund«-Jubiläum in Marl

Als ich zehn Jahre alt war, verbrachte ich den Sommer am thüringischen Erbstrom. Er rann mitten durch unseren Garten, dieser rauschende Bach, der Sachsen-Weimar-Eisenach und Sachsen-Coburg-Gotha voneinander schied. Gen Norden von uns lag der Hörselberg der Frau Hulda, südlich aber war Ruhla, wo der Schmied von Ruhla den Landgraf von Thüringen hart geschmiedet hatte. Von Ruhla pilgerte ich zu der Hohen Sonne. Und aus diesem Gasthaus im Walde mit dem feierlichen Sonnenkult brach der Knabe auf in die unheimliche Drachenschlucht. Am Abschluß der Wanderung durch die Drachenschlucht stieg die Wartburg auf. Kein Bezirk auf deutschem Boden konnte überirdischer Geister voller sein als diese Landschaft. Denn da war Frau Holle und Tannhäuser im verwunschenen Berge, die güldene Sonne mit ihrer Pracht und die dunkle Schlucht des Drachens, der Strom als Grenze – die Gelehrten nennen das heut gern Mythen und mythisch. Sagen wir es einfacher: Geister und Götter, Genien und Dämonen verwünschten und segneten dieses Land. Innerhalb der Herrschaft Gottes, zu dessen Ebenbild Sie und ich erschaffen werden sollen, lag hier ein Land voller Götter. Nur durften in den letzten zwei Jahrtausenden diese Geister nicht Götter heißen. Frau Holle und Sonne und Drachen und Erbstrom und Hörselberg; ihre Götterwelt mußte – wie Schiller es herausgeseufzt hat – »Einem zu Gefallen erst einmal vergehen.«

Die Götter und die Physik

Ich will heut aus dem götterlosen Amerika Ihnen Botschaft bringen, daß es ohne die Götter des Landes künftig nicht gehen wird. Die Einheit Gottes ist gesichert. Denn seine Welt ist seine Eine Welt so unzweifelhaft wie nie zuvor geworden, sogar hinter dem Mond. Aber die Welt droht aus seiner Hand zu fallen. Untergötter werden zwischen Gott und uns ihre Statthalterschaft neu antreten müssen, um den Ländern innerhalb der Stratosphäre wieder beseeltes Leben einzuhauchen. Es ist die Größe und Majestät Gottes selber, die uns heute zwingt, den weiten Abstand zwischen ihm und uns mit Göttern sich füllen zu lassen, damit wir nicht erfrieren in dem von uns selber erzeugten Götzen des einen toten Weltraumes. Diesen Götzen setzen wir an die Stelle Gottes und seiner Lande. Unser menschliches Gleichmachwerkzeug, die Gehirne, »reimen gewalttätig Mensch und Gott und die Gestirne« (Hermann Burte), so, als sei statt Menschen, Göttern und Ländern da ein abstrakter, toter Weltenraum. Das Gehirn macht alles gleichermaßen gültig, und so wird der Gehirnfatzke Mensch selber am Ende gleichgültig. Wir wirklichen Menschen, die wir ländlich sittlich bauen, beten und büßen, wir sind als Gehirne gleichgültig. Geltung erlangen wir nur als Glieder, als gotterfüllte Glieder eines schönen Leibes. Ungültig ist unter uns das abstrakte, ausgedachte Menschenbild aus Elektronen. Geltung erwirbt hingegen ein liebevoll wirkender Mann, eine wirksam liebende Frau, ein eifervoll lernender Knabe, ein stürmischer Kämpfer, eine geduldige Schwester, eine erwartungsvolle Braut, ein begeisterter Sänger. Diese gelten uns als das ewige Leben in unseres Geschlechts ewiger Auferstehung. Zu solcher Gliederung und Ausgliederung in Werkleute und Bauherren, in Bräute und Freier, in Ahnen und Erben kann es aber nur kommen, wenn jedes Amt am Leibe des Geschlechts seines besonderen Gottes voll wird. Jeder Gott nun vermählt den besonderen menschlichen Leib, in den er eintritt, mit einem Stück Welt; den Förster vermählt er

dem Wald, den Ingenieur seinen Wellen und Metallen, den Dichter seiner Sprache und den Gläubigen dem Boden auf dem oder dem Land, in das ihn sein Schicksal und auf das ihn die Weissagung hinweist. Die Götter des Landes entsprechen also der Vergöttlichung jeder Epoche und jedes Teiles des Menschengeschlechts. Zu Göttern des Landes flehen wir, sobald wir aus dem verödeten Weltraume fort uns einlassen auf Auswanderung und Einwanderung, auf Wurzelschlagen und Besitzergreifen, auf Eigentum und Erbfolge, auf Lernen und Lehren, auf Weissagung und Geschichte. Aber es hat allerdings ein Umsturz aller Werte, genauer eine Umdrehung aller Richtungen zwischen 1908 und 1959 stattgefunden. Und die Halbjahrhunderttagung des Werkbundes hat wohl den Sinn, diese Umdrehung festzustellen und uns zu ermutigen, nicht dem verschollenen Tannhäuser im Hörselberg romantisch nachzutrauern, sondern die Wiedergeburt der Götter jenseits der Industrialisierung zu dienen. Radikal muß die Wendung von 1908 zu 1959 gefaßt werden. 1908 ließ sich noch träumen, wie Richard Wagner geträumt hat und wie Eichendorff, dem die Eisenbahn viel zu schnell und zu lärmend durchs Land fuhr. 1959 lernen die Kinder im russischen Schulbuch: »Wenn ihr aus dem Eisenbahnzug hinausschaut, dann müßt ihr nicht denken, ihr erblicktet Wälder, Felder, den Fluß und den Himmel des Mütterchen Rußland. Nein, ihr seht künftiges Papier und künftige Ernten von Getreide. Ihr seht Wasserkraft in Pferdestärken und Luftraum für unsere Flugzeuge.« Genauso denken die meisten erwachsenen Amerikaner, obschon ihre Schulbücher sich noch im Banne der Bibel und Shakespeares etwas gottwohlgefälliger über die Landschaft ausdrücken.

Aber eine Bewegung gegen diese Versuchung des Landes schwillt auch in Amerika an. Am 17. und 18. Oktober 1959 kamen 700 Männer und Frauen in dem kleinen Vermontstädtchen Woodstock zusammen, 20 Kilometer von meinem Haus, um genau das Thema zu besprechen, das Sie heute nach Marl geführt hat: die Zerstörung des Landes. Meine vertrautesten, in zweieinhalb Jahrzehnten erprobten Freunde nahmen an diesem Treffen teil.

Wie soll ich nun meinen Beitrag zu Ihrer Wendepunkt-Tagung heut so leisten, daß etwas Wirksames Ihnen daraus verbleibe? Meine bloße Rede, sogar die begeisterte Rede, würde schwerlich nüchterne Werkleute verbünden; denn Werkleute sind gewöhnt, die Früchte guter Arbeit so vor uns hinzustellen, bis sie deutlich von jedem anderen besehen, betastet, benutzt und begriffen werden können. Ich möchte daher auch etwas Deutliches vor Sie hinstellen. Mein Werkstoff ist das Wort. Deshalb muß ich aus diesem Werkstoff etwas Bleibendes und etwas Begreifliches, etwas Namentliches vor Sie hinstellen. Das will ich dadurch bewirken, daß ich Ihnen von den Göttern des Landes etwas mehr berichte, als in den Gedichten Hölderlins oder in den Schulbüchern vom klassischen Altertum steht. Ich will die Götter des Landes als T. T., als terminus technicus behandeln, d. h., ich will unter Technikern und Ingenieuren, Bauleuten und Künstlern mich als Techniker heilkräftiger Benennungen zu bewähren suchen. Denn ein Gott ist ein Name, den wir anrufen müssen, um unter den Menschen Frieden zu halten.

Die Mißhandlung des terminus technicus »die Götter des Landes«, die Verkennung der Götter des Landes durch die klassischen Philologen der abgelaufenen zwei oder drei Jahrhunderte will ich wiedergutmachen. Denn in dieser Mißhandlung und Verkennung spiegelt sich die Vergötzung des Raumes der Physik. Die Länder, die geheiligten Räume menschlicher Herzen erliegen dem Weltraum der Physiker.

Da die meisten Menschen das Weltbild der Physik in sich tragen, so sind sie ohne Götter. Deshalb muß ich wohl ein klares Wort über dies Entgöttern sagen. Denn das Unternehmen der Physik ist ja durchaus legitim, sobald es durchschaut wird. Bitte überlegen Sie das für einen Augenblick. Wir sind umringt von toten Dingen und lebendigen Keimen in heilloser Mischung. Die Physik ist eine Arbeitshypothese in diesem Chaos, die besagt: Sehen wir doch zu, wie weit sich das All begreifen läßt, wenn wir mit dem Totesten anfangen. Die echte Physik dringt also in alles Gegebene mit dem Maßstab ein, den man an Totes an-

legt, und sieht, wie weit sie mit dem Messen kommt. Uns im Chaos Lebenden ist dieser Weg höchst nützlich und notwendig, aber er ist von vornherein nur ein Weg unter anderen. Der Weg der Physik ist sogar immer ein später, ein nachträglicher Weg. Denn wenn die Soldaten erst einmal den Archimedes erschlagen und die Kirche erst einmal den Galilei verfolgt und die Nazis erst einmal den Einstein vertreiben, dann muß eben erst der Frieden zwischen den lebenden Soldaten und der lebenden Klerisei und den lebenden Wiedertäufern und den lebenden Physikern hergestellt worden sein, bevor die Abhandlung von der Akademie der Wissenschaften publiziert werden kann. Erst im Frieden können sich die Physiker auf das Tote werfen und aus ihm vieles in der Welt erklären. Der Weg der Physik ist ein Spätweg und ein Hinterherweg, nachdem nämlich erst einmal den Göttern der Schutz der lebendigen Ämter geglückt ist. Denn keine Physik ist möglich, wo man sich nicht erst einmal auf Mächte beruft, die von der Soldateska, der Klerisei, von den Schwarmgeistern und von den Philosophen gemeinsam gefürchtet, angerufen und verehrt werden. Mächte, die angerufen werden, sind Götter: denn in ihrem Namen beschwören wir Unheil. Und alle die, die sie einander beschwörend zurufen, bilden damit das Land dieser Götter; denn trotz ihrer verschiedenen Weihe, Geschlechter, Hautfarbe, Dialekte, Neigungen berufen sie sich untereinander auf die Gewalt der gleichen heilenden, friedenstiftenden Namen. Sie und ich also in unserer Arbeitsteilung, Geschlechter-Teilung, Altersteilung bilden das Land der Götter. Unsere babylonische Sprachverwirrung aber treibt die Götter aus dem Lande, und gleichzeitig beraubt sie uns des Landes. Da ist dann kein Land. Bitte merken Sie sich den Satz: »Da ist dann kein Land«. Wir wollen nämlich diesen Satz aus dem finstersten Afrika heut uns heraufholen. Wir müssen das. Denn heut macht die Physik des toten Weltraumes die neuen Nomaden landlos. Jedem Schülergehirn wird heut mitgeteilt, daß wir, daß alles, daß die gesamte Welt aus Elektronen bestehe. Der Götze dieses Elektronenweltraumes frißt heut ganze Länder und ihre Kin-

deskinder auf. Und seine Diener selbst beschwören uns bereits, die Bomben, die sie dem Einen toten Weltraum entnehmen, doch bitte ja nicht in den Einen Weltraum zu schmeißen. Indessen, wenn wir alle aus Elektronen bestünden und alle in den Raum der Physik gehörten, wäre die Beschwörung sinnlos. Denn der Bombenwurf arrangiert doch die Elektronen nur ein bißchen um. Weshalb soll ich nicht explodieren, wenn ich doch nur das Produkt einer Elektronenkonstellation bin? Ich verstehe also das Ächzen der Physiker nicht recht. Innerhalb des Weltbildes der Physik sind nämlich das Lebendige und das Tote nicht zu unterscheiden. Genauer gesagt: Die Physik ist der Versuch, das Tote und das Lebendige einander so ähnlich wie möglich zu machen, und sie hofft, bei dieser Lösung der Welträtsel letzten Endes das Lebendige aus dem Toten abzuleiten. Deshalb tritt die Physik heut vor die Chemie, die Chemie ihrerseits tritt vor die Biologie, die Biologie schiebt sich vor die Psychologie, die Psychologie vor die Soziologie, die Soziologie vor die Theologie. Also im Begriffshimmel der Physiker sind die Götter des Landes, die Hohe Sonne, die bösen Drachen, die Frau Holle und Martin Luthers Teufel auf der Wartburg zu den dünnen Spinngeweben der Metaphysik zerflattert. Das Erste, der Friede, wird so zum Letzten, das ganz hinten hinter der Physik gedeutet wird.

Sie, meine verehrten Anwesenden, und ich mögen diesen Versuch, die Friedensmächte des Landes als bloße Metaphysik impotent zu machen, beweinen oder belächeln. Aber eins steht fest. Wir dürfen uns nicht bei den Physikern Rat holen über das göttliche Wirken und die Werke des Geschmacks und des Genius. Der Geschmack hat den Primat. Mein Thema »Die Götter des Landes« zwingt mich, mit den afrikanischen Negern das Tote aus dem Lebendigen zu erklären, statt mit den Physikern das Leben aus dem Toten. Das Weltall nämlich, mit dem die Physiker anheben, besteht aus Leichen. Das sogenannte Weltall ist der Friedhof des erstorbenen Lebens, die Physik beschäftigt sich mit gewesenem Leben, also mit dem, was Sie und ich hinter uns gelassen haben. Von Göttern aber reden wir dann,

wenn wir uns den Quellen des Lebens im Hochgebirge nähern. Hingegen von den Elektronen, den Quanten, Dingen, Atomen und Molekülen reden wir, wenn wir uns dem Ozean des Gestorbenen nähern. Physik durchdringt mit ihrem Licht das Gestorbene, das Übriggebliebene, die Abfallstoffe des Lebens: und Technik ist Abfallverwertung: sie rückgliedert die Abfälle, die Werkstoffe zurück ins Leben. Aber wir, gebrechliche Träger des bißchen Leben, bedürfen der Götter, um unsere Liebe zu erklären, um Krieg zu erklären, um Frieden zu schließen, um das Leben über seine Sterbefälle hinweg immer wieder hervorzurufen. Dies zu tun: Leben dem Tode zum Trotz hervorzurufen, ist jeder Seele Amt. Das Spezialamt des Physikers ist es, sogar das Toteste, wie Gas, Öl, Elektronen an unser gemeinsames Leben neu anzuschließen. Unsere Physiker seien unsere Delegierten ins Totenreich, in den Hades, und als solche seien sie willkommen: sie mögen noch das Toteste zurück ins Leben gliedern: also in unseren Diensten müssen diese armen Physiker rückwärts gewendet frohnden. Wir aber, die Laien, dürfen von dem Gesetz des Herrn und von seinen zukunftsträchtigen Elohim Tag und Nacht reden. Daher müssen wir nicht bei den sogegenannten Naturgesetzen stehen bleiben. Im Gegenteil: Wir Menschen schaffen im Dienste der Götter unausgesetzt die Naturgesetze ab. Die Natur zersetzt sich, erkrankt, vergißt. Wir ersetzen, wir heilen, wir erinnern uns, wir vertrauen einander, wir hören sogar manchmal aufeinander und in seltenen Fällen vermögen wir sogar unsere Feinde zu lieben. Kurz, wo immer Menschen guten Willens tagen, schaffen sie damit das Naturgesetz des Verfalls, der Entzweiung, des Untergangs des Abendlandes erfolgreich ab. Sie lassen dann das Lebendige nicht unter die Herrschaft des Todes und seine Ausdeutung durch die Physiker geraten. Sie vermögen also auf die Götter aufzumerken, sobald Sie sich der tödlichen Ketzerei unserer Zeit entreißen. Die Scholastiker haben diese Ketzerei der »Generatio Aequivoca« jedem Studenten als Torheit angekreidet. Leider ist dies Wort »generatio aequivoca« ein kümmerliches und heut un-

brauchbares Wort. Es ist ausgestorben. Aber seine Wahrheit brauchen wir dringender als je. Diese Wahrheit besagt, es sei ein grober Denkfehler, das Obere aus dem Unteren zu erklären, das Morgige aus dem Gestrigen, das Höhere aus dem Niederen, Gott aus dem Verstande oder den Verstand aus den Elektronen. Wer immer diesen Denkfehler begeht, macht den Tod zum Herrscher. Kausaldenken heißt mechanisch denken. Mechanisch denken heißt, dem Tod den Rang über dem Leben einräumen. Wenn sich unsere Physiker als die Herren gebärden, die das Heil bringen, wird der Tod Meister. Die beiden Weltkriege sind Meisterwerke des physikalischen Weltbildes.

Wer von Göttern spricht, wechselt die Richtung vom Tode, von den Leichen im Weltraum fort zu den Brunnenstuben des Lebens. Der wird die Götter der Vorzeit nicht als Fabelgestalten belächeln, der um die Rettung des Lebens aus den Schlacken des Todes ringt. Ach, dem Tode verfällt schon genug und muß ihm verfallen. Aber im Dienste des Lebens soll der Tod bleiben. Meiden Sie das Wort Metaphysik. Wir sind keine Metaphysiker. Denn das hieße, mit der Physik anzufangen und die Götter hinterher auf die Physik aufzupfropfen. Die Physik kommt aber nach den Göttern. Wer sich der Ketzerei, das Höhere aus dem Niederen zu erklären, entwunden hat, der erkennt der Physik nur den Charakter des Nachträglichen zu.
Meine Stimme erhebt sich hier vor Ihnen um der Zukunft willen. Und jeder Macht, die uns die Kraft verleiht, die Vergangenheit mit ihrem Leichenfeld hinter uns zu lassen, entspricht die Benennung als einer Gottesmacht. Übermächtig sind die Götter, erhöht über den mechanisierten, kausal ablaufenden Alltag reißen sie uns in ein Leben, das die bloße Kraft des selbständigen Individuums übersteigt. Sogar die Physik selber ist ein solcher Gott in den Herzen ihrer Verehrer. Die Landschaft ist ein Gott, der Berg, die Schlucht, die zum Hausbau einladende Wiese. Der Wald ist es für den Förster, die Religion für den Priester, das Handwerk für den Meister, die Medizin für den Arzt. Götter

sind also keine fromme Redensart. Sie sind am Werke vor aller Zuwendung zu Physik oder Technik oder Heilkunde. Denn sie stiften uns ja an, Physiker oder Techniker oder Arzt zu werden. Als Götter aber erwiesen sie sich daran, daß wir im Zuge unserer Götterdienste bleibende Ämter der Gesellschaft stiften dürfen. Nur im Dienste der Götter des Landes wird unsere Arbeit die Gesellschaft nicht sprengen, sondern das Land befrieden. Unsere Talente trennen uns. Neigung macht den einen zum Baumeister oder den anderen zum Lehrer, zum Arzt. Du folgst Deinem bestimmten Gott in Deinem Busen. Aber siehe da, später erst begreifst Du ganz, wie sehr Gott seinen Geschichtsplan darauf anlegt, daß in jedem Augenblick in einem Lande gebaut, aber auch gelehrt und geheilt werde, weil alle Götter, alle Elohim Namen des Einen Gottes bleiben müssen.

Sind die Götter damit hochgestemmt über unser einzelmenschliches Denken? Können Sie, verehrte Anwesende, frei aufblikken in die Höhe, in die nicht aus den Dingen der toten Welt abgeleitete Höhe jener zwischen dem einzigen Gott und uns waltenden Göttermächte? Haben Sie den Götzendienst und die Ketzerei des Weltraumdenkens hinter sich getan? Ist Gott Ihnen der freie Schöpfer und die bloße Welt nur ein Friedhof? Ich vertraue darauf. Damit wird das Tor heraus aus der Welt der Rohstoffe und Naturkräfte aufgestoßen. Hinter diesem Tore aber werden wir den Göttern des Landes begegnen. Der Name »Land« ist nämlich selber ein Name des Glaubens. Die Naturlehre kennt die Erdkugel. Ein Land aber ist in der Natur nirgends zu finden. Die meisten Philologen der letzten Jahrhunderte haben sich der Aufklärung verschrieben, und so haben sie die griechischen Lande, Sparta, Athen, Argos, Thessalien, oft für bloße geographische Begriffe erklärt, so wie ja auch Deutschland immer wieder davon bedroht ist, ein geographischer Begriff zu werden. Sogar die Warnung der griechischen Sprache wurde überhört. Das Griechische hat nämlich zwei termini technici für die Götter des Landes, epichorioi und chthonioi. Aber nur dem einen der beiden ließ man seinen Sinn: Landes-

götter, Chthonioi hingegen verlas man in acht aus zehn Stellen für die Unterirdischen. Es gibt eine ganz sentimentale Literatur über das Chthonische, die chthonischen Götter, und die Philologen werden dann meist weihevoll, fromm und feierlich, wenn sie von der Unterwelt, den Toten, dem Hades anfangen. Aber die Griechen empfanden Weihe, Frömmigkeit und Feier, wenn sie die Götter des Landes beschworen. Attika war ein Land, Böotien, Arkananien, Elis waren Länder, auf welche die Götter sich gnädig niedergelassen hatten. Dort hatten die Götter geruht, chthonisch, landsässig zu werden. Eingeladen und eingehegt mußten die Götter in jede Siedlung werden: damit wurden sie erst die Götter dieses Landes. Umgekehrt aber ließ sich damit auf dieses Stück des Erdballs der heilige Name »Land« nieder. Ohne Götterweihe war der Boden unter dem Fluche Adams und Kains. Er war nur Wandertrift und Kriegspfad für den Unstäten und Flüchtigen, durcheilt von gehetztem Menschenwild. Wilde nennen wir daher die sich auf der Erde noch nicht bodenständig einlassende Menschheit. Ein Land verwandelte seine Bewohner aus Wanderern in Eingesessene und Niedergelassene. Das Land verlangte also einen Verzicht. Landesbewohner vertauschten des Hermes Flügelschuh und Wanderstab mit dem Stadttor und dem Herd des Hauses, dem Marktplatz und der Akropolis.

Weil sich der Landesbewohner der ungeheuren weil hauslosen, unheimlichen weil heimatlosen Wanderlust begab, verließen ihn die Ahnengeister, und an die Stelle dieser Furien und Genien des Stammes sind die Götter des Landes getreten. Die Götter haben also die Geister ersetzt, die Reiche die Fürstentümer, die Kaiser die Häuptlinge, die Tempel die Haine.

Die Götter des Landes waren die Mächte einer den Menschen zum ersten Male die Treue haltenden Welt. Nicht die falsche Welt, die betrügerische und verschleierte Welt der Nebel, der Flucht, der Gespenster ist das Götter-erfüllte Land. Es ist von den Göttern erfüllt, weil die Götter es erst einmal gestiftet haben. Ohne Götter kein Land.

Bitte erschrecken Sie über diesen Satz. Ich bin nämlich selber tief erschrocken, als sich die Wahrheit dieses Satzes in mir durchzusetzen begann: ohne Götter kein Land. Jedes Land ist gestiftet. Jede griechische Polis ist dem Einwirken einer Götterfamilie auf viele Geschlechter der Einwohner entsprossen wie die Ernte der Saat. Solche Stätte, solches Land und so auch die Stadt in Friedrich Schillers »Spaziergang« ist eingeweiht für alle Zeiten. Von Göttern müssen wir nämlich immer da reden, wo perpetuierlich, wo ohne Unterlaß sich ein benannter und anerkannter Geist in Geschlecht um Geschlecht neu auf bestimmte Personen niederläßt. Götter werden heut freilich von Juden und Christen geleugnet. Dafür zitiere ich statt aller anderen den erschütternden Satz eines Dichters. Thomas Hardy schrieb 1907 über sein eigenes Epos »The Dynasts«: »Der Darwinismus verbot mir im 20. Jahrhundert die Einführung göttlicher Personen.« Und »Die Preisgabe des männlichen Fürworts ›Er‹, wenn ich auf die erste oder Urenergie anspiele, schien die nötige und logische Folge davon, daß die Denker längst die antropomorphe Vorstellung dieser Ursache aufgegeben haben.« Dann könnten wir also in Zukunft kein Land mehr haben: Ohne Götter kein Land!

Seit 150 Jahren schweigen unsere Gebildeten wie der wohlweisliche Konfuzius über die Götter. Wenn Sie aber bemerken, wie komisch sich die Gebildeten geholfen haben, dann werden Sie Mut fassen. Denn der wohlweisliche Notbehelf der Gebildeten ist sehr durchsichtig und sehr fadenscheinig, und er ist gar kein wohlweisliches Schweigen. Den Notbehelf der Humanisten, Darwins, Hardys, will ich hier ausdrücklich beiseite schieben. Ein Vers Goethes mag uns hierbei anleiten. Er sagt im Tasso: »Die Stätte, die ein guter Mensch betrat, ist eingeweiht; – nach hundert Jahren klingt sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.«

Für die 15 Millionen deutscher Ausgebürgerter und Heimatloser klingt der Vers wie Hohn. Der größte Gutsbesitzer des Memellandes starb als Bettler in einem Altersheim an der Schweizer Grenze. Die Jahre 1945 bis 1958 füllte er mit der

Klage: »Ich habe meinen Namen verloren.« Er war ein aufrechter, guter Mensch. Aber sein Wort und seine Tat im Memelland sind ausgeweiht. Keinem Enkel werden sie dort an Ort und Stelle erklingen. Es lohnt sich daher zu fragen, wie Goethe zu seinem frohen Glauben kam, Wort und Tat und Land und Mensch in eins zu ziehen. Der deutsche Untertan hat das nämlich 400 Jahre auch getan. Goethe ist nur unser Sprecher. Goethes Wort und Carl Augusts Tat, Dichter- oder Denkerlehre, Fürsten- oder Königsgebot wurden da in eins gesetzt. Der deutsche Geist krankt an diesem Kurzschluß.

Unter welcher Bedingung hätte denn der gute Herr im Memelland seine Stätte geweiht haben können auf 100 Jahre? Wenn er über den Landesherrn und über sein Rittergut beide so lange Macht behalten hätte? Wer aber hat Macht über Regierung und Volk zugleich? Wem beide glauben. Wem glauben beide? Dem, der priesterlich handelt. Der gute Mensch bei Goethe und durch das ganze folgende Weltalter ist die weltliche Vokabel für den Priester und für das allgemeine Priestertum, das jedem von uns seit Abraham, Isaac und Jacob zusteht. Im Priester ertönt also eine Stimme, die Staatsrecht und Privatrecht übertönt. Marl wäre eine auf 100 Jahre geweihte Stadt, wenn eine solche Stimme erklänge und die guten Geister auf diese Stätte niederrufen könnte. Das allgemeine Priestertum wird immer dann Wahrheit, wenn der wahre Gott unsere Schritte lenkt. Das besondere Priestertum bewährt sich schon dann, wenn auch nur ein Gott uns begeistert. Vor lauter Humanismus in der Schiller-, Goethe-Poesie wird heute überlesen, daß beide nur die Urlehre aller Völker von unserem Priesteramt auf weltlich auszusprechen hatten. Immer ist es Urlehre gewesen, daß ein einzelner Platz oder ein einzelnes Haus von seinem Hauspriester geweiht werden müsse, ein ganzes Land aber von dem Priesterkönig, der für das ganze Volk die Rolle des Hauspriesters ausübte. In Goethes »gutem Menschen« fielen also der private gute Mensch Goethe und die öffentliche Person seines Großherzogs Carl August zusammen. Aber es gibt öffentliches Eigentum, d. h.

Länder, und privates Eigentum, d. h. Häuser, beide nur dadurch, daß jenseits der niedlichen Unterscheidung von der öffentlichen Stadt Marl und den einzelnen Privateigentümern innerhalb dieser Stadt Marl eine eigene Stadt Marl namentlich für notwendig gehalten wird (was nur eine Umschreibung des Luther-Wörtleins »Glaube« sein soll). Als der Werkbund seine Tagung hierherverlegte, wandte er sich der Weihe dieser Stätte als einer bleibenden Stadt zu. Wir versuchen also heute Marls Einweihung als einer gestifteten Stätte. Weder Großherzog noch Dichter genügen hierfür.

Gründen oder Stiften?

Weshalb ist denn der Werkbund entstanden? Weil die absolute Trennung in öffentliche Gewalten und private Eigentümer den Stil des 19. Jahrhunderts ruiniert hat. Weshalb zerfiel der Geschmack? Weshalb wurde das 19. Jahrhundert zum bloßen Inhaltsverzeichnis aller früheren Stile der Kunstgeschichte? Ja, weshalb trat die Kunstgeschichte an die Stelle der Kunst? Weil jeder sich privat sein Stück Privateigentum, Privatreligion und privater Weltanschauung aus dem öffentlichen Kuchen herausschnitt. Der Größenwahn des öffentlichen Rechts der Staaten und des Privatrechts des Staatsbürgers verschmutzte die Quelle allen Rechts, ob privaten oder öffentlichen, den rechten Glauben unseres Geschlechts an seine priesterliche und opfervolle Weitererschaffung von Stunde zu Stunde und von Land zu Land.

Landlos steht heute der Flüchtling und der Auswanderer vor Ihnen. Auf 60 Millionen wird die Zahl der Landesverwiesenen geschätzt, die das 20. Jahrhundert geschaffen hat. Wie »landen« diese 60 Millionen und ihre Kinder je wieder in Land? Sicher werden sie nie wieder landsässig werden können, solange die Landeskinder, die Landeingesessenen sich im Besitz ihres Landes bloß stumpfsinnig weiter fühlen wollen. Eine perpetuierliche Stiftung des Landes wird Ostflüchtlinge und Westdeutsche einen müssen. In Amerika sind Altsiedler und Neueinwanderer

grimmig aufeinandergestoßen, und Amerika wird daher zwischen first generation Americans und second generation Americans unablässig neu gestiftet. Die 60 Millionen Flüchtlinge seit 1900 erzwingen dies Gebot: Stiftet das Land für die ganze Erde! Die Gründung von Marl ist nur ein Beispiel dafür. Soviel ich weiß, ist Marl bisher nur gegründet worden. Von seiner Stiftung weiß ich nichts. Ich bin aber ein Außenseiter. Wäre Marl also bereits gestiftet, so spräche ich gern mit Hölderlin: »O so nehmt mich, Ihr Lieben, daß ich büße die Lästerung.« Indessen ob gestiftet oder gegründet, Marl scheint mir unser Bemühen zu verdienen, der Stiftung des Landes nachzusinnen, und damit auch den Unterschied zwischen »gründen« und »stiften« zu lernen. Das Wort Gründerzeit für die neudeutsche Kaiserzeit nach 1871 werden die meisten kennen. Es gab keinen guten Klang. Es gab genau den Klang wie »Wirtschaftswunder«. Nach 1871 kamen die französischen Milliarden ins Land, nach 1948 kamen die amerikanischen. Das waren beidemal Gründerzeiten, scheußliche Zeiten, und niemand erkannte das deutsche Land in diesen Zeiten wieder. Stifterzeiten aber müssen nun anheben. Denn bliebe die industrielle Gesellschaft stiftungsunfähig, so wäre alle menschliche Geschichte zu Ende. Wer gründet und wirtschaftswundert, dessen Wirken zielt auf die paar Jahre vor dem Jahre 2000. Wer aber stiftet, der würde die Bäume einsäen, die in hundert Jahren Schatten spenden.

Wie wird gestiftet? Bei dem Nilotenstamm der Schilluk in Nubien, unweit der Sudanstadt Malakal, wird heute noch unterschieden zwischen den Zeiten, in denen sie ein Land haben und bewohnen, und der Schreckenszeit der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit, von der sie sagen: »Es ist kein Land da.« Mit Hilfe dieser Unterscheidung bewahren die Schilluk die kostbare Tatsache auf, daß ein seelisches Erdbeben, eine Erschütterung dazu gehört, um den feindlichen Dschungel, den ein Heerhaufe durchzieht, umzuwandeln in ein Land, das sich in öffentliches und privates Eigentum auseinanderlegen läßt. Denn dieser Wandel

vollzieht sich nur im Rhythmus mehrerer Stationen oder Generationen: Privateigentum gibt es im Frieden: Nur dann nämlich läßt sich auf Immobilien, auf Grundbesitz, auf Realrechte, Servituten, Hypotheken bauen. Der Krieg verwandelt die schwerfälligsten Immobilien in Kriegsbeute. Die Mobilmachung macht alles beweglich; nicht nur die Soldaten, sondern auch die Ländereien werden reguliert. Es gibt noch andere Gezeiten im Rhythmus eines Landes, und wen dieser Rhythmus betroffen macht, der findet die jahrhundertealten Rhythmen des Großen Jahres der antiken Landesgötter Seth und Horus, Ra und Sopdit, Osiris und Isis, Serapis und Apis, Mars und Venus, Hera und Zeus und Apollo und Artemis in meiner »Vollzahl der Zeiten«.
Daß nämlich Länder große zeitliche Rhythmen, daß sie Perioden verkörpern, ist im Banne der Physik und der Raumvergötzung vergessen worden. Descartes und Kant haben die greifbare Lüge verbreitet, als gäbe es Raum und Zeit. Kein Sterblicher hat jemals sei es den Raum oder die Zeit erblickt oder begriffen. Das sind Abstraktionen. Uns ergreifen vielmehr verschiedene Zeiten und schleudern uns in verschiedene Räume. Auch hierfür muß ich Sie leider auf meine »Übermacht der Räume« und »Vollzahl der Zeiten« verweisen.
Heute muß der Anruf der Schilluk genügen: »Es ist kein Land da«, um den Wechsel zwischen Mobilmachung und Immobilmachung hervorzuheben, auf dem jede Erschaffung eines Landes aufruht. Ich flüchte für diese Wahrheit zu den Schilluk, weil unsere Philologen diese Not aller Länder überlesen haben. Weder die Ägyptologen, noch die Sinologen, noch die Amerikanisten, noch die Assyrologen lesen ihre Texte über Länder und Götter so, daß wir von der Not ergriffen werden, aus dem Unland Land herauszustiften und jährlich wieder ein Stück Erde der Wildnis zu entreißen. Sie sagen uns nicht einmal, daß die gestiftete, orientierte, vermessene Erde den Alten als eine zweite Bodengestalt gilt: Busch oder Land? Wildnis oder Erdreich, Adam oder Noah? Kriegspfad oder Festungen? fragten sich die Alten. Ihnen waren die zwei Arten der Raumbezeichnung durch eine ungeheure

Kluft getrennt. Die deutsche Wildnis von 1945 und das heutige westdeutsche Land, die Wälder Germaniens bei Tacitus und die Thüringens in Goethes »Ilmenau« können uns die Kluft vielleicht ahnen lassen.

Die Philologen aber gleiten über die Kluft von Busch und Erdreich hinweg, indem sie, wie erwähnt, »chthon« mit unterirdisch statt mit »einheimisch« übersetzen. Wo z. B. Demeter oder Poseidon den Griechen Heimat schufen, wie in Eleusis, da sollen wir statt dessen vor dem Tod und der Unterwelt erschauern. Ist die politische Ahnungslosigkeit des deutschen Untertans an dieser Karikatur der griechischen Polis schuld? Aber das jährliche Einfangen und Bannen der Götter war die Vorbedingung nicht nur für die Existenz von Athen und Theben, Sparta und Rom, sondern auch für die Urschaffung von Ur, und China, Mexiko und Peru.

Θεοὶ χθόνιοι oder Θεοὶ επιχωριοι sind die Götter des Landes, in deren Schutz Regierung und Bürger »besitzen« können; denn diese Götter machen sie erst seßhaft.

Weil die Gelehrten der Gründerzeit versagten, müssen die ungelehrten Schilluk uns verstehen helfen, wie ein Land gestiftet wird. Es wird gestiftet, indem wir tief unter dem Fehlen eines Landes leiden. Nur wer in den Abgrund des Krieges aller Erdteile oder Bodenstücke mit hinunterstürzt, kann zur Befriedigung dieser Bodenstücke siegreich emporgehoben werden. Wie denn? Nun, er muß das am eigenen Leibe erfahren. Mithin führen die Schilluk alljährlich den Zerfall des Bodens auf, die schreckliche Zeit, in der kein Land ist. Und einige von ihnen gehen dabei zugrunde. In allen Ländern, ob unter Marduk oder unter Mars, ob unter Isis oder unter Hera, hat der antike Neujahrstag diese Aufgabe, und an ihm wird die kaiserlose, die schreckliche Zeit vergegenwärtigt, als kein Land war. In Rom wird deshalb sogar der König flüchtig am 24. Februar. Fünf Tage dauert das Interregnum. Am 1. März aber kommt der Kriegsgott Mars und der König, in dem er leibt, zurück, und in diesem Adventus, seinem Kommen, weicht der Schrecken, und nun scheiden sich

Innen und Außen, Friedensstätte und Kriegsgebiet voneinander. Der Gott Janus ist die Kraft zu dieser Unterscheidung. Das finden Sie in meiner Abhandlung »Die Natur der physikalischen Welt«, 1951, aus dem Carmen Arvale der Römer nachgewiesen.

Die Kaiserpäpste Äyptens und die ihre Neujahrsriten uns aufbewahrenden Niloten, die Schilluk, dramatisieren den Rückfall des Landes in seinen Vorfall, seine Vorgeschichte dadurch, daß sie den Tag und die Nacht, den Norden und den Süden des Landes sich bekämpfen lassen. Ein Ritualkampf zwischen Kriegern der Nachterde und der Tageserde wird gekämpft. Keine Partei allein siegt. Aber der den Thron besteigende Herrscher stiftet das Land nach diesem Kampfschauspiel, weil er das Land tags sowohl wie nachts beherrsche, als Seth und als Horus, als Vereiner des Nordens, den nur die Polarsterne umfahren, und der drei anderen Himmelsrichtungen, die von Sonne und Mond umfahren werden.

Die Weihe des Landes verlangt also einen Sieg über die Dialektik von erobernder Staatsmacht und privaten Besitzern. Bei den Schilluk, bei den Römern, bei den Bewohnern von Ur oder Peking oder Mexiko oder Memphis war es bekannt, was bei uns die Herren Adam Smith und Karl Marx vergessen haben: daß unsere eigene Ideologie zwar alles »gründen« kann, aber »stiften« kann erst die Gruppe, in der eine Mehrzahl von Ideologien befriedet worden ist. Mindestens vier Ideologien müssen einander bekämpfen, ehe es lohnt, von menschlicher Gemeinschaft zu reden. Eine einzige Ideologie taugt für einen Gesangverein[1].

In einem Lande muß immer mehr als eine einzige Ideologie verkörpert werden können; sonst ist sie erst gegründet und noch nicht gestiftet. Die westdeutsche Bundesrepublik des Wirtschafts-

[1] Der Kommunismus und die Demokratien wollen mit einer einzigen Ideologie auskommen. Das geht nicht. Näheres im »Geheimnis der Universität«.

wunders ist erst gegründet. Gestiftet ist sie noch nicht. Ob das wilhelminische Reich je gestiftet worden ist?

Eine Mehrzahl der Ideologien muß untereinander Frieden haben; eher ist das Land über den Krieg und über den Tod nicht hinausgehoben. Darum wird nur das, was Krise oder Tod überlebt hat, ein Abschnitt oder Kapitel der geschaffenen Erdgeschichte. Die Natur hingegen ist immer die vor dem Tod und dem Hader kapitulierende Hälfte der Wirklichkeit. Sie wird daher nicht zu Geschichte. Marl und die westdeutsche Bundesrepublik sind noch nicht durch das Geschichtsfeuer geläutert, das für uns Geschöpfe der Tod unserer ersten leiblichen Gestalt darstellt.

Die Landesstifter der Antike haben den Zeitablauf Leben – Tod – Leben – Tod – Leben so in den Raum hineindramatisiert, daß im Neujahrsdrama drei Generationen wie Gruppen im Raum auftraten: Tag die eine, Nacht die andere, und die Herrschaft dann Tag und Nacht in einem. Drei Zeiten überspannte also der Weltenkaiser. Sobald die Stadt Marl krisenfest geworden sein wird, dann wird sich, auf dreißig oder fünfzig Jahre verteilt, die Landesstiftung der Pharaonen und der Römer auch abgespielt haben, nicht als Ritus oder Fest, sondern als langsame opfervolle Geschichte. Aber inzwischen könnte der Werkbund vielleicht den lächerlichen Festrummel der Gründerzeit bekämpfen? Die Feste werden von den Massen heute ohne Trauer, ohne Gefahr, ohne Drohung, ohne Verzweiflung gefeiert. Es soll bei den vielen Festen und Feiern heute die Ostereier geben ohne den Karfreitag. Indessen gilt es, den Abgrund der Landlosigkeit feierlich zu durchschreiten, um hinter der großen Landzerstörung zu stiften, statt zu gründen. Es gibt eine haarscharfe Distinktion zwischen beiden Vorgängen. Kein Stifter, der selber den Erfolg in der Hand halten will. Alle Stifter gehen in den Boden ein, aus dem die neue Saat grünen soll. Zeit haben, innerlich Zeit haben, gehört zum Wesen der Stiftergeneration. Sie braucht nicht wortwörtlich geopfert zu werden wie der athenische König Kodrus. Aber Zeit muß sie haben oder sich nehmen, mehr Zeit als das Reißbrett und der Rechenschieber zu

fordern scheinen. Denn die Mehrzahl sich widersprechender Ideologien muß in ein Bodenstück eingehen, bevor es »Land« wird. Deshalb reicht das, was wir heute denken oder planen, nicht hin, um mit der Erde fertig zu werden. Auf dieser Erde müssen die entgegengesetzten Jahreszeiten einwirken, und wir Menschen sind deshalb Jahreszeiten des Geistes. Deshalb kann keine einzelne Generation mehr als gründen. Vier Jahreszeiten gehören zur Ernte, vier Generationen gehören zum Stiften. Denn in der Geschichte eines Landes ist jede Generation eine Jahreszeit. Sie ist eine Jahreszeit, aber mehr ist sie nicht. D. h., sie ist unentbehrlich, aber sie reicht nicht aus. Indessen, meine geduldigen Zuhörer, wir dürfen um dieses Viergenerationengesetz wissen, seit Jesus den Judas küßte. Denn als er ihn küßte, da hat er dies Viergenerationengesetz in Kraft gesetzt und die Kirche gestiftet.

In seiner Nachfolge ist nun das Gesetz der Zeiten offenbart. Auch in Amerika und Europa können Liebe und Weisheit, Opfer und Ritual die Gegensätze der Ideologien von vier Generationen freiwillig beschleunigen. Wir sind nicht die Knechte der Zeiten. Wir dürfen sie gleichzeitig machen. Und wenn wir unserer eigenen Borniertheit und Blindheit so den Star stechen, wie die bescheidenen Schilluk am oberen Nil das alljährlich durchfechten, dann werden wir nicht nur stolz rufen: Wir gründen eine Stadt. Wir werden aber auch nicht nur dem kahlen Weltraum unterliegen, als hätten wir kein Land. Wir haben allerdings kein Land, aber wir dürfen stiften, so wahr wir Eichen pflanzen dürfen. Damit also, mit dem Wandel durch endlose Zeiten, laden wir die Götter ein, die mehr sind als unsere Gewinnsucht, unsere Eitelkeit, unsere Angst und unsere Gleichgültigkeit, die Götter, die Elohim, in die der ewige Gott sich Stunde um Stunde vereinzelt, und in deren Gestalt er das besondere Opfer gerade jeder einzelnen Stunde von uns heischt. Denn die Götter sind jene Geister, die »nimmer allein erscheinen«, allein ist der ruhelose Geist der Gründerzeit oder des Wirt-

schaftswunders. Aber die wahren Götter sind Familienglieder wie die olympischen Götter. Auch die frommen Juden haben in dem Elohimnamen Gottes ihn, gegliedert in die Götter der Generationen, verehrt. Und wer sich den Räumen der Götter unterwirft, der lächelt über den Todesraum der Physik, den Götzen des Raumes.

Lassen Sie mich am Schluß noch einmal fragen: was ist anders als 1908 oder 1898, als ich vom Erbstrom nach Ruhla zur Hohen Sonne und durch die Drachenschlucht nach der Wartburg weiterzog? Der Weltraum der Physik ist um uns, Gott hat seine einzige Welt uns anvertraut. Die Länder und Götter sind nicht mehr das erste Kapitel unserer Lebenserfahrung. Die Düsenflugzeuge und die Sputniks dröhnen dem Säugling den physikalischen Weltraum in die Ohren. Aus dem bisher ersten Kapitel also, dem Land, ist in den Weltkriegen das letzte Kapitel geworden. Damit werden unsere Vaterländer trotz unseres leidenschaftlichen Widerstandes zu Tochterländern. »Ans Vaterland, ans teuere, schließ Dich an« haben wir gläubig deklamiert. Wir haben uns als Erben und Söhne und Nachkommen fühlen dürfen. Indessen, die 60 Millionen Vertriebene sind nicht von schlechten Eltern. Und wenn Sie, meine verehrten Zuhörer, mir als dem Auswanderer das Vaterland aberkennen, so darf ich Sie im Namen von uns Ausgewanderten freundlich darauf hinweisen, daß ich neun Enkel habe und daß ich vier geistige Filialen meiner Heimstätte in den letzten zwanzig Jahren gestiftet habe. Ich habe viel verloren, aber ich habe viel gewonnen, was in der heutigen physikbesessenen Welt am meisten fehlt: Nachfolge, Wege in die Zukunft, d. h. Stiftung. Gern gedenke ich meiner Ahnen. Aber zu-stammen ist ebenso wichtig wie abstammen. Und mit dem zu-stammen, dem in die Zukunft stammen, haben wir es hier und heute vordringlich zu tun. Deshalb müssen wir den zwei Mächten den Laufpaß geben, die das abgelaufene Jahrhundert tyrannisiert haben: der Romantik und der Utopie. Die haben uns zusammen in den Abgrund gestürzt. Die gesamte reiche Romantik verklärte die Vergangenheit. Die Utopisten

aber planen die Zukunft. Wer die Zukunft plant, leugnet das Stiften. Wer in der Vergangenheit seine Geheimnisse sucht, der leugnet den Fortgang der Schöpfung. Wie können wir das nach der großen Landzerstörung? Drehen wir die beiden Richtungen um. Die Zukunft dünkt dem Stifter geheimnisvoll, die Vergangenheit aber wird von ihm nüchtern durchschaut. Wo immer der Tod dem Leben dienstbar wird, aus Liebe und Hingabe, da wird die Zukunft geheimnisvoll. Denn nur die Selbstsucht rechnet alles vorher aus. Hingegen unsere Vergangenheit werde zur Utopie, nämlich zu einem nichtigen, ungenügenden, unbefriedigenden Ort. Was ja der Name Utopie besagen will. Utopos bedeutet den Unort, den Nicht-Ort. Die Zukunft werde voller Götter. Die Vergangenheit der Physik und der Weltkriege aber werde als Utopie, als unzulänglich durchschaut. Dann wird Gott uns nachsehen, wenn wir ein bißchen seine Polytheisten werden. Denn der eine Schöpfer und seine vielen Elohim, seine Götter, werden am Ende nicht einander widersprechen. Der Dienst an den Elohim wird uns vielmehr gestatten, in reicher Gliederung das volle Ebenbild des Schöpfers zu werden, und das heißt auf dem festen Boden wieder zu landen, den jedesmal das vertrauensvolle In-Eins-Wirken mehrerer Generationen aus den Fetzen des Raumes erschafft. Die Götter des Landes ruft nicht der starke Arm des einzelnen herbei, wohl aber wird ein Land bestellt, wo die vier Jahreszeiten von Stiftern, Vätern, Söhnen und Enkeln zusammenwirken.

Lassen Sie mich mit einem Vers Goethes schließen, des Goethe der Zukunft, weil ich ja ein Zeitkleid Goethes, des »guten Menschen«, habe zertrennen müssen in Dichter und Fürst, in Untertan und Großherzog. Da ergab sich, daß über Privatreligion und Staatsreligion, über den Privatländereien und dem Landesinteresse wir uns den Göttern priesterlicher zur Verfügung stellen müssen, damit aus unseren Generationen als den Jahreszeiten ihr Land werden könne. Genauso aber hat Goethe uns Werkleuten unser Stiftergeheimnis gegen die Gründer und Planer vorgehalten:

Frage nicht nach mir und was ich im Herzen verwahre,
Ewige Stille geziemt ohne Gelübde dem Mann.
Was ich zu sagen vermöchte, ist jetzo schon kein Geheimnis.
Nur diesen Namen verdient, was sich mir selber verbirgt.

Soweit eine Seele uns »das Geheimnis bleibt, das sich uns selber verbirgt«, soweit weicht jedesmal der tote Weltenraum vor den Göttern des Landes zurück. Denn als Geheimnis dürfen wir Götterkinder heißen. Am eigenen Leibe erfahren wir dann nämlich den Rhythmus des Landes der Götter. Und nur am eigenen Leibe überzeugen und erzeugen uns die Götter. Nach den Gesetzen aber, die unter Liebenden gelten, benennen wir diese Götter, »seit ein Gespräch wir sind und hören können voneinander.«

DAS NAMEN-LOSE ELEND DER PHYSIKER

Seit einiger Zeit wird uns Laien von der Physik mitgeteilt, daß ihre Forschung das Dasein Gottes erweise. Als Laie finde ich diese Mitteilung außerordentlich komisch. Als ob die Forschungen der Physik Gott, sei es überflüssig, sei es notwendig, machen könnten! Das klingt wie blutiger Witz.

Doch hat mich meine Zuneigung zu einigen dieser Forscher dazu verleitet, hinter ihrer Komik Tragik zu sehen, daß sie Physiker sind. Es muß schrecklich sein, nur mit Quantitäten zu tun zu haben und mit Zahlen.

An Mitleid mit den Physikern hat es mir mein ganzes Leben lang nicht gefehlt. Ich wollte darum gar zu gern wissen, welchen Urtrieb sie in uns, in mir, vertreten.

Viele Texte aus meiner Feder haben daher mit der Rangordnung von Raum und Zeit sich abgemüht. Dem Physiker scheint »die Zeit« eine Dimension »des« Raumes. Dem vernünftigen Menschen aber tritt der Raum als Zeiträume, als Dimensionen seiner Zeiten entgegen.

Im Verlauf meines Nachdenkens wies ich zu meiner Zufriedenheit den Physikern das Die-Räume-Zusammenfassen zu, uns Laien aber das Die-Zeiten-Zusammenbinden. Hiervon bleibt als dauernder Gewinn übrig, daß Kants Singulare »Raum« und »Zeit« elende Abstraktionen ohne Erfahrbarkeit sind. Nur von Räumen und von Zeiten in der Mehrzahl haben wir Menschen eine Kenntnis. Der Singular »Zeit« und der Singular »Raum« sind beides nur Tendenzen unseres Willens und sind nie verwirklicht. Die Bände meiner Soziologie handeln daher von der Übermacht der Räume und der Vollzahl der Zeiten, um den Idealismus zu überwinden, der das zugrunde legt, nach dem er läuft. Niemand hat je den Singular »der« Raum oder den Singu-

lar »die« Zeit wahrgenommen. Sie sind so abstrakt wie »der« Mensch, den auch noch niemand nach Gottes Willen hat im Singular sein oder sehen dürfen, ohne zu sterben.

Aber die Tatsache bleibt, daß die Behauptung gemacht worden ist und gemacht wird, es lasse sich sinnvoll von Einem Raum und von Einer Zeit sprechen. Dieser Hang mag ein Verhängnis der Neuzeit, seit Nikolaus von Oresmes (gestorben 1382) heißen. Aber auch dann müßten wir das Verhängnis enträtseln. Ich lege also heute meine Entrüstung und meine Heiterkeit beiseite, aber auch meine Befriedigung, daß ich selber die Singulare »Mensch«, »Raum«, »Zeit« als bloß gedachte abstrakte Summenzeichen und falsche Singulare losgeworden bin.

Ich möchte vielmehr im Leben unseres Geschlechts den mächtigen Lebensakt erfassen, den die sechshundert Jahre der Jagd nach »dem« Raum und nach »dem« Menschen und nach »der« Zeit verkörpern. Offenbar hätte es auch mir passieren können, an dieser wilden Jagd teilzunehmen. Was wäre dann meine Beute gewesen?

Die Jäger erbeuten ihr Wild dadurch, daß sie ihm in alle Schlupfwinkel folgen und nachsetzen und am Ende es töten, zubereiten, verteilen und verzehren.

Mir scheint, daß der Versuch, die Räume der Seele, der Länder, der Familien, der Kirche, der Gestirne, zu vereinheitlichen, dem Versuch des Jägers entspricht. Der Mathematiker und der Physiker sind praktisch genauso wie ich genötigt, ihr Inneres von ihrem Äußeren, also zwei Räume, zu unterscheiden. Was wir uns einverleiben, und was wir äußern, sind zwei dauernde Hindernisse, den Raum als reinen Singular zu erbeuten. Entweder muß der Beobachter selbst tot sein und als Leiche in den Außenraum fallen, der gemessen werden soll, oder das Beobachtete müßte sich in den inneren Vorstellungsraum der Mathematik so hineinreißen lassen, daß es sich an der Messung selber beteiligen könnte. Der reinste Mathematiker wäre der, dem alle Quanta in seinem Inneren sich ordneten. Das Streben, nur »Natur« wahrzunehmen und Deus sive Natura mit dem Gleichheitszeichen zu

verbinden, ist also die Lust des Physikers, die Räume in Jagdbeute zu verwandeln; sie werden von ihm für todeswürdig erklärt. Er sucht sie stillzulegen, er denkt sie sich zu unterwerfen. Was wir in den Raum abstellen, dem stellen wir uns gegenüber, so daß wir ohne es leben zu können behaupten. Für einen Augenblick versetzt sich der Physiker außerhalb des Raums, den er denkt. Für einen Augenblick versetzt der Mathematiker die Dinge in den Raum, in dem er selber denkt.

Die Erlaubnis, die wir Laien diesen armen Seelen einräumen, mit dem Tode zu spielen, kommt uns zustatten. Denn die Corpora der Physik nähren uns. Leichen entströmt Nährkraft. Den Raumleichen entnehmen wir die Propellerkräfte, mit denen wir fahren, schießen, fliegen, schmelzen, schmieden. Wasser, Kohle, Öl, Uranium, Gold, Platin, wer möchte sie missen? So entsenden wir selber, die Laien, die Jäger, die Physiker, in ihr Jagdrevier und wünschen ihnen Weidmannsheil, damit möglichst viel Wasser aus dem getöteten Weltall auf unsere Mühlen geleitet werden kann. Sie verwandeln in unserem Auftrag die Schöpfung in bloße Welt. Aber wie es Vegetarier gibt, die den Tieren des Waldes das Leben gönnen, so ist ab und zu die Enthaltung von dieser Jagd nach der Raumwerdung der Welt notwendig. Denn alles ins Räumliche ziehen, heißt es töten. Der eine Raum als Ziel ist der Tod als Ziel.

Die Teleologie der Physik ist die Richtung aus Leben in Tod. Je weniger verschiedene innere und äußere Räume hübsch getrennt bleiben, desto weniger Leben bleibt. Denn Leben bedeutet einen eigenen Raum haben. »Raum« ist die Verleihung eigenen Lebens an ein Individuum. Damit es lebe, darf es nicht weiter geteilt werden. Und dies Gebot muß ausgesprochen werden, und es muß als gültiges Gebot befolgt werden. Ich darf nicht töten; ich darf nicht enteignen; ich darf nicht verjagen. Nur wer diese Gebote befolgt, darf jene Teile der Welt, die ohnehin tot und uneigentlich sind, verräumlichen, sozusagen physizieren. Als Hausvater, als Ökonom muß der Physiker die heilig stillen Räume ehren, die er als Physiker denkend vernichtet. Die Physik setzt

also nicht etwa *voraus*, daß die Schöpfung in einen einzigen Raum im Singular verwandelt werden dürfe, sondern sie hat von uns den Auftrag erhalten, zu sehen, wie weit sie mit dieser Tendenz, den Raum zu vereinheitlichen, gelangen kann. Heute, wo sie uns bedroht, uns enteignet, uns zu töten droht, da kann nicht die Physikerzunft selber helfen. Wir müssen ihr helfen, indem wir unseren, der Laien, der Gesellschaft Auftrag an sie, sei es zurücknehmen, sei es limitieren, sei es erläutern.

Alle drei, Zurücknehmen, Limitieren, Erläutern, werden wohl zusammengehören. Und da bislang den Physikern selber das Limitieren überlassen wird, möchte ich mit dem Erläutern beginnen.

Wer Physik treibt, erweitert den Raum des Todes. Je einheitlicher der Raum, desto toter erscheint uns das Universum. Der einzelne unter uns bemerkt oft nicht, daß solcher Schein höchst einseitig von der Richtung seiner Augen abhängt. Es ist der alltägliche Mensch in mir, der seine zufällige Blickrichtung überschätzt. Auf diese Weise bleiben mir im Alltag die Rätsel des Sterbens und die Rätsel des Lebens verborgen. Im Alltag rechnen wir nicht mit der Umwandlung unserer beruflichen Blickrichtung. Darum lassen wir Leben und Sterben säuberlich getrennt. Die Lebenden sehen ungern dem Sterben zu. Die Sterbenden wirken selten ihre Unsterblichkeit ins Leben zurück. Auferstehung ist unfaßlich für die Todesangst. Sterben ist unerträglich für die Lebensgier. Das Leben vervielfacht die Räume, um nicht zu sterben. Jeder Lebende ruft: Laßt die Toten ihre Toten begraben.

An dieser Stelle wird es deutlich, daß wir unaufhörlich dem Tode entlaufen in einen anderen Raum, in dem wir benennen, was schon tot sei, und wer noch lebe. Die Fülle der Räume zerfällt in Gräber und Wiegen. Wo tote Sachen bearbeitet werden, steigen wir in Schächte des Todes hinunter, die wir als Raum beherrschen und begreifen, wo Leben erhofft wird, wiegen wir uns in seinen Rhythmus hinein und atmen ihm entgegen, damit es uns immer voller ergreife. Beides aber können wir nur dank der

Sprache. Dank Grabesraum und Zeitenrhythmus nehmen wir am Sterben und Leben des Weltalls teil. Wir steigen in den Raum der toten Dinge hinunter, um uns zu nähren, zu kleiden, zu wärmen aus der Jagdbeute. Umgekehrt lassen wir selber uns vom Rhythmus des Lebens ergreifen, um Zeit zu gewinnen. Dem Todesraum tritt also die Lebenszeit gegenüber. Auch sie eine Eroberung, aber total umgekehrt wie die Jagdbeute des physikalischen Raums, kommt unsere Lebenszeit zustande. Aus Sekunden wird sie gläubig zusammengefügt, indem wir uns ihr anvertrauen. Dem Mißtrauen der Wissenschaft vom Raume entspricht das Vertrauen des Lebenden in seine Zeit. Leben heißt aus abgeschnittenen Sekunden die Zeiten binden und verfugen. Und das geschieht dadurch, daß wir uns von der Einen Zeit erobern lassen. Wir müssen die Beute der Ewigkeit, der Einheit aller Zeiten werden.

Nun entsinne sich der Leser, daß Räume dadurch ein Raum werden, daß wir jedem Teilraum seinen Eigennamen absprechen. Das Weltall kann nur gedacht werden, wenn die Namen Europa, Amerika, Venus, Erde, sich ihm nicht in den Weg stellen dürfen. Wir müssen von ihnen abstrahieren.

Wie ist es aber mit der Zeit? Kann die ganze Zeit auch nur dadurch gelebt werden, daß wir ihren Tagen oder Stunden die eigenen Namen absprechen? Vielleicht ist diese Frage töricht formuliert. Aber sie führt auf die richtige Antwort. Die Lebenszeit, die Geschichte, die Ewigkeit wären leere Worte, es wäre denn, sie verliehen jedem Tage im Kalender seinen Sinn und seinen entsprechenden Namen! Also dem eigenen Wohnhaus, dem Vaterland, der irdischen Heimat entziehen die Physiker die Namensmacht. Aber den Gläubigen strömt aus der Ewigkeit die Vollmacht zu, Geburtstag und Hochzeitstag, Festtag und Werktag, Friedensfest und Kriegsausbruch zu benennen. Die Zeit ist eine blühende Flur, wenn jedem ihrer Augenblicke sein geheimer Name offenbart werden kann. Aus der Fülle der Zeit heißt der einzelne so wie er endgültig heißen soll, und die wahre Einzelheit der Zeit ist der namentliche Mensch. Die Nament-

lichkeit der Menschen stammt aus der Fülle der ganzen Zeit. Hingegen fällt der einzelne Raumteil erst dann in den Einheitsraum der Physik, wenn ihm sein besonderer Name abstrahiert d. h. weggenommen worden ist.

Die Zahlen des Raumes entziehen die Namen, um den Raum zu vereinheitlichen. Aber die Namen vollziehen die Einheit der Zeit, indem sie aus dem Glauben an die Einheit aller Zeiten sich auf uns niederlassen. Zeit finden heißt Leben schaffen. Räume vereinheitlichen, heißt immer das Leben abschaffen. In den Raum hinein schaffen wir ab. Aus dem Singular Zeit heraus, aus der Kraft zu ihrer Vereinigung schaffen wir neu.

Deshalb erklären Quanten, Kernphysik und Relativitätstheorie das Weltall, indem sie alle die Elemente des Weltraumes ihrer eigenen Namen berauben und sie so zum Verstummen bringen. Sie abstrahieren.

Deshalb umgekehrt gehören die Namen Rutherford, Planck, Heisenberg, Einstein in die Geschichte, indem die Zeit sie zum Sprechen bringt und so namhaft macht. Geschichte konkretisiert! Die Strenge dieser Polarität zwischen namhaften Forschern und entnamsten Dingen ist so groß, daß Welt und Mensch auf ewig auseinandergerissen bleiben. Wir Menschen und das Weltall sind niemals auf einen Nenner zu bringen. Der Versuch wird immer wieder gemacht. Er muß jedes Mal scheitern. Mensch und Welt reimen nicht aufeinander. Nur unsere Leichen gehören in die Welt. Mensch und Welt sind die zwei entgegengesetzten Versuche Gottes mit seinen Geschöpfen. Gott ist die Macht, die darüber entscheidet, was jeweils Zähler, wer Nenner in einer Stunde der Geschichte werden muß. Abstrahieren heißt zum Tode verurteilen. Konkretisieren heißt ins Leben rufen. Zähler und Nenner entsprechen sich in Ihm, der Sterben und Ursprung, beide, hervorruft. Die Dreifalt Gott, Mensch, Welt läßt sich weder auf Gott, noch auf Welt, noch auf Mensch zurückführen. Die sämtlichen Monisten und Dualisten, sie, die alles vergotten, alles verweltlichen, alles vermenschlichen möchten, oder die nur entweder Gott und Seele, oder Welt und Mensch, oder Gott und

Welt übrig lassen, können nicht bis drei zählen, sie sind die »Primitiven« unter uns. Sprechen aber ist die ungeheure Macht, die uns erlaubt, bis drei zu zählen und dadurch über die zerstückelte Zeit in größere Zeitspannen hinaufzuwachsen, oder unter den Todesraum der Physik in die lebendigen Zellen des geteilten Raumes hinunterzusteigen. Die angeblich primitiven Menschen der Urzeit haben bis drei zählen können und zwischen Abstrahieren und Konkretisieren abgewechselt. Aber Abstrakta, »Zeit« und »Raum«, die beiden idealistischen Irrtümer haben der namenlosen Schreckenszeit den Steigbügel gehalten, in der Mensch, Gott, Welt nicht mehr unterschieden wurden. Die scheußliche Folge war, daß Menschen zu Weltdingen wurden in Gaskammern und Konzentrationslagern, bloße Nummern; andere wurden zu ruchlosen Titanen oder Giganten, die sich selber berufen und die Welt nach sich benannt haben. Stalin und Hitler, vor unseren eigenen Augen, haben eine bloße abstrakte Welt über die Menschen in ihr hinaus zu erschaffen gewagt. Deshalb haben beide, Stalin wie Hitler, ausdrücklich abgeschafft werden müssen. Sonst wäre das Menschengeschlecht den namenlosen Erstickungstod gestorben, den jede Verwechslung von Singular und Plural, von Räumen und Raum, von Weltall, Menschen, Gott, von Name und Zahlen hervorruft. So aber ist es noch einmal gelungen, Zeit zu gewinnen. Die Weltkriege sind gegen die bloße Weltwerdung der Menschheit geführt worden. In jeder Katastrophe geht uns die Zeit verloren, und der tote Weltraum droht alles zu verschlingen. Dann schenkt uns die Liebe doch noch einmal Zeit. Die Zeit ist ein Geschenk der Liebe. Denn sie wagt es aus dem All heraus der geliebten Seele die Einzigkeit ihres Namens zu verleihen. Und aus der Einzigkeit des von der Liebe verliehenen Namens gliedert sich das Menschengeschlecht nach der Katastrophe noch einmal in die eine, sie zu Mitgliedern berufende, namentliche Zeit.

Eine Erfahrung des täglichen Lebens verdient vielleicht herangezogen zu werden. Denn sie wird dem Leser erlauben, in sich selber den Wächter des Weltraums und die Seele der Gotteszeit

wahrzunehmen. In meiner Soziologie ist bereits dargetan, daß wir Räume und Zeiten in der umgekehrten Reihenfolge wahrnehmen. Dem Säugling tritt die Zeit nur als Augenblick vor die Augen, mithin als Zeitabschnitt kürzesten Ausmaßes. Hingegen umarmt das Kind den Weltraum in grenzenloser, unbedenklicher Einheit. Also die Sekunde und das Universum sind dem Neugeborenen die Formen seiner Erfahrung für Zeiten und Räume. Diese Erfahrungen beide liegen vor seinem Eintritt in die Sprachgemeinschaft. Daher sind sie nicht wortgeborene, sondern unvermittelte Erfahrung.

Mühsam lernt das sprechende Kind, daß weder der Raum unbegrenzt sei, noch die Zeit abgerissen und unverbunden. Den Raum zu unterteilen zwingt das Kind die Sprache, wenn es Zimmer und Tür, Wände und Zäune in seinen Einheitsraum einbauen muß. Alle Teilräume sind sekundäre, sprachgetragene Erfahrungen des heranwachsenden Menschen. Umgekehrt sind die Stunde, der Tag, die Woche und das Jahr nachträgliche Erfahrungen von uns ephemeren, d. h. nur augenblickbestimmten Menschenkindern.

Die Einheiten der Zeit treten wir nun als Erben der Geschichte an. Aber in den Raum tritt der Neugeborene als Weltherrscher ein, und erst die reifende Seele ist es, die mehr und mehr Raum, um des lieben Friedens willen, an ihre Geschwister abtritt. Des Sterbenden Weisheit ist es, den Raum gelassen abzutreten, aber in die Fülle der Zeiten hinüberzutreten. Als Lincoln den letzten Atemzug tat, sagte sein Kriegsminister Stanton: Nun gehört er in die Epochen der Geschichte (Now he belongs to the ages). Raum nimmt der Tote nicht mehr ein, aber die ganze Zeit umfaßt ihn. Weil also am Anfang des Lebens Raum im Ganzen, Zeit als Bruchstück erlebt werden, am Ende des Lebens Raum als Bruchstück, Zeit hingegen als eine, deshalb spielt die Sprache in beiden Bereichen die umgekehrte Rolle.

Das Unterteilen des Raumes muß gelernt und ausgesprochen werden. Denn an sich glaubt das Kind an die Harmonie eines einzigen Raumes für innen und außen. Die Einbettung der Zeit-

sekunden in ein Ganzes muß gelernt und ausgesprochen werden. Denn an sich glaubt kein Baby an irgend einen bindenden Zusammenhang der vielen Momente; von gestern bis morgen fängt es beliebig oft an, und hört beliebig oft auf. Das gerade heißt kindlich leben.

Die Sprache muß also zwei Leistungen hinzubringen, die dem Neugeborenen fehlen: einmal die Überbrückung der Augenblicke in eine Lebensgeschichte von Adam bis zum jüngsten Tag, und auf diese Weise ein immer besseres Binden aller Zeiten in ihrer Fülle und Vielzahl; und zum anderen die sinnvolle Unterteilung des toten Raumes der Physik in Erdteile, Länder, Heimaten, Häuser, Zimmer und Zellen geheimen innerlich beredten Lebens.

Weil der Sprache diese Zeiteinheit und diese Räumemannigfalt im Laufe der Geschichte zu schaffen obliegt, deshalb hält der Physiker an dem Eingangstor dieser beiden Prozessionswege Wache. Er rettet die Vorgeschichte! Er reduziert die Welt immer neu zu dem einen Raum, als den sie der Säugling umarmt. Dafür wird des Physikers selber dankbar von uns in der Gestalt gedacht, in der er am Ende seiner Leistungen erscheint! Mit seiner Lebensleistung als Wächter der Vorgeschichte wird der Physiker ein Mitglied des »Sohnes«, d. h. der benannten, in Gottes Namen geeinten Söhne und Töchter des schaffenden Geistes. Denn mit seinem Abschaffen der uns betörenden Teilgestalten, Fixierungen, Individualitäten, Spezies und Arten, ist der Naturforscher unentbehrlich. Töten und ins Leben rufen bedingen einander eben. Ohne Tod kein Leben. Ist »der Sohn« der kürzeste Ausdruck für die Notwendigkeit der Weiterschaffung der Schöpfung durch uns Menschen, so ist »die Welt« der kürzeste Ausdruck für die Notwendigkeit ihrer unausgesetzten Wiederabschaffung. »Welt« ist kein Ruhewort. Es ist ein Tätigkeitswort, das uns auffordert, respektlos zu werden. In jedem einzelnen von uns treten Töten und Ins-Leben-Rufen, Abschaffen und Weiterschaffen als Spiegelung der Akte Gottes hinein. Beiden muß gedient werden. So wie eines jeden Dasein halb von seinem Todestag her berufen und halb von seinem Geburtstag

her bestimmt wird, so erscheint uns auch die gesamte Schöpfung halb als abzuschaffen und halb als weiter zu schaffen. Verehrung und Respektlosigkeit werden beide uns aufgenötigt. In Weltding und Gotteskind bricht das Geschöpf auseinander.

Wo wir in Gottes Namen schaffen, wölbt sich der Regenbogen der Zeit. Wo wir aber aus seinem Namen Vergängliches oder Vorübergehendes herausschaffen, entrümpeln wir den Raum. Der Sohn, das ist die alle Namen hervorrufende Nennkraft unserer Bestimmung. Der Raum, das ist die wieder in ihre Namenlosigkeit zurückgeworfene stumme Unendlichkeit. Ohne Wiederverstummen und ohne Ernennen ginge die Schöpfung unter. Im Ausatmen und Einatmen, dank Ausschließen in den bloßen Raum der Welt und dank Einschließen in die Friedenszeiten des Sohnes, geht die Schöpfungsgeschichte weiter. Das zweite Jahrtausend hat die Zurückverwandlung der Welt in Raum betont und kultiviert. Es hatte dazu guten Grund. Im Jahre 1046 wurde drei Päpsten vom Kaiser Heinrich III. der Papstname aberkannt. Ein Aufschrei der Empörung antwortet dieser Verweltlichung des Himmelsraumes der Kirche. Gegen den Eingriff der Kaiser in ihre heilige Namenswelt beschloß die damalige Intelligentsia revolutionär, sie wolle lieber selber die Kirche in eine geometrische Figur umwandeln, in einen weltweiten Wahlkreis für die nächste Papstwahl[1]. Da also wurde Gott zum Geometer ausgerufen; gegen die kaiserliche Willkür der Namengebung schien sogar der kahle Kreis der Welt die göttlichere Figur. Von den damaligen geometrischen Reformern her ist der Weg in die Geometrie weitergegangen. Am Ende steht ein Buchtitel des Geometers Wiener, »Gesetze der göttlichen Weltordnung«. Es schien diesem Manne und all den Erben der tausend Jahre Weltbeweisgeometrie unumstößlich wahr, daß Gott selber geometrisch denke und schaffe. Auch die Ethik sollte die Geometrie nachahmen (Spinoza). Indessen uns, den Vorfahren einer erst

[1] Für die Einzelheiten siehe meine »Europäischen Revolutionen«, 3. Aufl. 1961, S. 142, und weiteres »Out of Revolution«, 1938, S. 533.

neu zu gewinnenden Zeit ist es auferlegt, Gott den Geometern zu entreißen. Gott ist unregelmäßig! Weder Punkt noch Linie noch Dreieck noch Würfel ähneln Gottes Geschöpfen: sie ähneln ihnen so wenig wie das Baugerüst um den Kölner Dom den Formen dieses Domes ähnelt.

Das menschliche Gedankengerüst, das Gottes Gedanken nachdenkt, ist selber ungöttlich. Gott ist kein Geometer, und er ist kein Physiker. Wer Leben schützen, hervorrufen, pflegen, fördern will, befreie sich ganz und gar von rechnerischen, räumlichen, objektiven, kurz von seinen eigenen Vorstellungen. Sie alle sind lebensfeindlich und widergöttlich. Sie sind dem Toten angemessen, aber eine Anmaßung dem Lebendigen gegenüber. Jeder Fingerabdruck, den die Polizei nimmt, ist origineller, und so ist es seit Anbeginn. »Originell ist mir nur, was so alt ist, wie die Welt« hat Hölderlin gesagt. Mithin wird die Welt nur verjüngt durch das, was herrlich, wie am ersten Tag, der Geometrie ins Gesicht schlägt.

Der geometrische Gott hat von 1046 bis heut als Schutzpatron der Organisation des Todesraumes der Physik die Zaubernamen der alten vorchristlichen Weltreiche beseitigt. Er hat den Boden der Welt reingekehrt von den Gespenstern der Vergangenheit. Aber dem Menschengeschlecht selber ziemen weder Elektronenhirne noch Rechtecke noch Kreise. Es ist kein Gegenstand der Geometrie, nicht einmal der Infinitesimalrechnung deshalb, weil es kein Gegenstand für irgend jemanden ist. Es steht Euch Physikern nicht gegenüber als Euer Objekt, denn Ihr untersteht ihm, und innerhalb dieses Geschlechts haben wir Euch erlaubt, die Furchen der fruchtbaren Flur der Zeit zu pflügen. Aber Saat, von Gott gesäet, dem Tage der Garben zu reifen, hat Mathias Claudius uns Menschen genannt. In dem von Euch rein gepflügten Boden der Welt, dem Raum, dem alle Namen ausgerupft sind, muß die den Teilräumen entrissene Menschheit neu eingesät werden, damit noch einmal das göttliche Leben auf Erden weitergehe, unter namhaften Menschen, einschließlich namhafter Physiker.

DIE LUST AM LÄSTERN

Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen!

Dies ist das A und O alles seelischen Lebens. Es ist der Anfang; denn sobald die Seele spricht, muß sie loben und danken. Alle fruchtbaren Gedanken sind dankbare Gelöbnisse des Menschen. »Erinnere dich, was er dir Gutes getan hat«, spricht die Seele; und indem sie nun seine Guttaten nennt, siegelt sie mit dem Hauch ihres Mundes das eigene Gelübde fest, diese Taten Gottes bis zum letzten Atemzuge zu verteidigen und fortzusetzen.

Es ist aber auch die Vollendung. Denn auch alle Teilkräfte des Menschen, die in ihm sind, Hand und Fuß, jedes Gliedes unserer Natur, regen sich nur, um die Attribute des Gottesnamens zu bereichern. In ihrem Wirken auf Erden erzeugt die Schaffenskraft des Menschen stets neue Spuren der Elohim, der gestalteten Allmacht auf allen Gebieten des Lebens. Täglich erfährt so durch menschliches Tun ein neuer Name der Allmacht in Kunst und Wissenschaft, Staat und Kirche, Wirtschaft und Arbeit seine Abbildung. Eine Arbeitsteilung zeigt sich innerhalb der menschlichen Natur. Die Seele als Seele dankt und denkt und spricht, das heißt, sie kann in Worten und Begriffen Gott loben. Die Teile und Glieder unserer irdischen Organisation aber können nicht sprechen mit Worten, sie müssen den Namen nachbilden in ihrem Wirken. Der Gottesdienst der Seele selbst ist Geistesschau, Lobgesang und Psalmodieren, Sinnen und Ruhen in Gott. Der Gottesdienst unserer geschöpflichen Kräfte aber vollzieht sich leibhaftig.

Wo die Seele und Alles, was in mir ist, beide gesund sind, da wird der Mensch Gottes Haus, Kirche. Er wird kraft dieser Zweiheit als Seele und als Kreatur das Ebenbild dieser Kirche, weil

die Kirche ja immer zugleich sichtbares Haus und unsichtbarer Geist ist. Schon Augustin hat dies Doppelgesetz des Menschen klar ausgesprochen; er sagt: Wer recht lebt, in dem ist Gott; wer recht denkt, der ist in Gott.

Die dankende Seele denkt recht und ist deshalb in Gott geborgen, wie die Tochter im Vater, wie das Ebenbild im Schöpfer. Hingegen wird unsere Lebenskraft, also das seine Kraft in Gottes Namen einsetzende und verströmende Geschöpf, von Gott selbst getragen und regiert; es dient ihm, weil es als Ton von der Hand des Meisters sich kneten läßt.

So wird das Geschöpf zwar Gefäß und Werkzeug wie die steinerne Kirche mit ihren sichtbaren Wänden. Die Seele aber wird Gottes Ebenbild und Tochter wie die sponsa Christi, die Braut, die unsichtbare Kirche. Beides zusammen ist der Mensch, der mit Leib und Seele Gott lobt.

Wie einfach ist es, so zu leben, weil das Ganze und alle seine Teile sich auswirken können. Wie selbstverständlich wirkt dies selige Spielen der Kinder Gottes vor seinem Angesicht.

Plötzlich aber wird diese Einfachheit zerstört. Tiefer Ernst wird aus dem Spiel; eine unlösbare Schwierigkeit tut sich auf. Ein anderer Psalm ertönt: es heißt nämlich nicht mehr: Lobe den Herrn, meine Seele, sondern: Jauchzet dem Herrn alle Welt.

»Alle Welt« tritt an die Stelle deiner und meiner Seele. Aber die Welt jauchzt doch nicht. Und der Mensch als Teil der Welt kann auch zunächst gar nichts dazu tun, damit der ganze Kosmos jauchzt. Die Seele kann zwar aus der Welt als Seele heraustreten, kann sie fliehen. Aber dann ist die Welt erst recht stumm. Und was uns heut noch mehr angeht: die Seele gehört vielleicht nicht zur Welt, aber bestimmt gehört zum Kosmos alles, was in mir ist. Meine Arbeitskraft ist ein Teil der Welt. Meine Gedanken sind geschöpflicher Herkunft; dämonischer oder heilsamer Natur mag mein Geist sein; bestimmt aber ist er ein Geschöpf, erschaffen wie alle anderen Dinge dieser Erde. Die menschlichen Geister sind so sterblich wie unsere irdischen Leiber. Die Geister unserer Berufe, des Arztes, des Schusters, des Richters, des Bau-

ern, sie alle sind kosmischer Herkunft. Und wenn eine Schätzung ausgeht vom Herrn des Himmels wie weiland vom Kaiser Augustus, so muß jeder von uns seine irdische Stadt aufsuchen, deren Geist er dient, der Gelehrte die hohen Schulen, der Jurist die Tempel der Themis, der Arzt die Krankenhäuser, der Arbeiter die Fabriken, der Kaufmann sein Kontor. Dort dient er als Rädchen innerhalb des Produktionsprozesses. Dort wird er erkennbar als Arbeitsrune auf der Tafel der Kosmoswerte, in seinem Wirken muß man den Menschen aufsuchen, um zu erkennen, ob alles, was in ihm ist, Gottes Eigenschaftsworte mehrt und lobt. Heute weniger denn je rührt ein einzelner seine Kräfte. Die Welt rührt sich.

Wie sollen wir die ungeheure Geschäftigkeit der modernen Welt einschätzen, die mit allen unseren Kräften wuchert? Wie schätzt der Weltenherrscher die Betriebsamkeit ein, an der heut »alle Welt« sichtlich leidet?

Und da soll überdies alle Welt jauchzen, soll dasselbe tun, wie der Mensch? Wie soll der Kosmos Gott ebenso preisen können, wie meine Seele das vermag?

Gibt es eine »Weltseele«? Der erste Satz des Neuen Bundes gibt an: Gott habe den Kosmos so geliebt, daß er ihm seinen Sohn gab. Ist nun Christus, die Seele des Kosmos, erst im Jahre Eins geworden? Oder hat die Welt selbst eine außerchristliche Seele, eine namenlos-ungetaufte, die von Gott geliebt werden konnte, so wie der Bräutigam die Braut lieben kann, längst ehe sie seinen Namen trägt, ja gerade, weil sie seinen Namen nicht trägt? Die menschliche Seele kann gewiß ohne Theologie selig werden. Und deshalb gehen gerade die stillen und frommen Seelen dieser Frage nach dem Einswerden ihres eigenen Dankes mit dem Danke aller Welt gern aus dem Wege. Sie denken, der Knoten werde sich schon einmal am Weltende entwirren. Bis dahin läßt der Christ die Welt in sich beruhen und achtet nur, daß ihm niemand seine Krone raube.

Die Christenseelen haben sich daher mit Vorliebe von der argen Welt recht herzhaft unterschieden und die Welt gelassen, geflo-

hen, gemieden. Sie haben, wenn das nicht ging, an die Stelle der Askese die Weltüberwindung gesetzt. Sie haben die Welt vergeistigt, idealisiert und geschmückt. Sie haben in tausend Formen die Welt *missioniert*. Denn die christliche *Kirche* ist wie der Apostel zum Lehrer der Völker der »Welt« bestellt. Und die christliche Welt ist dann, wie man zu sagen pflegt, der jeweils von der Christenheit der Welt abgerungene Erdquadrant, ist die christlich gewordene Welt. Die christliche Welt ist also stets *nach*christliche Welt. So bleibt die Frage nach der außerchristlichen, namenlosen Seele der Welt als Braut und die Einordnung meiner Arbeitskraft in die tätige Danksagung des ganzen Kosmos bei diesen Formen christlich-kirchlicher Mission noch ungestellt und also auch unbeantwortet.

Die unchristliche Welt aber war und blieb bloß der Raum, aus dem sich der Christ fortbewegte in den neuen Äon, den überweltlichen, den weltfreien und weltlosen. Diese unchristliche Welt, diese arge, hoffnungslose, natürliche, glaubenslose, mechanische Welt aber existiert, *sie ist da*. Und sie verbittet sich seit kurzem die Behandlung, die sie durch die christliche Kirche und durch die christliche Welt erfahren hat. Sie verbittet sich die Vertagung des Prozesses bis zum Weltende. Sie provoziert den Jüngsten Tag.

Als außerchristliche und unchristliche Welt bestreitet sie neuerdings entschlossen der christlichen Kirche und der christlichen Welt ihr Erstgeburtsrecht. Diese arge Welt fängt an zu sprechen. Mit unaussprechlichem Seufzen nämlich, fluchend, ächzend, stöhnend steht die Welt auf vor unseren Augen gegen Kirche und Christenheit. Sie klagt Kirche und Christen an. Gegen die christlichen Völker tritt auf die *Völkerwelt*, Chinesen, Inder, Neger, Malaien, und hält den Christen die Verbrechen der christlichen Völkerwelt vor. Diese Völkerwelt der Unterdrückten hält z. B. Kongresse ab, in denen sie unter anderem sich zum gemeinsamen Kampfe gegen das Opium der christlichen Religion rüstet. Die außerchristliche Menschheit protestiert gegen die christliche, gegen die aus der bösen Welt glücklich erlösten

Völker. Und die christlichen Völker lauschen erschrocken der Anklage, so als ständen sie am Jüngsten Gericht vor dem Weltenrichter; so wissen sie schon heut nicht, was sie sagen sollen. Quid sum miser tunc dicturus? Ein Mann wie Albert Schweitzer geht aus der christlichen Völkerwelt hinaus, hinüber auf die andere Seite der Ankläger. Ich weiß nicht, welcher Geist beim Jüngsten Gericht die Anklage gegen die armen Seelen verliest. Aber das weiß ich, daß die Geister aller nichtchristlichen Völker, Brahma und Wotan, Vitzlibutzli und Shiwa heut Anklage erheben gegen die christliche Welt und ihren Jüngsten Tag verkünden.

Dies ist die Krisis der christlichen Mission in der Völkerwelt. Die Christenheit hat ihren Rang verloren. Ihre Sendung ist zweifelhaft geworden. Die verachtete Welt erscheint heute weniger verächtlich als die Christenheit. Denn die verachtete Welt ist wenigstens nicht so verächtlich, sich ihrer Erlöstheit zu berühmen. »Die Christen müßten erlöster aussehen, wenn wir ihnen ihre Erlösung glauben sollten«, spottet der Antichrist Nietzsche. Diese Anklage des Jüngsten Tages erhebt die Völkerwelt gegen die christliche Welt. Diese beiden Welten sind räumlich noch verhältnismäßig klar gegeneinander abgesetzt; Afrika und Asien stehen gegen Europa, Amerika und Australien. Und nicht nur einzelne laufen über zu den Anklägern. Sondern ein christlich-europäisches Volk, das russische, erklärt der Christenheit den Krieg, stellt sich an die Spitze der Asiaten und Afrikaner und will Europa zum bloßen Vorgebirge Asiens machen. Deshalb sprechen die Russen jetzt gern von Eurasien.

Diese Weltraumkämpfe drängen die christliche Mission in die bloße Defensive. An die Stelle der Ausbreitung des Christentums tritt eine rückläufige Bewegung. Der Abfall der russischen Christenheit zu den Außerchristen und Nichtchristen lähmt die sichtbaren Schwingen, die den Flug der christlichen Seele tragen. Aber damit sind nur die sichtbaren, sozusagen die geographischen Sicherheiten weggebrochen. Umfassender ist die andere Weltumgestaltung, die nicht so einfach geographisch festzustel-

len ist und die dennoch die christliche Seele um ihren Raum in der Welt zu bringen beginnt. Eine neue Weltgestalt tritt dräuend vor die Kirche. So wie die christliche Welt von der eurasischen heut ausgepfiffen wird, so wird die Kirche heut verhöhnt und abgeschafft von der neuen Weltgröße der *Gesellschaft*.

Die *Gesellschaft* erhebt sich heut über die Kirche. Sie hält der christlichen Kirche vor: »Du bist unfruchtbar, du bist unwirksam. Ich bin viel anspruchsloser als du und leiste doch viel mehr. Du hast den Frieden allen bringen wollen, die guten Willens sind. Ich werde verwirklichen, was dir stets mißlungen ist, den Weltfrieden. Du hast das im Namen der seelischen Liebe und der menschlichen Freiheit versucht. Mir gelingt es im Namen des wissenschaftlichen Gesetzes und der ökonomischen Notwendigkeit.

Dabei trägst du eine große Pfauenfeder der Eitelkeit: mit großen Kirchendomen, viel Gesang, Priestertracht und verstaubten Dogmen unternimmst du deine mißglückten kleinen karitativen Versuche. Meine Sprecher aber, die Soziologen, enthüllen dich.«

Dieser Ton, den die Gesellschaft gern anschlägt, ist rüde und geschmacklos, und die Kirche muß ihre Hallen entweiht fühlen durch die Ironie, den brutalen Hohn und die bittere Überlegenheit in jedem Wort, das aus der Gesellschaft zu ihr dringt.

Aber auch der abgehetzte, ermüdete Pfarrer, auch der fromme, gläubige Christ entdeckt heut in sich die Herrschaft dieser Macht über sich. Es gibt bestimmte Lagen, in denen die Rede sich im Munde umdreht und in denen gewisse – noch so heilige – Dinge nicht ernst genommen werden können, von keinem von uns! Dort, wo der Arbeitsmensch in uns mit Aufbietung seiner letzten Kraft schuftet und sich durchringt, wo er im Frontalangriff gegen eine Schwierigkeit kämpft im Schweiße seines Angesichts, dort kann er nicht so reden wie am Feierabend und am Sonntag.

Entweder er ist in dieser Lage stumm oder wo er aufgefordert wird, zu sprechen, da wird seine Rede grob, gallig und voll Anstrengung sein.

Wir wollen aber die Geduld aufbringen, den Menschen ohne Sonntag und ohne Feierabend so anzuhören, wie er allein reden kann: heftig, trotzig, ungerecht, aber wirkungsvoll und arbeitsam. Dieser Mensch heiße uns der Gesellschaftsmensch. Der ist ein anderer als der Volksgenosse oder der Staatsbürger. Denn die Gesellschaft besteht nur aus den Momenten unserer Arbeit. Sie ist das Gefüge unserer Kräfte dort, wo sie tätig werden, und nicht dort, wo sie ruhen.

Die Gesellschaft betrachtet daher auch alle geistigen Vorgänge nur nach dem Arbeitsaufwand, der in ihnen steckt. Sie analysiert auch das Treiben der Kirche nur auf das, was darin »Treiben« ist, also auf Betrieb und Kraftaufwand und Rentabilität. Die Gesellschaft kleidet sich in die unscheinbaren Gewänder einer Kartothek, einer Bank, eines Kartellvertrags; aber sie meint, gehorsam tauche nun die Una Sancta, die Einheit der Völkerwelt, die die Kirche solange vergeblich beschworen hat, aus den Fluten herauf. Was habe die Kirche das Leben unerträglich kompliziert gemacht durch Sekten, Konfessionen und Weltanschauungen, die immer neu von den kirchlichen Dogmen und dem Kultus abgestoßen und angeregt werden. Die Kirche hat zahllose Ämter geschaffen in ihrer Hierarchie vom Papst bis zum Exorzisten. Dann hat sie zwar das alles durch das allgemeine Priestertum ausgelöscht. Aber die christliche Welt, die an die Stelle der Romkirche getreten ist, erscheint genau so kompliziert. Wo die Gesellschaft nur Arbeitskräfte, Arbeitsbienen und Rädchen im Produktionsprozeß sieht, da hat der christliche Staat eine lächerliche Pyramide von Konsistorialräten, Superintendenten, Ökonomie- und Kommerzienräten errichtet. Und die Kirche hat diese Beamtenhierarchie sanktioniert. Sie nimmt selbst an dem Dünkel der Akademiker teil, die über den Ungebildeten in den letzten Jahrhunderten eine selbstsüchtige Herrschaft ausüben. Die Pfarrer sind eifersüchtig auf ihre Bildungsprivilegien.

Davor verblaßt die ganze Predigt der Kirche gegen die Selbstsucht. Solange hat die Kirche gegen den Egoismus gepredigt und

die christliche Nächstenliebe den Leuten ins Blut gegossen, daß sie gar nicht mehr persönlich selbstsüchtig zu sein wagen. Aber dafür sind sie es um so rücksichtsloser für ihren Beruf. Die sogenannten Idealisten sind die schlimmsten. Ein idealistischer Professor überschreit sich vielleicht vor Idealen, er hungert vielleicht sogar für irgendeine Marotte. Aber während er verkümmert dank seiner Selbstlosigkeit, kann er nicht laut genug agitieren für die Würde des deutschen Professorenstandes. Da ist jede Selbstvergötterung recht. Man lädt aus Angst vor der unchristlichen Selbstsucht heut seinen Egoismus auf den Beruf ab. Und schon ist alles gerechtfertigt. Die Kirche predigt noch immer den armen Sündenlümmeln. Merkt sie denn nicht, daß sie ihr längst entwachsen sind aus dem Individuellen ins Soziologische? Sie sind ja einzeln zum Sündigen viel zu kraftlos, viel zu abgespannt und eingespannt in die Tretmühle. Sie sündigen längst nur noch in corpore.

Und wer gibt ihnen das beste Beispiel? Die Kirche selbst. Es gibt keinen naiveren Egoisten als die Kirche. Schon an ihrer Eingangstür muß man die Visitenkarte seines Bekenntnisses abgeben. Wer nicht im ersten Atemzuge bekennt und feige zu Kreuze kriecht vor Dingen, die er als Laie nicht verstehen noch übersehen kann, der ist für sie anrüchig. Katechumenen kennt sie nicht mehr, keinen unendlich weiten Raum der Erwartung und Hoffnung für die Kinder der Welt. Mit dem naiven Egoismus der Gehaltsklassenakademiker bildet sie sich ein, die Leute müßten Jakobs Segen bei ihren Pfarrern als den Spezialisten ein für allemal beziehen. Mag sein, daß die sogenannte gute Gesellschaft noch eine Weile Lohndiener bei Kindtaufen, Hochzeiten und Begräbnissen engagieren wird. Aber im übrigen ist die Kirche durchschaut und geht niemanden mehr ernstlich an.

»Denn ich, die Gesellschaft, gehe aus vom Egoismus der Menschen und vom Egoismus der Berufe und Klassen, und weil ich ihn bejahe, deshalb atmen die Leute beruhigt auf. Ich frage keinen nach seinem Bekenntnis. Denn wer arbeitet, der soll auch essen.

Gewisse von der Kirche gehütete Mysterien der Jungfrauengeburt oder der Auferstehung, in denen vor 2000 Jahren eine sinnvolle Opposition gegen gewisse griechische Mythen gesteckt haben mag, sind längst aus dem Mittelpunkt des Interesses gerückt. Glaubt daher nicht, daß meine Menschen mit der Kirche über dies Zeug streiten. Sie wissen glücklicherweise nichts mehr davon. Sie haben die Kirche und ihre Ansprüche vergessen.

Und das ist kein Wunder. Haben sie doch alle Hände voll zu tun bei der Arbeit, der die Kirche sich feige entzogen hat, weil sie Angst vor ihr hatte, bei der Gestaltung des Jüngsten Tages. Wie hat die Kirche von diesem Tage geredet! Mit Heulen und Zähneklappen. Wir, wir leben ihn. Die Gemälde der kirchlichen Maler haben alle Teufel abgebildet, wie sie am Tage des Weltgerichts die armen Seelen umringen und wegschleppen. Unendliche Angst hat sich auf die Menschen gelegt. Aber Angst ist das Gegenteil von Gottesfurcht. Statt Gott zu fürchten, haben die Christen nur gelernt, vor den Teufeln Angst zu haben. Ich, die Gesellschaft, lehre die Menschen die Teufelsreligion. Wir fürchten die Teufel nicht. Wir benutzen sie! Selbstsucht, Eitelkeit, Geilheit, Anlehnungsbedürfnis, Willen zur Macht, Betätigungsdrang und vor allem den Hunger – alle Süchte und Schwächen des Menschen analysieren wir und setzen sie ein in unsere Bilanz.

Der Haushalt der sozialen Welt besteht aus lauter kleinen Teufeln und Teufeleien; sie alle zusammen geben dem Kosmos seine Energie so gut wie Elektrizität und Dampf. Und mit Elektrizität und Dampf zusammen bauen sie den ungeheuren Kosmos der Technik auf, die neue Erde des Verkehrs aller mit allen, des Austausches jedes mit jedem, der Verbindung des ganzen Weltalls und jedes Punktes in ihm.

Wir beziehen jeden ein in unsere Zirkusspiele und in unsere Arbeitslosenversicherung. Auf diese Weise hat kein Mensch Grund, hinaus aus dieser Welt in ein Jenseits zu schielen. Ihm wird *hier* geholfen. Er gehört ja hinzu zum Ganzen und wird jeden Augenblick an diese Solidarität erinnert.

Und auch das Gleichnis der Unverbundenheit der Menschen

haben wir beseitigt, das schreckhafte Dunkel der Nacht. Wir haben die Nacht zum Tage gemacht. Unsere elektrischen Bogenlampen schneiden jeden Blick ab, der hinaus aus der sozialen Erdatmosphäre weist. Den Sternenhimmel werden künftige Geschlechter nur noch zur Belehrung in Gruppen am Fernrohr zu sehen bekommen. Du, Kirche, hast dein Ansehen gefristet von der Angst der Seele, die in dunkler Nacht einsam unterm Sternenzelt ihren Schöpfer sucht. Wir lassen solche radikalen Einsamkeiten nicht erst aufkommen. Wir rechnen nur noch mit Verbänden, Gruppen, Kollektiven. Das befreit uns von vornherein von sehr viel seelischem Ballast.«

So jauchzt die Welt über den Jüngsten Tag, »den Hexensabbat aller freien Geister« (Nietzsche). Sie jauchzt. Und die Kirche muß es sich gefallen lassen, daß die Welt zu sprechen anfängt.

Aber die Kirche kann sich das auch gut und gerne gefallen lassen. Gewiß, die Welt sieht am Ende der Welt anders aus, als die Kirche sie bisher anzusehen pflegte. Die Endzeit ist da, die Fülle aller Zeiten. Diese Weltgesellschaft zeitigt eine ungeheure Gleichzeitigkeit alles und jedes Geschehens auf Erden. Am Jüngsten Tag hört die Geschichte auf und alles geschieht zu gleicher Zeit. So ist es zusehends schon heute. Alles, was irgendwo auf Erden geschieht, geschieht zu gleicher Zeit. Und die Ereignisse schichten sich nicht mehr aufeinander etwa wie in der Kirchengeschichte, wo die Märtyrer auf die Apostel folgen mußten, die Bischöfe auf die Märtyrer, die Mönche auf die Bischöfe und die Missionare auf die Mönche. Sondern alles mögliche Leben wird irgendwo und irgendwann nebeneinander gelebt. Und die Gesellschaft scheint den Menschen das Gedächtnis amputiert zu haben. Mühsam gelingt es, ein Geschichtsbewußtsein künstlich an die moderne Menschheit durch Bücher heranzutragen. Von selbst besitzt sie keins. Schon gestern und vorgestern sind morgen vergessen. Dreißig Jahre liegen so weit zurück wie tausend Jahre. Und auf diese Weise sind die Germanenhäuptlinge auf Island um 900 dem Gesellschaftsmenschen gleich nah und gleich fern, wie sein leiblicher Vater oder seine geistigen Lehrer.

Es entspricht also dieser Gleichzeitigkeit alles Geschehens ein zweiter Wesenszug der Gesellschaft: ihre unendliche Veränderlichkeit. »Die Natur ist wie ein Proteus«, sagt Goethe. »Sie überrascht uns täglich von einer Seite, von der wir es am wenigsten erwartet haben.«

Die »Gesellschaft« hat diese Eigenschaft auch. Und damit verrät sie uns nun ganz, was sie ist: Sie ist die zusammengefaßte, die zur Einheit gewordene Natur, sie ist *der Kosmos in zweiter Potenz.* Hindurchgegangen durch die Technik des Menschen, durchforstet, durchschient, erforscht und vermessen, besiegt und bewältigt, entdeckt und ausgebeutet, berechenbar und verwendbar ist die Welt, aber eben dadurch auch geeint, zentralisiert und organisiert. *Sie kann nicht mehr auseinanderfallen!* An die Stelle der »organischen« Welt der Romantik, diesem letzten Versuche, den Jüngsten Tag zu vertagen, drängt unwiderstehlich die organisierte Welt der Technik, der nichts schnell genug gehen kann.

Die Welt der Gesellschaft stürzt dem Weltende mit Begeisterung zu. Beschleunigung ist ihr Ziel. Sie hat jede Scheu vor der Zukunft verloren. Übrigens, sie nutzt dabei auch die Kirche und ihre Pfarrer aus: wo es noch rückständige Menschengruppen gibt, da läßt man gern die Kirche gewähren. Die Gesellschaft ist ja gegen jede Teilkraft tolerant. Sie nimmt jeden, wie er ist. Nur universal und katholisch ist sie allein. Die vielen Kirchen erscheinen ihr wie interessante Tropfsteinformationen aus dem Naturmuseum; wenn Katholiken zum Papst nach Rom pilgern, so freut sich Mussolini über die Besserung der italienischen Handelsbilanz. Und wenn die Kirche aus Glas und Stahl auf der Kölner Pressa steht, dann mindert das vielleicht das Defizit der Ausstellung. Das sind die Gesichtspunkte der Gesellschaft. – – –

»Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen.« Die Kirche kann am Jüngsten Tag nicht anders sprechen, als am ersten Tag die erste Seele gesprochen hat. Gott hat die Welt nun eben so erschaffen, wie sie ist. Er hat sie wohl so auch zu Ende erschaffen, so daß keine Dinge mehr verborgen

sind: sondern alles, Hölle und Himmel und der Läuterungsberg unseres Erdendaseins, ist am Tage. Die Teufel, durch Jahrtausende ängstlich verborgen in den tiefsten Abgründen des Unglücks und der Verzweiflung, springen heute sichtbar umher, lästernd, prahlend, aber eben offen und sichtbar und am Tage.

Und sie genieren sich nicht vor der Kirche. Sie glauben nur, die Kirche stände teilnahmslos beiseite und verdamme diese moderne Teufelswelt.

Die Kirche kann aber Gott nur loben, wenn sie seine Welt lobt und liebt und zu sich einlädt. Freilich muß sie dazu die geheime Sehnsucht dieser Teufelswelt spüren und sich nach ihr richten. Dazu bedarf es einer Änderung an Haupt und Gliedern der Kirche. Denn die Kirche hat es noch nie mit der einheitlichen und von sich aus schon »durchrationalisierten« und »durchorganisierten« Weltgesellschaft zu tun gehabt.

Die Kirche war vor allem Predigtkirche in den letzten Jahrhunderten. Auf diese Weise konnte sie jedes Volk in seiner Sprache anreden und dadurch selbst zur nationalen Kirche werden. Die Kirche hat die Bibel übersetzt in jede Nation und ihren Kultus übertragen in jeden Einzelstaat. Auf diesem Wege haben sich die Völker und Staaten die Kirche angeeignet. Kirche und Staat, Kirche und Nation verstehen heute einander. Nicht so Kirche und Gesellschaft.

Und in der Tat: Als Predigtkirche hat die Kirche der Gesellschaft nichts zu sagen und nichts zu bieten, was etwas Besonderes wäre. Die Magazine und Zeitungen bringen gern auch kirchliche Aufsätze, wie sie alles Interessante bringen. Als Predigtkirche ist die Kirche bestenfalls einen Augenblick so interessant wie eine neue Automobilmarke.

Die Kirche muß die Gesellschaft einladen, sagten wir. Dazu muß sie z. B. wissen, daß die Gesellschaft konfessionslos ist. Natürlich gibt es heute noch Volksgenossen und Staatsbürger. Die werden von den alten Kirchenformen befriedigt werden. Aber die Zahl der Gesellschaftsmenschen wächst. Und diese nehmen keine ihrer eigenen Meinungen ernst, also auch nicht ihr

»Bekenntnis«. Zu oft haben sie sich »umstellen« müssen. Zu deutlich sehen sie das: »Wes Brot ich eß, des Lied ich sing« als Weltgesetz. Zu unpersönlich sind ihre Meinungen. Bekennen rückt heute in die Nähe der Selbstaffiche, der Reklame. Und die Reklame ist gerade das, was diesen Menschen zum Ekel geworden ist. Die ganze Woche hindurch müssen sie für sich und für ihren Beruf und für ihre Gesinnung Reklame machen. Man verschone also den Sonntag damit. Die Predigt als christliche Reklame macht die Kirche heute vor der Gesellschaft oft ohne Nutzen lächerlich.

Man erlaube den Menschen, ihre Blöße aufzudecken und sich nicht besser machen zu müssen, als sie sind, man erlaube ihnen, ohne Reklame zu leben. Denn alle diese Menschen leben ja wie am Jüngsten Tag. Und deshalb sind sie müde, todmüde. Sie glauben und müssen glauben, jeden Tag ihr letztes und allerletztes Wort gesprochen, le dernier cri ausgestoßen zu haben. Sie leiden unter der Beschleunigung. Und nun ladet sie ein und laßt sie ihr angeblich letztes Wort sprechen. Laßt sie den Ankläger im Jüngsten Gericht innerhalb der Kirche spielen. Nehmt diese Verdiesseitigung des Jüngsten Gerichtes ernst. Glaubt, daß hier eine neue, die Teufelsprovinz, der Kirche hinzuerschaffen wird, damit die Teufel gelöst werden können von dem Fluche, der auf ihnen ruht.

Was ist denn der Fluch der Teufel? Nun, daß sie fluchen müssen! Sie kommen nie davon los. Dieser Teufel lauert auf den Gesellschaftsmenschen. Der gesunde Arbeiter aber flucht wohl während der Arbeit, aber seine Seele ist dann frei zu allen guten Dingen. Wenn der Schauermann in die Hände spuckt und eine Last von der Erde stemmt, da gehört ein kräftiger Fluch dazu. Hernach ist ihm wohl. Aus seinen Kraftsprüchen stammt die Gesellschaftskritik der Arbeitskräfte.

Wenn die Kirche in der Gesellschaft Gott loben will, wird sie dem Fluch des Schwerarbeiters einen Platz in der Liturgie einräumen müssen. Freilich diese Liturgie wird schwerlich noch Liturgie heißen. Aber die Kirche kann nicht segnen, ehe die Be-

rufsmenschen gestöhnt, geächzt und gejammert haben über die Häßlichkeit der Natur, über die Härte des Lebens, über die Süchte ihrer Klasse und ihres Standes, und vor allen Dingen über die Verlogenheit der Kirche. Der Aufschrei der Kreatur erhalte also den Vortritt. Ihr gesellschaftliches Sündenbekenntnis kleidet sich aber in die Form der Anklagen.

Diese Anklagen verlaufen heute in Sanatorien und in politischen Versammlungen. Und dort bleiben sie dann das letzte Wort. Die Anklagen werden im Sanatorium zu wenig ernst genommen. Und in der politischen Versammlung werden sie zu ernst genommen.

Den richtigen Ort erhält der Fluch erst innerhalb der Kirche. An den Vorabend des Sonntags, an das Wochenende, gehört die unkirchliche Sprache der Kreatur, ihr unaussprechliches Seufzen. Aber dies ist wirklich die Sprache, die deshalb unaussprechlich heißt, weil wir uns ihrer schämen, die Sprache des verhüllten, niedrigen, gemeinen Lebens. Die Kreatur kann nur erlöst werden, wenn diese Unterwelt zu Worte kommt. Denn dort in der »Freizeit« gewinnt der Berufsmensch seine Seele wieder, weil er richtig aufschreien darf. »Richtig« geschieht das dort, wo man seinen Fluch willig anhört und liebend begrenzt, dort ist der neue Vorhof der Kirche.

Die Kirche lobt also Gott in der Gesellschaft, wenn sie aus allem, was im Kosmos der Gesellschaft gerufen und geschrien wird, seinen heiligen Namen heraushört. Dann können die Teufel zur Ruhe kommen, wie ihnen verheißen ist am Jüngsten Tage; ausgesprochen verliert jede Teufelei ihren grenzenlosen und überwältigenden Charakter. Sie fällt zu Boden. Ihre Tragweite ist eben durch ihre Bloßstellung zu Ende. Aber nur, wenn man nichts gegen sie sagt, tritt dieser Erfolg ein.

Die Teufel müssen sich selbst bloßstellen. Dann können sie nämlich weitersprechen. Sie dürfen die Kirche richten und anklagen, wenn sie das zu ihrer Bloßstellung brauchen. Aber mitnichten darf die Kirche ihrerseits richten und anklagen. Sondern sie hört und nimmt ernst und dankt und lobt am Ende der Welt wie alle

Tage. Ja sie lobt noch dankbarer. Denn alle diese Worte des Hasses oder des Unverstandes sind nur die Schweißtropfen, die von den gehorsamen Arbeitskräften der Gesellschaft bei ihrer Erdarbeit vergossen werden. Aber inzwischen vollendet sich die Erde. Den Arbeitskräften im Schacht wird ihre Arbeit zum Lohn angerechnet, nicht ihr Geschimpfe, daß Religion Opium sei[1].

Fassen wir das Bild des Weltendes zusammen. Am Ende der Welt ist das Wesen der Erbsünde verkehrt. In der vorchristlichen Welt droht jede Sünde die Völker zu zerstreuen und zu vereinzeln. *Die Sünde isoliert.* Am Ende der Welt hingegen wird die Sünde gerade das Werkzeug der Vergesellschaftung. Jede Sünde unterjocht die einzelnen tiefer unter die Vormundschaft der Gesellschaft. Der isolierte Heide von früher drohte zu übermütig zu werden. *Er überhob sich.* Der sozialisierte Gesellschaftsmensch von heute droht zu unselbständig, zu kleinmütig zu werden, *er entseelt sich.* Seine letzte bescheidene geschöpfliche Kraft, der rein kreatürliche Aufschrei, wird daher der Quellpunkt für sein persönliches Leben. Damit aus den kollektiven Massen noch Seelen hervorgehen können, muß die Kirche gerade die teuflischen Anklagen aus diesen überverbundenen Massenmenschen herauslocken. Sie muß sich in diese Flüche verlieben, weil in ihnen wenigstens der erste Odem einer Seele heraufdringt. Die Kirche horche! Sie steige herab in die Unterwelt. Erst wenn der Urlaut sich den Kreaturen der arbeitsteiligen Gesellschaft entrungen hat, kann die Kirche ihr zweites Wort sprechen. Von der Kirche wird heute der Karfreitag ihres Glaubens gefordert, damit sie Ostern feiern kann. Nimmt sie die

---

[1] Man erzählte von einem Mauleseltreiber in Missouri, er könne sechs Stunden hintereinander fluchen, ohne einen der wunderbaren Flüche zu wiederholen. Den Eseltreiber, über den wir schmunzeln, ersetzen aber heute organisierte Lästerbanden und Autorengruppen. Ein Enkel Leopold von Rankes, Robert Graves, hat mit seinem »Nazarene Gospel« einen Rekord an blutig ernster Gotteslästerung geschaffen. Der Mann ist ebenso begabt wie besessen. Aber in einem höheren Sinne mußte wohl das Ächzen der Kreatur unter der dreisten Herrschaft der sogenannten Gebildeten diese Teufelei hervorrufen.

Flüche auf, so werden die Seelen auferstehen können von den Toten, werden ausruhen von ihrer Arbeit in der Welt und sprechen so, als sei das die einfachste Sache von der Welt: »Jauchzet dem Herrn alle Welt!«

DIE GROSSTADT

Summary

People in a city live in a peculiar manner; and this manner is bound to become their second nature. At times, we darkly remember that we also have a first nature in virtue of which we belong to the City of God. And in these moments, we are apt to put all the blame for our own misery on the cities of men.

I shall not do so. By building cities, we have given a brilliant expression to some of our noblest faculties. The positive achievement of the city is foremost in my mind. I invite the reader to a sober assessment of our citified nature. With this civilized or citified nature the trouble is the same as with any second nature. If it is true that the City produces a highly specialized pattern of behavior, it also is true that a man's second nature is not good enough for any man. My life, it may perhaps be said, is a case study of this revolt against our second-rate nature. For I was made aware with a shock, at thirteen, of the fact that the city *is* merely a second-rate nature.

This shock has determined my life in all its later phases. Even when I landed in New York in 1933, its effect was continued in my prayer to land me in America, yes, but not in New York. I grew up in a metropolis of American "tempo," in Berlin, Germany. I was sent to a school to which the court and the bankers sent their sons. My class was worth many millions in dollars and in titles of the Peerage of Prussia.

At thirteen, I transferred to a strange school. This, too, was located in the heart of the city. However, I was one of only two day students. The three-hundred-years-old gymnasium was for boys from the small towns of the province of Brandenburg. Practically, it was "Winesburg, Ohio," in the middle of the

Bronx. On the whole, the atmosphere was hostile to a day student; I had to defend myself for being from Berlin. And my dreams of the goodness of the countryside were shattered. But certainly, "Winesburg" by sheer contrast opened my eyes to the second-rate character of the way of life in the metropolis and in "Winesburg" as well. Then and there, I came to know – before I ever heard the term, sociology – that second-rate things like local environment must never contain a man. And all the decisive steps of my life have been attempts to check these second-rate natures in myself or others. I do not think that this is said only in retrospect. At seventeen, when we graduated, my classmates told of their plans which all converged on a locality they already knew. I told them that no real life could be lived that way; that one could write their obituaries already beforehand and that I would not stand for such a predictable life. Thus, it came about that since 1906, I have looked for a way of allowing man's primary nature to breathe. Accordingly, I propose to make the following points:

1. What "the City" was doing to the Christian way of life, was pretty well known in, say, 1800 or 1850. However, in those days it also was known that the countryside did something to this way. The Christian way had to strike a balance between the mores of the countryside and the new ideas from the cities.

2. Today all of America is one majestic City. Industry has removed the barriers between city and country. The whole area is citified.

3. The new citified humanity, however, does divide its time between a fast and a slow way of life. The speed is realized in the centers of production, in factories and business sections. The more restful aspects of life are represented by our suburbs.

4. We are confused because neither are the factory districts mere replicas of the old cities like Boston or Baltimore, nor are the suburbs simply the heirs of the old-time villages. The essential contrast between the new equilibrium of factory and suburb and the old equilibrium of cities and villages is often overlooked;

hence the new onslaught of the City of Men on the City of God is not noticed.

5. The essential contrast lies in the fact that both, the old village and the old city, believed in their words and ideas. The factory district as well as the suburb of our time act on the assumption that nothing they think or say today may be true tomorrow. They follow the trend. They feel entitled to advertise the best sellers of one day or one year and the best sellers of tomorrow and next year as well. Both factory and suburb represent a new attitude toward the Word.

6. The Christian belief in incarnation, the universal belief in God's creation, the right use of human reason, all three are destroyed by the new City of Men. And this is not done by accident, but by establishment. The new city can't help doing this.

7. Any new equilibrium of natural forces has always threatened the City of God. But the citizens of the latter usually wait too long before they grasp that the City of Men has taken a new shape. In this article, we shall simply try to grasp the new shape of our eternal partner, of "the world" within our own nature.

The Heart of the Times

In 1800 or 1850, the Christian way of life was hampered by two enemies, by superstitions from the back hills and by new philosophies from the cities.

The Christian way of life always fights two enemies at once: the "too slow" of apathy and the "too fast" of mere curiosity. Why must this be so?

Well, the ocean's ebb and tide, and the milky way of stars need no churches. Their life cycles are heartless; their times rest with God. We men need religion because our heart's calendar does not coincide with the astronomical cycle. Astrology is nonsense. Any generation or individual or class or nation has its own calendar which clashes with all the others. Men's times conflict.

Unless we build up one body of all men through the times and make God the heart of all our times, we destroy each other. The Christian way of life builds one Body of Christ through the times, with God its heart, and thus overcomes the false times of the fathers and the children. It "turns the hearts of the fathers to their children, and the hearts of the children to their parents." Or we may put it the other way round: the Christian way of life puts heart into our times and thereby creates one Body of Time. Without a heart there can be no living Body of Christ.

This Body always has the same two opponents: (1) the hasty, hurried march of time from one blind change to the other, and (2) the tendency to blind repetition, the apathy of mere routines.

The Christian way of life is opposed to change for the sake of change, and to tradition for the sake of tradition. It thereby obeys the divine Will as it stands revealed in the great calamities and catastrophes. For who can doubt that, for instance, the last two world wars have called back the human race into the universal rhythm from which the pride of nationalism had tried to stray?

Before the industrial revolution, the natural function of the old city made sense. The countryside inclined to be superstitious. Down to the Russian Revolution, the peasants of eastern Europe observed the rites of Isis and Osiris. "Neither the Christian missionaries nor the emperors of Rome had scratched more than the surface of their lives" (Frazer). Super-stitions are outmoded ways of life. Rural life preferred such folkways. As a natural check on this one trend of our nature, the city stood for new ideas. Here, new philosophies could arise, new ideas be sown, and change could exert pressure in the form of new fashions, new sensations. Between sensations of a new character and superstitions of an old type, the old Adam in all of us muddled through. We all are one half the rooted plant and one half the roving animal; for us, the villages stressed the vegetative rhythm of the recurrent seasons, the cities procured the acceleration of changes.

We, however, have abolished this time-honored division of labor. We no longer have peasants. In a mutual embrace, country and city have engendered the industrialized world of factories and suburbs. From the remote corners of the countryside, the raw materials which the machines transform are taken; the scientific processes by which they are exploited hail from the city. On the other hand, the rhythm of the suburbs seems similar to that of the countryside, but the mind of the people in the suburbs are all trained in the most modern ways of production. Hence it is not true that our factory districts are identical with the old cities; for this, they are far too close to nature. Neither are the suburbs simply the heirs of the villagers; the people of Scarsdale are too close to Manhattan; who could be more sophisticated?

One similarity between the routines in the old peasant homes and the homes of our suburban commuters cannot be denied. It consists in a distinctly more relaxed, more leisurely approach to the time schedule than either the old city or the people in the Loop can afford. But both, the suburb and the factory, have some new relation to human language which was unknown to either the old peasant or the old citizen of Boston.

The peasant was superstitious in that he repeated the sacred words of the past forever and forever. And when I go to our own village church, one out of three in town, with from fifteen to twenty others, I am super-stitious, that is, hanging on against hope. For, this handful of people certainly is not the salt of the earth or the undivided Church of Christ in our town. But there is nothing wrong with the service which we observe. Our words are not superstitious. The situation is outmoded; that's all. Now, however, turn to the suburb. At the outset, in the new suburb provision will be made for all the denominations – Catholic, Jewish, Protestant, minor sects. No one faith is absolute in claims or expectations. Faiths, in the plural, are a Sunday affair. The suburb is redundant with private activities all of which are perfectly harmless and without consequence. The best book for

the suburb is *Alice in Wonderland.* The doggerel is its most pertinent poetry. Dante is funny in the suburb because in the suburb nobody can be exiled for his ideals. In fact, everybody has ideals there and they all differ, People read voraciously in the suburb. But in the old village, they only had one single book through the centuries. Hence, the villagers would actually believe in what the book said. But a suburban reads the review of a new book before he commits himself. The words preached and read and rhymed in the suburb, all are uttered tentatively and in good spirits. By good spirits, we mean without giving offense to anybody. And that is a good way of saying, without any effect on anybody. For the man who is never misunderstood to the point of offending can never have said anything important. Important words always give offense. They make a difference. The Holy Spirit is not a "good Spirit" but the better Spirit!

Now compare the old city and the new Inner Sanctum of Simon and Schuster. The old city gave birth to philosophies like Spinoza's or Schopenhauer's. Their newfangled ideas disturbed the peace. The idea required partisanship, decision, commitment. Because these ideas created a whole movement, like transcendentalism, ideas made martyrs. Mind you, many of those new ideas were cockeyed and merely new. I do not think that in themselves they were better than ours. I do contend that our ancestors stood by them in a very different manner. The wicked new ideas of the city were persecuted and they were introduced by people who believed in the importance of making a grave decision.

This relation of the writers and publishers to their own ideas is impossible when you write advertising copy, or editorials for a paper whose political convictions you do not share. If a Gallup poll can offer the publishers and authors a poll of what will sell, the last camouflage is dropped. Nobody any longer pretends that he is in conscience bound to write as he writes. He eagerly admits that he is going to write what pays.

The most striking difference between the old and the new relation to the Word deserves to become the theme of a book. The title I planned for it was "The Triumph of the Witches." I wanted to show that the same type of people who formerly were burned as sorcerers soon may run our society in the shape of psychologists and economists and sociologists, and may put everybody who speaks only out of conviction into their carefully padded lunatic asylums. The modern mind declares anybody who keeps from writing for money to be a fanatic or "nuts." An athlete and brilliant college graduate who had joined the old CCC in order to reform it, volunteered after Lend-Lease for the Marines. He was rejected by the army psychologist as a lunatic simply because no "normal" fellow could go from college to CCC. If he had followed the next trend, that would have been sane, even if it had consisted in ruining his health by cocktails and venery.

The new majestic City America, in other words, has developed a new attitude toward the new ideas and the sacred traditions of the race. Everybody is noncommittal. A marriage consecrated by the Cardinal of Boston ended in divorce a few years later. From the Inner Sanctum of a publisher, we may expect every year another creed and another philosophy and another policy. Words have lost their meaning. Names have lost their appeal. The publishers instead of consulting the Gallup poll should ask themselves if books did not depend for their very existence during the last four hundred years on some strange identity of the speaker and the words he spoke, and whether probably the time for books is over as this identity is lost.

If and since we all ride the wave of perpetual future change, no one single change can ask for our devotion or investment. The business district always has its tongue in its cheek. And in the suburb, we can't ever get excited as this would make us unwelcome at the country club. (The other day I read of a Country Club Church!) And now let me give three examples and then be silent. In these three examples the new City of Men has

altered our relation to Christ the Word, to God the Creator, to Man, the image of God.

The Permanent Wave of the Future

In the January issue of the *Reader's Digest*,[1] Anne Morrow Lindbergh gave a write-up of her most unforgettable character. Speaking of his death, she said, "The flesh had become word." The autor of *The Song of Bernadette*, Franz Werfel, a man whom you might suspect to have religious insight, printed in his last book, "At the end, we shall say that we have created God." Huxley and the evolutionists explain the so-called higher by the lower, man by hydrogen, and God by stomach ulcers.

Let us take the undaunted heroine of the wave of the future first.

Mrs. Lindbergh's sentence, "The flesh had become word," rivals the sentence from John: The Word has become flesh. Obviously where people clothe their beloved for the burial themselves, or where the picture of the Crucified is still looked upon in faith, such nonsense would be unprintable. The corpse gives off a stench. This, in the suburb, is hidden. So, the five words, "The flesh had become word," did not arouse indignation. That it was blasphemy was not felt. This brings out the fact that the modern city denies the very possibility of blasphemy.

The modern city does not rest until the last sentence of our faith has been matched by a brilliant worldly parallel. This is achieved by changing the direction of the faithful statement. By the change of direction it becomes witty. In "The Word has become flesh," the spirit of God descends. In "The flesh had become word," the human mind is distilled from the body and ascends. Similarly in "God created man," Moses looked in one direction, and in "We have created God," Werfel looked in exactly the opposite one. In the sentence, "In the image of God created he

---

[1] 1947, p. 174.

him," all the things below men, oceans and stars, mountains and valleys, are later than God's vision of man. They lead up to him. But with Huxley, the earlier explains the later, the mountains and the molecules evolve man in their image.

All city wit, however, depends for its remarks on the existence of the treasures of faith. Frank Lloyd Wright's son could not have written his biography *My Father Who Is On Earth* without stealing from the Lord's Prayer. Neither Mrs. Lindbergh nor Werfel nor Huxley could have said what they said unless the reverse had been believed by all men for thousands of years.

We discover: *the perpetual waves of the future are of a secondary nature.* They exploit the treasures of the universal faith of mankind. It took 5,000 years before St. John could exclaim, "The Word has become flesh." It took 3,500 years before Moses could joyfully shout, "In the image of God, he created Man." It took 7,000 years before Niels Bohr could explain the constellation in one atom by the order of the solar system or before Joseph Wittig could explain each individual soul as the replica of the whole church in all its offices and branches. The statements of faith always take time. The exploitation of such gold mines of truth by the city wit takes next to no time.

As we have blown up the forests of millions of years in our steam locomotives within one century, and as we are exploiting the oil deposits of endless periods of geology within this quarter of a century, so the city explodes the accumulated wealth of millenniums of common faith for one magazine article. I am doing it myself at this moment. We all live in this city where the clever mind mints the gold bars of eternal truth into cash.

However, we now are in a position to define with precision the laws under which the City operates.

1. The City exploits the oil wells, the coal mines, the treasures of faith by a change of direction. Lower explains higher, the flesh ascends into the word, my maker is said to be my makeshift.

2. The operation of the brilliant mind seems to be nothing but

the act of one day. This is not so. Two ranges of time, one excessively long, one excessively short, are brought together in the operation.

3. The perverted citified statement always remains indebted to the sentence of faith which it perverts, for its creative substance.

That there is a "Higher" in this arbitrary and chaotic universe, that there is a "Creator," and that there is one phase for the word and another phase for the flesh, these substantial truths had lived and had been believed before the direction could be turned about. But of this third law, I would like to say one word before leaving it to the reader how he is going to restore within his own accounting the balance between the City of Men and the City of God.

May I be pedantic and simply print the sentences side by side:

The Word has become flesh.	The flesh has become word. [1]
Man is in the image of God.	The lower evolves the higher.
God created man.	Man shall have created God.

The word which comes out of Mr. Smith's flesh may be anything – a joke or an abomination, a blessing or a curse; there are innumerable unforgettable characters. The sentence on the right side is pluralistic. The sentence on the left side is singular; it has happened once for ever, and if it is true, we all live in this One Word's Christian Era; if it is not true, there is no hope for peace whatever.

---

[1] Zusatz von 1962: Kaum zufällig hat auch ein deutsches weibliches Wesen den Apostel Johannes so mißbraucht. Bettina von Arnim sendet Neujahr 1824 eine Zeichnung an Goethe. Da thront er auf einem Stuhle, dessen Lehne in griechischer Sprache die Worte trägt: »Und das Fleisch wurde Geist.« Aus des Evangelisten Wort »Logos« hat sie in großartiger Schlamperei »Pneuma« gemacht und ist selber begeistert: »Die Inschrift liegt mir wie Honig im Munde, so süß finde ich sie, so ganz meiner Liebe entsprechend.« Zu finden ist dies Saccharin in Bettina Brentano, Die Andacht zum Menschenbild, Unbekannte Briefe, Jena 1942, S. 236.

The God whom men are going to create according to the poor fool Werfel may be a monstrosity, asking for the slaying of our first-born. The God of righteousness and mercy, however, although he cannot prevent the city people from destroying themselves within three or four generations, keeps the human race alive. "The lower evolves the higher" is a naive theft of the term "high" from the left side of our account. In pure evolution, the word "high" does not exist. The ape is later or more complex than the jellyfish; he is in no way higher. "High" does not come in except by a comparison between God and his angels and men and stones, from the peak downwards.

Whenever the human mind has achieved this perversion of direction, it feels safe. From the corner where the lower explains the higher, where the flesh becomes the word, where we create God, no orders have to be feared for our free will. Sentences like those of Werfel, Lindbergh, Huxley, dissolve our dependence on some imperative truth. For truth is valid only when the singular of a unique demand here and now is heard by the "cross-over" which you and nobody else in the world embodies; if you receive the word into your flesh you admit that the higher overrules the lower and that the image of God may be impressed on the physically ugly, the mentally fearful, the socially underprivileged because it never, never, never shall evolve from the bottom up but always shall descend from the top down.

The little churches today in our suburbs often form part of the evolutionary city of men. The innocent young man in my church one day received new members of the congregation. He had us sing the grand hymn: "The Church's one foundation is Jesus Christ our Lord." And then, with his eternal smile of unruffled suburban kindness, he continued: "Today, we found the Church." He did not even take notice of this change of direction and everybody in the congregation was far too polite to do so.

The City of America does in a new and peculiar manner that which the cities of men always have done. This minister made

the same mistake which mars the three analyzed quotations. The reader may catch himself in this act each time that he replaces the word "a" by "the," or the plural "men" by the singular "Man." As this is a kind of master key to the worldly mind's operations, I recommend this observation. It's a lie detector. Werfel's formula that Man creates God, is false because the tragedy of man is that they can never hope to become MAN except by the grace of God. God must have given us a chance to form ONE SINGLE MAN before we may reveal God. *The City of Man* was the attractive title of a book ten years ago. It was written by the leading liberals. The fallacy was in the naïve use of the singular *Man*. With old Homer, it still was notorious that there were "many cities of men"; in this honest manner, the Odyssey begins. Our liberals jump to the conclusion that we can build a city of Man without God blessing our work. In the same manner, our young minister might have preached on the humble endeavor to found today "one" church, in the image of God's foundation. But he jumped to the liberal conclusion that "the" Church was man-made. And is it not obvious that when Mrs. Lindbergh's hero died, not "the" Word had become flesh but some word, one word among many had been added to the confusion of tongues?

Whenever something indefinite, the "any" or the "a," is exalted into the One by mere cerebration, without personal commitment and sacrifice, it always betrays the humanistic mentality. In this act, the world takes the place of God. We daily commit this act. The great Pope Gregory VII fought this surrender; he called it simony. Luther fought it; he called it indulgences. Julien Benda fought it; he called it *La Trahison des Clercs*. The city of God which fights it will live to the thousandth generation; and the city of men which does not fight it, will have vanished before the fourth generation.

When the minds cease from this mental fight, our bodies get involved in wars, our property in economic crises, our souls in sadistic racial hatreds.

But will anybody fight? Is there anybody left who can fight? The reader who has followed us thus has a right to say that the new city is omnipotent and therefore cannot be held in check by any Christian way of life. Indeed the City of Man of our time is so formidable because it does include the peasant and the philosopher, between which the old Christian could find his way. The new city dweller is a fusion of both these extremes. This city dweller is repetitive like the old peasant and he has brilliant ideas like the former philosophers. The result is that he is a man who *repeats sensations*. While in former centuries the peasant used to repeat ancient lore and the philosopher created new ideas, the modern city dweller incessantly has one sensation succeed the other in stereotyped repetition. He has the superstition of believing in a breathless chain of daily news. Every single one of them differs; however, they are repetitive as they all are crazes without consequences. And it cannot be said that waves of the future in endless succession are more intelligent than the endless turning of the prayer mills in a Hindu village.

To fight this new "superstition of enlightenment," no army exists. Our ministers are numbed by this new alignment of forces. They have not "studied" this situation.

The one man who saw this unholy alliance of speed and superstition early is Friedrich Nietzsche. He mourned the death of a living faith. In his despair, he mixed a drink for the dead souls of our peasant-philosophers. His phial contains a counter-elixir, an antidote against this obsession with sensations in succession. Nietzsche voluntered for the only role which can impress such a city dweller because it is the extreme role of this same city dweller's existence. Nietzsche undertook to play the Antichrist. Nietzsche's Zarathustra does professionally that which Simon and Schuster and Mrs. Anne Morrow Lindbergh do only occasionally: he replaces every act or scene from the New Testament with one of Zarathustra's vintage. Nietzsche made himself into the Antichrist to resuscitate in the poor breathless souls the

power to distinguish the spirits, that is to distinguish between panting and breathing again. He took the devil's dress lest God remain dead. We have this from himself [1]. This poem suffices to prove that he knew what he was doing and that we do him the greatest honor if we accept him as the antichrist; Antichrist is an Ersatz Christ, and the city's way of life is Ersatz.

The mind of the city has reached its insuperable absolute in Nietzsche. And against this foil the cross leaps forward with renewed vigor. The city annihilates all ways of fruitful incarnation. Nietzsche replaces Christ. And behold, never is Christ more redblooded and interesting than after you have tried Nietzsche. The Antichrist can stem the very waves of the future to which our ministers and Christian fronts and peasant-philosophers succumb. By outdoing all city wits, Nietzsche has staked out the ultimate. The last word of the city: Nietzsche has said it long before anybody who may come in the future. I stand not alone in this belief. But I did not know how literal my agreement with others was on this point. Indeed, this article was sent to the editor before I found the comrade in arms, Gerhard Brom, in the *Nederlandsch Royal Academy of Amsterdam, Transactions of 1946*. He says that Nietzsche's Antichrist has reduced the New City of Man *ad absurdum*. "Christ walking among man's children, is the Word which has become flesh. But Zarathustra is the flesh which has become Word. This is a parody. It is the weapon of the powerless who wants to make himself big and who remains literature..."

A succession of sensations still is a succession of mere sensations for every moment. And the Christian way of life still is and will be a succession of apostles to each generation.

---

[1] »Daß sein Glück uns nicht bedrücke, nahm er um sich Teufels Tücke . . .«

Appendix

Since this has been written an important new example has been added to illustrate the wasteful and exploitive character of poetry and fiction.

My friend Zuckmayer has staged the French-German enmity of the last war under the Biblical title *The Men in the Fiery Furnace.* And when in this play a score of poor French devils meet their atrocious death he has a chorus intone the Biblical song of the three men in the fiery furnace. Now being a playwright he had to do it within the laws of his trade. I know from himself that he did not notice the change that he wrought in the Biblical text. He is certainly no cynic. Hence, the laws of the profession may be studied in this case without any moral bias. This is not saying a word for or against the play or the Bible. However, I do want to show the abyss between the quite unliterary, even antiliterary Bible and modern city literature. For the difference explicitly is denied by most modern higher critics, experts, philologists, and ministers. Hence, I must insist on it.

The Biblical text runs:

> All works of the Lord praise the Lord
> Laud and exalt Him through the generations
> Praise, ye angels of the Lord
> Praise all the waters which are above the heavens
> Praise sun and moon
> Praise, stars of the sky
> Praise rain and dew
> Praise, fire and heat
> Praise the land
> Praise mountains and hills
> Praise whales and fishes
> Praise beasts and cattle
> Praise ye sons of men
> Praise Israel
> Praise the priests of the Lord

Praise the servants of the Lord
Praise ye spirits and souls
Praise the saints
Praise Hananiah, Azariah, Mishael. Amen.

I have omitted a number of links in between because I wish to stress that this text has a miraculous order. For, in the midst of the furnace Hananiah, Azariah, Mishael try to keep alive. And they sing the praises of God; they first look up to God's throne and see the angels. They see after that the high heavens; that is to say: in their ectasy above their agony, the highest and farthest has drawn their attention first. Gradually, however, their power of conscious sobriety increases. The earth comes into their sight, the human race, Israel, the priest in Israel, the saints in Israel, the hearty ones in Israel and at this moment the rope snaps and they dare rest on their own existence, now verified in the light of all higher orders. Sweetly these singing adorants Hananiah, Azariah, Mishael say, with angelic smiles to themselves, to each other, "Hananiah, Azariah, Mishael praise ye the Lord." It is the triumph of their psalm that they finally have the power to say this. Anyone in terrible pain projects this as far away from his self as his thought will carry him: that the angels were invoked first, was natural, but that Hananiah, Azariah, Mishael are asked and requested last, was sublime. The most profound law of analysis, the law of projection, here it is at work in the sequence of these lines.

Zuckmayer's play brings in, as an epilogue, the song at full length and the whole text is given, but the names Hananiah, Azariah, Mishael are omitted. With this new arrangement, the soul's original reason for the whole order of the various summons becomes undiscoverable. The structure now is accidental. Now, the praises seem to be put in an artistic, or rhetorical, or a logical order: men-willed, men-thought, men-ruled. But in the real fiery furnace when the prisoners first drafted the highest angels for the praise of God, they already aimed at the victory of the three singers themselves as it is finally made explicit in

the sweet self-address. And vice versa, the final self-address is equal in power to and is of the same high pitch tension of the first line. The angels and the poor Hananiah, Azariah, Mishael then must not be considered as some logical positions x or y. To the contrary, they are the entrance and the exit; and more than that: they provoke each other and each is, in the very strict sense of the term, the *cause* of the other being called out at all. These poor people could not have begun with themselves, but they were only justified in calling upon the angels because they persevered until they themselves felt as free to sing as the angels. Praise, ye angels of the Lord... Praise Hananiah, Azariah, Mishael, is one cadenza!

Zuckmayer then has universalized, generalized the Biblical song as all Humanists and has deprived it of its empirical, direct and unique features. Yet in his trade that was or is expected from him.

But then the garbling up of the precious stones and pieces of brocade in the Bible for poetical perusal is responsible for the fact that the Bible is treated as literature and that the cost of truth is underrated. Plays may be written every year. The song of the men in the fiery furnace is one and one only in eternity.

MENSCHHEIT UND MENSCHENGESCHLECHT

Zwei Schwerter ließ Gott im Erdreich, das Leben unter den Menschen zu erhalten. Das göttliche und das kaiserliche nannte sie der Heiland, der sie auf Erden offenbarte. Das christliche und das heidnische hießen sie durch das erste Jahrtausend, bis die Germanen sich bekehrt hatten. Dann nannte sie die Christenheit das geistliche und das weltliche. Unter dem Namen von Kirche und Staat gliedern sie das Europa der Neuzeit. Als Seele und Geist enthüllen sie sich uns.

Alle diese Zwillingsgestirne am Himmel der Gattung waren und sind notwendig, weil dem Menschen die Doppelgeschlechtlichkeit seines Wesens zur Last wird und er sie abzuschütteln trachtet. Der Mann will zu oft nur männlicher, das Weib nur weiblicher werden. Aus diesem Hange droht der Tod der Gattung. Denn Mensch sein heißt nicht geschlechtslos sein, sondern zwieschlächtig Mannes und Weibes Art in sich verschmelzen. Der Hang zur Mannsenhaftigkeit und Weibsenhaftigkeit muß also immer wieder überwunden werden. So bedeuten die Namen für die zwei Schwerter Verbindungen höherer Ordnung gegen die Entartung und zur Erneuerung unserer Art. Unser Wachstum und Aufstieg als Träger des Lebens auf der Erde hängt ab von dem Gleichgewicht dieser beiden Grundkräfte des Menschentums.

Das letzte Jahrhundert ist ein absterbendes, weil es von de Maistre bis zu Treitschke, von Hegel bis Bergson, von Napoleon bis Bismarck, von Rousseau bis Tolstoi nur jeweils eines der Schwerter geführt hat. Auseinander riß durch ihre Verblendung das Geflecht des Lebens. Sie zertrennten den Teppich, den die vorangegangenen Geschlechter kunstvoll gewirkt hatten. 1914 war er fadenscheinig, alles Farbenglanzes bar; Europa war entseelt und entgeistert.

Krieg und Bolschewismus sind dann der große Schlund, in dem das Wüten von Restauration und Revolution, wie es seit 1789 geherrscht hat, sein Ende findet. Die letzten Fäden sind zertrennt. Die Zeit ist zerschellt.

Erfüllt war die Zeit am Beginn unserer Zeitrechnung. Damals bringt das Opfer Christi den hoffnungslos auseinandergeborstenen Stamm des Menschengeschlechts zurück zur Einheit. Der Baumstumpf wird angeschlagen und treibt das neue Reis hervor, das aller Menschensöhne Herr wird. Denn es ist keines Mannes leiblicher Sohn, sondern hat unmittelbar die Feuertaufe der Sohnschaft empfangen. Damit beginnt die Weltgeschichte, die Rückkehr der Welt unter Gottes Herrschaft. Christus schreitet durch die Zeit und erfüllt sie, indem er das natürliche Chaos durch die Gewalt des Kreuzes zur Form zwingt.

Heute endet diese Erfüllung. Die irdische Zeit ist vernichtet. Denn die Entfaltung unseres Selbstbewußtseins und Zeit sind ein und dasselbe. Stirbt also die Lebenssicherheit der Art aus, so wird auch die Zeit zerstört. Zeit entsteht ja nur da, wo der Geist den Stoff erschließt, wo Natur wartet entwickelt zu werden. Heute aber scheint alle Menschennatur entwurzelt. Unsere Wurzeln sind krank. Alle Ordnung und Gliederung des Menschengeschlechts wird verkehrt: Dem Manne entsinkt das Schwert, das Weib aber lernt kämpfen, denn es tritt ein in die Politik. Aller Geschlechter- und aller elterlichen Zucht hat sich die Gegenwart auf der ganzen Erde entwunden.

Die Menschennatur wird eingestampft zu bloßer Rohmasse.

Aber bevor die Zeit endet, soll ja der Antichrist erscheinen. Und an ihm erkennen wir, was geschieht. Er muß aber vor kurzem erschienen sein. Denn er kann weder früher erschienen sein, noch künftig je erscheinen. Früher hätte und hat jeder, dem die Frommen als Antichristen fluchten, sich dieses Fluches zu erwehren gesucht. Der Fluch traf ihn innerlich und machte ihn beben oder rasen, ob nun der Staufer Friedrich II. oder der römische »Babst« oder Napoleon so hieß. Also waren sie nicht der Antichrist. Denn sie *wollten* es nicht sein. Künftig aber wird

niemand mehr über diesen Fluch erschrecken: er wird ihn außen abgleiten lassen und lächeln. Denn die Russen der Revolution haben kaltblütig als neue Religion die des Teufels verkündet; und damit ist auch der Name des Bösen ein Name wie jeder andere geworden. Darum kann kein Künftiger mehr den Antichrist leben.

Denn in ihm müssen Innen und Außen einander entsprechen. Er muß wissen, was er tut. Die Welt muß von ihm erschüttert werden. Er aber muß sich des Schauders freuen. So gibt es für den Antichristen eine feste chronologische Ortsbestimmung zwischen Einst und Künftig.

Der allein ist der wahre Antichrist, der an der Wende der Zeiten sich selbst den Antichristen nennt. »Ich komme als Letzter zum Schlusse der Weltgeschichte, weil ich der vollendete Erlöser bin.« Und »dieser Mensch war von untadelhaften Sitten und von einer ungewöhnlichen Genialität« (Solowjeff, Gespräch vom Antichrist). Er tauft sich selbst mit Feuer aus eigener Kraft. In dieser Feuertaufe offenbart sich der Antichrist.

Seit Johannes des Apostels Zeiten hat dieser Antichrist zu leben angehoben. Johannes, den Jesus liebte, der erste Bruder nach Christus, kennt ihn am besten. Nur in seinen Schriften ist daher innerhalb des Neuen Testaments vom Antichrist die Rede. Denn er ist wie sein Schatten, sein Doppelgänger. Ein Johannes, der den Namen des Erstgeborenen nicht bekennen würde, der wäre der Antichrist. Denn er wäre vollkommen ohne den Vater im Himmel. Was ist der Antichrist als der wiedergeborene Mensch, der nicht der Nachgeborene sein will? Wer den Antichrist, wer sein Abendmahl, wer sein ecce homo hineinsang in die tote Welt, der ist der Antichrist. In demselben Augenblick, wo Solowjeff und Benson ihn verkünden, ist er schon ins Fleisch gekommen. Sie verkünden ihn nur deshalb, weil sie die Luft von ihm erfüllt wittern.

Das also ist das Wesen des Antichrists: Die menschliche Eigenmacht pocht auf ihre *anima naturaliter messiana;* sie hat ihre dionysisch-messianische Geistnatur zweitausend Jahre lang zu-

sammengeballt, bis sie Gestalt gewonnen hat in Friedrich Nietzsche.

Unser Geist durchläuft die geistigen Stufen unserer Ahnen, ehe er zu sich selbst kommt. Ein Führer reißt die Menschenart als Ganzes auf eine höhere Stufe. Auf dieser Stufe bleibt sie, bis der letzte Mensch hinaufgelangt ist.

Der Antichrist verkündet diesen Augenblick des letzten Menschen. Denn er kommt nicht, wenn die Zeit erfüllt, sondern wenn sie vernichtet ist. Er kommt in der Stunde des Todes. »Was ist Liebe, was ist Glück, was ist Stern? blinzelt der letzte Mensch.« Das will sagen, daß die menschliche Natur ihre Instinkte verloren hat. Das letzte Triebhafte des Menschen wird irre und unsicher. Die Kraft der Geburt reicht nicht mehr aus zum Leben. Der Geist hat den Menschen zerbrochen und entwurzelt.

Jetzt ist die Zeit, da Christus gesiegt hat. Denn mit ihm setzt nun die Menschheit den Tod über das Leben; die Menschheit als solche opfert ihren Lebenswillen. Und durchschreitet damit als Ganzes die Pforte, durch die dereinst der einsame Erlöser voranging.

Jesus war der erste, der den Tod als die Offenbarung des Geheimnisses unserer Natur überlebt. Deshalb nennt er die natürliche, geborene Welt das Diesseits; die geistige aber, aus dem Tode erkannte, das Jenseits. Nietzsche betrachtet die Letzten, die folgen. Ihn umwittert der Verwesungsgeruch der »christlichen Welt«. Für nichts und wider nichts, d. h. für das Nichts stürzt sich 1914 ein ganzes »christliches« Volk singend in den Abgrund der Zeit. Man sagt, es wollte sterben. Nietzsche stempelt angesichts dieser totbereiten Welt die Natur zum Jenseits. Die leibhaftige Wirklichkeit mit »Nahrung, Wohnung, geistiger Diät, Krankenbehandlung, Wetter« ist ihm zum Himmelreich geworden, zum Drüben, weil sie dieser christianisierten Welt entrückt ist.

Gottes Sohn war am Anfang der Heilsgeschichte aus der Ewigkeit ins Leiden, das heißt: in die Zeitlichkeit hineingegangen.

Allmählich ist darum die Ewigkeit, der leidlose Zustand, verschwunden. Die ganze Menschheit ist ihrem Herrn nachgefolgt und geschichtlich geworden. Alles ward Zeitlichkeit. Denn alles in der Christenheit, vom Papst bis zum letzten Knecht und Muschik hat einmal seine Revolution gemacht, hat zur Vernunft kommen und mündig werden wollen. Christus hat alle zur Freiheit gerufen; Freiheit ist Leiden. So wollen heute alle leiden. Sobald aber alle leiden wollen, ist der Sinn des Lebens, seine Ewigkeit, in Gefahr.

Darum muß der Antichrist in die bloß noch geschehende Welt es hineinschreien, daß alle Lust Ewigkeit will, tiefe, tiefe Ewigkeit. Dieser Satz mußte einmal ausgesprochen werden, als die Ewigkeit tot war, um sie wiederzugewinnen.

Denn die Menschen kannten als des Lebens Inhalt nur noch das Leid und des Leides Betäubungsmittel, die Lüste. Rausch war ihnen die Lust geworden, Schale und Oberfläche. Krampf und letztes Ausweichen war sie vor dem sie ganz umringenden Leiden des tagwachen Selbstbewußtseins, vor dem nagenden Wurm des ans Ende gestoßenen Wissens, vor dem ausdörrenden Lichte der verzweifelnden Erkenntnis. Sie glaubten beides zu kennen, Lust und Leid. Die Gestirne eines Jenseits, der Einbruch mächtigen Überraschens, nichts dergleichen überragte ihr Dasein. Wichtiger aber als bestimmte Inhalte des Jenseits ist, daß Überraschung und Ereignungskraft dem Leben nicht fehlen. Um den Fiebernden, Sterbenden, Toten diese Kraft wieder zu offenbaren, sprach Nietzsche das ungeheure Wort, daß Gott nicht im Leiden uns besucht, sondern in der Lust: Weh spricht: vergeh! Doch alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit.

Dieser eine Satz erzwingt die Umwertung aller Werte. Die Lust steht jetzt da, wo das Leiden und der Tod stand: am Himmel. Damit wird die letzte Zuflucht der innerchristlichen Heiden: die Vorstellung von einer irdisch-räumlichen Himmelsburg, in die uns der leibliche Tod hinaufsenden könne, endgültig abgetan; sie wird komisch. Ist der eine Name vertauscht, so müssen alle Namen vertauscht werden. Alles wird Gegenteil. Der Gegenpol

des Guten, das Böse wird vom Antichristen zu Gott emporgehoben: Da, auch ich bin in der Ewigkeit, auch ich bleibe in der Ewigkeit! Das letzte Natürliche, noch nicht Wiedergeborene, das Böse, findet in Nietzsche seinen Titanen, der mit Gewalt in das Himmelreich eindringt.

Nun haben die alten Namen, die alten Werte ihre Salzkraft auf dem Acker des Lebens verloren. »Das Christentum meiner Vorfahren zieht in mir seinen Schluß – eine durch das Christentum selber großgezogene souverän gewordene Strenge des intellektuellen Gewissens wendet sich gegen das Christentum: in mir richtet sich, in mir überwindet sich das Christentum.«

Wie Nietzsche selbst sagt, so ist es: Die Strenge seines Gewissens ist durch das Christentum selber großgezogen und souverän geworden. Sein Unglaube ist eine Frucht am Baume des Christentums. Das Bekenntnis zu ihm ist unmöglich, es sei denn als Verstärkung des Glaubens an Christus. Deshalb glaubt ihm weder der ihn ausschöpfende Philosoph, noch der seine Legende schreibende Heide. Denn sie sehen nicht sein eigenmächtiges Leben und Sterben. An ihn als an den Antichristen glauben, heißt, an den Sieg Christi über den Widersacher glauben. Aber der Antichrist bezeichnet eine Epoche. Er bezeichnet den Augenblick, wo das Christentum selbst aus einer Spezies zur Gattung, zur immer wiedergeborenen Natur wird. Deshalb gibt es für alles Menschenvolk ein Vor- und ein Nach-Nietzsche. Wir dürfen das heute aussprechen. Denn Nietzsches Antichristentum ist von Gott als Wahrheit erwiesen worden. Worin hatte es denn bestanden? Doch darin, daß er seine Zeit als tot angesprochen hatte und sich als den einzigen über ihren Einsturz hinweg Lebendigen. Die Zeit aber hatte seine Herausforderung beantwortet, indem sie ihn aus den Reihen der Lebendigen zu streichen versuchte. »Ich lebe auf meinen eigenen Kredit hin, es ist vielleicht bloß ein Vorurteil, daß ich lebe? . . . Ich brauche nur irgend einen ›Gebildeten‹ zu sprechen, der im Sommer ins Ober-Engadin kommt, um mich zu überzeugen, daß ich nicht lebe.« Sie leugneten nicht etwa nur sein Werk – das wäre gleichgültig –,

sondern sein Leben, wie er das ihre leugnete. Heute ist der Tod seiner Zeit offenbar und besiegelt; und sie wird schon bestattet. Was der Antichrist selbst zu leisten vermeint hat, das geht uns nichts an, nach seinem eigenen Willen; denn er will ja, daß wir ihm *nicht* glauben. Aber wir müssen darauf horchen, was dem Christentum von Gott geschehen ist, dadurch daß er den Antichrist über es kommen ließ. Nietzsche zerstört nicht, wie er wähnt, das *numen* Christi, nicht seine Kraft, sitzend zur Rechten Gottes die Welt zu regieren. Aber Nietzsche zerstört das *nomen* Christi, die Namen und Worte, auf die sich eine ungläubige Menschheit, als auf die letzte Planke gerettet hatte, um sich der vollen, strudelnden Freiheit zu erwehren, die im Christus über uns hereinbricht. Solange die Christenheit erst missionierend die Welt erschloß, durfte ihr verhüllt bleiben, daß jeder Mensch auch ein Lügner ist, durften die Christen ihren Namen naiv als Zauberetikett gebrauchen. Aber der Antichrist versiegelt diese Stufe der Namenchristenheit, richtiger: der Wortchristenheit.

In diesem Augenblick brechen darum all die außerchristlichen Religionen des Buddhismus, der Naturvölker, usw. herein über die christliche Welt. Denn erst jetzt ist die Christenheit fähig, bei der Bekanntschaft mit den Schätzen dieses Heidentums über sich selbst zu stutzen. Erschüttert erkennt sie in all ihrem eigenen Bemühen um Mystik, Askese, Kreuzzüge, Wallfahrten, Ablässe, Gebet die Formen des natürlichen Glaubens und Hoffens. All das sind natürliche Mittel und Ausdrücke aller Völker, überall am Werke. Die Christen haben in sich den Fidschiinsulaner, den Buddhisten, den Ägypter, den Parsen und die ganze Fülle des »Aber«glaubens, auch wenn ihn der Mantel der christlichen Liebe verdeckt.

Der christliche Wundertäter ist Wundertäter, der christliche Weltverbesserer ist Weltverbesserer, der christliche Philosoph ist Philosoph, der christliche Künstler ist Künstler, alles wie in der Heidenwelt.

Heilige, Wunder, Asketen dort wie hier. Damit wird alle Scheinheiligheit am Christentum der europäischen Völkerwelt ent-

larvt. Ihr bleibt nur die Gnade Gottes, daß gerade ihrer Natur Gott sich bedient hat, um die Natur aller Völker zu verwandeln. Die Liebe, sitzend zur Rechten Gottes, hat sich aller Kräfte bemeistert.

Denn der Christus ist allmächtig in uns geworden. Fortan gehört zur Nachfolge Christi auch die letzte Überwindung, daß wir seinen Namen nicht mehr als ein Vollkommenheitszeichen unserer irdischen Hantierung vor uns her tragen. Er ist ja in uns. Sein Geist ist uns bis in unsere Natur gedrungen.

Natur ist aber das Selbstverständliche, Bekannte. Zu ihr braucht sich ihr Träger nicht erst zu bekennen. Bekenntnis bedeutet immer eine Differenz, ein Geschiedensein von dem, was ich bekenne. Nicht umsonst ist Christus zweitausend Jahre bekannt worden. Nun ist der Geist, sein Sterbe- und Auferstehungswille, das Gesetz des Kreuzes natürlich geworden. Das Neue Testament wird künftig unser aller Voraussetzung; es wird unser Altes Testament. Das aber, was bisher Natur hieß, Blut, Volk, Trieb, Gesetz, ist dafür zur Aufgabe geworden, die riesengroß vor uns steht. Die Natur muß als Schöpfung aus unserem Geiste neu erschaffen werden. Um des erschienenen Antichristen willen tritt die zur Christenheit gewordene Menschheit heute wieder heraus aus dem Dogma der Offenbarung unter den freien Himmel der Schöpfung.

Der Antichrist überwindet nicht das Christentum. Denn er kommt erst, als es gesiegt hat. Sondern er überwindet das Werden des Christentums durch die letzten beiden heidnischen Jahrtausende hindurch, er überwindet die Mittel des Christentums. Wie wenn ein großer König unzählige Heerscharen aufgeboten hat, um alle Gegner zu besiegen. Die ganze Verfassung des Volks ist auf Krieg und Sieg eingestellt. Endlich ist der Sieg errungen. Da entsteht eine große Leere und Enttäuschung. Das Volk glaubt mit seiner kriegerischen Form sich selbst zu Tode gesiegt zu haben. Denn alles Leben des Volkes hat sich in Richtung auf das Heer entfaltet. – Wer da auftritt und Einhalt und Wende gebietet und spricht: Kehret um; auf, von den Waffen an euer

eigentliches Geschäft, der erscheint den Leuten als der Zerbrecher aller Ordnung seines Königs. Und er selbst dünkt sich prahlerisch ein Zerstörer.

Der König aber weiß es besser. Mag doch jener jetzt Kanzler werden. Er dient doch nur ihm, dem Könige. Denn der König hat ja nicht für den Sieg, sondern für das Leben nach dem Siege geherrscht. Er weiß, daß ihm auch der dienen muß, der die Kriegsverfassung seines Volkes zornglühend in Trümmer schlägt. So ist es den Christen ergangen, und ihrem Bekennen. Als Waffe der Eroberung und als Erkennungszeichen hat das Bekenntnis gedient bis in den Weltkrieg. Heute ist es kein Zeichen und kein Beweis mehr. Die Gabel: christlich-unchristlich hört auf, die leiblichen Menschen wirksam von außen einzuteilen und räumlich wahrnehmbar zu gliedern. Denn der Unterschied besteht nicht mehr zwischen verschiedenen Personen, seitdem der Herr gesiegt hat. Sondern heute ist der Kampf in jedes einzelnen Menschen Brust verlegt: Da ist heute keiner mehr, der nicht christliche Gedanken in sich trüge, auch wenn er auf eine heidnische »Weltanschauung« selbstbewußt schwört. Und da ist kein selbstbewußter Orthodoxer, der nicht unchristliches Geistesleben neben oder hinter seiner Orthodoxie birgt. Bisher schien im Bekenntnischristen das Bewußtsein einwandfrei christlich. Aber gerade sein Bewußtsein wird heute leblos und unchristlich; es verleugnet das Eintreffen des Antichrists, der doch ein Teil der Offenbarung ist. Im Ungläubigen schien das Bewußtsein bisher unzweideutig unchristlich. Aber gerade er schöpft sein gesamtes geistiges Rüstzeug aus den christlichen Denk- und Lebensformen, so wie sie das 19. Jahrhundert, allen voran Goethe, feuereifrig ins »Natürliche« umgeschrieben hat. Heute gibt es keine außerchristlichen Unterschlupfe mehr.

Der Heiland hat gesiegt. Die Erde ist rund geworden für alle Zeiten. Die Zeit ist eine geworden für alle Zonen. Das Menschengeschlecht ist eins geworden für alle Zonen und Zeiten. Die Bande des Bluts, der Nation, der Rasse, können nie mehr Herr werden über die Einheit des Schicksals.

Als Ein Mann schreitet die Menschheit der Zukunft entgegen. Sie schickt sich ja an, rund über die Erde hin den Kampf ums Dasein einheitlich auszufechten. Die ersten Keime zu einer Arbeitsgemeinschaft der Menschheit werden gelegt. Die drahtlosen Wellen, die den Funkspruch »an alle« über die Erde tragen, eben an alle und zu allen, stellen die Menschheit vor die Wahl: irrsinnig zu werden oder aber Eines Geistes an die Arbeit zu gehen. Irrsinnig wird der Mensch, in dessen Kopf sich täglich ein unverständliches Stimmengewirr von Todfeinden zu Worte meldet. Jedes Zeitungsblatt ist aber so mit teuflischen Krähenfüßen besät, die zeigen, daß wir mit ewigen Gegnern zusammengeschmiedet sind in Eine Wirklichkeit, in ein einheitliches Erdenleben. Da hilft uns zur Gesundheit nur die Wendung, die auch im Feind, gerade im Feind uns den Mitarbeiter zeigt; die Einheit des Schicksals überreicht die Getrennten. Wir verstehen: gerade die rücksichtslose Gegnerschaft schenkt uns selbst den Ansporn und Reiz des Lebens.

Die Menschheit wird zum einheitlichen Manne, der die Schöpfung draußen zu meistern hat und deshalb in sich Frieden hält. Das bedeutet der Sozialismus, der die ganze Erde zu unserem Vaterlande macht. Nur das kann das Vaterland aller sein, das auch das Vaterland des Geringsten zu sein vermag. Wie immer auf Erden kommt aus dem Geringsten die Erneuerung. Der Proletarier, der geringste, stellt die Einheit des Erdbodens heute her.

Der Sozialismus entwindet den Männern das zwischen Mann und Mann geschwungene Schwert. Männer erschlugen einander im Kampf um die Beute. Das hört nun allmählich auf, Sinn zu haben, da die Beute als gemeinsames Gut erkannt ist. So entmannt der Sozialismus den einzelnen. Der Liebesbotschaft ist es gelungen, sogar ihren Gegenpol, den Hunger, den Daseinskampf, zu vergeistigen. Der Sozialismus, das Evangelium des Hungers, kommt am Ende der christlichen Mission als ihr Non plus ultra: Hier überwältigt das Christentum seinen Gegenpol. Im Hunger erkennen wir uns heute als Brüder. Diese Brüderlichkeit der

Hungernden ist aber ein solcher Grenzwert, daß sie uns einer neuen Spannung des Lebens bedürftig macht. Mit Schrecken sehen wir die eine Hälfte unserer Anlagen von dieser Brüderlichkeit bedroht.
Denn was wird aus dem Mut und der Streitkraft des Mannes? Was ist ein Mann noch wert ohne sie?

*

Mann und Mensch ist zweierlei. Gegen den Einen Mann, das ist die Menschheit, gibt es noch eine zweite Einheit, das Menschengeschlecht. Menschheit und Menschengeschlecht haben so entgegengesetzten Klang wie Welt und Geschichte, wie Erde und Jahrtausend, wie Wissenschaft und Glauben. Denn die Menschheit ist der Ring aller Zeitgenossen, das Menschengeschlecht aber die Einheit aller Kinder und Enkel Adams. Menschheit und Menschengeschlecht sind geschieden voneinander wie der Geist und die Gestalt.
Ihr Streitbaren, ihr Bellizisten, die ihr euch mit richtigem Gefühle wehrt, eure Flinte an die Wand zu stellen zugunsten friedlicher Arbeitsgemeinschaft, seid getrost. Nur das eine Reich erhält Frieden, in das andere aber zieht eben um deswillen der Kampf ein.
Solange die Arbeit noch Kampf ist, wird das Ausruhen in der Liebesgemeinschaft gepriesen. Draußen der Feind, drinnen der Frieden. Arbeitskampf und Liebesgemeinschaft, so verhielt sich der Lärm auf dem Markt zu der Eintracht des Hauses. So verhielt sich auch die Fülle der Staaten zu der Einen Kirche: die Geister reißt der Kampf ums Dasein in tausend Vaterländer auseinander; die Seelen finden in dem mütterlichen Schoße der Kirche Frieden.
Sobald aber die Arbeit anhebt, Gemeinschaft zu werden, der Feind also verschwindet, muß ein Kampf auf der Seite der Liebe hervortreten. Wenn nicht mehr das Blut im Zweikampf der Helden den Anger rötet, muß es dafür kriegerisch innen vom Herzen strömen dürfen. Die Arbeitsgemeinschaft braucht neben sich

den Liebeskampf. Wo die Einheit des tätigen Menschengeistes sich verwirklicht, da blüht die Fülle der Seelenkreise auf. Seele ist Sprengstoff, Dynamit. Sie hat sich bisher in großen äußeren gemeinsamen geistigen Bewegungen entladen müssen, in Revolutionen. Jetzt hat jede Seele das Recht und den Raum erobert, in ihrem eigenen Seelenkreis zu wirken, zu kämpfen und mit anderen Seelen zu ringen. Die Liebe verliert ihre Ausschließlichkeit, denn der Kampf der Frauen ist es, der heute geadelt wird. Bisher war zwischen Weib und Weib nur unterirdischer, unbewußter Krieg. Unerschlossen standen sie als Nebenbuhlerinnen nebeneinander, jede eine Königin. Heute empfängt dieser Streit der Königinnen, diese Einsamkeit der Heroinen ihre Erlösung. Die Liebe darf fortan leibhaftig werden, ohne ihre Unerschöpflichkeit zu verlieren. Die Liebe höret nimmer auf, ob auch die Weissagungen aufhören werden. Zwischen die Jungfrauen und Mütter des Menschengeschlechts tritt die Tochter, die Braut, und öffnet ihr Herz.

Im Innern eines versöhnten Menschengeschlechts weicht jede Sünde, in die den Menschen unausgesetzt falsche Scham verstrickt hat. Die Scham verhüllt die Menschen vor einander, so daß sie ihre Armseligkeit sich selbst nicht mehr eingestehen. Sondern sie stolzieren in allen Farben und bunten Lappen der Tierwelt und glotzen einander an wie fremde Tiere, Hahn und Adler, Löwe und Walfisch.

In dieser Tierwelt wird das Eigentum prunkend zur Schau getragen. Und zum Eigentum gehört auch das Weib. Hier besitzt ein Mann sein Weib und haßt und tötet deshalb den Räuber seiner Ehre.

Aber heute versinkt diese Welt des Scheins mitsamt dem Duellstandpunkt. Heute hat Christus auch dies wie alle Tiermoral besiegt. Heute besitzt niemand sein Weib, Gott gäbe es ihm denn und erhielte es ihm tagtäglich. Er hat keine »gesetzlichen« Rechte auf Liebe. Die staatlich-diesseitige Legitimität zerfällt wie alle Legitimität. Das Leben des Herzens ist nicht befohlen oder von Staats wegen geordnet, sondern es geschieht, es ereignet sich,

oder es ereignet sich nicht. Das Weib, als Frau und Mutter ruhiger Besitz, wird zur Braut, der ewig neu geliebten, neu sich verschenkenden. Daß der gehaßte Feind zum Bruder wird, das kann ein männliches Herz nur ertragen, wenn die geliebte Frau zur Braut wird.

Die zwei Schwerter bleiben; es bleibt das Doppelgebot, das sie einsetzt: Du sollst Gott lieben mit allen deinen Kräften und deinen Nächsten als dich selbst. Aber nicht bleibt die Liebe zu Gott das gesetzte Halten seiner Gebote, der die Liebe zum Nächsten gegenüberstände als die freie Kraft, an der das göttliche Gesetz zerschmilzt. Sondern umgekehrt: die Liebe zum Nächsten hat der Geist der Menschheit umgeprägt in etwas Vernünftig-Gesetzliches. Dafür wird Gott, entkirchlicht und entbucht, das verzehrende Feuer, das immer wieder den begriffenen Geist der Menschheit in die beseelte Gestalt des Menschengeschlechts verwandelt.

So wird alles neu

Die »allmächtige Zeit«, die den Mann gewaltsam von außen schmiedet, und die Zeitlosigkeit des Ewigweiblichen vermählen sich in dieser Gnadenzeit. Die großen dogmengetragenen Kunstbauten sinken langsam, langsam, bis sie am Ende der Tage von der Erde verschwunden sind, weil wir heute anheben zu lernen, daß Gott uns davon erlöst, leeren Schemen und Gespenstern Prunkbauten zu errichten und zu opfern, als da sind Ideale, Weltgeschichten, Bekenntnisse, Organisationen. Denn Gott hat den Menschen geschaffen zu seinem Ebenbilde, Mann und Weib, und hat über die leibhaftige Liebe zu Gott, zu Mann und Weib, nichts anderes gesetzt für Menschheit und Menschengeschlecht. Und das sind seine beiden großen Verkörperungen auf Erden.

GLÜCKHAFTE SCHULD

Vor tausend Jahren erfaßte eine große Reuewelle das Abendland. Die Messen wurden damals erweitert mit den fürchterlichen Selbstanklagen des Priesters. An 35 Stellen der Messe hatte er sich fluchwürdiger Sünden in sogenannten Apologien zu zeihen. Es war ja noch nicht allzu lange her, da hatte ein Bischof von Mainz in der Blutrache für seinen Vater gemordet. Grausig wie diese Tat war nun das Sühneverlangen dieser unheimlichen Apologien.

Das Kloster Cluny in Burgund machte sich zum Herdfeuer dieses ungeheuren Reinigungs- und Räucherwerkes. Und in seinem Eifer stürmte dies Kloster gegen ein Gebet altkirchlichen Hochsinns an, das es für zu frei und froh hielt. Dieser Bußeifer Clunys hält bis heute die Ostkirche von der Westkirche gemütsmäßig geschieden. Die kindliche Freude der Osterchristen, so betonen alle Orthodoxen, fehle den Okzidentalen. Der Ruf »Christ ist wahrhaftig erstanden« ertönt in Athen und Sofia, in Asiut und auf dem Sinai, mit einer Helligkeit, daß der Erde dadurch ihre paradiesische Unschuld wiedergegeben wird. Die *Restitutio in integrum* des unbefleckten Sechstagewerks ist dort vollzogen. Wir aber lassen weiter die Köpfe hängen.

Dem Westen ist seit Cluny die unbedingte Freude verloren. Zwar haben die Päpste die Streichung der zwei geheimnisvollen Worte am Karsamstag den Cluniazensern nicht durchgelassen. Sie werden also trotz Cluny dort wiedergesungen, wo sich das Römische Brevier durchgesetzt hat. Weil aber das, worum es bei der Streichung der zwei Worte ging, den Westen trotzdem heute noch durchsäuert, so sind diese Worte heute zwar noch da, aber sozusagen nur geduldet. Ihre Strahlkraft ist unterbunden: Ableger haben sie nicht getrieben.

Ihren Sinn zu entbinden, ist aber vielleicht die Aufgabe unseres Zeitalters. Denn in ihnen wächst die Ökumenische Kirche frei von Schisma, Häresie und Kodifikation.

Am Karsamstag überflutet die Liturgie das gesamte Leben des Menschengeschlechts in unbegreiflicher Schaffensmacht. Die Größe dieser Liturgie steht in unwahrscheinlichem Gegensatz zur Lage der Menschheit. Denn sie ertönt ja in dem Augenblick, da Jesus in der Hölle weilt, dem Augenblick vor seiner Auferstehung. Die geschaffene Menschheit also schmachtet in Todesbanden. Christus aber, das ewige Leben, ohne das Gott seit Adam die Menschheit nie ganz gelassen hatte, diese seine Kraft des Ins-Leben-Rufens und In-den-Tod-Sendens, die Nennkraft des Logos, ist allerdings in diesem Augenblick nur in die Gebete des Karsamstags selber hineingepreßt. Wir müssen uns dieser außerordentlichen Lage erst einmal voll bewußt werden. Der Alltag macht uns das fast unmöglich. Wer kann begreifen, daß am Karsamstag das ganze Geschwätz der Menschen als Geschwätz der Menschen entlarvt ist, ihre Pergamente und ihr Gesetzbuch, ihre Kinderlieder und ihre Theaterstücke, ihre Zeitungen und ihre Kanzelreden – denn der schon ergangene Logos ist vernichtet. Die Sünde wider den heiligen Geist hat ihn vernichtet. Es fehlt den heutigen Menschen der Mut und die Kraft, den Tod ihrer natürlichen Sprache und ihres gesamten »Geisteslebens« zu erfahren, geschweige denn zu glauben. Aber wer nicht weiß, was es heißt, die Sprache zu verlieren, wer nicht sprachlos wird, kann nicht begreifen, weshalb am Karsamstag nur eben jenes Gebet übriggeblieben ist, aus dem sich die vorchristliche Welt österlich erneuert: »O felix culpa quae talem ac tantum meruit habere Redemptorem! O certe necessarium Adae peccatum, quod Christi morte deletum est!«

Das gesamte Vorleben erscheint als das Ei, aus dem das Küken schlüpft, und weil nun das Leben anheben soll, wird die tote Schale als glückhafte Schuld abgelegt. Als »entschieden notwendig erscheint des Adams Fehl, den Christi Tod getilgt hat«.

Man nehme diese Worte aus ihrem einzigartigen Datum, und

sie verrieten Christus. Denn sie würden dann zum Freibrief aller Missetäter. Aber als Cluny sie sogar aus ihrem Ostergrund herausriß, da verzweifelte Cluny an uns, dem Geschöpf des Logos. Denn den Cluniazensern erschienen wir Geschöpfe als so entartet, als ob wir mit dem Karsamstagwort unsere Werktagsverbrechen entschuldigen würden wie der Bandit, der sich vor dem Raubüberfall schon die Absolution hat erteilen lassen.

Dies Dilemma ist aber unabänderlich: Wir dürfen nicht zu allen Zeiten des Lebens dasselbe wissen oder dasselbe denken. Nach der Kreuzigung am Karsamstag darf die Schuld glückhaft heißen, aber wehe uns, wenn wir so rechtfertigen, daß wir Gott täglich kreuzigen.

Deshalb aber, wegen dieses echten und ewigen Zwiespaltes, ist heute, nach einem vollen Jahrtausend, die Spannung von alter Kirche und Clunys Reform selber ein Thema der Besinnung.

Denn unsere Zeit muß lernen, wieder lernen, was es mit einer Zeitrechnung auf sich hat. Die Seele muß von allen Systemen befreit werden: denn ein System kann sozusagen an allen 24 Stunden des Tages gewußt werden. Aber niemand kann die Bibel immer verstehen. Keine lebendige Seele soll oder darf dasselbe Tun immer mit denselben Gedanken begleiten. Wir sollen alte und junge, abendliche und morgendliche Gedanken haben. Die Gebete der Karsamstagsliturgie sind also nicht auszuwalzen in Systeme. Nein, sie sind einzuwurzeln in unseren Lebenslauf. Je tiefer nämlich ein Wort erfaßt wird, desto bestimmter wird auch der Zeitpunkt, an den es gehört! Das Rechnen mit den Sachen des Raums ist das oberflächlichste Reden – zweimal zwei sind immer vier.

»Der Baum ist grün«, der Satz gilt schon im Winter nicht. »Die Frau ist schön«; du lieber Himmel, wie lange gilt denn das? Das Felix Culpa gar erklingt nur Ein Einziges Mal, denn in diesem Einzigen Mal fügen sich alle Epochen und alle Zeiten zur einzigen einmaligen Geschichte. Als Cluny die glückhafte Schuld strich, da begannen die systemtrunkenen Abendländer ihre ersten Systeme, Summen, Theorien, Philosophien aus dem Wur-

zelboden der Zeit herauszureißen. Der Westen wurde abstrakt. Heute neigt sich unser Denken sehnsüchtig wieder seinem Mutterboden zu, der Zeitlichkeit. Je tiefer ein Wort erfaßt wird, desto bestimmter wird auch der Zeitpunkt, an den es gehört.

Im Jahre 1000 war die ungeheure Wichtigkeit dieses Satzes nur in der Karsamstagsliturgie verankert. Alle anderen Wege zur Wahrheit leugneten damals diesen Satz. Er ist ja antigriechisch. Er ist weder idealistisch noch realistisch, noch ist er materialistisch. Er ist bloß wahr.

Heute strahlt von der Karsamstagsliturgie her diese, gerade diese Wahrheit in die wurzellose Welt. Franz Rosenzweig hat das Neue Denken ausgerufen als das bescheiden nicht mehr von dem Zeitpunkt abstrahierende Denken. Das Neue Denken ist zeitgenährt. Diese Erkenntnis meiner Generation kommt nicht einen Augenblick zu früh. Denn sie schenkt uns eine neue standhafte Lehre von der Scham in einer Zeit, in der die Schamlosigkeit des Intellekts uns zu vernichten droht. Die Kerls denken und schreiben und wissen alles immer. Die Frechheit entnervt unsere edelsten Kräfte: Zeugungskraft und Erkenntniskraft. Beides sind Liebeskräfte und deshalb zeitgebunden. Die echte Wahrheit ist schamhaft. Sie wird uns in einer Stunde der Not abgerungen. Geständnisse und Bekenntnisse, Schwüre und Behauptungen zur Unzeit sind verwerflich. Sie sind schamlos. Scham offenbart sich uns als das Keimblatt um den rechten Augenblick der Enthüllung! Alles darf enthüllt werden wie die Braut dem Geliebten, aber nur zu seiner Zeit. Dem, der ganz sprachlos geworden ist unter dem Gesetze Adams, dem – und dem allein – darf, als die Vorform der Auferstehung, das Wort von der glückhaften Schuld auf die Lippen kommen. Wir verstehen nun erst den Karsamstag. Alle anderen Weltworte und Weltgeschichten sind da zusammengeschrumpft. Nichts ist übrig von ihnen als ihre Nächtlichkeit und Schuldigkeit. Da reißt das Beiwort den Sprachlosen in die Wiedergeburt hinüber. Je tiefer ein Wort erfaßt wird, desto bestimmter wird der Zeitpunkt, an den es allein gehört und an dem es allein gehört werden darf. So

müssen wir zwei gewichtige Tatsachen miteinander vereinigen: Dies Wort wird am Karsamstag wahr, und außerhalb der Karsamstagslage wird es unwahr. Welche Bereicherung: Wahr sein und wahr werden; unwahr sein und unwahr werden sind nunmehr vier Vorgänge. Der Systematiker, ob Theologe oder Philosoph, hat nicht gelernt, diese vier zu unterscheiden. Denn er abstrahiert ja vom Zeitpunkt. Deshalb hören wir so oft Leute von Gott reden, wenn sie doch entweder stille sein müßten oder aber Gott anrufen. Diese Leute reden von Gott, ohne den Zeitpunkt, an dem allein ihr Reden zulässig wäre, wahr werden zu lassen.

Wo aber Gott gegenwärtig ist, da hören die abstrakten zeitlosen Wahrheiten auf. Und wo das Abstrakte aufhört, da fängt eben die Schuldvergebung an. Im Angesichte Gottes wird die Schuld glückhaft. Denn er kommt.

»CONVERSABLENESS«

Im Jahre 1675 schrieb John Howe sein Buch über Gottes Conversableness. Der Titel kann ins Deutsche nicht übersetzt werden. Viele Buchtitel werden ja für unübersetzbar befunden. Wenn ein Buch großen Erfolg hat, wollen die Leute es gern in andere Landessprachen übersetzen, und das erste, was dabei geopfert wird heutzutage, ist der Buchtitel. In fremden Ländern erscheinen heute berühmte Bücher mit ganz verändertem Titel. Sie sind nicht wieder zu erkennen. – Indessen bei John Howes Lebzeiten bestand ja diese Unsitte oder Sitte noch nicht. Das Deutsche hätte sich aber 1675 genau so gesperrt, wie es das heute tut, »Conversableness« zu übersetzen. Es widerspricht Luthers Fürstenstaat und Calvins Genf, daß der lebendige Gott mit sich reden lassen könne. »Conversableness«, dafür sagen die Wörterbücher »Gesprächigkeit«, »angenehmer Umgang«, »Ansprechbarkeit«, »Affabilität«, »Leutseligkeit«. Leider stimmt keines dieser Worte. Sie alle sind entweder einseitig: »Ich lasse mich ansprechen (affabilis), ich bin leutselig; ich lasse mich also herab. Oder es ist keine Tugend, sondern eine bloß tatsächliche Lust an Gesprächen teilzunehmen, gemeint. Unser Ausdruck, »mit sich reden lassen«, auf den ich soeben hinauskam, ist zwar nicht falsch, aber er ist irreführend – »reden« in dieser Wendung meint nämlich weniger als »sprechen«. Wer mit sich reden läßt, ist durchaus nicht dieselbe Art Person wie der, der Rede und Antwort steht, und der dann auch seinerseits zu sprechen und zu fragen anhebt und auf Antwort wartet. Kurz, im Deutschen stehen die Sprecher nur dann auf einer Ebene, sind gerade dann gesprächig, wenn's nicht sehr ernst ist. Wo's wichtig wird, da steht in der deutschen Welt einer der Sprecher immer tiefer als der andere Sprecher. Gerade diesen Höhenunterschied be-

kämpft aber der englische Ausdruck »Conversableness«. Es gehe zwischen Gott und Mensch ganz unüberheblich zu. Wir dürfen mit Gott wie mit unserem besten Freunde vertraut sprechen. Das verheißt John Howe 1675 in seiner Schrift »Vom lebenden Tempel und dem vertrauten Umgang mit Gott«. Wer es fassen kann, der fasse es.

Wann, unter welchen Bedingungen, wie, ob? Verehrte Theologen, sogenannte Seelsorger, bestallte Pfarrer – Euer Schweigen würde oft beträchtlich dazu beitragen, den ermordeten Umgang mit unserem besten Freund, seine Conversableness, den von ihrem Untergang als Seelen bedrohten Bewohnern der Gebiete des früheren deutschen Reiches glaublich zu machen. Sonst aber wird – ähnlich wie auf die Zerstörung des Tempels im Jahre 70 nach Christi Geburt, die Zerstörung Jerusalems 132 nach Christi gefolgt ist – ein letzter nationalistischer Aufstand um das Jahr 2000 Deutschland in eine Wüste verwandeln. Denn Menschen, mit denen Gott nicht vertraut umgeht, müssen sich dort hineinstürzen, wo sie vertrauten Umgang zu genießen wähnen. Entweder wir sind für Gott zu sprechen oder für den Teufel.

Ein anderer Abschnitt dieses Buches berichtet, wie nach dem Konzil von Nicaea die Glaubensformel, die unseren vertrauten Umgang mit Gott proklamiert hatte, in die steile Höhe einer unverständlichen Formel entschwand. Aus der Anbetung Gottes durch den Bruder im Geist wurde die Anbetung 1. des Vaters, 2. des Bruders, 3. des Geistes! Und doch hatte seit Ostern der Christ, dank des Sohnes im Geist der Verbrüderung, zu seinem Schöpfer den leisen Zugang gefunden! Nach Nicaea aber wurde ein anderer Sieg des Sohnes wichtiger. Nun galt es, den Gottkaiser zum Menschen unter den Sohn hinunter zu demütigen. Damit der Kaiser und damit das ewige Rom menschlicher werden konnten, stiegen Christus, der Bruder aller leidenden Menschen, und stieg der Geist, die liebende Gemeinschaft der Herzen, hinauf zum Schöpfer als die zweite und dritte Person Gottes. Gott wurde hoch und fern, auch der Sohn und der Geist.

Heute aber müssen sie von dem abstrakten Dreierkollegium im Himmel erst wieder hinuntergeholt werden als die zweite und dritte Person in jedem von uns. Du und ich sind noch gar niemand ohne die Brüder und ohne die Gemeinschaft hier unten.

Aus der stolzen Trinität im Himmel dort oben ist es von Abailard bis Hernack zu dem gekommen, was sich Theologie nennt, und was vor 1125 für Wahnsinn galt: Der einzelne Mensch hier unten stellte sich seit Abailard und seit Anselm von Canterbury in seinem griechischen Denkerkopf vor, wie denn da oben der dreieinige Gott aussehen müsse.

Aus dem Deus conversabilis wurde der kontroverse Gott. Da kriegte er viele Namen in den theologischen Streitgesprächen, er hieß da deus absconditus, deus revelatus, deus omnipotens, deus creator usw. usw. Gottes Fülle da droben hier unten in menschlicher Vereinzelung nachzudenken, dieser Sport des weltgeschichtlichen Jahrtausends hat den Nationen des Abailard, des Thomas Aquinas und Luthers schier das Leben gekostet. Aber nur deshalb ist doch Gott Mensch geworden, damit die Sprachen nicht länger kopfständen, damit niemand von seinem eigenen Namen wie der Blinde von der Farbe reden müsse. Gott ist Mensch geworden, damit das Wort von Gottes »Conversableness« in jedes Volkes gutes Deutsch übersetzt werden könne.

DIE STÖRENDE ANWESENHEIT DES JOHANNES

»Wie einer ist, so ist sein Gott;
Darum ward Gott so oft zum Spott.«

Mancher Gottlose sonnt sich in der Doppelzüngigkeit dieses Verses. In der ersten Zeile werden die Götter der verschiedenen Religionen entlarvt: sie spiegeln den kleinen Menschen, der sie anbetet; in Wahrheit vergöttert er sich selbst in ihnen.
Indessen mit dem zweiten Vers behauptet der Dichter den wahren Gott zu kennen. Und indem er ihn zu kennen erklärt, bekennt er zugleich, daß es ihn, den wahren Gott, trotz der Götzen alle, gibt. Das Distichon ist gläubig. So treibt es uns alle, diese gespaltene zwiefache Wahrheit zu bewähren: wir alle möchten die Götzen entthronen, in denen wir nur uns widerspiegeln. Wir alle müssen dem wahren Gott die Ehre geben, in dessen Ebenbild wir erschaffen sind. Unablässig liegt uns beides ob. Gott, Mensch, Götze, in diesen drei Ebenen oder Graden verläuft unser Sprachleben. An drei ungeheueren Kerben des Gottesglaubens ist der wahre Gott namentlich über seinen um zwei Potenzen niedrigeren Pseudogötzen emporgestiegen. Im Leben Abrahams, im Leben Jesu und heut unter uns:
Als der Mensch Abraham der reine Vater wurde, wäre Gott des Menschen Götzenbild geworden, hätte von nun an der Vater in Israel nur den Vater in Gott angebetet. Wenn Abraham den Herrn z. B. nur wieder »Vater Zeus« angerufen hätte, dann wäre sein Herr vielleicht nur wieder der großgeschriebene Vater Abraham und das heißt seines eigenen Verehrers Ebenbild geblieben. Indessen hat der erste reine Vater der Menschheit, Abraham, erfahren, daß seine Vaterschaft eine neue Kreatur aus ihm machte. Aus einem Häuptling, dessen Auge vom Ahnenpfahl die fernsten Enkel tyrannisiert, wurde Abraham zum Ver-

zichter, der nicht einmal den eigenen Sohn opfern durfte. Isaak trat ja Gott ebenso nah wie Abraham, nachdem bis dahin durch Tausende von Jahren Söhne ihren Geist über Vater und Ahnen zurückzuleiten und von Gott herzuleiten hatten. Daran erkannte Abraham, daß Gott ihn, Abraham, zu einem bis dahin unerhörten Menschen umgeschaffen habe, einem Menschen, der seinem eigenen Kinde gleichzeitig bleiben müsse. Abraham erfuhr also Gottes Schaffenskraft! So trennte sich in Abraham auf Erden der Vater vom Ahn, der Walter vom Sippenhaupt, der Ökonom vom Despoten. Den Vater im Himmel aber erkannte Abraham nun als seinen Schöpfer. Denn dieser wahre Gott erschuf diese noch nie dagewesene Vaterschaft in den Abraham eines Tages hinein, zu Abrahams größter Überraschung.

Vater Abraham und Gott als der Schöpfer dieser Vaterschaft sind die zwei Seiten desselben Ereignisses. Gott Vater erwirbt den Namen des Schöpfers, weil ein Mensch unter seinem Geheiß der erste Vater wird, in dem wir auch heute noch den reinen Vater statt des Häuptlings oder Despoten erblicken. Und es wird die Gefahr abgewendet, daß ein Götze aus Gott werde, ein Götze, in dem nur des Menschen eigene Errungenschaft des Vatertums groß ausposaunt würde.

Als Gott in Jesus die Sohnschaft gebiert, den neuernden und doch gehorsamen Sohn, dem der Vater die Herrschaft übergeben darf, weil dieser Sohn seine Knechtschaft nie ableugnet, da fragen wir uns wieder, ob nun etwa Gott zum bloßen Götzen herunterfällt, weil die Menschen ihn, Gott, ja fortan auch den Sohn, den Logos, den Christus nennen. Spiegelte der Herrgott sich in den Gebeten der Kirche nur als Sohn, so würde er freilich die Selbstgefälligkeit der Gottessöhne widerspiegeln. Aber wieder hat der lebendige Glaube den Götzendienst überstiegen und hat den dreifaltigen Gott angebetet, Vater, Sohn und Geist, und so ist das neue Israel durch die Dreieinigkeit oberhalb seines Götzleins geblieben so wie das alte Isreal durch seinen Schöpferglauben. Die Christen haben nicht sich selber in Christus vergottet; denn ihr Geist bezeugte im Sohn den Vater.

Eine dritte Gefahr steigt heute herauf, Gott, der Erschaffer unseres Vätertums wurde als Gott der Schöpfer bewährt; Gott, der Erschaffer des Christentums wurde als der dreieinige Gott bewährt. Gott der Geist? »Was sie den Geist der Zeiten nennen, ist nur der Herren eigner Geist.« Jede Konfession und jede Sprachgemeinschaft verkörpert einen Geist. Der Heilige Geist des wahren Gottes muß über jede bloße Spiegelung eines einzelnen Geistes emporgerissen und erhöht werden und das bis zum Jüngsten Tage! Auch der Geist der Urkirche, der Geist der orthodoxen Kirche, der Geist Genfs, der Geist Wittenbergs, Stockholms, Bandalas, New Delhis, Evanstons – sie alle lassen sich nicht für Gottes Geist ausgeben. Was können wir dann aber noch glauben und hoffen? Der Sohn und sein Vater haben uns den Trost des Geistes gespendet. In unerwarteter Weise haben sie uns auch schon das Mittel gegeben, unseren Spiegelgötzen, den Götzen, daß wir unsern eignen Geist als Den Geist anbeten würden, zu entgehen. Dieser dritte Weg, zu Schöpfer und Trinität hinzu auch des Geistes Erhabenheit über uns, seine Anbeter, zu sichern, ist ebenso einfach wie uralt, ebenso unbekannt wie unerwartet.

Jesus sagte vom Kreuz zu seiner Mutter und zu dem Jünger, den er lieb hatte: »Siehe da, Dein Sohn; siehe da, Deine Mutter.« Und der neue Sohn nahm die neue Mutter zu sich in sein Haus. Das war vielleicht das gewaltigste aller Testamente; es steht neben dem Alten und dem Neuen Testament als das Dritte Testament. Denn es verkündet das Recht zur Übersetzung in neue Träger sogar der einmaligsten Namen, Mutter und Sohn. Jesus hat hier in der Übergabe seiner Mutter an seinen Freund den Namen, die seine eigene Kirche zu verleihen kam, Schranken gesetzt. Er hat über ihren Geist hinaus gewirkt und uns ein Vorbild gegeben, über unseren Geist hinaus zu wirken. Er hat ja seinen eigenen Geist in die Hände des Vaters zurückgegeben. Sein Drittes Testament besagt: »die Tote Hand soll nie regieren.« Die göttlichste Stiftung muß übersetzt werden in neue Namen. Den Apostel Petrus beunruhigte die außerklerikale

Haltung des Jüngers, den der Herr lieb hatte. Johannes, der neue Sohn der Maria, war kein Bischof, kein Presbyter, kein Missionar, kein Diakon;[1] er blieb der, der er zu Lebzeiten seines Freundes gewesen war, eine unberechenbare jungfräuliche Seele. »Virginitas docuit«, sagte der arme von Trieben geplagte Hieronymus neidisch von Johannes. In diesen Satz ist die Wahrheit eingesenkt, daß Johannes den Geist Christi, den jungfräulichen Erstlingscharakter jedes Schöpfungsaugenblicks, rettet, jenen Geist der Taube; die Taube lebt weder aus Antezedentien noch aus Prophezeihungen, weil sie nicht auf Anfänge oder Endzeiten starrt. Nein, jungfräulich ist das Heute, an dem Gott, Mensch und Schöpfung ihrer Gegenwart froh werden, so als hätte es eine andere Zeit nie gegeben! Die Kirchenleute machen aus dem Gott, der heute ist, und von dem deshalb auch wahr sein muß, daß er im Anfang war und am Ende sein wird, den logischen Begriff dessen, der »im Anfang gewesen sei, jetzt und immerdar«. Diese subtile Umkehrung der Reihenfolge aus »heut, einst, dereinst« in »einst, heut, dereinst« tötet den Geist Gottes, den Geist Jesu und den Geist des Johannes. Wenn nämlich unser Heute nur von dem »Am Anfang« und dem »Immerdar« in die Mitte genommen wird, dann gerät es in die Logik oder in die Geometrie. Es wird dann nämlich eine Deduktion, aber es hört auf, eine Erfahrung zu verkörpern. In den Tagen aber, da der Herr auf Erden wandelte, war sein Heute, sein Jetzt, sein Nunmehr und Hier der Beweis, der einzige Beweis für alle Dereinsts der Anfänge so gut wie für alle Dereinsts der Propheten. Wir sollten also beten zu dem Gott, der Jetzt ist, im Anfang war und am Ende sein wird. Deshalb sagt Jesus zu dem Kirchenmann und Felsenmann am Ende des Johannesevangeliums: »Lieber Petrus, was dieser Jünger tun wird, liegt außerhalb Deiner Papstgewalt und Schlüsseljurisdiktion. Johannes, das johanneische Christentum geht Dich, Petrus, nichts an«. Schon im ersten Jahrhundert liefen offenbar die Götzendiener des

[1] Die Bibelkritik würdigt diese Amtslosigkeit des Johannes nicht.

Geistes ihrer Kirche gegen diese dauernde Berichtigung des Petrus durch Johannes Sturm. Sie zogen nach Götzendienerart den Satz des Herrn: »Wenn ich aber will, daß dieser bleibe – was geht Dich, Petrus, das an?« auf das leibliche Dasein des Johannes hinunter: »Aha«, sagten sie, »Johannes lebt ewig. Er ist unsterblich.« In den Saturnalien dieser Götzendiener, in der Bibelkritik heißt es daher, der Tod des Johannes habe seine Zeitgenossen tief erschüttert, weil sie überzeugt waren, Jesus habe dem Johannes leibliche Sterbelosigkeit verheißen. So sei hinterher die Geschichte vom Lazarus und vieles ähnliche in die Evangelien hineingedichtet worden, um diesen »Irrtum« Jesu zu verdecken! An all dem ist nichts. Wer den Vers bedenkt: »Wie einer ist, so ist sein Gott, darum ward Gott so oft zum Spott«, der weiß auch, daß in jeder Stunde der Geschichte wieder und wieder der wahre Gott über den Götzen in seinen Gläubigen hochgestemmt werden muß. Er weiß auch, daß Abraham und Christus ihren Völkern die Kraft zu diesem Hochstemmen mitgegeben haben, zu dieser Selbstüberwindung, und er wird sich nicht beklagen, daß sie auch 1963 unerläßlich ist.

Daher hat Jesus in den Freund das Amt des Geistesreinigers hineingeschaffen, der die Petriner und Pauliner bis zum Jüngsten Tage zu ihrer Selbstüberwindung zwingt. Johannes bleibt bis ans Ende der Welt der Jünger, den der Herr grundlos und amtlos liebt, damit kein Zeitgeist, Nationalgeist, Kirchengeist, Volksgeist je sich für den Heiligen Geist ausgebe. Jawohl Volksgeist, jawohl Zeitgeist, jawohl Gemeingeist, jawohl Revolution und Kommunismus, jawohl Kirche und Patriotismus, Eure Gerüste zusammen mit dem Jünger, den der Herr lieb hat, Institution und Freund zusammen, bezeugen seinen, des Herrn, Gottes, Geist. Israel ist das Volk Gottes. Die Kirche hat der Sohn gestiftet. Beides bleibt wahr. Aber Jesus hatte auch einen natürlichen, einen geschöpflichen, einen lebensgeschichtlichen Freund. Und dank dieses Johannes wird nun der Heilige Geist umfassender als der in der Kirche des Sohnes oder dem Volke des Schöpfers wehende Geist. Und bevor diese »Größerkeit« des Geistes

Gottes nicht sichergestellt ist, darf und kann das Millennium des Geistes sich uns nicht auftun.

Viele reden heute von diesem Zeitalter des Dritten Glaubensartikels. Viele fühlen wie der Bauer, der dem Erzbischof von Upsala, Nathan Söderblom, sagte, es müsse ja jetzt auf die Geschichtszeit des Priesters (Petrus) und des Leviten (Paulus) das Alter des barmherzigen Samariters folgen. Diesem Samariter wird Johannes oft gleichgesetzt. Aber so gefahrenlos ist auch am Ende der Welt der Glaube nicht, wie jene Aufzählung ihn erscheinen läßt. Im Gegenteil!

»Wie Einer ist, so ist sein Gott . . .« und so bleibt die Gefahr des Götzendienstes bestehen. Denn die Menschen suchen Gott da, von wo sie selber herkommen, und erheben sich selten zu Ihm, der sie erst morgen beruft und zu erschaffen geruhen wird. Sie erwarten nicht, daß Gott neu über sie kommt! Den Vater Abraham hat Gott der Schöpfer gesegnet. »Vater« ist auch nur eine Gestalt von uns Geschöpfen. Aber Gott ist ihr ewig freier, endloser Schöpfer. Den Sohn hat der Dreifaltige Gott in seiner Güte Menschengestalt annehmen lassen, damit wir das Wort Gottes aus all unseren Millionen Worten heraushörten; Gott kann eben dem Abraham aus Steinen Kinder erwecken. Eben das gilt vom Geist. Auf den Geist, den frei wehenden, darf keine Institution auf Erden sich berufen, es sei denn, daß sie auch Gottes Freund, dem unerwarteten, dem unbekannten, dem unvorhergesehenen den Antritt der nächsten Sohnschaft in ihrem Mitgliederverzeichnis ermöglicht und offenhält.

In einer unheilvollen und dennoch heiligen Stunde, im Untergang des Kaiserreiches 1918 fanden wir Kriegsteilnehmer uns auf Patmos zusammen, außerhalb von Staat und Kirche, unbemerkt von Petrus wie von Paulus. Jeder in seiner stammelnden Inselsprache, eben auf Patmos, bezeugte da seinen Glauben an den Schöpfer statt des Vater Zeus, an den Dreieinigen Gott statt des Genialen Sohns, an den Heiligen Geist statt an die Zeitgeister und die Landesgeister. Hans Ehrenberg steuerte damals seine Deutung des Schlusses des Evangeliums Johannis bei. Sie

steht in seiner unvergeßlichen und eben deshalb völlig vergessenen »Heimkehr des Ketzers«, die im Patmosverlag 1920 erschien. Ich habe diese Wahrheit hier umgeschrieben, weil sie wohl erst heute flügge werden soll, als Treuhänder jenes Patmos, ach als der einzige Treuhänder, der sich noch zu Patmos unverdrossen bekennt. Ehrenberg sah, daß unser Johannesevangelium das amtlose Dasein eines Freundes Gottes verbürgt.

Johanneisches Christentum, so tradiere ich unsere Erleuchtung, ist keine dritte Kirche, keine amtliche Gestalt. Aber es erhöht den Heiligen Geist über den schon begriffenen Geist. Es verlangt von uns allen, die sich auf den Geist Gottes zu berufen wagen, daß wir noch von ihm unbegreiflich ergriffen werden können auch in der absurdesten und widerborstigsten Gestalt, damit die Kluft zwischen Gott dem Unbegreiflichen und dem Begriff Gottes in unserem Kopf nie sich verringere. Sie füllt das »Pneuma«, das ja griechisch weder männlich ist wie der Logos, noch weiblich wie die Sophia, sondern geschlechtslos, neutral, eben das Wehen des Geistes. Daran ist seine Demut zu erkennen, seine Unscheinbarkeit, sein Geheimnis, also gerade das, was die Fachleute und die Amtsträger zur Verzweiflung bringt. Diese glauben zu wissen, wer das Recht auf Sitz und Stimme im Rat hat, sie behaupten, daß man von vorne herein bestimmen müsse und könne, wer jeweils den Mund auftun soll. Gegen diese Geistesbeamten sendet der Einzige, der von vornherein bestimmt, der wahrhaft prädestinierende Anhauch des Geistes seinen nur ihm bekannten Freund, den prädestinierten Sprecher dieser und *nur* dieser Stunde.

Denn bis ans Ende der Tage bestimmt kein Frauenzimmer, bestimmt kein Führer, bestimmt kein Revolutionär, bestimmt kein Papst, sondern es bestimmt der Schöpfer, bestimmt der Dreieinige Gott, bestimmt der Heilige Geist, wer in seinem Namen sprechen soll, weil er ihn anweht.

Zweiter Teil

Wie wird gesprochen?
Die Äußerungen der Sprache

EIN KOMMA

»Ce que vous pensez de la ponctuation ›Monsieur‹ avec gravité aucun sujet certainement n'est plus imposant«

Stephan Mallarmé Divagations Paris 1922 p. 340

Vor mir liegt ein kümmerliches, kleines Stück Papier halb bedeckt, von eines Knaben ansprechenden Schriftzügen. Zwölf Jahre war er alt; da kam er eines Tages aus der Schule, wo er von Medea, der verratenen, griechischen Sagengestalt, gehört hatte.
Sein Großvater war ein großer amerikanischer Maler, Abbot Thayer; sein Vater hingegen war geistig nicht recht gesund, und der Junge hatte viel Grund unglücklich zu sein.
Alles dies, Medea, Genie, Unglück scheint in die Zeilen auf dem Blatt eingeströmt zu sein. Sie haben mir die Augen geöffnet für die Macht, die von der Liebe Leben, die vom Geiste ausgeht. Ich baue darauf, daß sie denselben Dienst dem Leser leisten können, so daß er die Eigenschaft wahrnimmt, die jedes Menschenkindes Äußerung von den Lauten und Klängen der tierischen Welt unterscheidet. Diesen wenigen Zeilen gelingt.....
aber erst einmal die Zeilen selber:

Medea

Life is black and hearts are black
and black are the hills where the shephards lie
till by some sweet miracle a heart
comes fluttering by
and I seize it and draw it closer and closer
till with a burst of love and fear
I leave it to the drear, drear
thoughts of life and death and sorrow
till someone better than the rest
braver than the best
shall come

Leben ist schwarz und Herzen sind schwarz
und schwarz sind die Hügel wo die Schäfer liegen
bis durch ein süßes Wunder ein Herz
herbeigeflattert kommt
und ich es greife und näher und näher ziehe
bis ich mit einem Ausbruch von Liebe und Furcht
es loslasse vor den grausen, grausen
Gedanken an Leben und Tod und Leid
bis Einer den andern überlegen
mehr als die besten verwegen
kommen soll

In dem Original dieser Vershandschrift gibt es nur ein einziges Satzzeichen, das Komma zwischen den beiden Worten »grausen« im Englischen »drear«. Dies Komma ist mein Thema. Es erstaunt, weil es die einzige Interpunktion in elf Verszeilen ist.

Der Knabe war ein ausgezeichneter Schüler, und es war nicht Unwissenheit, die ihn bewog, auf Punkte und Kommata zu verzichten. Das zeigt schon der Umstand, daß sein einziges Komma, zwischen »grausen« und »grausen« am rechten Platz steht. Freilich, es ist ein Platz, an dem die zwei Worte weniger getrennt in der Aussprache wirken als andere Stellen in den Versen, trotzdem sie aller Interpunktionen bar sind. Die Sätze bedurften anscheinend im Sinne ihres Schreibers keinerlei Satzzeichen; auch wir brauchen sie nicht.

Alles ist in einem Atemzug gesagt, in einem Rhythmus, einer Aufwallung. Durch das Auftreten des einen Kommas an einer unbedeutenden Stelle, wird das große Faktum unterstrichen, es sei dies Gedicht eben ein ungeteiltes Ganzes, als ganzes konzipiert vom Anfang bis zu Ende. In ihm seien die Nebensätze, ganzen Sätze und Absätze als Unterteile hinreichend markiert durch den Fluß der Rede selber in ihren Verszeilen auch ohne Zeichen. Gerade der Umstand, daß dieser Fluß abbricht, und das Gedicht unfertig bleibt, ist ein zweiter Beweis dafür, es sei ein Gedicht eine Ausatmung der Seele. Der Torso, der fragmentarische Charakter, verbürgt in unserem Falle die Echtheit des

Ergusses besser als irgendeine größere Vervollkommnung. Weil er unfertig abbrach, brauchte der Verfasser den Glanz des ursprünglichen Einsatzes nicht durch das Flickwerk nachträglicher, prosaischer Reflektion zu trüben.

Die Jugendfrische des Kindes, die außerordentlichen häuslichen Zustände, das Auftreten des einzigen Komma an einer Stelle dritten Ranges, und die unfertige, ungekünstelte Gestalt des Ergusses, sind vier Züge, die das Gedicht zu einem guten Beispiel stempeln, dank dessen sich ein Gesetz menschlicher Äußerungen an der Quelle studieren läßt; unsere Vorstellung von dem, wie Logik, wie Poesie, wie Prosa wirken wollen, wird dadurch ein bißchen ausgeweitet werden.

Meine erste These lautet: Interpunktion ist das Überbleibsel aus dem liturgischen Gesang, der ältesten Sprachschicht, hinein in seinen Erkältungszustand, in seine Verkürzung zu Prosa. Wäre das wahr, dann hieße das etwas Wichtiges: es hinge nämlich all unser logisches Schließen immer noch ab von der ersten Sprechweise, aus der heraus ihm die Interpunktion auferlegt bleibt. Ich halte dafür, daß wie die Pausen in der Musik wichtig sind, so das Verständnis für die Interpunktion in der Prosa zum Verständnis der Logik grundlegend ist.

Denn in der Interpunktion lebt der Rhythmus fort. Und wenn er in ihr auch auf sein Minimum reduziert wird, so haben Interpunktion und Rhythmus immer noch eines gemeinsam: sie unterteilen ein an sich unendliches, nie endendes Ganzes, den Gesang der Geister über den Wassern des Lebens, wie er ohne Anfang und ohne Ende ertönen soll und ertönen muß, denn wir Menschen werden nur durch Sprache und Gesang zu Gliedern unseres Geschlechts. Ein Buch mag in Kapitel zerfallen, die Kapitel in Paragraphen, die Paragraphen in Sätze, die Sätze in Satzteile, die Satzteile in Wörter, die Wörter in Vokale und Konsonanten, Stamm und Präfixe und Suffixe und Infixe. Aber es wäre ein Wahn, aus diesen Zerfallsprodukten das Buch aufleimen zu wollen, denn unsere Fähigkeit, daß wir die Wahlverwandtschaften oder die Emser Depesche oder die Erklärung der Menschen-

rechte auflösen, zerlegen und zerfällen können wie Anatomen die Leichen, ändert nichts daran, daß der Roman, das Telegramm und die Erklärung Einheiten sind. Die großartigen 270 Worte, aus denen Abraham Lincolns 3-Minuten-Rede in Gettysburg 1864 besteht, sind auf seinem Denkmal in Washington eingemeißelt, ohne daß der Bildhauer ein einziges Satzzeichen hat anbringen wollen. Wie recht hat er gehandelt! Der Fluß dieser Rede zwingt uns, sie richtig zu skandieren und zu lesen. So ist sie eine einzige, gegliederte Äußerung, und mitnichten eine Addition von Sätzen, oder gar von so und soviel Worten. Das Ganze einer menschlichen Äußerung gebietet über alle ihre Teile und weist ihnen den entsprechenden Platz im ganzen an. Die oft in der Logik vorgeführten drei Sätze »Alle Menschen sind sterblich, Sokrates ist ein Mensch. Also ist Sokrates sterblich« kleiden sich in den Schein dreier alleinstehender Sätze. Der Logiker oder der Grammatiker mag sich das vortäuschen. In Wahrheit wird der erste Satz nur um des dritten willen gesprochen oder gedacht! Die Griechen, mit ihrem wundervollen Sprachsinn, nannten die angeblich drei Sätze ganz richtig einen Syllogismus, ein ineinander Hineinsprechen, so wie auch Paulus des einzelnen Menschen leiblichen Wandel seine »Symmorphe«, seine Eingestaltung in den Leib Christi nennt. Dem Mißverstehen aller modernen Übersetzer dieser Paulusstelle zum Trotz[1] bewirkt meine *symmorphe* meine Teilnahme an der einen einzigen Gestalt an der Morphe oder Morphologie des Leibes Christi; in ihn werden Millionen Leiber hineingestaltet durch die Sprache; und analog dieser Symmorphe im großen ist jeder Syllogismus im kleinen eine einzige Äußerung, in dem die geflissentlich gebauten drei Sätze eine einzige Aussage hervorbringen. Das selbständige Auftreten jedes dieser drei Sätze ist ein Kunstgriff, der ihre Einheit absichtlich verschleiert! Der Syllogismus nämlich

[1] Philipper 3,21 Die neue englische Übersetzung von 1961 begeht den Fehler wieder. Es ist, als habe das Weltalter des Individualismus sich den Zugang zu allen Leibesbildungen verbaut.

verbindet eine Verallgemeinerung früherer Erfahrungen mit der Beobachtung einer neuen Erfahrung und schließt zwischen ihnen rechtzeitig – bevor sie in entgegengesetzte Eindrücke auseinanderfallen können – Frieden. Man braucht sich nur an die phantastischen Vorstellungen vom endlosen Regieren Bismarcks, Hitlers, de Gaulles oder Adenauers zurückzubesinnen, um den Satz: auch Sokrates wird sterben müssen, als eine wahre Schwergeburt zu würdigen. An sich halten wir die Lebenden, die uns imponieren, von den Toten fern und getrennt. Schillers Seufzer: »Auch Patroklos mußte sterben und war mehr als Du«, ist am Anfang im Inneren jedes gesunden Menschen. Es ist nicht der gesunde. sondern der abstrahierende Verstand, der den Umweg über das Los aller Menschen einschlägt, um des Sokrates Los zu erweisen. Mithin ist der Satz: alle Menschen müssen sterben, kein Satz a, zu dem hinterher die Sätze b Sokrates ist ein Mensch und c also muß er sterben, angehängt werden. Vielmehr verhält es sich umgekehrt! Der Satz: Alle Menschen müssen sterben ist *vor-gehängt!* Er ist als das vorgeschobene erste Drittel des ganzen Absatzes der drei Sätze anzusprechen. Die Logik ist nämlich die Kunst des Gleichgültig-und-Eintönig-Machens. Aus jeder Aufregung soll der logische Beweis uns zurück in Ruhe versetzen. Das ist das Bezwingende der Logik, daß sie das aequam mements rebus in arduis servare mentem des Horaz wahr macht. Dazu fingiert sie, daß sie die Zeit vernachlässigen darf, die uns das Sprechen kostet. Der Logiker erwähnt nie, wie viele Sekunden oder Minuten es denn dauert, bis wir unsere, seine logischen Schlüsse gezogen haben. Der Logiker versucht vielmehr, ohne Rücksicht auf die Zeit, die das Denken oder Sprechen dauert, seinen Beweis zu konstruieren. Nur die Fiktion der Zeitlosigkeit der Gedanken erlaubt ihm die weitere Erdichtung, es sei der Satz: alle Menschen sind sterblich, ein unabhängiger, selbständiger, in sich abgeschlossener Satz. Seine *Vorhängigkeit* bleibt dank der Fiktion, Denken sei zeitlos, uneingestanden. Danach bestünde auch der Faust aus so und soviel tausend Versen, oder die Bibel aus 770 000 Worten, und der Leitartikel aus 6000

Silben, während doch durch den Faust der Atem eines hingegebenen Dichters Leben, durch die Bibel aber der Atem einer aufgeopferten Volksgeschichte weht. Ich überlasse es dem Silbenstecher zu entscheiden, was es mit seinen 6000 Silben auf sich habe.

Nein, auch den Syllogismus trägt ein einziger Atemzug, und er zerlegt ihn nur in drei Absätze. Mit anderen Worten: Die Punkte zwischen »alle Menschen müssen sterben« und »also ist Sokrates sterblich«, sind wie Pausen zwischen Kadenzen in einem Musikstück, dessen Ganzheit als das a priori in den Kadenzen wirksam ist. Die Interpunktion eines Punktes ist also gerade nicht wie er Neu-Englisch heißt, a full stop, ein wirkliches Ende, sondern wie die lateinische Rhetorik mit Recht es genannt hat, ein Zwischenpunkt, ein »Interpunctum« zwischen Sätzen. Sätze aber sind die kleinsten Perioden, die kürzesten Umläufe des Atems des Geistes; sie rufen nacheinander, sie sind füreinander bestimmt, und sie rufen unausgesetzt einander hervor. Gerade die Interpunkte und ihre Interpunktion beweisen, daß die drei Sätze als ein Syllogismus etwa für Analogien zu der Strophe, der Gegenstrophe und dem Abgesang eines Gesanges gelten dürfen. Die einzelnen Kunstsänger der Strophenlieder hatten diese Form eines Trialogs aus dem liturgischen Wechselgesang übernommen; damit gewann der einzelne Dichter, der sie anwendete, stellvertretend die Macht, die in der Liturgie durch mehrere Personen (Priester und Diakon, Vorsänger der Gemeinde) verkörpert werden. – Ein Sänger wie Pindar wird so dadurch als einzelner eine mächtige Person, denn er verkörpert alle die an dem in ihn hineinverlegten chorischen Vorgang Beteiligten. Er repräsentiert die Realpräsenz der Spielgemeinde; Diese Analogie macht uns darauf aufmerksam, daß der prosaische Syllogismus auch als eine Kontraktion, eine Zusammenziehung, anzusehen ist. Die drei Sätze: alle Menschen müssen sterben. Sokrates ist ein Mensch. Also muß Sokrates sterblich sein, sind nicht auf demselben Zeitbeet gewachsen. Die abstrakte Regel, alle Menschen sind sterblich, wurzelt in einem Endschubfach unserer Ge-

danken, da, wo die Regeln zur Verfügung gehalten werden. Hingegen gehört der Name Sokrates in eins der Anfangsschubfächer, da, wo wir einen neuen Eindruck frisch ins Gehirn hinauftelegraphieren. Der Name Sokrates und der Begriff Mensch sind durch weiten Abstand wie Rohmaterial und Endprodukt getrennt, etwa wie »schon immer« und »einmal«. Denn »schon immer« galt für alle Menschen, was ich jetzt auf den Sokrates übertrage. Hingegen gerät der Sokrates zu seiner bestimmten Stunde mit seinem Namen einmal in mein Bewußtsein, und der Sinn des Syllogismus und mein Interesse daran, ihn, den Syllogismus, sei es zu denken, sei es zu drucken, dürfte mit dem Tode des Sokrates oder mit der Herausgabe meines Schulbuches über Logik, erlöschen. Ist Sokrates nämlich erst einmal verstorben, so wie alle Menschen vor ihm, dann verliert unser Satz: also muß Sokrates sterben, seine Wucht und seinen ursprünglichen Wert. Er mag dann in dem Logiklehrbuch weiter geistern. Aber dort geistert er nur fort als ein Zitat! Zitate verdanken ihren Wert nur der Anfangslage, in der sie entsprungen sind, bevor sie Zitat werden konnten. Die Anfangslage aber muß zu Lebzeiten des Sokrates gesucht werden. Denn damals schien es freilich eine erstaunliche Leistung, prophezeien zu können. Logik kann gerade das eigentlich nie. Die Zukunft entzieht sich den Horoskopen und Wahrsagern. Die »bloße«, die von den Zeitunterschieden geflissentlich abstrahierende Logik schien also einen ihrer schönsten Triumphe zu feiern, als sie die Beugung der Zukunft unter die Regeln der Vergangenheit in die Form von Obersatz und Untersatz zu kleiden wußte. Daher betone ich noch einmal, daß nach dem Tode des Sokrates die Figur des Syllogismus über seine Sterblichkeit als Zitat möglich bleibt, als Leistung der Logik, aber aufhören wird, uns zu verwundern und uns die Logik wertvoll zu machen. Es wäre heute kein Anlaß mehr, Sokrates namentlich hervorzuheben; er ist zu lange tot. Obwohl also die Prosa der Logik sich verbietet, auf den Zeitgenossen Sokrates mit herzlicher Teilnahme zu sprechen zu kommen, so bleibt sie trotzdem für das, was sie erstaunt und zur

Äußerung bewegt, zeitgeboren. Nur will sie den Ton auf diesen Umstand durchaus nicht legen. Dafür hat die Logik ihren besonderen Grund. Betonung nämlich ist ein Ausdruck unserer inneren Teilnahme, unseres Mitgefühls. Logik aber ist der Versuch, unsere Gefühle loszuwerden, und statt dessen Gleichgültigkeit über die ganze Landkarte der Gedanken auszubreiten. Logik heißt: gleiche Gültigkeit! Betonung aber bedeutet ungleiche Gültigkeit der verschiedenen Eindrücke. Der Syllogismus holt eine frische und daher aufregende Wahrnehmung: »Sokrates!« hinunter auf die Ebene des bereits erkannten, und wo einen Augenblick vorher Sokrates oben im Lichte seines Erdentages wandelte, da ist er nun in den Hades der bloßen Begriffe hinuntergefallen und muß sich in dieser Tiefe gefallen lassen, noch unter die dort herrschenden Allgemeinbegriffe des Obersatzes als Untersatz eingewältigt zu werden. Das ist der Sinn der drei Sätze des Syllogismus. Der Vorgang stellt in der Prosa eine Analogie zu Stollen, Gegenstollen und Abgesang dar. Diese Analogie lohnt es einmal herauszustellen. Der Mittler zwischen dem immer in »alle Menschen« und dem Einen Sokrates ist das Wörtchen »*also*«; »Also« eröffnet den Abgesang zwischen Strophe und Gegenstrophe, zwischen »Obersatz« und »Untersatz«, wie der die Zeitunterschiede und die Wertunterschiede ordnende Verstand sein »Immer« und sein »Einmal« anmaßend nennt. Der Untersatz wurzelt im Acker der Zeit. Die Leugnung, die Abschaffung, die Vernachlässigung der verschiedenen Zeiten, das Ausrupfen der Lebenszeit des Sokrates in die Verstandes»höhe«, in der ich der Regeln Gebot und der einen Person zeitlos zu begegnen wähne, macht aus zwei verschiedenen Augenblicken ein oben und unten für die Logik. Uns aber geht hier die Nabelschnur an, die sogar den Logiker selber an die Zeiten seines Sprechens festbindet. Und da fällt uns nicht das auf, worauf er so stolz ist, das Subsummieren, sondern uns fällt sein tollkühner Versuch der Synthese zweier Zeiten auf. Wechselgesang mehrerer Personen war das Vorbild für den Strophengesang eines einzelnen Vortragskünstlers durch Kontraktion. Die Logik ver-

fährt analog in der tonlosen Prosa: zwei getrennte Erlebniszeiten des einzelnen Sängers werden in der Prosa zusammengebracht, und so zu diesem Zwecke werden die zwei einander ausschließenden Stile für die Formulierung hier einer Regel und dort einer Erfahrung auf die eintönige, tonlose Stilart eines entleidenschafteten, entzeiteten Syllogismus verdünnt. Aber damit sind die Inhalte dieses Denkschemas keineswegs so erfolgreich entzeitet, wie sich das in der Kneifzange der Kompromißschublade Logik ausnimmt. Denn den Satz: Sokrates muß sterben und den Satz: alle Menschen müssen sterben, kannst Du auch verzweifelt herausschreien. Auch wir können so weinen wie in Platos Kriton die Frauen. Also nur wenn wir auf die Stilform des Syllogismus uns einlassen, wenn wir uns aufs Gleichgültigwerden spezialisieren, schweigt des Sängers oder der Weiber Threnos und Naenie. Die Scharniere der Logik, die den Sätzen ihre besondere Zeit absprechen, befreien sie dadurch von ihrer Leidenschaft. Daran lernt sich erneut, daß nur die Hingabe an die einzigartige Zeit jedes Ereignisses uns vor der abstrakten Generalisierung schützt, dieser Abwertung des Geschicks durch eine Verwandlung in den namenlosen Schutt bloßer Raumgesetzmäßigkeiten. Diese Gesetze der Logik sind zwar wahr, aber sie sind wertlos. Den Hochton der Sprache wagt nur der, den die Hingabe an den Augenblick so überwältigt, daß er wie die Memnons-Säule bei Sonnenaufgang ganz Ton wird. Niemand leugnet, daß wir ganz Ohr werden können, daß die Geliebte im Dunkel der Nacht das Minnelied nicht nur mit den Ohren, sondern mit allen Fasern ihres Leibes und allen Regungen ihrer Seele aufnimmt. Aber ebenso wie das Ohr alle anderen Organe ausschalten kann, oder besser gesagt, sie unter seine Botmäßigkeit ruft, wenn es etwas Besonderes zu hören gilt, so kann auch ein wirklicher Sprecher ganz Stimme, ganz Mund werden. Den Physiologen der Phonetik muß die Skala entgegengehalten werden, die den Vollton des Hingerissenen und begeisterten Mundes gegen den Blechton des Statistikers dadurch abhebt, daß dem Statistiker nur ein Mund zur Verfügung steht, dem Begeisterten aber sein

gesamtes Wesen des Menschengeschlechts von Adam bis zum jüngsten Tag. Um deswillen sagt der Begeisterte unerhörte Dinge, weil einem alltäglichen Munde ja die Armeereserven der Geister aller Zeiten fehlen, dem Begeisterten aber insgesamt freudig zu Hilfe eilen. Jeder Mund, dessen Sprecher ganz Mund wird, überrascht durch begeisterte, und das heißt viele Zeiten zu ihrem vollen Wuchs bringende, wie wir deshalb sagen, epochemachende Sprache. Eine neue Generation erwächst nicht etwa aus den Leibern von Abkömmlingen; die sind oft degeneriert. Eine Generation erwächst nur aus der begeisternden, epochemachenden Rede, in die ein Mund die ganze Erbmasse der sprechenden und der zuhörenden Leiber hineinschmilzt, weil diese Leiber ganz Mund, ganz Ohr werden. Gleichgültig ist jeder Satz im Syllogismus geworden. Aber jedes in ihm ausgefrorene Satzglied entsprang einmal aus unendlicher Not, damals als es sich leidenschaftlich aus dem Munde eines Menschen unter dessen Mitmenschen wagte. Hier wird es nötig, inne zu halten. Denn wir sind ja bisher aus Rücksicht auf die Lage des Lesers naiv von der Alltagsprosa rückwärts geschritten. Wir haben seine gewohnte Prosa nicht als eine Attrappe oder Kulisse vor der echten Sprache behandelt, sondern als etwas erstrangiges und für ein Weltkind ursprünglich gegebenes. Nun aber muß die Wahrheit ausgesprochen werden. Prosa ist eine für die Debatte und die Schulstube nützliche Wasserleitung fort von dem Quellstrom des Sprechens. Sie ist künstlich. Und dank Bernhards Gedicht sind wir wenigstens um eine Stufe vor diese Prosa zurückgedrungen. Nun aber muß der Leser eine Sekunde lang auch noch vor die Poesie zurückgeladen werden. Ist die Prosa objektiv, so ist die Poesie subjektiv. Und wenn die Prosa sich dem Denker zur Verfügung stellt, so die Lyrik dem Dichter. Aber in beiden Fällen hat sich die Sprache bereits einem einzelnen Sprecher zur Verfügung gestellt; und das heißt: sie ist verweltlicht. Der volle Sprachton verfügt über uns. Er sammelt aus dem Grenzenlosen eine erst im Anruf sich bildende Gemeinde. Wer in der Stunde, in der ein Bittgesang fleht, in das

Flehen mit einstimmt, der gehört zu der jungen Gemeinde. Wer in der Stunde, in der ein Dankespsalm angestimmt wird, mitsingt, wird aus dem stummen Lehmpappen, dem Erdenklos, zu einem singenden Mitglied des alten Volkes. Da sprudelt längst vor der Vereinzelung in Poesie und Prosa die unverweltlichte Sprache, kraft derer der Geist über uns verfügt. Hiervon muß der Leser mindestens eine Probe vorgesetzt bekommen, weil im Westen diese Quelle fast versiegt ist.

Die Tochter eines Popen in Pennsylvania, USA, kam vor der Zeit aus dem Internat in die Ferien. Ihr Vater, der ihr öffnete, rief in seiner Freude die andere Tochter herbei, holte seine Stimmgabel, und statt jeden weiteren Wortes hoben diese drei liturgisch zu singen an. Ohne daß die Heimkehrende auch nur ihren Hut absetzte, sangen diese drei Menschenkinder zwei Stunden lang ihre Psalmen. Am Ende sagte der Vater nur: »Ich brauche Dir keine Fragen zu stellen. Aus Deinem Singen weiß ich, wie es um Dich steht.«

Kehren wir zum Komma des Knaben Bernhard zurück. Denn für dies Komma haben wir uns auf den Ozean der Töne menschlichen Wechselgesangs hinausbegeben.

Die Interpunktion ist nicht eine nachträgliche Formalität, die einen schon vorhandenen Prosastil ausschmückt. Sondern Interpunktion ist das Fortleben des älteren Tons in die Gleichmut anstrebende Prosa hinein, dem Streben dieser Prosa zum Trotz; obwohl ein Nachgebliebenes, sollte es nicht ein Überbleibsel, nicht ein Fossil genannt werden. Vielmehr ist dies Fortleben der Satzzeichen das mindeste, mit dessen Hilfe der auf der Oberfläche rein logische Prozeß in Gang bleiben kann. Nur dank der Satzzeichen behält sein Gleichgültigmachen noch Sinn und Wirksamkeit. Die Interpunktion bedeutet für die Prosa den Umfang von Sprechmusik, den sogar der äußerste Rationalismus sich bewahren muß in seinen noch so ledernen Stil hinein, wenn seine Gedanken für seine Hörer oder Leser verständlich bleiben sollen. Aus diesem Grunde war es sinnvoll, daß der Dichter Stefan George für die Poesie die logischen Satzzeichen

abschaffen wollte. Poesie braucht sie nicht, soweit sie den ursprünglichen Vollton der Liturgie bewahrt, aus dem die Interpunktion in der Prosa herstammt. Prosa hingegen bedarf der Interpunktion, um ihren Zusammenhang mit der Poesie zu bewahren. Den Prosaikern möchte ich ans Herz legen: Was Ihr ausübt, das Gewerbe des Gleichgültigmachens, was die Angelsachsen *Generalisation* nennen, kann nur stattfinden, solange auch die beständige, unaufhörliche Pflege unserer poetischen Anlagen gleichzeitig garantiert ist. Den Prosaikern müssen immer neue Poesien zum Reduzieren vorgeworfen werden. Denn ihr Reduzieren verläßt sich darauf, daß vieles noch nicht bereits Reduzierte auf sie wartet. Die Reflektion, die Dialektik, die Analyse, die Abstraktion, sind ein zweites Stockwerk im Hause des Geistes, oder eher eine zweite Schleuse in seinem Strom. Jedenfalls ist der unausgesetzte Strom an Rede und Sprache und Gesang das logische a priori für den Kristallisationsprozeß, den wir das logische Denken nennen.

An diesem logischen Denken können nur die sich beteiligen, die ein und dieselbe Sprache sprechen. Da ist es von der größten Wichtigkeit zu wissen, daß diese für die Wissenschaften vorausgesetzte Einheit der Sprache keineswegs selber das Ergebnis logischer Beweise ist oder sein kann.

Die Einheit unserer Sprache ruht nicht auf Logik, weil diese uns und das Besprochene gleichgültig auseinanderhält. Die Einheit der Sprache beruht immer auf der Gleichheit der Intonation, des Rhythmus und des poetischen Ausdrucks. Das gilt sogar für Chemiker oder Physiker[1]. Einheit im Handeln, Gleichheit des Gefühls, Gleichheit im *Betragen* gehen der Vollmacht voraus, kraft derer wir einander etwas beweisen wollen oder können. So ist die Verschuldung der Prosa an die Poesie ein nie endender Vorgang. Und als Mahnzeichen an dieses Band zwingt sich der Rhythmus des Sprachstroms dem Logiker in der Gestalt der Interpunktion auf.

---

[1] Den Beweis s. im III. Teil, Kapitel: Die Natur der Physischen Welt.

Punkte sind auf ihr Mindestmaß eingeschränkte Rhythmen. Aber ob Punkte oder Rhythmen – beide sind Unterteilungen. Und dieses Wort »Unterteilung« besagt, daß sie in den einen Sprachprozeß von Alpha bis Omega eingekerbt werden. Die unendliche Vielfalt der Sprachen ändert nichts an der Tatsache, daß der gesamte Sprachprozeß einer ist von Adam bis zum Jüngsten Tag. Wie es trotzdem zu den vielen Sprachen kommt oder gekommen ist, lehrt das Wort »Interdikt«. Niemand bringt es heute mit Interpunktion zusammen. Aber es ist nützlich, sie eng aneinander zu rücken, Interpunktion und Interdikt, als Gegensätze. *Der Punkt unterteilt. Das Interdikt unterbricht.* Beim Interdikt im alten Rom oder in Roms Kirchenrecht wird jemandem das Sprechen unterbunden und abgeschnitten. Er wurde und wird dadurch, nach der Absicht des »Interdiktors«, zum Werwolf, Mannwolf und in den Busch verbannt. Interdikt, Proskription, Bann, Acht, Exil, entziehen dem bisherigen Mitsprecher der eigenen Sprache das Recht, diese Sprache weiterzusprechen. Heut ist das schwer durchzusetzen. Aber weil Interdikte nicht zum absoluten Verstummen in heutiger Zeit führen, deshalb hat man übersehen, daß im Interdikt einem Menschen tatsächlich die Sprache entzogen wurde[1]. Daher wurden immerfort Menschen aus ihrem Sprachleib herausgerissen und entwurzelt. Die bei der Mannwerdung ihnen eingesetzte Stammeszunge wurde ihnen abgesprochen!

Das ist damals nur zu gut gelungen. Die Vielheit der Sprachen ist aus Mord und Totschlag und Blutrache der Urzeit entstanden. Die vielen Sprachen gehen auf Werwölfe zurück, die notgedrungen in eine neue Sprache aufbrachen, als ihnen die Zunge abgesprochen und abgeschnitten wurde, die am Ahnenpfahle geschnitzt zu sehen war. »Jemandem das Sprechen absprechen« war ein ebenso häufiger und durchgreifender Akt wie ein Kind aussetzen. Erst seit Christi Geburt tritt eine Umkehr der Rich-

[1] »aditum eorum et sermonem defugiunt« Caesar, De Bello Gallico 6, 13, 6.

tung ein[1], nämlich nun tritt das Übersetzen allgemein an die Stelle der haßentsprungenen Vermehrung durch immer neue Zungen oder Dialekte. Absprechen und Übersetzen: Heidentum und Christentum! Die Rückkehr der vielen Tausende getrennter, aus Interdikten entsprungener Zungen in den Riesenstrom des Einen Logos, ist der Inhalt der Geschichte im Zeitalter der Christenheit. Längst hat fast jede Sprache ihre Scharniere in die Einheit alles Sprechens hinein entwickelt. Jede Zunge drängt über alles bisher Gesagte unaufhörlich hinaus. Denn Sprechen heißt Frieden schließen und Frieden pflegen. Das sieht man schon daran, daß jeder Abbruch friedlicher Beziehungen zum Aufhören des miteinander Sprechens führt.

Weil entweder Weltkrieg III ausbricht oder aber täglich über irgendeine sich öffnende Kluft hinweg Frieden geschlossen werden muß, darf bei keiner einzelnen Sprache endgültig Halt gemacht werden, so wenig wie bei dem einzelnen Satz: »Alle Menschen müssen sterben«. Es ist ein und dieselbe Ketzerei, die den einzelnen Satz isoliert (Wilhelm Wundt) und die einzelne Sprache für selbstgenügsam oder endgültig ansieht. Beide, Satz und Sprache drängen unausgesetzt über sich hinaus. Weder den Sprachen noch unseren Sätzen sieht Gott wie ein Briefträger zu, der seine Sprachbriefe in die Kästen der einzelnen Nationen abgeliefert hat und nun von seinem Bestellgang ausruht.

Das Symbol dieser inneren Unruhe jeder einzelnen Äußerung, jeder einzelnen Sprache, das Ganze aufzusuchen, aus dem sie stammt, und in das hinein sie gehört, tritt uns in der Gestalt eines kleinen Wortes entgegen. Einem meiner Lehrer verdanke ich dies Geheimnis. Otto Schröder war der Verfasser des Buches »Vom papierenen Stil« und der Meister der griechischen Musik und Metrik. Er nun hat manchmal davon gesprochen, daß noch immer das Buch über das wichtigste Wort aller Spra-

[1] Die Übersetzung des Alten Testaments in Alexandria war ein Vorläufer dieser Umkehr. Darüber im einzelnen meine »Vollzahl der Zeiten«, Soziologie II, 1958.

chen ungeschrieben sei. Allerdings werde er wohl selber es nie schreiben können, denn ein Leben sei zu kurz für den, der da gute Arbeit leisten wolle. Mit der Keckheit der Jugend kaufte ich sofort ein Notizbuch und setzte auf sein weißes Schild das verhängnisvolle Wort in Anführungsstrichen. Das Büchlein habe ich noch heute. Auf seinem Titelblatt liest sich das Wort

»Und«

In der Tat, das Wort »Und« kann der Logiker nicht loswerden, so wenig wie Punkt oder Komma. Dies Wort »Und« gibt Atem und raubt den Atem. In des Knaben Bernhard Versen wird es gegen ihr Ende hin durch das Wort »till« verkörpert. Denn unser Wort »Und« und das englische »until« waren ursprünglich ein und dasselbe »bis«, »und so weiter«. Beider Worte Grundthema ist das Weiterdrängen, das Fortsetzen, das Vorwärtsgehen der Sprache.

»Und« mag einfach scheinen, aber als Scharnier zur Verbindung von Sätzen legt es den geheimsten Trieb der Sprache bloß: Sie sehnt sich auf allen ihren Wegen mit allem Gesprochenen Fühlung aufzunehmen. Der Behauptung oder dem Stolz der Realpolitiker zum Trotz beruhigt sie sich bei keiner einzelnen »Realität«. So geht sie über jede Feststellung hinaus. Mit »Und« gestehen Denker und Sprecher, daß sich mehr sagen ließe, daß seine Aussage in einen weiteren Horizont hineinreiche als sein beschränkter Satz vermuten läßt. Und so lange unsere Geschichte weiter geht, solange wir »Und« zusetzen und »Und« und »Und«, stärkt das unseren Glauben, daß jede einzelne Mitteilung in einen viel weiteren Rahmen hineingehöre und in diesem weiteren Rahmen gehört werden müsse. »Und« ist daher der kürzeste Ausdruck für das Relativitätsdenken. Solange wir weiter sagen und den Mut zum »Und« aufbringen, bleiben wir größer als unsere eigenen Dogmen. Die beste Definition des Dogmatikers kann im Zusammenhang mit dem uns weiter und immer weiter bewegenden »Und« gegeben werden. Der Dogmatiker im engen Sinne engt seine Aussprüche

an einer selbst bestimmten Grenze ein, an einer Grenze, die er dadurch errichtet, daß er sich vorschreibt: »von hier ab kein ›und‹ «. Dem endlosen Strom rhythmischer Sprache entsteigt er. Seine »abgefaßte« Ausatmung erklärt er für seine letzte, für sein endgültiges System. So stellt er in Abrede, daß die noch unartikulierte Zukunft und die schon geäußerte Vergangenheit zu einer und derselben Sprache werden gehören müssen. Er sieht das Tageslicht der schon artikulierten Sprache ohne den dunklen Schoß, aus dem Glaubensartikel unausgesetzt neu artikuliert werden.

Das Wort »und« widerlegt den Dogmatismus. Es leugnet, daß die Zahl der schon getanen Äußerungen je mit der Zahl der nötigen Äußerungen zusammenfallen könne. Dem Wort »und« ist es gleichgültig, ob die bislang gefallenen Worte wahr oder falsch waren. Der Ausdruck »und« verhindert aber, die Summe aller getanen Äußerungen mit der Summe aller nötigen Sätze gleichzusetzen. Ich weiß wohl: die symbolische Logik ersetzt das Wort »und« durch ihr Pluszeichen +. Bertrand Russels Traum war das wortlos-Machen der Mathematiker. Aber + schafft den Lebenswillen des Wortes »und« nicht aus der Welt. Es bleibt der beste Beweis für den zeitlichen Charakter der Reden, also für das, was den Logiker zur Verzweiflung treibt. Denn dieser reine Logiker sucht in seinen eigenen Gedanken den Ankergrund für sein ewiges Sein. Noch 1961 hat ein getreuer Schüler dem Philosophen Robert Reininger genau dies nachgerühmt: »Die Zeit sei laut Reininger dem Raume gegenüber sekundär, damit ist die Zeit aber auch abgerückt von dem, was Geist heißt, von der objektiven Weltordnung« [1]. Genauso hat's der selige Parmenides gemeint; aber das Wörtlein »und« lacht diese Raum-Sein-Dogmatiker zuschanden. »Und« hält uns nämlich in der Geistesgegenwart zwischen den Vergangenheiten der Logik und den Zukunften der Lyrik. Solange uns dies »und«

[1] *Karl Nawrail,* Das Problem des Geistes in der Philosophie Robert Reiningers, Wien. Akad. d. Wiss., phil-hist. Kl., 236, 3 (1961) S. 56.

treu, hold und gewärtig bleibt wie ein rechter Lehnsherr seinen Vasallen, können uns die verschiedenen Zeiten nicht in Stücke reißen. Unsere Irrenhäuser aber werden von »und«-losen Geistern erfüllt, die Geister heißen, weil sie sich aus der Einheit des einen Geistes durch alle Zeiten herausgerissen haben. Sie sind Dogmatiker, sind stecken geblieben in irgendeinem Satz, weil sie die Odyssee des Sprechens mit der Zerstörung von Troja verwechseln. Sie haben zu singen aufgehört und sind aus dem Zeitenrhythmus hinaus in den toten Weltenraum gefallen (wie das Robert Reininger voll Stolz für sie alle rühmt: »Nur der Raum ist die Einheit für den Denker!«).

Jedes Gedicht, jedes Lied hätte die kranken Geister genesen machen können durch seinen Rhythmus, seine Proportionen. Rhythmus ist die Erscheinungsform der ununterbrochenen frisch hervorquellenden Wahrheit, ist die Verkörperung des Wörtleins »und«. Die Wahrheit des Dogmatikers strebt aus dem Rhythmus hinaus, der Dogmatiker ist vielleicht der Anatom der Rhythmen[1]. Indessen Ästhetik und Logik, der Sinn für Rhythmus und der Sinn für Präzision dürfen einander nie verlassen. Sonst fallen gewesenes und künftiges Leben glaubenslos auseinander. Darum war das Fehlen der Interpunktion in Bernhards Gedicht verständlich, weil ein Gedicht ohnehin den Sinn für Rhythmus betont. Aber in einem Buch über Logik muß der Sinn für das Schöne mindestens durch die unlogischen aber hilfreichen Bindeglieder wie »und«, »mithin«, »daher«, »dann«, »auch« repräsentiert werden. Sie halten die Gedanken im Fluß und sichern sie gegen dogmatisches Festhaken. Poetische Gliederung verfehlt sich vielleicht gegen die höchste Stufe der Präzision. Aber eine rein logische Gliederung verstieße gegen die

[1] Dies alles steht bei mir fest, seitdem Hölderlin es dem Schüler um 1905 eingebrannt hat. Wenn seine Poesie in mir nach 150 Jahren Prosa wird, so ist das der notwendige Lauf der Welt. Aber ich lege den Lesern ans Herz, nachzulesen, was Bettina v. Arnim über Hölderlins Lehren vom Rhythmus uns in der »Günderode« hinterlassen hat. Hölderlin, Sämtl. Werke VI, 375–387. (Hellingrathsche Ausgabe.)

rechte Proportion zwischen Schönheit und Wahrheit. Auch der beste Logiker täte wohl daran, sein Buch mit einem »und« zu schließen und dadurch seine Leser zu warnen, daß kein Buch Abschließendes sagen kann. Vielleicht ist das die Ursache dafür, daß Goethe seine Briefe mit dem Schutzsiegel gegen absolute Wahrheiten endete, er schloß: »Und so fortan«. Goethe erfüllte so die erste Bedingung ewigen Lebens. Er schrieb »Und« groß. »Und so fortan« am Briefschluß entspricht seinem Wunsch: »Immer singen!«, »Immer singen«, den er für seine Gedichte hegte. Auch die Musik will nie enden. Ein französischer Schriftsteller machte 1937 die Entdeckung, der Sprache wohne ein Lebenshauch inne, und er machte sich daran, den Atem seiner Sätze zu beschreiben. Der Held geht ans Werk und der Schriftsteller, Henry de Montherlant, sagt von ihm[1]: Et la première phrase apparut, sûre de son élan, de sa courbe et de son but, heureuse de sa longueur promise avec ses virgules et ses points et virgule (il la scandait tout haut: ›virgule... point et virgule‹; c'était la respiration du texte; si le texte n'avait pas bien respiré, il eut crevé comme un vivant.«

In der Tat, falls der Satz nicht atmete, so müßte er den Geist aufgeben, wie jedes Lebewesen, dem der Atem ausgeht. Oft hat Geist sich den Vergleich mit den Lebendigen zugezogen. Wie die Liebe erhöhtes Leben, so ist der Geist erhöhte Liebe. Wie heißt es in Goethes »Diwan«? »Denn das Leben ist die Liebe und der Liebe Leben Geist.« Leben wird in höhere Potenzen gehoben, über Schwerkraft und über bloßes bewußtes Begreifen oder Wollen hinaus, dort, wo Liebe ergreift und wo der Geist aus geopfertem Leben gespeist wird. Auch chemische und physikalische Vorgänge ändern ihren Charakter, sobald sie in den nächsthöheren, den biologischen Prozeß einbegriffen werden. Jede Krebszelle belehrt darüber, daß nur aus dem Ganzen der Sinn der Teile folgen darf. Denn wo die Teile das Ganze von sich aus aufbauen wollen, wie die wuchernden Krebszellen, wird

[1] Démon du Bien, Paris 1937 p. 275.

der Sinn verfehlt. Deshalb scheitern die Ärzte eines mechanischen Zeitalters am Krebs. Denn sie bestehen darauf, den Leib aus seinen Zellen verstehen und aufbauen zu wollen. Das wird nie gelingen, so wenig wie Sätze die Sprache erklären, wohl aber die Sprache ihren einzelnen Sätzen Sinn verleiht, symmorphistisch und syllogistisch. Auf höherer Stufe habe ich für diese Einheit des Geistes das Wort Symblysma geprägt[1]. Und in »Heilkraft und Wahrheit«[2] findet der Leser die Stufen Geist, Liebe, Leben sorgfältig abgegrenzt.

Symblysma zwischen ganzen Epochen, Symmorphe zwischen ganzen Menschenleben, Syllogismus zwischen ganzen Sätzen – alle sind Zeugen der Einheit des Geistes in allen seinen Äußerungen. Der Verstand hält den Geist für weniger als das Leben. Aber der Geist ist sogar mehr als die Liebe. Denn die Liebe propagiert das Leben, damit es nicht stirbt. Der Geist aber soll das Leben erneuern, obwohl es gestorben ist. Der Geist ist »Renaissance« da, wo die Liebe Naissance ist. Leben, Liebe, Geist sollen uns daher noch einen Augenblick beschäftigen; denn sonst besteht die Gefahr, daß der »Geist« unseres kleinen Gedichts und daß alle Begeisterung immer noch der Logik zum Opfer fällt, als seien sie abgeschnittene Atome, Gegenstände des gleichgültig machenden Verstandes. Seit 200 Jahren wird ja zwischen Denken und Geist kein Unterschied gemacht. Und so wähnen die Schlauen und Listigen, sie wüßten, was Geist sei.

Aber das Begreifen von Begriffen, die Bildung von logischen Urteilen ist das volle Gegenteil von Geist. Denn das Urteil bringt etwas unter mich; Begeisterung aber erlaubt mir, das, was über mir ist, zu benennen. Name und Geist einerseits, Begriff und Denken andererseits gehören zusammen. Der Geist ernennt, das Denken begreift. Deshalb blickt der Geist empor auf die, die ich über mich erheben soll oder erheben muß: die Helden, die Geliebten, die Stifter, die Vorgänger, die Lehrer,

---

[1] »Symblysma der Jesuiten« in »Atem des Geistes«, Frankfurt 1951.

[2] Stuttgart 1951.

die Erben, die Erfüller. Das Denken aber zieht unter sich, was es begreifen will. Der Gottesbegriff der Frühzeit mag der Wiener Anthropologenschule begreiflich sein. Der wahre Gott bleibt trotzdem unbegreiflich.

Die Höhenunterschiede zwischen Begriff, auf den ich hinuntersehe, und Name, zu dem ich aufblicke, werden in den Definitionen und Begreifsvorgängen, die sich für Wissenschaft ausgeben, verwechselt. Der Leser wolle also die Verwechslung zwischen Geist und Denken ganz fernhalten. Ein Mädchen, das dem heimkehrenden Weltraumflieger Blumen zuwirft, ist begeistert und seine Seele ist auf ihren Lippen wie Goethe an Frau von Stein schrieb: »Meine Seele ist auf Deinen Lippen.« Aber dem Statistiker, der die Weltraumflüge zählen muß, ist Schirra nur der neunte Astronaut oder der zehnte. Beziffertes hat keine Seele und verliert seinen Namen leicht.

Ob dieser Verwechslung von oben mit unten, von Geist und Namen mit Begriff und Ziffer, bin ich gezwungen, dem Leser das Mittel, an Begeisterung teilzunehmen, noch einmal ans Herz zu legen. Die vereinzelten Hälften des Menschen, Männer und Weiber treten als wollende Verstände, als aktive Täter uns entgegen. Liebespaare, Braut und Bräutigam, Ehemann und Ehefrau, Vater und Mutter treten uns als wirkliche Menschen entgegen, bei denen der Schnitt durch unsere Ebenbildlichkeit in bloße Geschlechtshälften geheilt worden ist. Daher sprechen sie nicht nur verständig, sondern liebevoll. Was also tritt zu liebevoller Lyrik hinzu, um die begeisternde Tragödie zu schaffen? Worin übersteigt die Geistessprache die Liebessprache? In der Teilnahme, im Ergriffenwerden vom Tode. Sterben und Geborenwerden, Schlafen und Wachen, aber auch Schmerz und Lust, Verstummen und Lautwerden sind Pole der Erfahrung; *beide Pole müssen von dem durchschritten worden sein, der begeistert wird.* Den nur Glücklichen, Lustigen, den nur Wachenden, Aktiven, den nur Angeborenen – die hat der Geist noch nicht angerührt. Wie zur Medaille die Vorder- und die Rückseite gehört, so fehlt dem noch der Geist, der nicht den Toten ebenso

nahe gerückt ist wie den Lebenden, den Kranken so nahe wie den Gesunden, den Feinden ebenso wie den Freunden. Wir werden geboren, wir sterben und die, die uns beweinen, haben wir dazu begeistert. Zwischen Liebessprache und Begeisterung muß sich also ein Sterben eingenistet haben; erst an dem geht uns der wahre Geist auf. Wer bereit ist, den Tod auf sich zu nehmen, wer einem Heiligen nachtrauert, wer den Untergang seiner Welt beweint, erwirbt in dieser Nähe des Todes Geist. Geist ist ein processus, ein Vorgang, und deshalb hat er mit dem Werkzeug des Verstandes nichts gemein. Er geht hervor dort, wo sich Tod und Leben begegnen, genau wie unseres Knaben Gedicht das wunderschön zeigt in seinem Übergang von schwarzer Trauer zu tapferer Erwartung. Darum ist der Geist weder mystisch noch abstrakt noch unwirklich. Er handelt als eine Macht, die so präzis wirkt wie Licht oder Elektrizität. Geist ist die Energie, die bei dem Zusammenstoß zwischen Sterben und Geburt, zwischen ins Leben treten und aus dem Leben scheiden freigesetzt wird. Deshalb heißt der Geist im »Diwan« der Liebe Leben; er ist die eine Trennung oder sogar das Ende eines Liebesbundes oder den Tod eines geliebten Menschen überlebende Macht. Ebendeshalb ist er immer »übermenschlich«, denn unter »Mensch« verstehen die Alltäglichen meistens sich selber oder ihresgleichen, also bloß verständige Schnittblumen von Individuen, die schmerzlos leben möchten. Der Geist ist aber sogar übermenschlich in dem wahreren Sinne, daß die Gottheit überlebt, die der Bund zweier Herzen widerspiegelt; und glaube niemand, daß solcher Todesschmerz nicht unaufhörlich wirke. In jedem Liebesschmerz und in jeder Liebeslust sind Sterben und Geborenwerden vertreten, wenn auch nur in Anklängen. Aber es ist diese Zugehörigkeit der kleineren Schmerzen und Freuden zu ihrer höchsten Gestalt als Tod und als Geburt, der uns die Kraft der lyrischen Ausbrüche erklären muß. Stückweise sterben wir durch unser ganzes Leben in Schmerzen; erneuert werden wir in unseren Freuden täglich. Im Ausatmen und im Einatmen ist der Kleinstvorgang von Aussetzen und wieder-

Einsetzen des Lebens. Wer die Erklärung des kleinen im noch kleineren sucht, wird unser Gesetz von der Allgegenwart von beidem: Sterben und Geburt, nicht wahrnehmen. Aber der Leser weiß schon, daß nur der Mensch sich und seine Mitmenschen verstehen darf, der sich und sie von oben nach unten erklärt, und das Großartige auch in seinen kleinsten Andeutungen wahrnimmt. Die Froschperspektive ist nur totem Material gegenüber angebracht. Cromwell sprach die Wahrheit, daß wir täglich stückweise zu sterben gehalten sind.

So rufen also die unausgesetzten Todesfälle unaufhörlich unsere Geisteskräfte hervor. Oberhalb der Todeslinie bilden diese Begeisterungsausbrüche eine Symphonie, ein Kraftfeld, das alle begeisterten Aussprüche zusammenhält. Der Menschen Sprache ist ein großes orchestriertes Chorwerk. In ihm wird der Tod vor das Leben gestellt. Denn des Helden Leben tritt im Geist deshalb vor uns, weil er gestorben ist. Im seltsamen Irrtum der Naturmenschheit beginnt die Biographie bei der Geburt und endet beim Begräbnis. So sehen die Bücher aus. Aber den Biographen hat naturgemäß das Ende, die Vollendung, womöglich das heldische Sterben oder das grandiose Opfer seines Helden hingerissen und gerührt. Das war vorhergegangen: Stolz, Trauer, Ehrfurcht, Liebe, kurz Begeisterung über ein Ende, ehe schließlich und sogar auch die Geburt des Helden interessant wurde.

Der Selbstbetrug der Biographen vernebelt die Tatsache, daß eine Stauffenberg-Biographie nur deshalb geschrieben wird, weil er für das »Heilige Deutschland« auf dem Felde der Ehre durch die Hand unheiliger Teufel gefallen ist. Der Tod, den wir beklagen, öffnet unseren Mund. Die echten Biographen, nämlich die Evangelisten haben dessen nie ein Hehl gemacht. Die Evangelien sind kein Leben Jesu. Das haben David Friedrich Strauß und Ernst Renan geschrieben. Die Evangelien brauchen nicht wie die Humanisten psychoanalysiert zu werden. Bei ihnen ist Tiefe und Höhe des Bewußtseins nicht gespalten, sondern um des Todes Jesu willen haben sie auch sein Sterben beschrieben, wahrhaft Begeisterte; das, was in ihrem Innern vorging, und

das, wovon sie geschrieben haben, fällt zusammen, während bei Renan und Strauß »der Jüngling, der durchs Leben ging und der Mann, der am Kreuze hing« von zwei entgegengesetzten Seelenkräften aufgeschrieben worden ist. Es rächt sich immer durch Schizophrenie, durch Bewußtseinsspaltung, wenn man mit dem, was man gesehen hat, anfangen zu sollen wähnt, statt sich einzugestehn, daß wir nur von dem etwas wissen, den wir geliebt haben. Denn nur die Liebe weiß das, worauf es ankommt auszuwählen – Selektion, Auslese, in Geschichte, in Politik, in der Liebe, ist die Kraft, die namhaft und stimmhaft werden läßt. Aber denken, sehen, zählen, reden ohne die Liebe bleiben wie ein Perpetuum mobile, wie ein Haufen Sägespäne wertlos. Denn sie haben kein Ausleseprinzip. Das gibt uns einzig die Leidenschaft, die Liebe zum Helden, der Haß gegen die Vernichtung des Wahren oder des Schönen. Die modernen Historiker sind unlesbar, weil sie dies Ausleseprinzip leugnen.

Und dies Ausleseprinzip darf ja nur vorläufig ein Prinzip heißen. Die Evangelisten hatten nur das eine Prinzip: Im Anfang war das Wort. Alles andere hatten sie nicht. Sondern sie wurden ergriffen, sie mußten zeugen, anklagen, rufen, erzählen, weil das Wort, das im Anfang war, nun auch sie erfaßte, umwarf und zum Sprechen zwang.

Von daher fällt neues Licht auf Bernhards Verse. Auch ihn hat sein Geschick ereilt, Mensch zu werden, und das heißt zu sagen, wenn er leidet; dem Dichterfürsten Goethe zum Trotz erfaßt jeden Menschen die Macht zu sagen, was er leidet. Ein Goethe-Dichtermonopol wäre eine furchtbare Häresie. Bernhard Thayer wurde dadurch zu einem wahren Menschen, daß er mindestens im Gleichnis zu singen und zu sagen trachtete, was er litt.

Sprache ist nie die Feststellung von Tatsachen gewesen, sondern ein Ausbruch, der Lyrik, Drama, Geschichte und Naturbeschreibung, eines nach dem andern, hervorrief. Aber alle müssen zwar nacheinander auftreten, aber dennoch miteinander bestehen. Der Feuerzauber aus Wagners Walküre und die wissenschaftliche Pyrotechnik verkörpern verschiedene Stadien auf dem

Lebenswege des Feuers in uns hinein. Dazu muß es nacheinander kommen und es muß außerdem gleichzeitig zu Worte kommen. Bernhard muß getröstet werden und dennoch müssen seine Verse ewig erklingen dürfen, wenn er sie längst vergessen hat.

Sprache ist demnach eine Gabe an uns, die Welt und uns in mehr als einer Sinnesart zu erleben. Wie mir mit unseren Augen zu einer Zeit nur nach einer Seite sehen, so droht uns die Gefahr der Einseitigkeit schon beim Sehen. Noch größer wird die Gefahr, daß wir uns dem Leben nicht gewachsen zeigen, wenn Zukunft und Vergangenheit und Inneres und Außenwelt gleichzeitig auf uns einstürmen. Da warnt uns die Sprache, daß wir ihre verschiedenen Pfade alle gewandelt sein müssen, ehe wir sagen können, was uns geschehen ist.

Allerdings: Sprache ist die Macht, in einen Atemzug zu drängen die drei Akte, das *»Es werde Licht«*

»und es ward Licht«

»und Gott sah, daß es gut war«.

So ist auch in Bernhards Zeilen der lange Atem fähig, die Sätze »Leben ist schwarz . . . bis durch ein Wunder« zu verbinden; so überlebt die Sprache die Fehden unserer sprunghaften blinden Gegenstöße und wirkt solange Einheit, bis eine Inspiration die furchtbarsten Widersprüche vereinigt. Gegensätze, Sachen, Gefühle, Befehle, verbinden sich dank des nie aufhörenden Rhythmus: Das Wunder der einhundert Gesänge der Göttlichen Komödie Dantes hat uns in einem Riesenbeispiel die unmöglichste Einheit, das durchgängigste »Und« zwischen Hölle, Fegefeuer und Paradies zugänglich gemacht. Sprache verheißt ewig diese Triumphe des Geistes: denn sie verbindet *Winter und Sommer*

Kälte und Hitze	*Trauer und Freude*
Tod und Geburt	*Niederlage und Sieg*
Revolution und Ordnung	*Krieg und Frieden*
Fluch und Segen	*Ende und Anfang*

Sprache überhebt uns der Fesseln der Verblendung durch das Augenblickliche, weil sie uns darüber hinaushebt und uns so

emanzipiert. Lohnt es da nicht, dies Gesetz, kraft dessen sie emanzipiert, zu studieren? Sind denn Krieg und Frieden, Winter und Sommer zufällig so geordnet in unserer Tabelle, daß wir sie auch umgekehrt anordnen dürfen?

Ich kann natürlich hinschreiben: *Leben und Tod,*

Segen und Fluch *Anfang und Ende*

Und genau das tun die Kinder der Welt. Ich aber und Du, Leser, dürfen gerade das nicht tun, was wir allerdings können. Du kannst von Anfang und Ende reden und von Hitze und Kälte. Es scheint völlig harmlos. Deshalb wird diese Sünde wider den Geist nicht entdeckt und zahllose Male begangen. Dennoch führt sie zu einer Entfremdung von Sinn der Sprache, führt zur marxistisch-hegelschen Dialektik mit These, Antithese-Synthese, zum sprachlosen Idealismus der Denker im Weltenraum und zu vielen Greueln seelischer Verwüstung. Denn in allen diesen Verkehrungen spielt der Sprecher mit Worten und er unterdrückt den Schmerz, d. h. den Vorgang, der sie in ihm zwingend hervorruft. Du kannst ihn unterdrücken, wie das die Idealisten tun. Wir dürfen es aber nicht. Die Unterdrückung führt in die Spaltung. Ich will dies nicht nochmals breit ausführen, weil ich es am Gegensatz zwischen Biographen und Evangelisten bereits gezeigt habe. Wir müssen sprechen, wenn der Friede bedroht ist, wenn das Leben aussetzt, wenn ein Unentbehrliches zu fehlen beginnt. Dieses »muß« ist es, welches die bloß ausgedachte Dialektik von These und Antithese Lügen straft. Zum Beispiel nennt der dialektische Materialismus das Kapital seine These und die Arbeit seine Antithese. Gute Logik, schlechte Geschichte. Die Gefahr ruft uns. Der Proletarier war Marxens erste und einzige These, genau wie die Bourgeoisie den Citoyen als These heraufbeschwor als der Adel sie demütigte. Die Zukunft von Kapital und Arbeit hängt davon ab, daß weder der Bürger noch der Proletarier sich als Antithese fühlen. Auch Synthese sind sie nicht. Weshalb gehen sie uns an? Sie sind die Ursprünge des bürgerlichen Rechts und der Arbeitswelt geworden, weil ihre Leiden Menschen beredt gemacht haben. »Vom Tode, vom Sterbenmüs-

sen fängt alles Erkennen an.«[1] Drohender Untergang, lebenvernichtende Kälte, winterlicher Tod machen die Reihenfolgen

Untergang und Wiedergeburt *Winter und Sommer*
Kälte und Wärme *Krieg und Frieden*

zu sinnvollen, lebensnahen Namenspaaren, aber Kapital und Arbeit, Frieden und Krieg, Segen und Fluch zu bloßen Schulaufsatzthemen. Die Dialektik mengt also Themen für Schulleute und Klagen der Bedrohten zusammen in die zeitlose Troika der Logik. Der Leser dieses Abschnitts hat den Kunstgriff der Logik bereits kennengelernt, mit dem sie uns aus der Zeit entwurzeln möchte. Die Worte These, Synthese, Antithese stammen aus der Logik statt aus dem Leiden. Die Worte »Weltkriege«, »Arbeitslosigkeit«, »Revolution« stammen aus dem Leiden statt aus der Logik. Es ist keine »Antithese«, daß den Arbeiter vor den Krisen graut, die ihn aufs Pflaster werfen. Und das ist freilich auch kein Thema für Schulaufsätze. Aber es gab den Auftrag aufzuschreien und etwas zu sagen, wie es das Kommunistische Manifest 1847 getan hat. Gerade hundert Jahre später hat Stalin das hegelianische Gerede von These, Antithese, Synthese preisgegeben und in seinen Sprachbriefen sich darauf zurückgezogen, die Sprache rufe Frieden hervor, indem sie Leiden herausklage[2] und Zwietracht schlichte.

Weil die Einatmung eines Todes, eines Endes für den Geist keinen Schrecken darstellt; er lebt ja aus Leid, Schmerz, Tod, Sehnsucht, so erhebt er uns über unseren Fall, wenn wir den Mut haben, zu nutzen, was ein Gott uns gab, nämlich zu klagen, was wir leiden. Denn immer dann setzen wir den einen, alle Zeiten verbindenden Friedenssang der Sprache fort. Und wie der Sänger jenes einen Kommas, wie der Knabe Bernhard Thayer, sollen die, in denen ein Schmerz Gesang und Wort wird, getröstet werden.

---

[1] So fängt der »Stern der Erlösung« von Franz Rosenzweig an.

[2] Dokumentiert in den Europäischen Revolutionen, 3. Ausgabe 1961, Stuttgart. S. 500 ff.

DAS HAUPT BEIM SPRECHEN

Ein Briefwechsel mit Professor Dr. med. Richard Koch, Essentuki im Kaukasus, UdSSR

Mit dem Arzt Richard Koch, Verfasser des Buches über die Diagnose, hatte ich 1922/23 ein Jahr zusammen Paracelsus studiert[1]. Er floh als Jude 1937 mit seiner siebenköpfigen Familie aus Frankfurt nach dem Osten. Während des zweiten Weltkrieges entging er im kaukasischen Walde, nur im Hemd, den Nazihäschern und wurde darnach Badearzt in Essentuki am Schwarzen Meer.

Nach Hitlers Selbstmord begann Koch mir nach USA lange Briefe zu schreiben. 1947 überraschte er mich mit der Mitteilung, er könne zu unseren – Bubers, Rosenzweigs, Ebners und meinen Sprachlehren ein leibliches Substrat nachweisen. Unser Leib berge ein Organ, das unsere Lehre bestätige. Davon muß hier die Rede sein.

Die Vierhügelfalte, Lamina Quadrigemina, gilt als ein archaisches Organ zwischen Rückenmark und Hirnrinde. Wenig hat bisher über dies Organ der Anatom oder der Physiologe, geschweige denn der Psychologe zu sagen gewußt. Die Zirbeldrüse, die nicht weit entfernt liegt, hatte des Cartesius Teilnahme erregt, und so wenig er der wirklichen Seele vor lauter »Bewußtsein« und »Cogitatio« zuschrieb, so sollte dies Wenige in der Drüse wohnen. Aber Richard Koch sah das Ungeheure, das der Seele oblag: unsere lebenslängliche, ja unsere ewige Gestalt hindurchzuretten durch den Alltag und seine kleine Münze. Er sah, daß unsere »Person«, unser »Wesen«, unsere durch die Zeiten

[1] Koch-Rosenstock, Paracelsus, Fünf Bücher von den unsichtbaren Krankheiten, 1923.

hindurch zu tragende einmalige Gestalt irgendwo tief in der unzugänglichsten Schicht unserer Lebendigkeit Ankergrund haben müsse, um den Reizen der 24 Stunden jedes Tages, wie ein fruchtbares Erdreich, Widerpart zu leisten. Er fragte die Frage nach unserer Großform, nach der nur in unseren hohen Zeiten durchbrechenden, ewigen Gestalt unserer namentlichen Individualität gegenüber den Anpassungsvorgängen und den Masken der werktäglichen Selbstbehauptung. Diese Frage war noch nie so gestellt worden. Denn die viehzüchtenden Darwinisten konnten zwar zwischen Individuum und Gattung, zwischen Phenotyp und Genotyp scheiden. Aber Kochs Einteilung unterscheidet nicht Individuum und Gattung, so wenig wie wir das bei den Sprechern tun dürfen. Wer nämlich als einzelner (Phenotyp) die Wahrheit sagt, spricht für die Gattung. Der Sprecher ist also ein Exemplar der Species, in dem die Species zugleich ihr Organ besitzt. Wenn aber ich, das Individuum, im Sprechen doch die Wahrheit, also etwas der Gattung Zustehendes feststellen soll, dann läuft die Einteilung des Verhaltens eines solchen Trägers des Lebens der Species Mensch zwischen Gleichgültigkeit und Ergriffenheit, zwischen Abwarten als bloßes Selbst und in Funktion treten als Amtsträger der Gattung, besser: des Menschengeschlechts.

Darwinische Teilung	Gattung Individuum	Genotyp Phenotyp
Beseelte Einteilung		Exemplar für die Gattung Individuum für sich selbst.

Nur da spricht der Mensch, wo es ihm ernst ist, die Gattung zu verkörpern, zu repräsentieren. Dazu muß ihn diese seine Funktion, für die Gattung wahrzunehmen, für die Gattung zu hören, zu sprechen, zu handeln, machtvoll ergriffen haben. Wo wir nur scherzen, spielen, die Zeit vertreiben, in Gesellschaften gehen, spazieren, reisen, »kalt in uns selbst zurücktreten«, dort sind wir genötigt, uns zurückzuhalten und die Reize abzuwehren oder

mindestens zu sieben. Sie würden uns sonst zu Unrecht ergreifen, ohne daß es sich lohnte. Sie würden uns fortreißen zu unbesonnenem Handeln, sinnloser Aufregung, sinnlicher Überreizung. Die Gefahr muß also gebannt werden. Richard Koch kannte die Gefahr einer *Totalreaktion* auf einen Reiz, der bloß vorübergehend und bloß teilweise wirken darf. Gäben wir uns den auf uns einstürmenden Reizen ganz hin, so wären wir, wie die Sprache unheimlich grob sagt, sofort »hin«.

Welchen Reizen aber müssen wir uns hingeben? Oder wie begegnen wir den Reizen zweiten, dritten, vierten Ranges? Welchem Weibe z. B. hangen wir an, und wieviele andere, noch schönere streifen wir nur? Jedes Mannes tägliche Frage stellte sich Koch einmal grundsätzlich. Und seine ganz neue Fragestellung hat ihn mit einer vielversprechenden Antwort beschenkt. Die Auflösung der Spannung zwischen Ergriffenwerden und Gleichgültigkeit könne geleistet werden, weil unsere Ganzheit dafür ein besonderes Organ besitze.

Ich gebe nun Koch das Wort:

»... Eines meiner Themen ist eine anatomische Neuprüfung des Zentrums, welches die Weichen der Gehirnrinde stellt. Ich suche es in den Vierhügelfalten, und ich habe die Lehre die Quadrigemina-Theorie der Weiche im Großhirn genannt.

Die Rinde ist nicht der Sitz der höchsten geistigen Leistungen, sondern nur der Sitz unseres Weltbildes. Die leibliche Unterlage unseres Gefühls, unserer Selbst ist in den Vierhügelkörpern, und die haben wir mit allen Wirbeltieren gemeinsam. An dieser Stelle beginnen alle Impulse. Und hier münden alle die tiefsten Einsichten, die unsere Sinne und die Reden anderer vermitteln.

›Wenn sich zwei Menschen frohen Herzens finden,
will sich durch die für kurz verschlungnen Hände
von goldenen Ringen einer Kette Ende
dem Ende einer andern Kette binden.
Was sie getrenntes so zusammen banden,
das können sie mit keinem Namen nennen,
Und sind belohnt, weil sie einander fanden.‹ (1904)

Die leibliche Grundlage dieses typischen Geschehens findet sich in den Vierhügelfalten. Es ist denkwürdig, daß sich diese Falten in unmittelbarer Nachbarschaft der Zirbeldrüse befinden, in der Descartes, ohne die Hilfe des Mikroskops und trotz seines irrigen Dualismus (ein Irrtum, der die Tragödie, die heroische Tragödie westlicher Philosophie ausmacht) den Sitz seiner glücklosen Seele gesucht hat. Das war sicherlich ein Geniestreich, eine echte Eingebung, und nach dem Lauf der Welt hat eben deshalb kein Mensch diese tiefsinnige Ahnung ernst genommen.

Ich bedurfte seiner metaphysischen Anstrengung nicht. Denn mir helfen und assistieren beides, makroskopische und mikroskopische Anatomie, Embryologie, Psychologie, Pathologie und dazu noch die Klinik. In der Hauptsache stimmt's; fraglich sind einige untergeordnete, anatomische Topologien.

Die ungeheuren Folgen dieser Lehre brauche ich Ihnen nicht zu erklären, der Sie einer ihrer Väter sind, zusammen mit Buber und Rosenzweig. Ich bin nun Ihre Abteilung für Anatomie.

Mit der Quadrigemina-Theorie wird der Verstand auf seinen Platz verwiesen. Mensch und Tier, die einander viel näher stehen als sogar Darwin wußte, gelangen in die richtige Wechselbeziehung. Eine Reihe sonst unerklärlicher Phänomene, wie Hypnose, Faszination, Schlafwandeln, Hysterie, viel von der Schizophrenie, Gedankenlesen, Trances, werden erklärlich. Viele Zweige der Biologie werden bereichert. Aber das wichtigste: der Mensch wurzelt in Zeit und Ewigkeit, ein Weg zu Freiheit und Dienst, zum Ursprung und zum urzeitlichen WORT öffnet sich. Gezeigt habe ich diesen Weg nicht; das ist meine Sache nicht. Immerhin beseitigt meine Theorie den Felsblock am Eingang dieses Weges.

Ich war im Kriege als Pfadfinder für die Gehirnchirurgen in Feldspitälern tätig. Da mußte ich meinen Gehirnatlas im wesentlichen in meinem Kopf haben. Und nach all den Schrecken, die ich da sah, stürzte ich in einen neuen Lebensabschnitt, als ich mit Kriegsende diese Erfahrungen durch erneuerte Forschung vertiefte.

Ich meinte, diese Theorie dürfe ich nicht veröffentlichen. Jetzt soll ausgerechnet diese eine aus all meinen Schriften als eine Vorlesung im Neurologischen Institut der Akademie für medizinische Wissenschaften in Moskau erscheinen. Das ist freilich ein waghalsiger, furchterregender Schritt. Aber seit ich die Einladung empfing, bin ich die ganze Ernte noch einmal durchgegangen und habe schriftlich genau festgestellt, was ich sagen werde. Diesen Schutz mußte ich mir verschaffen, um weder zu enttäuschen noch enttäuscht zu werden. Und dennoch bleibt es furchterregend, vor hochqualifizierten Spezialisten über etwas so radikal Neues zu sprechen. Ich schrieb, es werde die Vorlesung als spekulativ zurückgewiesen werden. Auch sei ich ja ein Deutscher. Darauf empfing ich zur Antwort, die Russen liebten zu spekulieren, wenn auch auf der Grundlage des dialektischen Materialismus. Meine Erwiderung ging dahin, daß ich diese Grundlage auch nicht zollbreit überschreiten werde und daß der Vortrag keinen Anlaß biete zur Erörterung des dialektischen Materialismus, obgleich auch das ein interessantes Thema sein könne. Aber, fuhr ich fort, ich hoffe allerdings, daß meine Studie unser Wissen der Materie erweitere und gleichzeitig die Tür zu den wichtigsten Fragen offen lasse. So stehen die Dinge zur Zeit.

Wenn alles gut geht, werde ich mit dem Vorurteil gegen die deutschen Idealisten empfangen werden, und es wird dann eine aufregende Überraschung sein, daß mein dialektischer Materialismus viel mehr dialektisch und viel materialistischer ist als der der russischen Akademie.

Das wird sich zeigen, sobald sie mich angreifen werden mit der sogenannten Ganzheits- oder Totalitäts-Reaktion des Organismus. Aber das ist ein völlig idealistischer Begriff, eine veraltete Fiktion, weil weit und breit in dem großen Raum der Rinde nicht die kleinste Ecke auffindbar ist als Sitz der Ganzheitsreaktion. Im Gegenteil, die gesamte Anordnung des Weltspiegels, welchen die Rinde darstellt, ist so aufgebaut, daß sie Ganzheitsreaktion im gesunden Exemplar verhindert. Und sooft diese

Riegel nicht funktionieren, wie bei Strychninvergiftung oder im alkoholischen Delirium, bedeutet sogar ein nur teilweises Entriegeln Wahnsinn.

Behauptet man andererseits, es gäbe eine solche Ganzheitsreaktion ohne jede leibliche Grundlage und Lokalisierung, dann schwimmt man vergnügt und unbesonnen im Idealismus der Descartes, Leibnitz, Spinoza, Malebranche. Und diese Idealismen sind noch gebrechlicher konstruiert als die scholastischen Deduktionen über die Trinität. Unter diesen kann man sich immerhin noch etwas denken. Aber trotz Weizsäcker[1] gilt das nicht von den Sätzen der Ganzheitsreaktion. Will man an einem Ganzheits-›Respons‹ festhalten, muß man sich nach einer leiblichen Grundlage umtun, für einen Ort, von dem her die Impulse anheben und zu dem alle Erkenntnisse als Selbsterkenntnisse, als Gehör und Antwort führen. Das ist notwendig. Dieser Ort muß bedient werden durch die Sinnesfelder und die Kombinationsfelder der Gehirnrinde und die höher entwickelten, ursprünglichen und tieferen Gehirnkerne. Dieser Ort, der so bedient wird und demnach als herrschend anerkannt wird, kann nirgends sonst entdeckt werden als in der Vierhügelfalte. Das hat phylogenetische und entogenetische Ursachen. In diesem Organ gleichen wir den Wirbeltieren. Hingegen unterscheiden wir uns in unserem Weltbild und seinen intellektuellen Prozessen von diesen selben Lebewesen. Das ist aber eine spezialisierte Fähigkeit und gibt uns als Geschöpfen keinen höheren Rang.

Das Experimentum crucis kann mir entgegengehalten werden: Nichts Besonderes scheint zu passieren, werden die ›Corpora Quadrigeminae‹ verletzt. Aber darauf werde ich antworten, daß jede Organisation, ein Staat, eine Firma, fortfährt, wenn der Chef stirbt. Denn erstens gibt es im voraus auserkorene Nachfolger. Zweitens, selbst wenn ein vorausbezeichneter Nachfolger fehlt, würde der Zustand eine lange Weile fortgehen, und nur angesichts des Zwangs zu einer wirklich neuen Entscheidung

[1] Viktor von Weizsäcker, berühmter Mediziner.

wäre der Verlust anzuerkennen. Immerhin könnte es sein, daß hier Neuland liegt, und weitere Forschung diese Frage aufzuklären haben wird.

Die Hauptlehre ist bestimmt richtig, keine andere Lösung gibt es. Sogar für das Experimentum crucis kann ich auf Tierexperimente und einige Psychosen verweisen. Mithin ist die Erschaffung artikulierter Sprache nicht als Entwicklung aus Tiertönen zu erklären, sondern sie ist eine Schöpfung wie die toten Augen des Apollofalters oder wie Beethovens Musik. Die Verstandeskunst der Rinde hat nur die Zentralisierung zu leisten und hat mit allen drei dieser Prozesse wenig zu tun. Die Impulse, die aus jedem Menschen einen neuen kosmischen Funktionär machen können, stehen den Mutationen des de Vries viel näher. Wir sind gezwungen, das Fehlende zu erschaffen. Dies aber ist eine Haltung des menschlichen Exemplars, welche unverständlich wäre, wenn er ein irgendwo im Raume sich selbst behauptendes Wesen wäre. Die einzige Erklärung für unsere Berufung zur Mutation findet sich innerhalb einer Denkweise, die jeden Menschen als einen bestimmten Zeitaugenblick ansetzt . . .«

An Professor Dr. med. Richard Koch
Essentuki, Kaukasus

4. November 1947

Lieber Freund!

In der Vorlesung heute kam Ihre Quadrigeminalehre zur Sprache. Ich berichtete. Alle waren voll Teilnahme. Die Hemmungen der Gehirnrinde verhindern den Einbruch, den die Eindrücke der Welt verursachen müßten, falls sie sich unmittelbar ganz auswirkten. Nun gebe ich Ihnen noch die andere Seite der Medaille. Umgekehrt ist es nämlich ebenso wahr, daß Sprache die Ganzheit der Erfahrung inmitten der Hemmungen festhält und sie durch diese Hemmungen Schritt für Schritt, eben artikuliert, hindurchschleust.

Sprache ist mithin das Mittel, dank dessen eine umfassende Er-

fahrung stufenweise in alle Abteilungen bewußten Lebens einzudringen vermag. Wenn ich Sie recht verstehe, geht Ihr eigenes Verständnis des Gehirns davon aus, daß uns das Hirn erlaubt, einen Kurzschluß, eine zerstörerische Überbewältigung durch eine starke Erfahrung abzuwehren, zu filtern, zu verlangsamen, zu zerlegen.

Lassen Sie mich nun die andere Hälfte dieses Hindernisses bewerten, seinen schöpferischen Charakter. Als Laie habe ich nie etwas anderes vernommen, als daß unser Zentralnervensystem eine Konzentration der Sinne aller unserer Körperteile darstelle. Wie nun aber, wenn dieser Zentralismus im Einzelkörper eine funktionelle Bedeutung hätte, die jenseits des Einzelleibes gesucht werden muß? Dank der Spannung zwischen den Hochspannungsmasten der Quadrigemina und den Schwachstromvorgängen, die in der Gehirnrinde ablaufen und auf artikulierte Äußerung im Sprechen drängen, nimmt die Gattung an jeder individuellen Erfahrung teil. Niemand, der hört und spricht, soll oder kann allein seine Erfahrungen durchfahren oder verarbeiten, ohne daß die Gattung mithört und mitspricht. Dürfte ein sogenanntes »Individuum« auf seine Erfahrung ausreichend »reagieren«, und könnte es so seine Lebenseindrücke privatim und einsam »abreagieren«, gäbe es uns Menschen nicht, sondern nur einen einzigen großen Zauberer! Unser Menschsein wäre damit unmöglich gemacht! Wir dürfen nämlich nur als ein Exemplar der Species und als ihr Organ Erfahrungen machen, und glücklicherweise können wir in der Tat nur als Mitglieder der Gattung irgend etwas erfahren!

Es genügt also nicht, anzuerkennen, daß mich einzelnen das Spannungssystem zwischen den Starkstromanrufen des Weltlebens und der Umsetzung in die Abschaltungen des Gehirns vor dem Wahnsinn schützt. Wir müssen hinzusetzen, daß wir dadurch genötigt werden, als eine Empfangsstation unserer Gattung der menschlichen Familie, des Menschengeschlechts, diese Meldungen zu sozialisieren, mitzuteilen, abzugeben. Die Bremsen, Hemmungen, Unterteilungen dienen nicht nur dem Selbstschutz

durch die Verlangsamung »meiner« Erfahrungen. Sie dienen auch der Eingliederung dieser Erfahrungen in die Erschaffung der Species Mensch durch mich als einem Exemplar der Species. Notwendig wird daher, daß wir das Individuum und das Exemplar gegeneinander stellen und daß wir anerkennen, wir wären als Individuum sprachlos oder Tierlauter, und nur als Exemplare der Gattung können wir sprechen und müssen wir sprechen. Nichts, was ich sage, kann ich nur mir sagen wollen! Das Exemplar ist Same und Frucht. Was immer ein Mensch gläubig erlebt, wird für die Species und von der Species erlebt. Denn er ist ihre Antenne. Auf diesem Wege kann unsere Gattung unausgesetzt neue Eigenschaften erwerben. Die West-Ost-Kontroverse mit Lysenko über die Erwerbung neuer Eigenschaften ist bereits in der Fragestellung verkehrt. Natürlich erwerben wir unausgesetzt neue Eigenschaften und vererben sie. Dies ist der Sinn unserer Geschichte und unseres Wirkens. Und ebenso natürlich geht das dank der sprachlichen Eingliederung des erfahrenden Exemplars in die gesamte Species vor sich. Die Erschütterung durch den Gesang, die Klage, das Gelöbnis, das Rufen, den Gehorsam – wie lange wollen die Biologen die höchsten Erbströme der Gattung überhören? Sprache überträgt erworbene Eigenschaften. Und dies ist ein leiblicher Weg. Sprechen ist kein leibloser, immaterieller Vorgang. Es ist ein kraftvoller Prozeß. Töne verkörpern Energie. Unsere Geschlechtsteile werden von jeder schrecklichen Mitteilung in Mitleidenschaft gezogen und von jeder freudigen belebt.

Diese Verbindung der individuellen Anatomie mit der Mitgliedschaft in der Sozialwelt möchte ich einmal mit der Brechung des Lichts in einem Prisma vergleichen. Das Farbenspektrum zeigt gelb, rot, blau usw. Sie alle brechen Licht. Und keiner unter uns kann in das Sonnenlicht ganz hineinsehen. In dem Verhältnis »Species zu Specimen«, Gattung zu Exemplar, werden die Farben gelb, rot, blau durch die Personen der Grammatik verkörpert: Du, ich, wir, es. »Glaube« – »Ihre Totalreaktion« – heißt die Anerkennung der Einheit aller dieser Färbungen des

»Lichts«. Die Einheit wird im Glauben festgehalten, währenddem diese Einheit in Politik, Kunst, Institutionen, Wissenschaften, in die Farben des geistigen Regenbogens aufgegliedert wird. Damit besinnen sich die glaubenden Mitglieder auf ihre Einbettung in jene die Urreize bewahrende Hochspannung der Lamina Quadrigemina; ich vermute, daß in ihnen die überwältigenden Anrufe aus dem Bereich der Namen bewahrt werden. In einer zarten Erzählung aus dem Neuengland des 17. Jahrhunderts »Paradise« von Esther Forbes erkrankt eine Pfarrfrau auf den Tod. Sie scheint verloren. Ein Bediensteter war ihr Jugendgespiele, und die beiden hatten Kosenamen füreinander. Dem jungen Mann gelingt es an ihr Krankenlager zu treten und ihr diesen längst nicht mehr ertönten Liebesnamen ins Ohr zu sprechen. Sie genest.

Ist es nicht schwachsinnig, unseren Namen, der uns eingekerbt hat, wie wir heißen und wer wir sind, mit den hunderttausend Worten des Wörterbuches in die Gehirnrinde zu relegieren? Muß er nicht in einer Sphäre nisten, die alle unsere Sinneseindrücke zeitlebens überstrahlt? Gewaltige Aufregungen der vier großen Systeme des Geschlechts, des Herzens, des Verstandes, der Ernährung, werden – dies vermute ich nur – in der Quadrigemina aufrecht erhalten, bis sie in der Lebensgeschichte endlich ihre Auflösung finden. Indessen diese Lebensgeschichte ist nicht meine, sondern unsere Lebensgeschichte, weil ich mich meines Auftrags auch durch Weitergabe und Umsetzung und Übersetzung in meiner Mitbrüder Worte und Taten entledigen kann.

Licht und Farben lassen sich nicht trennen, und in der Sprache geht es um mehr als Farben. Infrarot und Ultraviolett erschließen ja dem Licht noch andere Zugangswege in uns hinein. Dem vergleichen sich Glauben einerseits, Sprachformen andererseits. Die Sprachformen zerlegen, Artikulation ist also die Ausgliederung eines Glaubensaktes in die verschiedenen weltläufigen Schritte, dank derer er in die Gattung eindringt, mitgeteilt und naturalisiert werden kann.

Noch einmal wird es deutlich, daß Sprechen niemals aufkam, um

solche Plattheiten zu formulieren, von denen unsere Schulgrammatiken ausgehen. Unsere Sprache entspricht dem Bau unseres Gehirns: Erworbene Erfahrungen sollen der Rasse zugutekommen. Daher hat es guten Sinn, daß »Rasse« von »Ratio« = Vernehmbarkeit, etymologisch herstammt. Dank Sprache werden fürs Vernehmbarwerden Zeiträume gewonnen, während deren diese Umsetzung von uns allen gemeinsam getragen werden kann. *In jeder Sprache haben wir also ein Umschaltewerk vor uns, in dem überwältigende Eindrücke einzelner zu verallgemeinerten Ausdrücken aller werden sollen und in dem umgekehrt in den verallgemeinerten Ausdrücken ein jeder seine eigenen überwältigenden Eindrücke wieder zu erkennen vermag.* Sooft eine Sprache dies nicht leistet, muß sie bei anderen Sprachen Anleihen machen. Alle Sprachen helfen einander dabei unausgesetzt aus. Hier fällt Licht auf Darwins »natürliche« Zuchtwahl. Die Selektion ist gerade nicht natürlich. Denn in dem, was für Darwin die Natur zu sein schien, handelt der Mensch nicht als Organ der Gattung. Für die Gattung erwarb er, indem er erlebte, erfuhr, glaubte, treu bewahrte und seinen Glauben in einem langen Leben mitteilend und organbildend bewährte. Trotzdem ist die Auslese, obwohl sie nicht sofort wirkt, sondern Menschenalter oder Jahrhunderte währt, bei Darwin und bei uns ein und derselbe Zentralvorgang. Nur »natürlich« können wir sie unmöglich nennen.

Jeder Darwinist täte wohl, den Wortlaut der drei Versuchungen Jesu in der Wüste bei Matthäus, Kapitel 4, zu studieren. Sie legen nämlich drei »natürliche Zuchtwahlen« dem Menschen nahe: Dreimal schlägt der Versucher dem Sohn Gottes vor, die großen Eindrücke seines bisherigen Lebens selber aufzuarbeiten. Täte er das, so würde er zum Herren der Welt. Jesus aber erkennt, daß diese großen Eindrücke nur von uns allen gemeinsam verwandelt und »ausgedrückt« werden müssen. Jesus hält an seiner Solidarität mit denen fest, für die und als deren Antenne er erfahren hat. Das Großartige an den Versuchungen in der Wüste ist die Kraft, mit der die Mitgliedschaft im Menschen-

geschlecht und das Heraustreten des luziferischen Einzelnen gegeneinander gestellt werden. Vom ersten Tage Adams bis zum jüngsten Tage sollen wir wie eine Person wahrnehmen und die Wahrheit sagen, uns bewähren und das einmal von einem Erfahrene für alle bewahren und allen hinhalten oder anbieten. Wir sind alle zusammen eine einzige Person. Soweit wir zusammenhalten, werden wir die zweite Person der Gottheit, der Sohn. Derselbe Jesus, der in der Wüste versucht worden ist, formuliert dies Gesetz beim Abschied ausdrücklich (Joh. 15,15). Deshalb bricht alle Geheimnistuerei der kleinen und großen Luzifers, der Magier, Hexenmeister, Priester, in unserer Ära zusammen. Unser Wissen steht offen. Wo es sich verkrampft, wie bei den Kriegsgeheimnissen, muß verraten werden. Banal ist das Gesetz vom Weitersagen oft formuliert worden; ich habe mir vor vielen Jahren eine Fassung in der Zeitschrift Ancient Egypt, 1915, 84, notiert: »Die Bilder des Projektionsapparates sind der Weg, der eine Million Menschen erreicht; aus der Million mögen tausend Studenten kommen; diese ihrerseits mögen zehn Männer hervorbringen, die uns ernstlich fördern. Ohne diese Ausbreitung wäre unsere Stellung hoffnungslos.« Dies sei durch eine großartige Fassung des gleichen Gesetzes ergänzt.

Es wird Sie freuen, wenn ich Ihnen sage, daß nicht nur der Befehl zum Weitersagen, sondern auch die Furcht vor dem, was Sie die Totalreaktion nennen, also die beiden Hauptpfeiler Ihrer Lehre, an der höchsten Stelle indischer Weisheit Ausdruck gefunden haben.

Daß wir nur alle zusammen und nacheinander »Gott«, den Schöpfungsprozeß selber, wahrnehmen dürfen, daß nämlich kein einzelner Gott schauen darf, steht schon bei Moses. Aber ausgeführt wird das in dem elften Gesang der Bhagavad Gita. Da erscheint der Gott Krishna dem Arjuna ein einziges Mal in aller seiner »gleichzeitigen Macht«, möchte ich sagen. Sämtliche Züge der Allmacht, sonst auf viele Zeiten verteilt, treten auf einmal hervor. Sterbliche Augen würden freilich darunter brechen, wie Moses das weiß. Die indische Phantasie erlaubt sich an dieser

Stelle den Überschwang trotz des inneren Widerspruchs, daß unsere Augen das Übermaß nicht ertrügen. Arjunas eigene Augen könnten den ungeheuren Gott nicht sehen. So leiht ihm Krishna dies eine Mal neue göttliche Sinne der Wahrnehmung und nur deshalb vermag er zu sehen:

> Dann, o König, dies verheißend
> Stand der Gott, im Glanze gleißend,
> Wunder, Schreck, der Augen Tausend,
> Tausendmund Befehle brausend,
> Zahllos Rätsel der Gestaltung,
> Himmel, wie der Erde Waltung,
> gegenwärtiges Gesichte
> Raumesgrenzen all zunichte,
> Tausend Sonnen all in einem
> Leib vereint, Gott zu erscheinen.[1]

Es ist dieses eine berühmte Überschreiten der menschlichen Augen bestimmten Grenzen in der Bhagavad Gita, welches die gesamte indische Überlieferung zu einem uns alle angehenden Experimentum Crucis erhebt: An einer Stelle mußte unsere Art in ihre Grenzen dadurch eingeschlossen werden, daß diese Grenze einmal überschritten wird. Hier wird also die von Ihnen hervorgehobene Totalreaktion vorgestellt und durch die Vorstellung erhellt, daß wir ihr nicht absichtlich zustreben dürfen. Am anderen Ende der Leiter unserer Sensationen steht die Untreue des Buddha gegen sich selbst, nämlich sein Verzicht auf das Eingehen in die ihm sich öffnende Seligkeit. Dem Buddha kommt nämlich die Vollendung greifbar nahe. Buddha selber erzählt in dem Buch Vom großen Tode seinem Jünger Ananda: Mara der Böse trat zu mir und sprach: »Ins Nirvana soll mein Herr nun eintreten, er, der Gesegnete. Nun ist, o Herr, der Augenblick da, der Heilige betrete Nirvana.« Ich aber sprach: »Ich will nicht ins

[1] Bhagavad Gita, edited by F. Edgerton in Harvard Oriental Series 38 (1944) Part I, pp. 107–120 und Part II pp. 137–146.

Nirvana gehen, bevor ich Mönche zu Hörern habe, weise, züchtig, erfahren, unterrichtet, die meine Heilslehre innehaben, die ihrer in Ruhe mächtig sind . . .« und nun kommt eine herrliche Liste der Mitteilungsarten von einem zu allen, nämlich so: »ich will nicht gehen, bis ihre Lehre eingesetzt hat, bis sie mitteilen, ausrufen, lehren, bestimmen, erklären, entfalten, berichtigen, durch Wunder bekräftigen, und gegen Feinde verteidigen, und bis mein Vorbild Nachfolge gefunden hat, und es blüht, weit verbreitet, allseitig bekannt, reichlich vervielfacht, allen Menschen offenbar.« [1] In einer anderen Fassung fehlt Luzifer-Mara; sondern in Buddhas eigener Seele regt sich die Sehnsucht nach dem Aufhören des Leidens.

»Weshalb der Welt enthüllen, was ich im Kampf gewann?
Geht Gierige und Hasser denn meine Lehre an?
Dem groben Sinn verschlossen steil im geheimen Schacht
Bleibt unnütz sie den Toren in ihrer eigenen Nacht.«

Da sprach der höchste Brahma: »Die Welt wird wahrhaftig untergehen, sie wird zugrunde gehen, falls der Buddha nun ruht und die Lehre nicht predigt. Brahma kniet vor Buddha! Dreimal fleht er. Da ergreift den Buddha das große Mitleid. Aus ihm heraus wird er der eigenen größten Einsicht untreu und bleibt, um die Lehre zu predigen.«

Sie haben hier in reinster Ausbildung die Organstellung des einzelnen: Er muß weitersagen! »Prae dicare«, predigen, heißt ja nicht mehr und nicht weniger. Ihre neue Lehre von der Vierhügelfalte vermittelt also zwischen Anatomie und Theologie auf die schönste Weise. Wir Menschen sind die Weitersager. Und nur wenn wir weitersagen, sind wir Menschen! Die Sprache ist also sozusagen das »Und« im Telefonbuch der Menschheit. Denn wie das »Und« oder als das »Und«, muß die Sprache jeden ergreifen, bevor auch nur einer begreifen kann. Dem auf uns einzelne gemachten Eindrucke kann und darf erst ein um diese Eindrucke

[1] Übersetzt aus Nathan Soederblom, »The Living God«, 1933 S. 144 ff.

sich sammelndes Menschengeschlecht im ganzen die Antwort erteilen. Aus nichts anderem also besteht der neue Weg, auf dem unser Geschlecht der tierischen und pflanzlichen Schöpfung endgültig sich entrissen hat, als daß die Sinne des Einzelnen Organe des Menschengeschlechtes sind. Sie bleiben ihrem Zweck entfremdet, wenn sie nicht dieser Funktion zugeführt werden. So wird unsere Gesellschaft durch falsche Priester, unfruchtbare Künstler, ungerechte Richter, dumme Gelehrte nicht so sehr geschädigt wie durch die Abkapslung dieser Verarbeitungsgruppen gegeneinander. Es ist schlimmer, wenn die Wandlung aus dich in mich in uns in es stockt. Denn die Spezialisten errichten Mauern, wo Tore offen stehen müßten, damit die Prozession des Geistes sie unausgesetzt neu durchschreite aus unbekannter Erfahrung in anerkannte Lehre und aus alter Lehre in wiedererkennbare Erfahrung, damit so die beiden Seelen in meiner Brust, der individuelle Charakter und der Vertreter der Gattung beide zu ihrem göttlichen Rechte kommen. Und was ist dies göttliche Recht? Grenzenlos zu vernehmen, und mit Hilfe von Begrenzen das Vernommene im Bunde mit allen Mitmenschen zu beherbergen und zu verstehen. All das kommt durch Ihre Quadrigemina-Lehre in aufrüttelnde Bewegung. Weil wir die Weitersager werden sollen und bleiben sollen, um der Einheit von Gottes Sohn willen – und »der Sohn«, das ist das Menschengeschlecht vom ersten bis zum jüngsten Tag – darum lenke ich Ihre Aufmerksamkeit noch einmal auf die Stelle im 4. Kapitel des Matthäus. Da wird der Teufel von Jesus abgewiesen, weil »wir nicht vom Brot allein leben, sondern von jedem Wort«. Benjamin Jowett (1817–1893) hat darüber einmal 1879 in Balliol, Oxford, gepredigt und sehr schön darauf bestanden, nur so über den Text zu sprechen, als ob der bei »Wort« abschließe[1]. Zwar sei im Alten Testament da vom »Worte Gottes« die Rede. Aber die beste griechische Handschrift des Evangeliums lasse den Zusatz »Gottes« fort. Matthäus habe den Vers im 5. Buch

[1] College Sermons, 1895, S. 205.

Moses also vielleicht gekürzt zitiert. Jedenfalls er, Jowett, wolle lieber davon zeugen, daß *jedes Wort uns nähre*. Da also hat dieser Philologe, vielleicht weil er auch ein englischer Gentleman war, jedes Wort als gleichberechtigt behandelt. Jowett hat die grausige Kluft der Karl Barth und Emanuel Hirsch zwischen Gottes Wort und dem schlichten Menschenwort beiseitegeschoben, und Ihnen und mir den großen Dienst getan, unser Gottmenschentum in jedem Satze anzuerkennen, falls wir es nur redlich, unbefangen und mündig innerhalb des Weitersagens vom ersten bis zum letzten Hörer gläubig weiterleiten oder vernehmen. Ob wir einen Satz dann als Erstlinge gebieten oder als Fortsetzer lehren oder als letzte befolgen, sagen oder hören, gilt gleich viel. Jeder wird gebraucht in der Kette, die das Wasser weiterreicht. Es gibt heillose Worte: Lügen, Betrug, Zaubersprüche, Verrätereien. Aber es gibt keine Worte, die heiliger wären als andere. Denn jedes Wort, das seinen Lauf nehmen darf, gleicht dem erfrischenden Wasser aus der Quelle, das zu Tale rinnt. Nur in Deutschland haben die Fachleute des Wortes Gottes die Heilsamkeit der Sprache aufgeteilt in feierliche und alltägliche Worte.

Zu den Geisteskrankheiten kommt es, sobald irgendeine mächtige Gruppe – etwa die Ingenieure oder die Mediziner oder die Bürokratie – diesen Weiterverlauf hemmt. Oder ein armer Teufel erkrankt, weil er vor diesen Katarakten des Geistesstroms fassungslos stehen bleibt. Gerade die heutige besonders die an sich vertrauensseligen Amerikaner heimsuchende Seuche der Schizophrenie zeigt hinreichend, welches Unheil hereinbricht, wenn dem Menschen sein Zentralnervensystem zu Privateigentum gegeben wird. Die Verleihung unseres Ich ist und bleibt eine – Verleihung! Nicht zwischen mir und der Gattung läuft die Grenze, sondern zwischen meinem Amt in der Gattung und dem tauben, blinden, stumpfen Selbst. Vernehmen ist immer ein Amt, das mir die Gattung anvertraut. Das aufregendste in Ihrer Entdeckung besteht aber darin, daß also die Materie selber heute den Unsinn des griechischen Individualismus widerlegt.

Alle guten Menschen haben ja immer als Mitglieder gelebt. Heute erfährt die Totalität, daß wir sonst verloren sind!
Ein alter Schutzpatron von mir, der jüngere Blumhardt in Bad Boll, hat einmal gesagt: »Der einzelne wird es nicht fertig bringen, bis es die Totalität des Menschengeschlechts erfahren hat.« Mit Hilfe der Bombe erfährt heut die Totalität, daß es keine Privatgeheimnisse geben kann oder darf. Wir würden Sie gern in Essentuki besuchen. Daß uns diese Korrespondenz über die Hauptfrage der Gegenwart nach zwanzigjähriger Trennung geglückt ist, macht solchen Besuch zu der natürlichsten Sache von der Welt.

Ihr Eugen R. H.

P. S. Kurz darauf ist Richard Koch mit 68 Jahren einer Herzlähmung erlegen. Weitere Schicksale seiner Quadrigeminalehre sind mir nicht bekannt geworden.

VOM ARTIKULIEREN[1]

Artikulation, artikuliertes Sprechen, artikulieren bilden eine Familie von Wörtern, die bei Sprachforschern ein recht bescheidenes Leben führen. Die Öffentlichkeit mag interessiert sein am Sprechen im allgemeinen oder an dem Wort, das zu Beginn und mit Gott, mit dem Ursprung der Sprache da war oder andererseits mit dem Denken und der Philosophie. Es ist ungewöhnlich, sich mit den Geheimnissen unseres seelischen und geistigen Lebens nicht durch Rückgang auf inneres Denken oder die geschichtliche Entwicklung, sondern durch Betrachtung der Frage des Artikulierens auseinanderzusetzen.

Wir schlagen jedoch vor, der Sippe »Artikulieren« Interesse und Wichtigkeit zu geben. Wenn sie nicht in den Mittelpunkt der Diskussion gestellt wird, meinen wir, verlieren sowohl Sprechen wie Denken ihre soziale Wirklichkeit und die Macht, die die Sprache unter uns ausübt, bleibt unerklärbar. Wir sagen: Sprache ist nur mächtig, weil sie artikuliert wird, weil nicht im Sprechen und nicht im Denken, sondern in den grammatischen Vorgängen der Artikulation der Vorgang der Übermittlung zu finden ist, der für den Frieden in der Gesellschaft wirkt. Die Sprache ist Friedensstifter, soweit sie fähig ist, freie und unabhängige Personen zu vereinen. Artikulation ist das Mittel, durch das Freiheit und Einmütigkeit verbunden werden zu dem Wunder eines friedlichen Gemeinschaftslebens. Wir treten ein für eine grammatische Betrachtung des artikulierten Sprechens, weil dann, und vielleicht nur dann, der Beitrag der Sprache zur Gemeinschaftsbildung voll erkennbar wird.

---

[1] Dies Kapitel ist entnommen meiner »Magna Charta Latina« von 1937, einer Grammatik des Lateinischen für meinen Sohn.

Jeder weiß, es wäre der schlimmste Fehler eines Menschen, der seinen Willen einer Gruppe besonnener Menschen eindrücklich machen will, zu schreien oder zu brüllen. Das würde nicht genügen und wäre zumeist seinen eigenen Absichten schädlich. Artikuliertes Sprechen erkennt an, daß es noch andere Willen als den des Sprechers gibt. Es glaubt an Mächte, die größer sind als Zeit und Raum des gegenwärtigen Augenblicks. Es vertraut sich höheren und ehrgeizigeren Zielen an als ein Brüllen, Schreien, Weinen oder Lachen. Und zu gleicher Zeit stellt es Sprecher wie Hörer auf eine viel höhere und viel gefährdetere Stufe. Diese vier Punkte müssen wir zuerst einmal behandeln, bevor es sinnvoll erscheinen kann, sich überhaupt mit Sprache zu beschäftigen. Für die meisten Menschen sind Worte von geringem Wert; sie haben sie zu oft gehört. Es ist alles Schwindel, Reklame, Propaganda, Lügen! Das stimmt auch. Aber warum wird die Sprache so oft mißbraucht? Nur wichtige Dinge werden nachgeahmt, mißbraucht, verkehrt. Corruptio optimi pessima sagt ein lateinisches Sprichwort. Es bedeutet: die Entartung des Besten ist schlimmer als irgendeine andere. Aus dem unaufhörlichen Mißbrauch, der mit Worten getrieben wird, kann die Macht der Sprache auf den ersten Blick abgeleitet werden. Sprechen ist ein großes und edles Wagnis. Deshalb wird es meist verfehlt.

Das sind vier Punkte: die Macht, die Würde, das Vertrauen und der veredelnde Charakter des artikulierten Sprechens.

Als ich in einem unbekannten Lande ritt, sah ich einen Fremden auf der anderen Seite des Flusses. Ich wollte ihn fragen, wo man den Fluß durchreiten könne. Ich deutete irgendwohin flußaufwärts, *und der Fremde schüttelte den Kopf.*

Ich nahm sein Kopfschütteln für die Verneinung meiner Frage, ob eine Furt in dieser Richtung liege. Viel später erfuhr ich, daß in dem Lande dieses Fremden Kopfschütteln Bejahung bedeutet. So wurde ich irregeleitet, weil ich dieses Zeichen mißverstand. Kein Wort wurde zwischen uns gewechselt. Trotzdem erlebte ich die vier wichtigen Tatbestände, die im Sprechen eine Rolle spielen.

Sprechen ist eine Kommunikation innerhalb der Menschheit, die sich durch vier Merkmale auszeichnet: 1. Jedes menschliche Wesen ist sich des Vorzugs bewußt, kommunizieren zu können, und ist überzeugt, daß es kommunizieren sollte. 2. Die jeweiligen Partner glauben, daß der gemeinsame Besitz einer Wahrheit, einer Einsicht oder einer Abmachung möglich ist und zustande gebracht werden sollte. 3. Die Kommunikation findet statt durch gestaltete Zeichen in der Außenwelt. 4. Zeichen können Töne, Gesten, Briefe usw. sein; aber sie alle sind jeweils besondere und doch wiederholbar. (Dieser Mann hat nicht nur mir gegenüber den Kopf geschüttelt; er tat es immer, wenn er eine Wahrheit bejahen wollte.)

Diese vier Tatbestände werden ausgeglichen durch vier entgegengesetzte Wahrheiten; denn diese gestalteten Zeichen, denen wir uns bei der Kommunikation anvertrauen müssen, sind dem Mißlingen ausgesetzt. Sie enthalten eine Anzahl von Gefährdungen: 1. Das Zeichen kann mißdeutet werden. 2. Das Zeichen kann ein Mittel des Betrugs sein. 3. Der Sprecher kann Unrecht haben; er kann unfähig sein, das zu artikulieren, was er übermitteln will. 4. Er kann gerade stolz darauf sein, nicht zu kommunizieren, sondern statt dessen zu verheimlichen. Die Gemeinschaft des Vertrauens aller, die zu sprechen versuchen, die unvermeidliche Gefahr des Mißlingens, der Stolz des einzelnen, sprechen zu können, und der beständige Gebrauch besonderer gestalteter Grundformen, bilden die erste Schicht der Tatbestände um die Sprache.

Grammatiken sind langweilig nur, soweit wir vorgeben, wir könnten alle und wir könnten immer artikulieren. Was nicht ein gefährliches Wagnis einschließt, wirkt ermüdend, und wir nennen so etwas mechanisch. Aber die Gesellschaft ist in jedem Augenblick in Gefahr, das zwischen Generationen und Klassen, Nationen und Erdteilen gemeinsame Sprechen zu verlieren. Und diese Gefahr wird heute immer dringender, weil Sprache jetzt in ungeheuerem Maße mißbraucht wird; ganze Gruppen schalten den Rundfunk ab oder kaufen ein bestimmtes Buch nicht,

weil sie dieser Informationsquelle ein für allemal mißtrauen. Deshalb müssen erneut Anstrengungen gemacht werden, um die Macht der Sprache gegenüber diesen Vielzuvielen wiederherzustellen.

Unsere vier Verantwortungen beim Sprechen

Es gibt noch eine zweite Schicht von Tatbeständen in der Sprache, die jedem bekannt und doch den meisten unbewußt ist.
Neulich schrie ich über den Zaun hinweg einem spielenden Jungen zu: »Huhuh!« Ich versuchte so, seine Aufmerksamkeit zu erregen, um ihn etwas fragen zu können. Er indessen zu seinem merkwürdigen Vergnügen schrie wie eine Gestalt aus »Helenes Kinderchen« ein noch längeres Huhuuuh zurück. In dieser Verdoppelung meines Schreiens war keine Kommunikation, kein Sprechen. Es war Geräusch, das je nach Standpunkt belustigend oder verärgernd wirkte. Was fehlte daran zum Sprechen?
Zwei Dinge fehlten auf meiner und auf seiner Seite:
1. Ich kannte den Namen des Jungen nicht. So konnte ich die Laute nicht wiederholen, mit denen er verlangen konnte, angeredet zu werden als in der richtigen Weise angeredet. Das ist sehr wichtig; denn hätte ich gesagt: »Peter«, hätte er kaum endlos (wie er tatsächlich Huhuuh schrie) Peeeter schreien können. So führte ich selbst mit meinem eigenen Mißlingen ihn in seines.
2. Er entgegnete mir auf meinen Anruf nicht mit einer Antwort, sondern einer Wiederholung.
Also zweierlei fehlte: der richtige Name für die Person, die ich ansprechen wollte, und eine Antwort. Statt dessen hatten wir nur einen Schrei und eine Wiederholung. Danach ist offensichtlich für das menschliche Sprechen zweierlei notwendig: Namen und Antworten. (Und wieder möchten wir unsere erfahrenen Leser darauf hinweisen, daß Sprachkundige so lange langweilig wirken, als sie sich nicht genügend wundern können über die Geheimnisse im Gebrauch von Namen und im Geben von Antworten. Sowohl die Namen, wie die Antworten aber werden,

soviel wir festellen können, nicht in Grammatiken erwähnt als das, was den weitgespannten Rahmen alles Sprechens bildet.) Namen und Antworten geben dem jeweiligen Versuch zweier Sprechender den Platz in der Reihe der Versuche, die je gemacht wurden und je gemacht werden. Namen und Antworten erheben den augenblicklichen Kontakt zwischen zwei Vertretern des homo sapiens zu einem historischen Ereignis in der Entwicklung der Gattung.

Das scheint reichlich viel behauptet. Aber ich entnehme diesen zwei Äußerungen über den Zaun hinweg vier weitreichende Lehren: 1. Wenn wir die richtigen Namen und Ausdrücke gebrauchen, indem wir uns und unser Anliegen einführen, treten wir in eine uralte menschliche Kommunikation ein. Eigentliche Sprache ehrt die Geschichte des Menschengeschlechts von seinem Ursprung her. Daraus erklärt sich die erstaunliche Tatsache, daß unsere Sprache tatsächlich weiter zurückreicht als irgendeine andere Einrichtung, die wir haben. Sie ist mindestens sechstausend Jahre alt.

2. In all diesen Fällen wandeln wir immer die zuvor bestehende Sprache durch eine neue Kombination ab. Wir entwickeln sie in einer der möglichen Richtungen. Diese Abwandlung des vorhandenen Materials macht meine Äußerung zu einer Antwort. Die Sprache, das Sprachmaterial, das benützt werden soll, wird von dem ersten Sprecher vorgeschrieben; es wäre sinnlos, einem Mann in einer Sprache zu antworten, in der er nicht sprechen will. Aber innerhalb dieses Rahmens steht mir frei, Abwandlungen einzuführen, mehr Fülle oder mehr Besonderheit, kurz: zu artikulieren. Im artikulierten Sprechen schaffen wir eine Abwandlung der vorhandenen sprachlichen Überlieferung[1].

Artikulieren ist demnach ein höchst kompliziertes Tun, das zweierlei in sich schließt: Identität und Variation. Ohne uns mit

[1] Es ist das Verdienst des Dänen O. Jaspersen, diesem Merkmal allen Sprechens unter den Philologen wieder Geltung verschafft zu haben. Daß es bisher vernachlässigt wurde, hat ein Verstehen zwischen Grammatikern und Denkern für Tausende von Jahren unmöglich gemacht.

der Sprache, wie sie vorhanden ist und wie wir sie vorfinden, zu identifizieren, können wir unser Wort nicht sagen; ohne daß wir dieses Material in einer besonderen Richtung um- und abwandeln, d. h. daß wir eine neue nach eigener Wahl geschaffene Lage konstituieren, wäre unser Eintreten in den Kreis der Sprechenden nutzlos. Bloßes Schwatzen ist diese Art nutzlosen, spielerischen Sprechens. Und dies mag im letzten Grunde nicht ganz nutzlos sein. Und doch liegt dem Kampfe gegen das bloße Geschwätz ein gesunder Entschluß zugrunde; denn die unverantwortliche Art, feststehende Schlagworte und Urteile in bloßer Wiederholung zu übernehmen, ohne diese hier und jetzt unter unserem Namen selbst zu schaffen, ist eine Verleumdung der Sprache. Worte verwelken durch diesen Gebrauch; während jede zur Antwort fähige Person die Wörter neu zum Leben weckt, die sie wählt und die ihren Weg vom Herzen zu den Lippen langsam finden.

Die Variation, das Merkmal jeder Antwort, ist besonders deutlich in Fällen wie »komm!« – »ich komme«. Hier ist ein und dasselbe Wort abgewandelt. Wir sehen, daß vor der christlichen Zeit das Lateinische in keiner anderen Art ein »ama« – »liebe« beantwortete als durch Wiederholung desselben Wortes und durch seine Abwandlung gemäß den Umständen. Da gab es keine unpersönliche Antwort: »Ja, Herr . . .« Das Altertum war so an den beiden Gesprächspartnern interessiert, daß einer entweder *zu* einem anderen oder *von* sich selbst sprach. Man hatte zu antworten: »ich liebe« = »amo«.

Indessen ist diese buchstäbliche Wiederkehr des Wortes oder Wortstammes nur das deutlichste Merkmal der Lage, in der sich zwei miteinander Sprechende befinden. Stets gilt, daß eine Unterhaltung sowohl Identität wie Variation enthält. Die Sprecher müssen sich in einem Bereich sprachlichen Stoffes unterhalten, und beide müssen in verschiedener Weise zu ihm beitragen und ihn in verschiedener Weise benützen, sonst sind sie ein Chor, nicht Gesprächspartner. Es ist seltsam, daß die meisten Sprachanalysen von einem einsamen Ego ausgehen, das vorgeblich

von der Bühne der Alhambra zu niemandem spricht. Aber das ist ganz und gar anormal. Sprache bedeutet die Freiheit zwischen zwei, in sich gegenseitig ergänzender Weise dasselbe Wort, denselben Gedanken, dasselbe Thema oder dieselbe Sprache abzuwandeln. Das gilt für eine Unterhaltung über das Wetter, für Polemik von Gelehrten, für Reden zwischen politischen Parteien oder vor Gericht, für Debatten zwischen Strenggläubigen und Häretikern. Beide Partner artikulieren; beide sind wie Mitglieder eines Balletts, das sie zusammen aufführen und das nur durch ihr Zusammentanzen sinnvoll ist. Keine Parteirede, keine theologische Neuerung, keine wissenschaftliche Entdeckung, kein Teil eines Zwiegesprächs in dieser Welt ist sinnvoll, wenn es nicht verstanden wird als eine Variation von etwas, das der Sprecher und seine Zuhörerschaft gemeinsam haben und bewahren, aber als eine Variation, durch die der Sprecher in eine neue Zukunft führt.

Man vergleiche dies mit unseren zwei Fehlschlägen im Sprechen: Schreien ist kein Sprechen, weil es nicht das richtige Wort kennt. Wiederholen ist nicht Sprechen, weil es dieses nicht abwandelt. Artikuliertes Sprechen ist immer verwickelt: es identifiziert und variiert, beides in einem Atem. Es enthält das Wunder der Umwandlung und doch der Einordnung, so wie dies jede Blume im Frühling darbietet. Sprechen ist wahrhaftig eine Erscheinungsform biologischer Metamorphose. Diese biologische Tatsache geht aber in der Gattung, nicht im Einzelwesen vor sich, denn es ist die Wiedergeburt jenes Grundgeschehens, das die ganze Gattung zusammenbindet, der Sprache. Sie macht jeden von uns zu einem Vers in dem großen Schöpfungsgesang, wie Augustin dieses Teilhaben genannt hat.

Die Tatsachen eins und zwei: richtiger Name und neue Abwandlung haben wir aus den gesonderten Analysen von meinem und des Jungen Verhalten gewonnen. Nun wollen wir sie noch einmal betrachten als zusammengehörig oder in ihrer Zusammengehörigkeit.

3. Das erste dieses neuen Paares ist: Ich wollte die Aufmerk-

samkeit des Jungen erregen; ich drückte ein *Verlangen* aus. Sprache drückt Absichten, Verlangen, Gemütsbewegungen aus; Sprache ist der Ausdruck von etwas im Inneren des Menschen.

4. Der Junge wurde sicherlich von meiner Stimme beeindruckt. Es gilt gleichermaßen, daß auch in anderen Fällen wir einfach durch ein an andere oder uns selbst gerichtetes Wort oder Zeichen einen äußeren Vorgang, der auf uns Eindruck macht, registrieren. Tatsächlich ist ein Geschehnis, das wir nicht registrieren oder anzeigen, gleich einem, das keinen Eindruck auf uns macht. Ein Eindruck auf unsere Sinne, hier auf unser Ohr, wird nicht richtig verarbeitet, wenn er nicht in irgendeine Form bewußter Äußerung umgeformt worden ist.

3. und 4. sind gleich wichtig. Weder das innere Leben des Menschen, noch die äußeren Vorgänge in der Welt kommen zum Abschluß, bevor sie durch artikuliertes menschliches Sprechen ausgesprochen oder registriert worden sind. Sprechen ist ein Teil des Geschehens in dieser Welt. Wie die Nahrung verschiedene Phasen im Gesamtvorgang des Stoffwechsels durchläuft, jeweils denselben Weg in einer gewissen Phase, so verlangt jede innere Bewegung, ausgedrückt, und jeder äußere Vorgang, durch menschliches Sprechen registriert zu werden. Wer zu jemand spricht, verwandelt den Hörer aus einem Naturding in ein geöffnetes Wesen. Die Naturen verschließen sich; Stimmen öffnen.

Das Kreuz der Wirklichkeit

Drei Tatsachen wurden durch meinen kleinen Sprachdefekt enthüllt: (Defekte enthüllen am besten, was Gesundheit ist.)

1. Wenn wir sprechen, sind wir durch die Jahrtausende mit dem Urbeginn der Menschheit verbunden, weil wir versuchen, die *richtigen* Worte zu gebrauchen.

2. Wir zielen auf die Vollendung ihrer Entwicklung hin, weil wir das Erbe der Zeiten zusammenfassen in einer erst noch zu beantwortenden, das bedeutet, in einer *neuen* Art.

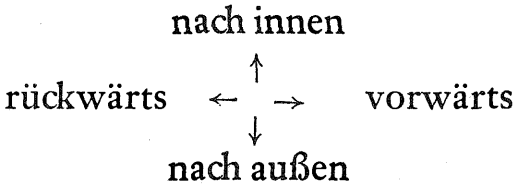
3. Wir *drücken* die Absichten und Gemütsbewegungen des

inneren Menschen *aus* und bringen dadurch sie zum Abschluß! wir »werden sie los«, wie man sagt.

4. Wir zeigen die äußeren Vorgänge an, die unsere Sinne berühren, und sind nicht befriedigt, bis unsere Sinneseindrücke in wissenschaftlicher Sprache *geklärt* worden sind.

Wird es nun nicht möglich sein, eine Einheit in diesen vier gesonderten Tatbeständen des menschlichen Sprechens zu entdecken? Sind es gesonderte Wahrheiten oder sind sie voneinander abhängig[1].

Bei nochmaliger Betrachtung dieser vier Behauptungen stellen wir fest: sie zeigen den Menschen in einer recht auffälligen Lage; diese Lage ist nichts anderes als die Lage jedes lebendigen Organismus in einem lebendigen Universum. Immer wenn wir sprechen, versichern wir uns des Lebendig-Seins, weil wir einen Mittelpunkt einnehmen, von welchem das Auge rückwärts, vorwärts, nach innen und nach außen blickt. Sprechen heißt, im Mittelpunkt des Kreuzes der Wirklichkeit stehen:



Vier Pfeile zeigen in die vier Richtungen, denen jedes lebende Wesen verhaftet ist. Ein menschliches Wesen nimmt, wenn es spricht, seinen Stand ein in Zeiten und Räumen. »Hier« spricht es von einem inneren Raum aus zu einer äußeren Welt und von einer Außenwelt aus zu seinem eigenen Bewußtsein. »Jetzt« spricht es zwischen dem Beginn und dem Ende der Zeiten.

Daß Räume und Zeiten die Grundstrukturen unseres Daseins sind, ist ein Gemeinplatz. Aber unter den Grammatikern hat, soweit ich weiß, nur Magnusson 1893 die Grammatik zu der Philosophie von Zeiten und Räumen gemacht, die sie wirklich ist. Wir sehen durch dieses ganze Werk hindurch, daß Zeiten, Fälle usw. in der Grammatik nicht tote Formeln, sondern biolo-

[1] Siehe des Verfassers Soziologie I (1956) und Out of Revolution (1938).

gische Feststellungen sind. »Dieselben unbeugsamen Gesetze von Zeit und Raum, die die Erscheinungen der Wahrnehmung regieren, beherrschen auch die Formen und Regeln des Sprechens.« (Magnusson) Das Schlimme ist nicht, daß die Leute die Tatsache übersehen haben, daß wir uns in Zeit und Raum bewegen. Das Schlimme liegt darin, daß sie Zeit und Raum, in denen wir uns bewegen, nicht analysierten. Zeit und Raum von lebendigen Organismen unterscheiden sich weitgehend von den Zeit- und Raumbegriffen, wie sie in der Mechanik für den toten Stoff gebraucht werden.

In der Mechanik wird vorausgesetzt, daß ein Körper in der Gegenwart nur beeinflußt wird von Ursachen, die aus der Vergangenheit wirken. So sagte Laplace: »Die Gegenwart ist durch die Vergangenheit begründet, und die Zukunft ist das Ergebnis von Vergangenheit und Gegenwart.« Das ist nun, auf unser Leben angewendet, einfach Unsinn. In der Natur gibt es gar nicht so etwas wie Gegenwart; ein Augenblick, dünn wie eine Rasierklinge, scheidet Vergangenheit von Zukunft. Die Gegenwart wird geschaffen unter dem Druck von Zukunft und Vergangenheit. Du und ich schweben zwischen Vergangenheit und Zukunft, und wir wissen es und müssen das beste daraus machen. Was wir sagen, das eben sagen wir unter dem Druck von beiden Zeiten. Die Gegenwart ergibt sich erst im Zusammenprall von Zukunft und Vergangenheit, nur aus Glauben.

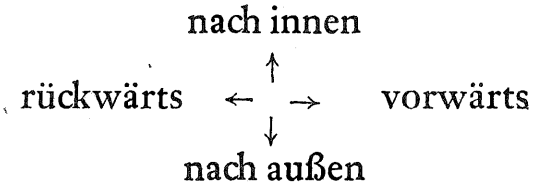
Darum ist jedes Wort, das wir sagen, alt wie neu, traditionsgebunden wie zukunftsgeladen. Wir steuern dahin zwischen den Ursprüngen des uns in Sprache, Sprechen und Denken Gegebenen und unserem zukünftigen Geschick. Echte Zeit hat zwei Richtungen: rückwärts und vorwärts; sie erstreckt sich vom Jetzt, wo wir sprechen, in die Vergangenheit und in die Zukunft. Das mechanische Bild einer geraden Linie, die in der Vergangenheit bei Null beginnt und vorwärts auf die Zukunft hin verläuft, läßt sich nicht auf ein lebendes Wesen anwenden, das einen Ausgleich finden muß zwischen dem Rück- und Vorblick und beides abwägen muß: Leistungen und Bedürfnisse.

inneren Menschen *aus* und bringen dadurch sie zum Abschluß! wir »werden sie los«, wie man sagt.

4. Wir zeigen die äußeren Vorgänge an, die unsere Sinne berühren, und sind nicht befriedigt, bis unsere Sinneseindrücke in wissenschaftlicher Sprache *geklärt* worden sind.

Wird es nun nicht möglich sein, eine Einheit in diesen vier gesonderten Tatbeständen des menschlichen Sprechens zu entdecken? Sind es gesonderte Wahrheiten oder sind sie voneinander abhängig[1].

Bei nochmaliger Betrachtung dieser vier Behauptungen stellen wir fest: sie zeigen den Menschen in einer recht auffälligen Lage; diese Lage ist nichts anderes als die Lage jedes lebendigen Organismus in einem lebendigen Universum. Immer wenn wir sprechen, versichern wir uns des Lebendig-Seins, weil wir einen Mittelpunkt einnehmen, von welchem das Auge rückwärts, vorwärts, nach innen und nach außen blickt. Sprechen heißt, im Mittelpunkt des Kreuzes der Wirklichkeit stehen:



Vier Pfeile zeigen in die vier Richtungen, denen jedes lebende Wesen verhaftet ist. Ein menschliches Wesen nimmt, wenn es spricht, seinen Stand ein in Zeiten und Räumen. »Hier« spricht es von einem inneren Raum aus zu einer äußeren Welt und von einer Außenwelt aus zu seinem eigenen Bewußtsein. »Jetzt« spricht es zwischen dem Beginn und dem Ende der Zeiten.

Daß Räume und Zeiten die Grundstrukturen unseres Daseins sind, ist ein Gemeinplatz. Aber unter den Grammatikern hat, soweit ich weiß, nur Magnusson 1893 die Grammatik zu der Philosophie von Zeiten und Räumen gemacht, die sie wirklich ist. Wir sehen durch dieses ganze Werk hindurch, daß Zeiten, Fälle usw. in der Grammatik nicht tote Formeln, sondern biolo-

[1] Siehe des Verfassers Soziologie I (1956) und Out of Revolution (1938).

gische Feststellungen sind. »Dieselben unbeugsamen Gesetze von Zeit und Raum, die die Erscheinungen der Wahrnehmung regieren, beherrschen auch die Formen und Regeln des Sprechens.« (Magnusson) Das Schlimme ist nicht, daß die Leute die Tatsache übersehen haben, daß wir uns in Zeit und Raum bewegen. Das Schlimme liegt darin, daß sie Zeit und Raum, in denen wir uns bewegen, nicht analysierten. Zeit und Raum von lebendigen Organismen unterscheiden sich weitgehend von den Zeit- und Raumbegriffen, wie sie in der Mechanik für den toten Stoff gebraucht werden.

In der Mechanik wird vorausgesetzt, daß ein Körper in der Gegenwart nur beeinflußt wird von Ursachen, die aus der Vergangenheit wirken. So sagte Laplace: »Die Gegenwart ist durch die Vergangenheit begründet, und die Zukunft ist das Ergebnis von Vergangenheit und Gegenwart.« Das ist nun, auf unser Leben angewendet, einfach Unsinn. In der Natur gibt es gar nicht so etwas wie Gegenwart; ein Augenblick, dünn wie eine Rasierklinge, scheidet Vergangenheit von Zukunft. Die Gegenwart wird geschaffen unter dem Druck von Zukunft und Vergangenheit. Du und ich schweben zwischen Vergangenheit und Zukunft, und wir wissen es und müssen das beste daraus machen. Was wir sagen, das eben sagen wir unter dem Druck von beiden Zeiten. Die Gegenwart ergibt sich erst im Zusammenprall von Zukunft und Vergangenheit, nur aus Glauben.

Darum ist jedes Wort, das wir sagen, alt wie neu, traditionsgebunden wie zukunftsgeladen. Wir steuern dahin zwischen den Ursprüngen des uns in Sprache, Sprechen und Denken Gegebenen und unserem zukünftigen Geschick. Echte Zeit hat zwei Richtungen: rückwärts und vorwärts; sie erstreckt sich vom Jetzt, wo wir sprechen, in die Vergangenheit und in die Zukunft. Das mechanische Bild einer geraden Linie, die in der Vergangenheit bei Null beginnt und vorwärts auf die Zukunft hin verläuft, läßt sich nicht auf ein lebendes Wesen anwenden, das einen Ausgleich finden muß zwischen dem Rück- und Vorblick und beides abwägen muß: Leistungen und Bedürfnisse.

Die Mechanik vermittelt auch eine falsche Ansicht vom Raum. Sie zeigt uns eingesenkt in einen riesigen Raum von drei Dimensionen. Leben aber wird nur dort gefunden, wo ein inneres System und eine äußere Umgebung unterscheidbar sind. Die Unterscheidung von Innen- und Außenraum ist die conditio sine qua non des Lebens, des Stoffwechsels, des Wachstums, der Assimilation, der Individuation. Der wirkliche biologische Raum ist zwiefältig, und im Sprechen werden wir dieser Zweiteilung gewahr. Gesprächspartner bewegen sich in ihrem gemeinsamen Sprechen in einem inneren Kreise gegenüber einer Außenwelt. Wenn Menschen im Kriege gegeneinanderstehen, sprechen sie nicht miteinander; auch bei einem privaten Streit gibt es keine Unterhaltung zwischen den Betreffenden. In beiden Fällen ist der innere Bereich zerstört und damit auch das Sprechen vorbei. Man behandelt einander nur noch wie äußere Gegenstände der Welt. Das Vorhandensein eines Innen- und Außenraums ist die Bedingung menschlichen Sprechens. Deshalb steht der Mensch zwischen zwei Fronten des Raums, die eine nach innen, die andere nach außen gewandt. Das Kreuz der Wirklichkeit ist um uns allezeit, so lange wir um unsere Erhaltung als Gemeinschaft menschlicher Wesen kämpfen.

Jetzt und hier, so leben wir in einer zwiefältigen Zeit und einem zwiefältigen Raum, und wir sprechen, wenn wir nicht unter der Spannung dieser Vierseitigkeit verlorengehen wollen. Unser Sprechen ist ein Versuch, diese Spannung zu mildern. Sprechen heißt: das Leben zusammenfassen, vereinigen, vereinfachen. Ohne dieses Bemühen gehen wir in Stücke durch zuviel unausgedrücktes inneres Verlangen oder zuviele Eindrücke der Umgebung auf uns, zu sehr versteinerte Formeln aus der Vergangenheit oder zuviele Gefahren und Not von der Zukunft her.

So wird der Mensch, der Grammatik lernt, der wirklichen Stellung des Menschen in der Geschichte (rückwärts), der Welt (nach außen), der Gesellschaft (nach innen) und des Berufs (vorwärts) bewußt.

Als Schüler der Grammatik gewinnt er die Fähigkeit, den Ver-

suchungen der mechanischen Logik zu widerstehen, da sie eine Zeit annimmt, die aus Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft aufgebaut sei, und mit einem Raum von kubischer dreidimensionaler Natur arbeite.

Für hörende Wesen (und das betrifft Pflanzen und Tiere kaum) kann der Mensch die Grenzen des Innenraums so ziehen, daß sie immer mehr einschließen. Eine Rose ist immer eine Rose. Aber der Mensch ist Glied einer Familie, einer Stadt, eines Königreiches, einer Gattung, einer Kultur, einer Kirche, der Menschheit, soweit er sich müht, die Sprache zu schaffen, die in diesen Gemeinschaften verschiedener Größe und Bestimmung angemessen ist. An jedem Tage unseres Lebensweges sprechen, lesen, schreiben, hören wir, so daß wir unser Streben nach rückwärts, nach vorwärts, nach innen und nach außen zum Ausgleich bringen können. Wenn wir diese vier Fronten nicht wieder zum Ausgleich bringen, werden wir inartikuliert, ja sogar sprachlos. Sprechen bedeutet, alle vier Ansichten des Lebens so zu behandeln, als ob sie sich einigen ließen. Man kann sich diese Tatsache durch Analyse irgendeines einfachen Sprachthemas klarmachen, wie z. B. an »komm!«. »Komm!« als Befehlsform weist in die Zukunft. Du, der Sprecher, hängst davon ab, ob jemand anders in Erfüllung deines Wunsches, er möge sich auf dich zu bewegen, die Welt wandelt. Aber du kannst auch die Tatsache, daß »er gekommen ist«, das historische Geschehen, das nun der Vergangenheit angehört, mit demselben sprachlichen Material »kommen«, durch eine Abwandlung des Themas, anzeigen wollen. Das gleiche gilt hinsichtlich deiner eigenen inneren Einstellung zu dieser Bewegung: vielleicht drückst du sie durch einen Seufzer (»möge er kommen!«) aus, oder du beschreibst den äußeren Vorgang seiner sichtbaren Bewegung durch den Raum mit »er kommt«.

Komm!
Er ist gekommen
Da kommt er
Möge er kommen!

spiegeln Vorgänge wieder, die ganz verschiedenen Erfahrungsbereichen angehören. »Komm!« weist in die Zukunft. »Er ist gekommen« *kann weder gesehen, noch gehört, noch gewünscht oder hervorgerufen werden.* Es kann nur *erinnert* werden. »Er kommt« ist uns durch die Sinne vermittelt worden; du kannst ihn sich bewegen sehen oder hören. »Möge er kommen!« enthüllt etwas von unserem Innenleben.

Und für alle vier Bereiche, die entstehen, weil du zwischen dem Blick nach vorwärts, rückwärts, innen und außen wechselst, verwendest du ein und dasselbe Thema »komm«. Vergangenheit und Zukunft, innere und äußere Vorgänge scheinen uns für die gleiche Sprache zugänglich. Sprechen heißt im Kleinen ein Führer (»komm!«), ein wissenschaftlicher Beobachter (»er kommt«), ein Historiker oder Chronolog (»er ist gekommen«) und ein Dichter (»möge er kommen!«) sein. Wir erkennen alle Ereignisse in Zeit und Raum als zusammenhängend.

Aus diesem kleinen Beispiel können wir lernen, daß alle Sprache wissenschaftliche, politische, historische (oder institutionale) und poetische Bestandteile enthält. Dichter, Politiker, Wissenschaftler und Verwaltungsbeamte sind nur Spezialisten für jeweils einen Arm des Kreuzes der Wirklichkeit. Es gibt keinen »all round man«, weil unsere Wirklichkeit nicht ein Kreis, sondern ein Kreuz ist. Es gibt nur die Menschheit, die allen vier Fronten des Lebens gerecht zu werden und die ihnen innewohnende Einheit zu erkennen sucht.

Sprechen bedeutet also mehr, als ein Wissenschaftler, ein Dichter, ein Demagoge oder ein Erzähler zu sein. Es bedeutet, auf der notwendigen Einheit all dieser vier Sprachtypen zu beharren. Sie sind alle nötig und erklären sich gegenseitig. Es ist Unsinn zu glauben, daß jeweils allein der Wissenschaftler oder der Geschichtler, der Politiker oder der Dichter die Wahrheit erkennen kann. Die Wahrheit ist bei dem Menschen, der alle vier Sprachen echt sprechen kann, indem er ein und dasselbe Material für alle verwendet, und der die Einheit des Sprechens nicht zerreißt, indem er sich in eine nur wissenschaftliche, nur

poetische, nur erstarrte oder nur revolutionäre Sprache verrennt.

Der Analyse von »komm« kann die einer Gruppe von Wörtern an die Seite gestellt werden, die in ihrer Verschiedenheit das Kreuz der Wirklichkeit offenbaren. Man nehme: »agiere!« (= handle), Aktion, Agent, aktuell, aktiv usw.

»Agiere!« (=handle) als Herausforderung ist ein Zeitpunkt, die enge Pforte in die Zukunft; der Agent und der Akteur (= Täter) sind bleibende Verkörperungen von Akten. Durch Wiederholung und dadurch, daß sie zuvor agiert haben, legen sie zeitliche Akte zu einer »Aktion« (= Handlung) fest, einem Gegenstand im Raum. Das Wort »aktiv«, auf einen Menschen angewendet, beschreibt seine innere Haltung gegenüber der Welt. »Agil« (= beweglich) und »aktuell« beschreiben äußere Merkmale. »Aktion« (Taten) sind sozusagen versteinerte Befehlsformen, die einmal vor ihrem Befolgtwerden in den Ohren der Menschen, die ihnen gehorchten, als Befehle »agiere!« (= handle) oder »agenda« (= was befolgt werden muß) lauteten. Nun können sie im Gedächtnis der Menschheit als »Akte« (= Taten) aufbewahrt werden.

An dieser Stelle muß ein Wort über die Behandlung der Sprache in der Philosophie gesagt werden. In Selbstverteidigung muß der Sprecher in uns aufstehen gegen die dauernden Versuche des sogenannten wissenschaftlichen Zeitalters zur Zerstörung unserer Sprache, wenn man uns überzeugen will, daß Philosophie mehr als Grammatik, der Gedanke mehr als das Sprechen, Begriffe mehr als Worte seien. Diese Gefahr ist in unserer gegenwärtigen Welt handgreiflich, weil wir in unseren Schulen belehrt werden, daß die wissenschaftliche Sprache der Mathematik die einzige vollendete Orientierungsmöglichkeit auf unserem Weg durch das uns umgebende Dunkel sei. So haben die Philosophen durch lange Zeiten versucht, die Sprache auf eine einzige Funktion zu beschränken, nämlich die logische oder mathematische. Sie haben herabgeschaut auf den verwirrenden Anblick des menschlichen Sprechens in seiner erstaunlichen Viel-

fältigkeit; eine ganze Denkschule sucht gegenwärtig, eine Logik der Grammatik zu entwickeln. Wir besitzen schon ein kleines Meisterwerk dieser sezierenden und reduzierenden Methode[1], die gerade in ihrer Vollendetheit uns das Gefühl aufdrängt, daß wir bald den Geist aufgeben werden, weil die Sprache so unlogisch, dumm und der Logik gegenüber immer falsch ist. Diese herablassende Haltung wird beleuchtet durch ein Wort des Philosophen Leibniz: »Ich verachte nichts, nicht einmal die Entdeckungen in der Grammatik«[2]. Nun, der Leser muß seine eigenen Schlüsse ziehen über die Entdeckungen innerhalb des Grammatischen, das doch der Menschheit ihren Bereich einer Zusammenarbeit in der Welt auf das Ziel der Welt hin schafft.

Das eine, was er darüber hinaus verstehen müßte, ist das, wohin gerade Philosophen in ihrem Windmühlenflügelkampf gegen die behauptete Unvollkommenheit und Nebelhaftigkeit der Sprache hinsteuern; denn die besondere Kunst des Denkens ist natürlich ein sehr wichtiger Teil des Sprachlebens in uns. Aber von dem Mittelpunkt des Kreuzes der Wirklichkeit, vom Standpunkt des Sprechers oder Hörers aus, können wir besser als die Philosophen selbst sehen, was sie tun und warum sie es tun, wieweit sie wertvoll sind und wo man ihnen Einhalt gebieten muß. Wenn wir dies wissen, werden wir die Grammatik gegen den üblichen herablassenden Mißbrauch schützen können und werden auch Nutzen ziehen aus dem wirklichen Beitrag, den die Philosophie für die universale Sprache der Menschheit leisten kann.

Verarmung oder Fülle?

Grammatik gegen Logik

Bei unserer Analyse der Themen »komm« und »agiere« hätten wir uns auf die einfache Feststellung von Tatsachen »er kommt«, »es kommt«, »sie kommt« beschränken können. Genau genom-

---

[1] Josef Schächter: Prolegomena zu einer kritischen Grammatik. 1935.

[2] Siehe seine Werke, hsg. von Gebhardt II, S. 539.

men sind diese drei Feststellungen die einzigen sicheren und reinen Tatsachenfeststellungen. »Sie kommen« kann hingenommen werden als eine weitere Beobachtung in der Außenwelt, die du ebenso sehen kannst wie ich.

Jeder weitere Schritt verläßt den Kreis unmittelbarer Beobachtung und Tatsachen, die von jedem nachgeprüft werden können. »Er ist gekommen« z. B. gibt nur eine Behauptung. Du kannst das Behauptete nicht sehen; es hätte eine Sinnestäuschung sein können. Du mußt diese Behauptung in Vertrauen übernehmen. Und *ich verlasse mich auf mein Gedächtnis und nicht auf meine Beobachtung, wenn ich jene mache.* So bietet sich die Sprache nur in sehr wenig Formen einem wissenschaftlichen Behaupten an. Die Zahl dieser Behauptungen ist beschränkt.

»Er kommt, sie kommen, es kommt, sie kommt«, diese Sätze können, wie folgt, analysiert werden:

»Er« ist nicht »sie«; »es« ist weder »sie« noch »er«. »Sie« (Mehrzahl) sind mehr als jeweils »er« oder »sie« oder »es«.

»Sie« (Mehrz.) plus »er« oder

»sie« (Mehrzahl) plus »sie« oder

»sie« (Mehrz.) plus »es« kann mehr sein als »sie» (Mehrz.) allein.

Mit anderen Worten: die sorgfältige Analyse des Indikativs und der Behauptungen, die durch Beobachtung nachgeprüft werden können, führen in die Bereiche der Logik, Arithmetik und Mathematik. »Sie« = Nicht-»er«; aber »es« = »es«. Mehrzahl und Einzahl können unterschieden und in eine Folge gesetzt werden, wie z. B.: »es« + »er« + »sie« = »sie« (Mehrzahl) – in diesem Falle = 3. Der Logiker wird hier einige Grundtatsachen seiner Wissenschaft entdecken (A = A usw.)

Alle Denker dieses Typs behandeln die Sprache als Imperfekt, weil sie aus ihr nichts entnehmen wollen als Behauptungen in der Wirklichkeitsform von nachprüfbaren, unwidersprechbaren und aufzählbaren Tatsachen. Sie sagen: Sprechen ist unvollkommen; Mathematik und Logik sind vollkommener. Ja, für einen Mathematiker und Logiker ist dies ein Gemeinplatz und muß so sein; denn er will ein Mathematiker, ein rechnender und nicht

ein sprechender Mensch sein. Er will bewußt einer sein, der jede ihm vorgelegte Behauptung analysiert. Er kann nicht selbst Behauptungen aufstellen. Alle mathematischen Annahmen sind hypothetisch. Mit anderen Worten: sie sind nicht zwingend, wenn das Behauptete nicht in dem Außenreich der Tatsachen beobachtet werden kann. Alle Logik und Mathematik steht unter dem Fluch, eine Wissenschaft des »Wenn« zu sein. Ob er gekommen ist, kommen soll oder kommen will, das kann kein Logiker jemals sagen. Aber wenn, ja, wenn er wirklich gekommen ist, ist er hier, und dann ist sein Kommen vorüber und wird nicht in der Zukunft geschehen. Und wenn, ja wenn *er* gekommen ist, dann ist damit noch nicht bewiesen, daß *sie* gekommen ist. Aber wenn, ja, wenn *er* und *sie* gekommen sind, dann sind *sie* (Mehrz.) gekommen usw. usw.

Nun, diese Analyse unterschiebt der naiven Sprache eine Art kritischer Reflexion. Sie ist in der Tat Reflexion, nochmalige kritische Betrachtung der Behauptungen, die im menschlichen Sprechen gemacht wurden. Sie ist »genauere Überlegung«; sogenanntes wissenschaftliches Denken oder Rationalisieren ist genauere Überlegung, nochmalige Überlegung des Vorhergesagten. Wenn nun ein Mensch die Reflexion zu seinem Berufe macht, wird er geneigt sein, diese seine Absicht jedem unterzuschieben, der die Sprache gebraucht, und alles erste, echte Sprechen als nicht angemessen zu verurteilen. Es hat denn auch immer wieder mathematische Philosophie, Symbol-Logiker, geometrische Ethiker gegeben, die die Sprache schalten, wenn sie bildhafte Ausdrücke wie »Sonnenuntergang« oder »Sonnenaufgang« oder »jemanden an der Nase herumführen« gebrauchte, da diese bei genauerer Überlegung sich als unmathematisch oder unlogisch erwiesen. Heute mehr als je wird so die Allgemeinheit vor der unkritischen Sprache gewarnt und aufgefordert, analytisch zu denken. Von der chemischen Analyse bis zur Psychoanalyse wird alles analysiert. Unser Brot ist schon so eingehend analysiert, daß in ihm nichts mehr von dem unlogischen Korn geblieben ist und Vitamine nachträglich dem Mehl

eingeimpft werden müssen, um den durch soviel Analyse entstandenen Verlust wiedergutzumachen. Und unsere Seele ist schon so eingehend analysiert, daß alle unsere Wünsche und alle unsere Träume als bloße Enttäuschungen, Fesseln und Hemmungen aufgegeben werden.

Die analytische Phase der Behandlung der Worte ist eine mittlere Zone zwischen dem naiven und dem wiederhergestellten Sprechen. Es ist ein Zwischenspiel, das in unserer Reflexion vor sich geht. Aber Reflektieren ist weder die erste, noch die letzte Haltung lebender Wesen. Es ist ein Mittelzustand.

Sprechen ist ein biologischer Vorgang. *Durch das Sprechen erhält die menschliche Gesellschaft ihre Zeit- und Raum-Achsen* – nichts mehr und nichts weniger, und das ist doch wohl in sich eine Aufgabe! Wir zimmern so unsere Zeitraum-Arche.

Wir erhalten die Zeit und Raumachse unserer Kultur im Sprechen, weil wir darin unseren Platz in der Mitte dieser Kultur einnehmen, im Blick auf ihre Zukunft, ihre Vergangenheit, ihre innere Zusammengehörigkeit und ihren äußeren Kampf. In diesem schwierigen und gefährlichen Ausgesetztsein den vier Fronten des Lebens, der inneren, äußeren, rückwärts- und vorwärtsgerichteten Front, müssen unsere Worte den Ausgleich schaffen und müssen in jedem Augenblick das Universum aufteilen und organisieren. Wir haben zu entscheiden, was der Vergangenheit angehört und was ein Teil der Zukunft sein soll. Die grammatischen Formen in unserem alltäglichen Sprechen verraten unsere tiefsten Überzeugungen. Ob ich sage: »Europa hatte eine große Kultur« oder »Europa hat eine große Kultur« zeigt unmittelbar, wo ich meine Stellung in unserer gegenwärtigen Welt beziehe. Ebenso zeigt, ob ich sage: »Wir müssen Frieden auf Erden haben« oder »Die Diktatoren sollten sich friedlich verhalten«, wo jemand für sich die Grenze des inneren Bereiches gemeinsamen Sprechens zieht.

Diese Art des Sprechens ist schöpferisch im Gegensatz zu dem kritischen und analytischen Charakter der genaueren Überlegung, der Reflexion.

Aber wir können diesen Vorgang der Reflexion einem der Arme des Kreuzes der Wirklichkeit zuweisen. Das Denken des Naturwissenschaftlers entspricht genau dem Arm, der sich von der sprechenden Menschheit in die äußere Welt der Natur hin erstreckt. Die äußeren Sinneseindrücke werden am besten beobachtet, wenn man sie einfach und unparteiisch registriert. Ein Thermostat, ein Barograph, ein Teleskop, ein Mikroskop sind die verfeinerten Sinne des Menschen, mit denen er reine Eindrücke registrieren und anzeigen kann. Gegenüber der Außenwelt machen wir tatsächlich von unserer Macht, sie zählen zu können, Gebrauch. Als der preußische General Moltke die Königin Viktoria besuchte, langweilte ihn der Hof von St. James; daher begann er aus Zeitvertreib die Kerzen zu zählen, die in den Sälen brannten. Es waren ziemlich viele, und so konnte er jeden Abend eine gute Zeit damit verbringen, in dieser Weise Tatsachen zu beobachten, nachprüfbare Tatsachen in der Außenwelt. Während sich die anderen der Unterhaltung hingaben, konzentrierte er sich auf Beobachtung, und das Ergebnis war Zahlen und Rechnungen.

Nun, Moltke wäre gar nicht dort gewesen und hätte auch keine Kerzen beobachten können, wenn, ja, *wenn* dort nicht Hunderte von Höflingen gewesen und in die Speise- und Empfangssäle geflutet wären, um die Feierlichkeiten und das Ritual der königlichen Empfänge durchzuführen. Die Dinge müssen in Ordnung verlaufen, um für die Beobachtung gegenwärtig zu sein. Und die langweiligen Höflinge wiederholten die Formeln des zeremoniellen Sprechens und das ritualistische Gehabe Tag für Tag, weil sie die Front gegenüber der Vergangenheit, der ruhmreichen Vergangenheit des britischen Reiches, schützten. Jener Zweig des Sprechens, der die rückwärtige Front des Lebens deckt, ist gerade ebenso wichtig, reich und umfassend wie die Wissenschaft. »Wie geht's?« ist das erste Wort dieser Sprache, und in dieser Sprache liegt der Ton auf dem Besitz. Jedem wird sein voller Name gegeben oder sogar sein Titel wie »Herr Präsident«, »Euere Exzellenz«, »Baronin Asquith« usw. Alle über-

kommenen, liturgischen, juristischen Formeln gehören dieser Kategorie des Präzedenzfalles an, wo die Zeit still steht, weil die Vergangenheit nicht geändert werden kann. Sie ist, was sie geworden ist, für immer. Des englischen Gerichtsdieners Ruf »Oyez, oyez«, das »posse« des Sheriffs, »habeas corpus« sind bekannte Beispiele dieser Sprache, die sich aus dem »Wiegeht's«-Grundsatz entwickelt hat.

Da wir nicht durch Reflexion oder durch Formeln allein leben können, haben wir auch eine reiche Sprache entwickelt, die auf dem einfachen Worte »komm!« aufbaut. Die Politik ist eine Weiterentwicklung dieser suggestiven Einladung. Alle Erziehung und alles Lehren gehört in diesen Zweig, der mit der Zukunft zu tun hat. Auch der reine Wissenschaftler kann nicht umhin, diese suggestiven Einladungen zu gebrauchen. Alle Mathematiker und Logiker, die stolz darauf sind, nur Tatsachen zu beobachten, sind Politiker; denn jeder, der ein Buch drucken läßt, schickt eine Einladung hinaus: komm, lies, kaufe, lerne, verarbeite das, wende es an, verstehe es! Jeder wissenschaftlichen Veröffentlichung liegen irgendwelche politische Handlungen inne. Es gibt keine Wissenschaft ohne politisches und erzieherisches Tun. Denn der wissenschaftliche Gedanke versucht, seinen Weg in die Welt zu machen, und das bedeutet: die Welt verwandeln, die Gesellschaft verwandeln, dadurch, daß man gehört wird, daß einem eine Gelegenheit gegeben wird, daß man eine Stiftung bekommt oder Schüler, Verfasser eines Leitfadens werden kann und daß man Besitz ergreift von den Gehirnen unverbildeter junger Leute. Der »actus purus« der Wissenschaft ist sinnlos ohne den »actus impurus« der Veröffentlichung.

Indessen, politische und erzieherische Herausforderungen und Anregungen würden sich bald erschöpfen, wenn sie nicht von dem inneren Leben und Verlangen der Schriftsteller, Propheten, Führer und Wissenschaftler genährt würden. Eine Gesellschaft, in der die Leute handeln und Propaganda machen, ohne erst selbst verlangt und geträumt zu haben, muß untergehen. Propaganda muß ganz dem inneren Leben derjenigen entsprechen,

die propagieren, oder sie ist wirkungslos. So ist sie glücklicherweise überall, wo Leute Propaganda aufzubauen versuchen, wie eine Maschine, die anderer Menschen Gedanken anlockt, wo nicht zuerst einmal dem Sprecher freier Raum für das innere Wachstum der Gedanken gegeben wird. Daher kommen wir noch zu einem vierten Zweig des Sprechens, der auf Freude und Schmerzen des Menschen aufbaut, der seufzt: »Wenn sie mich liebte!« oder »Möge ich das nicht erleben!« Dies ist natürlich die Sprache der Dichtung, und sie ist so echt, wirklich und lebensnotwendig wie Wissenschaft, Formeln und Erziehung. Eine nur wissenschaftliche, nur erzieherische, nur ritualistische oder nur dichterische Gesellschaft, jede von ihnen müßte sterben. Das Leben der Menschheit beruht auf *der Unversehrtheit der Möglichkeit für alle ihre Glieder, uneingeschränkt zwischen diesen vier Sprecharten hin- und herzuwechseln.* Die Freiheit eines Menschen liegt in seinem Recht, zu singen, zu denken, aufzufordern oder zu führen und zu feiern oder zu erinnern. Diese vier Tätigkeiten entsprechen den vier Gezeiten der Wirklichkeit. Durch diese vier Sprechweisen wird der Künstler, der Philosoph, der Führer und der Priester in einem jeden menschlichen Wesen täglich erneuert. Wenn immer wir artikuliertes Sprechen brauchen, sind wir Künstler, Philosophen, Führer oder Priester des Universums. Wir können keinen einzigen Satz aussprechen, ohne 1. Metapher = dichterische Sprache,

2. Urteil = wissenschaftliche Sprache,

3. Besitz = zeremonielle Sprache,

4. Auswahl = politische Sprache zu gebrauchen.

Jeder kann die bestehende Ordnung feiern, die jeweiligen Vorgänge analysieren, seine Herzenswünsche ausdrücken und den Verlauf künftiger Ereignisse lenken. Manche entziehen sich dieser Riesenaufgabe. Sie betrügen entweder sich selbst oder andere, und sie beginnen, nur in einer dieser Arten zu sprechen, oder sie werden Heuchler, indem sie die Sprache anderer gebrauchen und sich hinter diesen verstecken.

Weil Raum und Zeit wirkliche Herausforderungen sind und

nicht abstrakte Mechanismen, antwortet der Einzelmensch auf diese Herausforderungen immer nur unvollkommen. Nur der vollständige Mensch ist zugleich ein Priester, König, Künstler und Philosoph. Wir haben den Tatbestand erwähnt, daß Sprechen den Sprecher in die Gefahr des Mißgriffs führt. Hier ist die Möglichkeit, uns mit den Fähigkeiten innerhalb des Einzelmenschen bekanntzumachen, mit denen er die Wirklichkeit in seinen Griff zu bekommen versucht. Die vier Fronten des Lebens haben in jedem Einzelmenschen hinein eine »Bastion«, einen festen Stand für sich gebaut. Wir haben Erinnerungen an die Vergangenheit, Gefühle über unser Inneres, Verstand für die Außenwelt und Liebe für die Zukunft. Aber diese Kräfte versagen: manchmal vergessen wir, statt uns zu erinnern. Wir hassen, wo wir lieben sollten. Wir sind toll, statt Vernunft zu gebrauchen. Wir bleiben ungerührt, wo wir überquellen sollten. Kein Sterblicher kann sich rühmen, für alle und jedes Verständnis, Gedächtnis, Liebe und volles Gefühl zu haben. Wir haben Erinnerungen und sind vergeßlich; wir haben Lieben und Hassen – hier als Mehrzahl gebraucht–; wir haben Gefühle und sind gleichgültig; wir haben Verständnisse und sind unverständig oder irre.

Die Leute mögen dieses deutliche Bild ihrer selbst nicht. Sie schreiben dem Menschen Gedächtnis, Liebe (oder »Willen«), Gefühl, Verstand in der Einzahl als etwas Absolutes zu. Viele Mißverständnisse betreffs Grammatik, Sprechen, Psychologie, Gesellschaft wurzeln in diesem spitzfindigen Ersetzen der Mehrzahl »Erinnerungen plus Vergessen« durch die stolze Einzahl »Gedächtnis«. Wenn das gälte, wäre jeder Mensch Gott der Allmächtige selbst. Er bedürfe nicht der übrigen Menschen, um die Wirklichkeit zu meistern. Wenn das Kreuz der Wirklichkeit jeweils eines für jeden Menschen in seiner einsamen Existenz als physisches und körperliches Einzelwesen wäre, hätten wir keine Sprache, keine Kommunikation. Jedermann würde seine eigene Geschichte, seine eigene Erlösung, seine eigene Ästhetik und seine eigene Philosophie leben. Viele aber werden in diesem schrecklichen Glauben erzogen, und schwach, wie sie sind, geben

sie alle Kunst, alle Philosophie, alle Geschichte und alle Erlösung überhaupt auf. Sie werden überfordert und entfliehen geradewegs in den Massenmenschen. Wenn der Mensch »ein« »Gedächtnis«, »einen« »Willen«, »eine« »Philosophie« usw., alles nur für sich selbst, hätte, würde er wahnsinnig; denn er würde kein Mittel haben zu erfahren, ob er wahrhaft, wirklich, wertvoll wäre. Kein anderer könnte es ihm sagen.

Glücklicherweise wissen wir schon, daß Sprechen bedeutet, teilzuhaben an dem Abenteuer der Vereinigung der sprechenden Menschheit. Von dieser ganzen Gattung aber kann gesagt werden, daß sie allerdings »ein« Gedächtnis, »eine« Welt–Literatur und Kunst, eine allgemeine Wissenschaft und eine menschliche Geschichte habe. Ich besitze Erinnerungen, Lieben, Verlangen, Beobachtungen nur in der Mehrzahl. Die ganze Gattung gibt Ersatz für meine Vergeßlichkeit, meine Gleichgültigkeit, meine Furcht, meine Tollheit.

Die Menschheit hat ein Schicksal, einen Ursprung, eine ihre Seele enthüllende Kunst und eine allgemeingültige Wissenschaft. Eine universale Geschichte der Menschheit und ein universaler Frieden liegen als reale Aufgaben ebenso vor uns wie eine universale Wissenschaft oder eine universale Sprache des menschlichen Herzens (man denke an die Musik). Und wir versuchen, alle vier Aufgaben zu vollenden, indem wir am Sprechen teilhaben. In jedem gegebenen Augenblick ihres Lebens muß die Gesellschaft dasselbe sprachliche Material den Bereichen der Kunst, Wissenschaft, der Institutionen und Politik einflößen; sonst werden die Dichter, Führer, Priester und Wissenschaftler sich voneinander lösen, und die Verwirrung der Sprachen findet noch einmal statt. Im Grunde zielen wir auf dasselbe, auf welcher der vier Fronten wir auch kämpfen; denn die vier Fronten zusammen vertreten jenes Leben in der zwiefältigen Zeit und dem zwiefältigen Raum, das zu leben wir berufen sind.

Die Sprache ist nicht ein erster unvollkommener Versuch, uns auf Logik zu reduzieren, sondern ein Versuch, dasselbe Kreuz der Wirklichkeit jedem menschlichen Herz und Gehirn voll-

ständig einzuverleiben. Wenn wir zu sprechen gelehrt werden, wird uns die einigende Richtung gegeben für unseren mit allen anderen Menschen gemeinsamen Weg durch Zeiten und Räume. Wenn wir denken, sind wir ebenso innerhalb des sprechenden Universums, wie wenn wir singen oder befehlen. Jeder versucht, wahrhaft zu denken, zu verstehen. Wer könnte wirklich verstehen, ohne zu denken vor dem ganzen Universum. Was wir denken, muß richtig sein vor aller Welt und allen Menschen. Und das könnte es nicht, wenn unser Denken nicht nach allgemeingültigen Bedingungen gälte [1].

Wir wollen den Inhalt dieser Einladung zur Grammatik als einer für jeden sprechenden Menschen lohnenden Beschäftigung zusammenfassen:

Sprechen bedeutet, an die wesentliche Zusammengehörigkeit vergangener Erfahrungen, künftigen Geschicks, inneren Fühlens und äußerer Sinneseindrücke zu glauben; denn wir variieren und wandeln dasselbe Wortmaterial ab, um Gefühle auszudrücken, Eindrücke zu registrieren, geschichtliche Tatsachen zu berichten und künftigen Forderungen zu begegnen. *Wir gebrauchen eine Sprache für vier Zustände des Geistes.* Aber kein Einzelwesen kann seine innere Welt, seine äußere Umgebung, seine Geschichte und sein Geschick nur von sich aus zur Einheit bringen. Es bedarf des gemeinsamen Abenteuers der gesamten Menschheit und der beständigen Übersetzungen der einen Art der Sprache in alle anderen, um uns vor Wahnsinn, Gleichgültigkeit, Haß und Vergeßlichkeit zu retten. Diese vier Mängel in uns allen hemmen uns oft. Wir müssen diese Hindernisse überwinden, um die Höhe des Sprechens zu erreichen. Wenn wir sprechen, kämpfen wir trotz unserer Vergeßlichkeit, Dummheit, unserer Furcht und unseres Hasses für die Einheit alles zukünftigen Geschicks, aller vergangenen Geschichte, aller menschlichen Dichtung, aller wissenschaftlichen Beobachtungen. Sprechen bedeutet, vier wirkliche Hindernisse zu überwinden.

---

[1]) Siehe II, 18 (Des Individuums Recht auf Sprache).

Wir »haben« nie »Verstand«, »Gedächtnis«, »Erlösung« oder »Sympathie« als sicheren Besitz. An Stelle von Verstand »haben« wir Verwirrung; an Stelle von Gedächtnis »haben« wir eine Leere; anstatt zu sympathisieren, »sind« wir neutral und an Stelle von Erlösung »haben« wir gewöhnlich Furcht. Mit Verwirrung, Furcht, Neutralität und Leere in uns sind wir Kinder der Natur, uns selbst überlassen, – aber – ach! – nicht Geschöpfe aus eigener Kraft.

Aber seit in unserer modernen Welt ein jeder in allen vier Richtungen der Wirklichkeit sprechen und zuhören kann, vermögen wir, Meister unseres Geschicks, unserer Geschichte bewußt, mit Sympathie durchsetzt und aufgeklärt über das Naturgeschehen zu sein. Sprechen bedeutet, zu sympathisieren, zu klären, zu leiten und bewußte Erfahrung davon zu haben, daß man nicht eine dieser Fähigkeiten besitzen kann, wenn man die anderen drei nicht ebenso pflegt. In jedem Augenblick müssen die Tätigkeiten:

Klärung der objektiven Welt,
Bewußtsein des trajektiven Zustands,
Führung der präjektiven Verantwortung,
Anteilnahme der subjektiven Seele,

in eine Sprache zusammengeschmolzen werden. Das aber werden sie dank der Politik, der Kunst, dem Berichten und Schreiben von Geschichte.

In den modernen Sprachen haben die großen Zweige der Mathematik, Literatur und Erziehung diese Aufgabe in Arbeitsteilung übernommen. In der Familie werden allerdings alle vier Sprachen gesprochen; noch ist die Familie die vollständige Einheit aller vier Richtungen der Zeiten und Räume, freilich in sehr dürftiger Weise. Wenn wir Latein betreiben, betreten wir eine Sprachstufe, die der Vertraulichkeit des alten Familienlebens nahesteht. Die lateinische Sprache faßt noch wie in einen hellen Spiegel das Kreuz der Wirklichkeit in seinen grammatischen Formen je eines Themas. Der Formenreichtum im Lateinischen ist, verglichen mit den modernen Sprachen, nichts als die un-

mittelbare Anwendung des Kreuzes der Wirklichkeit auf jeden besonderen Sprachbestandteil. Wir Modernen sprechen lange Zeit »nur Wissenschaft« oder »nur Dichtung«. Wir können Tausende von Büchern lesen, die nicht eine Anregung zum Handeln enthalten, oder ein Buch mit Versen, das mit nichts als mit Einbildungen der Seele gefüllt ist. In der lateinischen Grammatik enthält jedes einzelne Thema noch die ganze Vielseitigkeit des wirklichen Lebens. Die Alltagskost moderner Menschen enthält sozusagen nicht in jeder Zelle das volle Leben der Sprache; wohl aber das Lateinische. Und wenn man die wirklichen Hindernisse eines wirkungsvollen Sprechens: Verwirrung, Gleichgültigkeit, Furcht, Vergeßlichkeit vergleicht mit den geringeren Schwierigkeiten des Lernens von Latein, dann versteht man, warum die Menschen durch so viele Jahrhunderte Latein lernen. Gewiß, es ist schwer. Aber da Sprechen überhaupt so schwer ist, dürfen wir kaum die Schwierigkeiten des Lernens einer fremden Sprache so hart beurteilen. Wenn du und ich göttlicher Natur wären und ohne Fehler sprächen und die Welt der Vergangenheit und Zukunft, den inneren und äußeren Raum vollendet zur Einheit brächten, dann brauchten wir uns nicht mit einer alten Sprache abzumühen; dann würden wir alle schon die eine Sprache der Liebe, Sympathie, Klarheit und Erinnerung sprechen. Nun indessen müssen die Mängel und Widersprüche in deinem und meinem Sprechenkönnen durch besondere Anstrengungen ausgeglichen werden und müssen besondere Vitamine unserer sprachlichen Kost eingeimpft werden.

Im Hinblick auf die wahren Gefahren der Menschheit müssen die sprachlichen Studien beurteilt werden. Man kann das Latein nicht für Geschäfte benützen, meine Herren! Es verhilft nicht zum leichteren Verkauf von Staubsaugern oder zu beruflichen Vorteilen; es verhilft zu nichts als zur Einigung der Menschheit, der Einheit der Überlieferung, Wissenschaft und Kunst. Kein persönlicher Profit ergibt sich aus der Grammatik.

Dein Magen gehört dir, und, was ihm dient, nennt man nützlich. Du sprichst aber (bevor du bekanntmachst), weil du ein

hoher Würdenträger bist, der Papst, Kaiser, Philosoph oder Dichter der Menschheit. Und diese vier Wörter: papa, imperator, philosophus, poeta sind zu uns durch das Lateinische und im Lateinischen gekommen. So lernen wir Latein, um in Richtung auf diese vier Würdenträger hin zu leben. Wir wollen gar nicht den Versuch machen, dir das Latein »aufzuschwatzen« wegen irgendwelcher geheimer Vorzüge seiner Schriftsteller, ohne Beziehung zu unseren eigenen Sorgen. Wir können gar nicht die Plätze einnehmen, die uns im Universum zugedacht sind, ohne daß wir den Windeln unserer ersten Sprache entwachsen. Und so ist Latein unser zweites Wachstum. Es ist noch einmal Sprache, die erobert wird, nachdem die Mängel unserer Erstsprache sichtbar wurden.

HÖRER UND SPRECHER
AUF-HÖREN UND LOS-SAGEN

Der Hörweg

J. Vendryes hat für die Weltgeschichte Berr's ein viel bewundertes Buch geschrieben: »Die Sprache. Linguistische Einleitung in die Geschichte.« Dies Buch hat, trotzdem es ein französisches Buch ist, ein Register. In diesem Register findet sich kein Stichwort, das die Akte des Hörens, Zuhörens, Lauschens, Gehorchens, Verstehens, des Sich-taub-stellens oder Verstockens bezeichnete; sogar das Wort »Ohr«, »oreille«, kommt nicht vor. Und sie fehlen auch im Text des Buches. So fehlen auch in Walter Porzigs deutschem Buch von 1950 »das Wunder der Sprache« diese Stichworte. Ja, 1941 bestand der geachtete Schriftsteller Brice Parain sein Examen bei Herrn Vendryes mit einer Doktorthese, die noch »vertäubter« gegen das Gehör ist als Vendryes selber: »La nature du Language«, Paris 1942 – mit der deutschen Armee in Paris – kennt weder Imperativ noch Vocativ!

Das ist kein Zufall. Die Philologie ist um den Vorgang der Phonetik gebaut und von da weiter um Sagen, Sprechen, Schreiben. Nicht einmal »rufen«, »anrufen«, »berufen«, »hervorrufen«, »ins Leben rufen« kommen in unseren Lehrbüchern vor. Denn in diesen Ausdrücken wäre die innigste Einheit zwischen Ruf und Vernehmen durch den Hörer schwer zu übersehen.

So bleiben die Akte des Hörens andern Fächern überlassen oder aber dem Zufall. Man behandelt in der militärischen Ausbildung die Fragen des Gehorsams, das Verstehen in der Psychologie, das Hören in der Akustik, das Lernen in der Pädagogik. Aber diese Fächer schweigen sich über die Linguistik aus.

Nun ist es wohl bekannt, daß eine Stimme von der rechten Art

eine kostbare Mitgift für einen Frontoffizier ist. Diese Tatsache wird aber nicht als ein universales Anliegen unseres Menschentums behandelt, sondern bestenfalls bei der militärischen Ausbildung. Monsieur Vendryes spricht nicht davon.

Wir wollen einmal die Ordnung alles Hörens und die Ordnung alles Sprechens in eins ziehen. Es wäre nicht unmöglich, daß uns dann der Reichtum der Hörvorgänge verblüffte. Vielleicht ergibt sich, daß der Kanal, mit dem Menschen hören, nicht auf die Ohren beschränkt ist. Wenn dem so wäre, dann müßte das für die Erschließung des Wesens der Sprache von Wert sein. Denn wir unterscheiden auf der Seite der Sprecher: schreien, rufen, sagen, schwätzen, plaudern, befehlen, singen, sich unterhalten, entsagen, ansagen, aufsagen, erklären, scherzen, witzeln, vortragen, lesen, vorlesen, rezitieren, raten, predigen, fluchen, beten, mitteilen, vorschlagen, schreiben, korrespondieren, drucken, ausrufen, lehren, dozieren, einhämmern, bejahen, verneinen, anbrüllen, niederschreien, flüstern, antworten, plädieren, erwidern, entgegnen, andeuten, gestikulieren, debattieren, diskutieren, verbreiten, erörtern, lügen, verleumden, danken, ernennen, segnen, flehen und beredt schweigen. Cum tacent, clamant: Ihr Schweigen schreit gen Himmel, heißt es mit Recht.

Wie nun, wenn dieser wuchernde Reichtum der Äußerungen nur fünfzig Prozent eines und desselben Vorganges der Zwiesprache wäre? Wenn die anderen fünfzig Prozent sich in den Zuhörern abspielten? Hätte es dann Sinn, ein System aufzubauen, Sprachwissenschaft genannt, dem nur die eine Hälfte zugrunde gelegt wird?

Kann man einen Stoffwechsel im Körper studieren, wenn man sich nur auf sein erstes Stadium beschränkt? Ohne das endgültige zweite Stadium läßt sich nicht einmal der Sinn des ersten Stadiums feststellen. Bei der Verdauung gilt es für selbstverständlich, daß der innere Kanal grobe Stoffe braucht und daß nur ein kleiner Teil der Nahrung im Körper selber zurückbleiben kann. Wir behandeln da den Magen als Mittelpunkt und Umschlagstelle zwischen Essen und Verdauen. Das heißt: We-

der der After, noch der Mund, sondern der Magen steht im Mittelpunkt des Systems. Aber davon will die Philologie nichts wissen. Wo fände sie einen mittleren Ort, in dem sich Sprecher und Hörer erst einmal mögen und so intim verbinden, daß von diesem Magen aus Anrede und Erwiderung erklärt werden? Wo ist in der Sprachlehre der Ort für die Erörterung der groben Kost, der nicht nahrhaften, aber trotzdem unerläßlichen Schlacke?

Ich halte die Frage für gerechtfertigt: Wie muß Sprache gebildet sein, um den ganzen Hörer zu ergreifen, so daß er in Bewegung geräte und wenigstens einen Bruchteil des Inhalts und der Kenntnis sich aneigne, die der Sprecher ausgesprochen und verbreitet hat. Denn so wenig die Nahrung im Magen endet, so wenig stirbt das Wort auf den Lippen des Sprechers.

Also, die Einheit zwischen Sprechen und Hörer sei unser System.

Denn hier finden wir vielleicht das Geheimnis enträtselt, weshalb wir etwas tausendmal sagen müssen, damit wenigstens ein Bruchteil der Schüler es einmal kapiert; weshalb aber jedes Wort in einem verbotenen Buch einen unauslöschlichen Eindruck macht. Vielleicht sollten also die Missionare sich wünschen, die Bibel werde in Zukunft für Personen unter dreißig Jahren verboten?

Vielleicht erklärt sich auch so das Haupträtsel der Moderne, das gerade den modernsten Geistern entgeht, weshalb keine Erziehung für Wissenschaft wissenschaftlich, keine Ausbildung als Techniker technisch, weshalb das Lehren von Mathematik selber kein Teil der Mathematik ist? Physiker, Ingenieure, Mathematiker müssen erzeugt werden durch Eine Disziplin, die nicht einfach angewandte Physik, angewandte Technik, angewandte Mathematik ist. Diese Disziplin aber betrifft einen Sieg über die Tatsache, daß wir Ohren haben und doch oft nicht hören. Man könnte sie zunächst auf ein Hören auf lange Sicht beziehen. Da aber in diesem Ausdruck »auf lange Sicht« unsere einseitige Bevorzugung der »Sicht« uns einen bösen Streich spielt, so müs-

sen wir sagen: Wir haben noch nicht das richtige Wort für eine Hörwegwissenschaft. »Hören auf langen Gehorsam« ist eine noch nicht deutlich erfaßbare Disziplin. Wir nennen Teile davon wohl Pädagogik. Aber da ein Mensch nur dann erzogen ist, wenn er durch sein ganzes Leben die Erziehung anhaltend vernimmt, so wird uns eine Lehre von den Hörwegen das Inventar unserer Erziehungsmittel überhaupt erst erschließen müssen.

Wer aber ein solches Inventar nie aufstellt wie die heutige Sprachlehre, der verführt die Lehrer, den Gehorsam der Kinder für eine Größe zu halten, die der Lehrer erzeugen könne. Wir aber sagen: Nur weil gehorcht werden muß, wird gesprochen. Der Sprecher muß daher selber auf das hören, was durch ihn hindurchspricht.

Aber ich vermute, daß der Pädagoge selber zu oft aus seiner Erziehung draußen bleibt, fast wie ein Goebbels, der ja auch bei seiner Propaganda selber kalt blieb. Wir aber wollen uns nicht deshalb dem Hören widmen, um das Sprechen zu vergessen. Sondern als Ein System gelte uns Mund und Ohr; Sprechen auf langen Gehorsam und Hören auf lange Berufung sollen wir genau so in eins ziehen wie Sprechen für den Augenblick und Hören für den Augenblick. Den kalten Propagandisten und den selbst ungewandelt bleibenden Pädagogen lassen wir von vornherein als Afterredner und Mißgebilde aus unserem normalen System draußen. Der Sprecher, der nicht in eine Verbindung mit dem Hörer eingeht, und der Hörer, der nicht mit dem Sprecher vereinigt bleibt, sollen uns beide als falsche Sprecher, falsche Hörer gelten.

Es gibt also von vornherein einen wirksamen neben einem unwirksamen Weg des Worts durch Sprecher und Hörer. Und von vornherein steht fest, daß wir uns häufig vergehen und den wirksamen und heilenden Weg verfehlen.

Zum Schluß dieser Einleitung sei die seltsame Einseitigkeit des modernen Sprachgelehrten Vendryes, der eine unangehörte Sprache zum Thema nimmt, mit Sätzen des Herakleitos von

Ephesos kontrastiert. Denn aus uralten Sätzen steigt die Forderung, die wir heut erheben, bereits majestätisch empor. Herakleitos erhebt den Logos als die Einheit von Hören und Sprechen über den Hörer und den Sprecher. Sprache ist für ihn ein sozialer Vorgang, der den einen zum Aussprechen, den anderen zum Miteintreten auf den Ausspruch zwingt. Es ist also ganz der gleiche Mißbrauch für Herakleitos, etwas mitdenkend auszusprechen, was nicht gesagt zu werden hat, wie etwas nicht mit in Kraft zu setzen, was man mit dem Ohr hört. (Fragmente 1, 2, 50, 19).

Der Sprachzwang umfaßt Mund und Ohr; die Rollenverteilung zwischen Mund und Ohr ist zweiten Ranges. Ersten Ranges ist nur die Anerkennung, daß Sprecher und Hörer wie Ein Mensch dem Anruf des Logos entsprechen müssen. Die Vendryes sagen, daß hinter dem Wort der Gedanke steht. Denn man sage, was man denkt.

Wir stellen fest, daß hier ein Kurzschluß vorliegt. Der moderne Sprachforscher springt hier vorschnell vom Sprechen direkt auf das Denken über, ehe er den dazwischen liegenden Vorgang beobachtet, der sich im Hören uns aufdrängt. Das geht nicht. Denn die meisten Menschen sagen, was sie gehört haben, sprechen, weil sie vernommen haben. Mag sein, daß einige Menschen denken. Aber sind sie sehr zahlreich? Sicherlich denken längst nicht alle die Menschen, die sprechen oder schreiben. Und zwar sprechen sie auch dann schon ganz verständig und schreiben ganz passabel. »Weil dir ein Vers gelingt in einer gebildeten Sprache, die für dich dichtet und denkt, glaubst du ein Dichter zu sein?«

Je gehorsamer und zugehöriger ein Mensch lauscht, desto beredter wird er. »Treu angehörig« unterschrieb sich der größte deutsche Dichter in seinen Briefen. Und doch gehen die Sprachforscher an diesem Ausdruck Goethes nichtachtend vorbei. Das erscheint mir als ungehörig[1].

[1] Mein Buch »Heilkraft und Wahrheit« behandelt ausführlich das zugehörige, das »dative« Denken.

Die Methode der herrschenden Sprachwissenschaft scheint ungehörig. Denn sie verabsäumt die Möglichkeit, Sprecher und Respondent im Sprechen als Pole eines beide umfassenden und beide polarisierenden Sprachstromes zu verstehen. Sie besteht darauf, daß sprachliche Strukturen von ihr begriffen werden können, obgleich sie dogmatisch die Reihenfolge ansetzt:

1. Denken
2. Sprechen
3. Hören

Wir fordern diese seltsam voreingenommene Dogmatik heraus. Wir sagen:

Euere 2 und 3
Sprechen und Hören

sollen uns als gleichzeitig gelten, als a und b von einem ersten Akt I, Sprache genannt, griechisch Logos. Euer 1, das Denken, mag dann ein römisches II ausmachen. Wir stellen also der liberalen Philosophie der Philologen zwei Anordnungen entgegen, die abstrakte:

I. a) Sprechen (Schreiben)
   b) Hören (Lesen)
II. Denken.

die Konkrete deiner oder meiner wirklichen Erfahrung:

I. a) Hören (Lesen)
   b) Sprechen (Schreiben)
II. Denken.

Das Inventar

Die Sprache ist das Erbe unserer erworbenen Eigenart. Wie alles Erbe will sie neu erworben werden, ehe wir sie besitzen. Der Erwerb ist heute gestört. Deshalb ist ein Erbinventar angebracht. Die Erbmasse ist vielleicht zu umfangreich? Oder ist sie geschwächt? Oder ist sie geschwächt, weil sie zu umfangreich ist? Die Bibel zählt etwa 770000 Worte. Die Sonntagsausgabe

der »New York Times« vom 28. Oktober 1960 zählte etwa drei Millionen Worte.

Auch die vielen Wörterbücher deuten darauf hin, daß die Erbschaft zu umfangreich ist. Die Dekadenz, die Kriege, die Revolutionen und der Nihilismus deuten an, daß sie geschwächt ist.

Unser Erbinventar wird also kein Wörterbuch, keine Schulgrammatik, keine Rhetorik sein dürfen. Wir müssen einen anderen Weg einschlagen.

Wir sind vom Atem im einzelnen Sprecher und Hörer zum Rhythmus des Sprachganzen vorgeschritten. Nunmehr können wir uns auf den seltsamen Satz berufen, der in der Rufgemeinschaft jeder Pfingsten ausgerufen wird und der aus griechischer Weisheit stammt:

Et istud, quod continet omnia, cognitionem habet vocis,

»und Das, was alles enthält, hat die Kenntnis der Stimme.«

Zum All gehört seine Stimme. Die »Natur« aber ist das All minus Stimme.

Nicht der einzelne spricht also? Eine Stimme wohnt dem All inne? Wir aber stimmen ein, stimmen ab, stimmen zu, wenn uns der Rhythmus der Stimme ergreift. Es gibt mithin Eine Stimme? Alle Stimmen der Völker fallen in sie ein?

Du und ich, wir werden ergriffen und suchen zu begreifen. Wir vergreifen uns oft. Aber wir sind verstimmt, sobald uns der Rhythmus nicht durchzittert.

Das Erbinventar muß also bestimmen, wer Stimmträger des Alls ist oder, genauer gesagt, welche Stimmträger des Alls die menschliche Familie erzeugt.

Wir brauchen da nur zusammenzufassen, was wir schon ermittelt haben. Nur deshalb aber fassen wir hier die Stimmträger zusammen, damit dem Erbinventar Leben eingehaucht werden kann. Das Inventar besteht nunmehr nicht aus Wörterbüchern, Sprachlehren, Inschriften, Literaturen, die du, arme Schülerin Seele, auf Schulbänken lernen sollst. Das Inventar besteht aus Rufern, Sprechern; statt aus Erbstücken stehen Vorgänger auf und heißen dich, es ihnen in der Rede nachzutun.

Dieser Sprecher sind nicht zu viele. Wir wollen sie aufzählen:

Die Toten sprechen zu den Lebenden.
Die Himmel reden zur Erde.
Die Zukunft ruft in die Vergangenheit.
Die Dichter singen ihren Freunden.

Medizinmann, Priester, Prophet und Sänger haben uns sprechen gelehrt, uns als Überlebende, uns als Erdensöhne, uns als Laien, uns als Freunde. Stämme, Tempelkulte[1], Israel und Hellas, weil sie Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft und Freundschaften zu bleibenden Stimmen stiften, deshalb sind sie ewig unsere Sprachbürgen. Das gilt für das weite Erdenrund von Nagasaki bis nach Island, von Moskau bis Rio de Janeiro. Wer den Toten nie gelauscht hat, kann keinen Vaternamen tragen. Er bleibt ohne Familie. Wer keinem Himmel gelauscht, kann in der Arbeitsteilung der Erde keinen Platz finden. Wer das »Höre Israel« nicht hört, verfehlt seine Lebensgeschichte. Und wem Homer nicht singt, dem fehlen die Freunde. Heim, Wirtschaft, Freiheit, Freundschaft gibt es nur dank Sprache.

Aber wir haben doch keine Medizinmänner, keine Priester mehr nötig? Wir sind doch keine Griechen, keine Juden?

So haben die stolzen Fortschrittler, so hat die Inquisition, so hat die Naturbegeisterung geschwärmt. Und zur Strafe dafür sitzen wir heute im Dunkel unter Medizinmänner-Demagogen im Geheul, oder unter Pharaonen-Futtermeistern im »Plan«. Geheul umtost die Massen, Plan zementiert die Wirtschaft.

Der Herr wird zu den Toten und zu den Lebenden sprechen, sagt das alte Credo. Der Herr muß im Himmel und auf Erden bestimmen, sagt das Vaterunser. Vielleicht steckt in diesen beiden Sätzen nüchterne Stimmenharmonik? Vielleicht haben Kunstprosa und Metrik und Grammatik und Logik nur das kleine Einmaleins des Wortes behandelt. Vielleicht gibt es ein großes Einmaleins, in dem die Rhythmik aller Völkerstimmen

---

[1] Diese »Vollzahl der Zeiten« unserer Sprache beschreibt meine Soziologie I, 1956, II, 1958.

erfaßbar, hörbar, vernehmlich oder doch erahnbar und glaubhaft wird. Wir haben auch keine Wahl: Die Primitiven und die Pariser, die Kardinäle und die Zeitungsschreiber, die Juden und die Griechen, Kirgisen und Chinesen reden alle auf uns ein. Keinem einzelnen aller dieser Klänge können wir ausschließlich lauschen. Also lassen sich die im Inventar des Sprachvermögens aufgezählten Stimmen nur symphonisch beerben. Sonst werden wir verstimmt, zu deutsch wahnsinnig. Eine Symphonie des Sprachschatzes ist die einzige Wahl gegenüber den Dissonanzen der Erdkugel-Stimmen.

Kann eine solche Symphonie hörbar werden? Nun, der Erbantritt geschieht nie, wie sich Kinder oder Eltern das vorstellen. Prinz Hal ging bei Falstaff in die Schule, damit er Heinrich V., der Sieger von Azincourt, der Erbe Heinrichs IV. werde. Dies ist auch unser seltsames Gesetz: Reichtum wird nur von denen neu erworben, die gegen Reichtum und Armut erst einmal gleichgültig geworden sind. Denn Reichtum und Armut sind Begleiterscheinungen. Auch das Vaterland wird nicht von den Vaterlandsparteilern neu erworben, sondern nur von denen, die erst einmal das Vaterland wie eine geliebte Tochter neu ausstatten und aussteuern als Tochterland!

Bei der Neuerschaffung der Welt in jeder Generation scheiden alle die aus dem Rennen aus, die das Neue bevorzugen, weil es neu ist, oder die, denen das Alte nur deshalb teuer ist, weil es alt ist.

Konservativ und liberal, reich und arm, Vaterland und Tochterland, neu und alt – Spielzeuge der Sinne. Auf die Sprachwelt angewendet, heißt das: Ohr und Mund gelten gleichviel. Beide sind gleichwertige Instrumente der inneren Stimme. Gehorchen ist weder besser noch schlechter als Befehlen. Wer sich sträubt, beide je nach der Stimmlage frei zu vertauschen, dem wird die Renaissance des Erbes nie gelingen. Der Herztrieb am Baum ist weder Krone noch Wurzel. Diese beiden lassen sich sehen. Aber die dunkle Gewalt des Herztriebs erneuert den Baum, Wurzeln und Krone, je nach dem die Stunde gebietet.

Wer das Sprechen, die Vollmacht zu sprechen, erworben hat, dem gelingt das, weil ihm der scheinbare Reichtum des Selberredens, die scheinbare Armut des Nurgehorchens gleichgültig waren. Bald zu hören, bald zu sprechen, abwechselnd zu gehorchen und zu befehlen gebietet ihm die Stimme. Mund und Ohr sind Außenwerke. Sein Inneres muß frei vom einen zum andern »umschalten«. Das ist die einzige Freiheit seines Geistes.

Deshalb beginnt unser Gang zu den Matrizen der Sprache mit dem Hör-Gang. Nicht etwa deshalb beginnt er so, weil Hören besser wäre als Sprechen. Aber Hören könnte sonst als Armut, Sprechen als Reichtum erscheinen. Und es gibt Liebhaber der Armut, Ehrgeizige des Reichtums. Wir aber verfechten ihre Gleich-Gültigkeit als Äußerungen der inneren Stimme.

Die Heiden nehmen sich aus der Vorzeit das Rufen der Ahnen, das Nennen der Priester, das Singen der Sänger, das Wort der Sprecher. Aber gesunde Menschen wollen berufen werden und anrufen, angesprochen werden und aussprechen, ernennen und ernannt werden, singen und besungen werden. Dies wäre die volle Macht des Wortes. Wir haben sie ererbt. Wie wird sie erworben?

Das Auf beim Hören und das Los beim Sagen

Weil wir sprechen dürfen, muß dafür ein Preis gezahlt werden. Der Preis ist das rechtzeitige Lossprechen und die offene Absage, nachdem das Gesprochene erledigt ist. Aber wie sollten wir das rechtzeitig und offen wagen? Denn jede einmal ergehende Berufung stiftet Verbände, Assoziation, Einheit, Bund. Sprechen, Ansagen, Ernennen sind der Kitt der Geschichte. Dieser Kitt umgreift und übergreift Geschlechter und Landschaften. Er bindet. Unerhörtes wird dadurch allein möglich, daß wir solchen Rufen Gehorsam schulden und ihnen Folge leisten. Wie könnte ohne Gehör eine Pyramide oder die Peterskirche oder die George-Washington-Brücke mit einem Zauberschlage entstehen? Brauchen wir nicht einen Zauberer für solche Taten? Der Zauberer ist die Sprache, so lange sie im Hörer Gehorsam

hervorruft oder im Leser seine Intelligenz, seine Kraft, zwischen den Zeilen zu lesen, was er nun tun muß.

Alle Zauber aber wirken unheilvoll, sobald sie überdehnt werden. Wer die Fabrikverträge kollektiv regelt, der hat den modernen Ruf der Industrie richtig verstanden. Wer aber seine Ehe als Vertrag regeln will, der hat das Zauberwort »Vertrag« ungebührlich überdehnt. Er erliegt seinem Zauber. Ihn oder seine Ehe und bald alle Ehen beschädigt der allzuweit reichende Zauber eines Wortes, einer Figur: »Vertrag«. Ihm müßte also eine Lossagung vom magischen Bann des Allheilmittels »Vertrag« die Augen öffnen. Der Bann des Zaubers »Vertrag« muß gebrochen werden. Der Leser der Aufklärungsliteratur muß also heut seltsamerweise aus der Verzauberung gelöst werden, die ihn allenthalben in bloße, nackte Verträge einwickelt und verwickelt. Aus »Vertrag«, d. h. aus verständiger individueller Abrede, wird heut die Gesellschaftsordnung entwickelt. Das ist der Zauberwahn des abgelaufenen Zeitalters der Historischen Auflärung. »Die geschichtliche Aufklärung erkennt kein Wunder an«, hat R. Pettazoni tollkühn noch 1951 ausgerufen[1]. Dieser wahrhaft titanische Wahn des Herrn Pettazoni, der sich Religionshistoriker nennt, beherrscht heute die Massen des Westens und ihre Gelehrten-Katheder. Er ist reiner Wahn der Aufklärer. Denn der Zauberer Pettazoni und seine Kongresse für die Geschichte der Religion selber fordern ja von uns die Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Autorität. Nun ist Autorität immer ein Wunder. Nie beruht sie auf Vertrag zwischen Gleichen. Sie beruht allemal auf Unterwerfung. Und Pettazoni will Unterwerfung unter seine Autorität. Hier also ergibt sich der Preis des Sprechens. Einerseits verdanken wir alle Großleistungen der Verbände des Menschen dem Nennen und Aussprechen. Andererseits verheddern alle Gruppen sich wegen dieser Macht des Wortes in nicht länger zeitgemäße oder nicht so weit sachgemäße Bindungen. Jeder »Logos« verlangt seinen

[1] In der holländischen »Mnemosyne« 1951 (N, 4) p. 8.

»Apologos«; jedes Sagen sein Entsagen. Denn alles Gesagte ist spezifisch und versagt vor neuen Lagen.

Die Alten haben aus Scheu, die Ansagekraft zu schwächen, wenig vom Lossagen geredet. Aber sie haben es in großartige Formen gekleidet. Unsere Zeit hat aus Angst, die Lossagekraft zu schwächen, nur liberal von der Freiheit geredet. Nicht einmal die Ehescheidungen haben Stil bei uns. Das Geheimnis aber liegt offenbar in dem rechten Rhythmus von Ansage und Lossage, von Ins-Leben-Rufen und Begraben, und sobald Rhythmus regiert, dann findet auch die Lossagung ihre passende Form. Dann gäbe es also Ehescheidung im guten Ton. Das Fehlen eines guten Tons für die Ehescheidung ist das Entsetzen des Zeitalters. In diesem Mangel ist es ungesetzlich und entsetzlich. Den Rhythmus von Scheiden und Binden hat Jesus von Nazareth geordnet. Er hat die Bedingungen des Begrabens und des Ins-Leben-rufens, des Scheidens und Bündigens, festgelegt. Weder das Ansagen noch das Lossagen, also die konservierende und die liberalisierende Haltung sind seitdem an sich interessant. Jeder Mensch braucht ja der anderen Menschen sprachliche Bekenntnis-Treue, auch wenn er sich nur auf einen Eisenbahnfahrplan verlassen muß. Jeder Mensch braucht aber auch seine eigene Untreue, auch wenn er nur ein Mädchen liebt und um ihretwillen Vater und Mutter verläßt.

Jesus hat daher der beiden Einheit festgelegt:[1] Jeder Logos ist immer beides: Scheidung und Stiftung, Beerdigung und Verhimmelung. Er ist beides in einem. Was für eine seltsam verdrehte Reihenfolge haben wir aber wählen müssen? Das Beerdigen hat Christus vor das Heiraten gestellt. Kommt denn die Verhimmelung eines neuen Rufes oder neuen Anrufes: »Alle Deutschen an die Front«, »alle Werktätigen in die Partei!«, »Die Jugend!«, »Europa!«, nicht zuerst? Jesus hat diese primitive Roheit unserer Aktivisten nicht ernst genommen. Denn auch der Proletarier des kommunistischen Manifests sollte ja erst ein-

[1] Siehe dazu I, 5.

mal *seine Ketten abschütteln.* Er sollte klassenbewußt werden. Mit einem Wort, er sollte sich erst einmal von dem Bestehenden los-sagen. Das aber ist immer die Kraft zum Beerdigen. Kein vom Weibe Geborener, der nicht bereits, wenn er erwacht, sich wortumkleidet, namentlich berufen und anerkannt, vorfände! Schon das Standesamt sorgt dafür. Also ist der persönliche Rhythmus zwischen Ernennung und Abdankung niemals der, daß erst ich ernenne und dann ich abdanke, oder daß ich erst mich binde und dann mich löse. Nein, du und ich finden sich ernannt vor. Um zum Zuge zu kommen, müssen wir unsererseits das Abdanken *vor* der Ernennung meistern.

In der Bibel heißt das Abdanken Beerdigen und das Ernennen Himmelfahrt, oder sie sprechen statt von Erde und Himmel von Tod und Auferstehung. Die Nennkraft, der Logos des Kreuzes stellt uns beide Akte in ihrer unlöslichen Einheit vor Augen. Der Mensch findet sich ernannt vor; wie erwirbt er die Vollmacht, selber zu ernennen? Der Logos wird Fleisch, wenn er die doppelte Vollmacht verkörpert, zum alten Zauber »Danke«, zum neuen Zauber »Bitte« zu sagen. Solche Rede ist immer öffentliche Rede, und dieses Beerdigen und Verhimmeln sind der Inhalt des menschlichen Bundes mit der Nennkraft, sind der Inhalt der Geschichte. Alle geschichtlichen Schöpfungen schaffen einen alten Logos ab, um einem neuen Logos Vollmacht zu erteilen.

Als Preis des Fortschritts müssen also die Abdankungen, Lossagungen, Entsagungen, Lossprechungen, Bannbrüche, Eheauflösungen gezahlt werden. Schöpfung verlangt Abschaffen. Wer spricht, muß treu zu seinem Worte stehen und dennoch auch seinem Worte untreu werden dürfen! Deshalb ist es verständlich, daß die Teufelei mit dem ersten begeisterten Worte der Menschen mitgesetzt war. Denn jedem Wort kommt »eine Weile« zu, und die Teufelei verrechnet sich in der Länge dieser Weile. Die Teufelei des Don Juan verspricht die ewige Ehe und meint eine flüchtige Liebesnacht. Die Teufelei des Nationalismus liefert die flüchtige Reichsgründung von 1866 und verlangt das

Ewige Reich der Deutschen. Ehescheidung und nationale Versteinerung sind wohl nicht zufällig das Gespann, das den Wagen des Westens von 1870 bis 1945 in den Abgrund gefahren hat. Man sagte sich dort flüchtig los, wo die Flucht keinen Sinn hatte, und man band sich dort auf ewig, wo das Band zum Wahnsinn führen mußte. Die Kirchen aber haben immer nur vom Binden und Lösen gesprochen, statt in der christlichen Reihenfolge von Lösen und Binden. So müssen wir alles neu lernen.

Die Lossagung kostet ihren Preis. Jede Abschaffung ist zeitraubend. Die Geschichte nämlich ist viel langsamer als die Liberalen begreifen wollen. Das alte Israel ist von 70 nach Christi bis 1948 beerdigt worden. Ein bloßer Abriß von der vergangenen Verheißung und Ernennung bleibt nämlich wirkungslos. Keine alte Vollmacht stirbt dadurch, daß sich einer emanzipiert gebärdet und sich selber lossprícht. Wir werden losgesprochen! Keine neue Vollmacht wird dadurch begründet, daß wir uns selber ernennen. Wir werden ernannt. Jede Lossagung und Neuernennung kostet Zeit. Wieviel Zeit sie jedes Mal kostet, stellt das Budget der Zeitrechnung dar.

Die Lossagung ist nicht nur wünschenswert, sie ist heilsam. Die Lossagung vom Teufel ist die Eingangsformel des Taufgelöbnisses. Der Fahneneid an Hitler hat nur deshalb soviel Kopfschmerzen bereitet, weil die Lossagung, die Ex-auctorisation und der Exorzismus, die Lossprechung vom Eid in tiefem Schatten belassen worden sind. Aber weil jedes treuherzige Wort ein Eid ist, der den Sprecher bindet, deshalb ist Exorzisieren so wichtig. Horkos heißt der Eid. Das Christentum maßte sich die Gewalt an, von Eiden zu entbinden. Wie wir gesehen haben, geht in der Lebensgeschichte wirklicher Menschenkinder diese Entbindung von alten Eiden immer ihren eigenen Schwüren vorauf. Kaiser Ludwig der Fromme entband seine Franken von ihren Eiden.

Mir scheint, unsere liberale Gesellschaft ist so krank, weil das weltliche Denken den doppelten Rhythmus nicht meistern kann, der sowohl über das Binden vor dem Lösen, wie über das Lösen vor dem Binden verfügen kann.

Kriege werden nicht mehr erklärt, Frieden werden nicht mehr geschlossen, Verbrecher dürfen regieren, Ehren werden zerfetzt, weil das Amt des Exorzisten zu einem lächerlichen Knirps im Bewußtsein der Völker und in der kirchlichen Hierarchie zusammengeschrumpft ist. Für das Liebesleben haben sich die Psychoanalytiker an die Stelle der alten Enteidiger gesetzt. Da sie aber vom Binden nichts verstehen, so ist ihr Lösen ein ähnlicher Übergriff geworden wie beim Proletarier der Arbeitsvertrag. Der Psychoanalytiker müßte selber gebunden bleiben, bevor er lossprechen dürfte und den Patienten versichert tatsächlich der Analytiker existentiell ihres Bundes, damit des Patienten Loslösung ins rechte Licht rücke. Denn niemand wird gebunden um der Loslösung willen. Vielmehr wird gelöst um der Bindung willen.

DIE KOPERNIKANISCHE WENDUNG DER GRAMMATIK

> Die ewige Weisheit unterläßt in keinem einzigen ihrer Verhalten, durch geheimes Einhauchen seiner Berufung
> *das* Geschöpf anzusprechen, dessen Urakt es ist, sich zu Gott umzuwenden.
>
> *Augustinus, de Genesi at litteram I, 10*

Öffentliche Rede

Wir können uns nunmehr an den toten Punkt zurückbegeben, an dem Sprachwissenschaft und Philologie auf der Stufe der ptolemäischen Astronomie heute festliegen.

Wir fanden, daß Herrn Vendryes' Beitrag zur Universalgeschichte der Menschheit die Sprache behandelte, daß er dabei aber ihren Weg im Hörer nirgends erwähnte; da wurde dieser tote Punkt erkennbar. Der Vorgang des Sprechens wurde ohne den Nachgang des Hörens konstruiert. Der Unterschied vom Schrei wurde verfehlt. Denn erst *das* Wort ist gesprochen, auf das sein eigener Sprecher selber zu hören bereit und imstande ist. Wir alle werden beim Wort genommen. Dies ist aber erst möglich, seit wir nicht bloß schreien, sondern vernünftig reden. Also ist der Nachgang des Hörens sogar im Sprechen selber ein Teil des Vorgangs seiner Aussprüche. Vernünftig wird, wer sein eigenes Wort vernimmt und das dauert ein Leben lang! So langsam wirkt das Wort!

Die Fehlkonstruktion der Urzelle der Sprache, des Satzes, ohne Rücksicht auf Ohr und Gehorsam und Unterwerfung unter das Vernommene, führt zu einer Grammatik, die noch fehlerhafter ist als die Sternbahnen des Ptolemaios. Denn hier wird die sprachliche Äußerung von ihrer Vernehmbarkeit durch mich selber abgerissen und einem »natürlichen« Individuum zugeschrie-

ben. Dies Individuum sei »von Natur« allein. Dann »denke es«. Drittens äußere es dann seine Gedanken an natürliche andere Wesen außerhalb des eigenen Selbst.

Bei diesem ptolemaischen Sprachsystem ist dem Worte jedes Eigenleben abgesprochen. Es hat keine Macht über seine Sprecher, und es hat kein souveränes Eigenleben. Menschen, die zu ihrem eigenen Worte stünden, die einen Eid oder Vertrag zu ihrem Schaden hielten, wären laut dieser Sprachlehre abergläubisch oder schwachsinnig; die Sprache sei ja ein Werkzeug im Maul der Bestie Mensch. Der Vergleich dieser Sprachlehre mit Ptolemaios ist übrigens nur halb richtig. Er ist richtig, weil die Sterne und die Menschen sich munter weiter drehen trotz Ptolemaios und trotz den Grammatikern. Es spricht, hört, vernimmt, dichtet, singt, schwatzt jeder wie ihm der Schnabel gewachsen ist, gerade so, wie sich, trotz Ptolemaios, die Erde immer schon um die Sonne gedreht hat. Aber nun kommt der Unterschied: Die Erde hat nicht gehört, was Ptolemaios von ihr fälschlich behauptete. Wir hingegen zwingen jetzt den letzten Kirgisen und Irokesen unter das Joch der Grammatiker. Bis 1850 starben der Klerus und die Gebildeten verhältnismäßig schnell aus. Schulfreies Volk ergänzte die verschulten Oberschichten. Bis dahin waren also immer *die* Menschen in der Mehrzahl, die sich beim Sprechen um die Sonne drehten, und nicht dem fürchterlichen Schulgeist huldigten, der »Sprache« (seit Aristoteles, ja seit Plato) zum »natürlichen Werkzeug« erniedrigte.

Dies ist mit dem Schulzwang anders geworden. Dieser Schulzwang ist ein doppelter. Alle gehen in Schulen, und der einzelne geht viel länger zur Schule. Neunzig Tage im Jahre war Schule in dem Vermonter Dorfe, wo ich diese Zeilen schreibe, im Jahre des Herrn 1870. Heut ist an zweihundertfünfzig Tagen jedes Jahres Schule. Außerdem geht jedes Kind hier nun zwölf Jahre zur Schule, und 20 Prozent aller Kinder gehen sechzehn Jahre zur Schule, nämlich auf Colleges. Wie soll da Sprache nicht unter falscher Grammatik siechen?

Dies Siechtum kann nun durchschaut werden. In allen alexan-

drinischen Grammatiken – und sie sind es alle bis auf den heutigen Tag – zeigt es sich in den grammatischen Listen. In diesen Formentabellen wird jede Form, jeder Satz hingestellt, als sei er Privateigentum seines »Benützers«. Es gilt eben als nützlich, sich dieser Formen zu bemächtigen. Nicht nur Wissen ist Macht. Sondern noch mehr Macht verleiht die Herrschaft über alle »angeeigneten« Sprachformen. Hier erst zeigt sich die Tragweite des Ptolemäismus der Grammatik: Wird der Sprecher als Privateigentümer angesehen, dann wird es schier unbegreiflich, daß Sprache einen Staatsakt oder ein Kirchendogma oder einen Friedensschluß verkörpern kann. Wie kann je »publici juris«, öffentlichen Rechts werden, was als Privatmittel konstruiert wird? Wie kann das natürliche animal rationale homo sapiens aus seiner Vereinsamung, aus seiner privaten Existenz durch Werkzeuge herausgerissen werden, die ihm als Privatmann von Natur wegen zur Verfügung stehen? »Hinreißende Rede«? – das kann nur Demagogie sein. »Geflügelte Worte«? – das muß falsche Gelehrsamkeit sein. »Begeisternde Geschichte«? – aber sie hält der kühlen Kritik gewiß nicht stand. Also die Urstände der Sprache: Ritus, Strophe, Geschichte, werden in dieser alexandrinischen Grammatik bestenfalls als Ausnahmen kopfschüttelnd zugelassen. Hingegen nimmt sie als Norm und zum Ausgangspunkt ihrer Regeln die Umgangssprache, die beschreibenden Texte, das Gespräch von Freunden und Privatleuten. Ja, sie brüstet sich heutzutage sogar gerne dieser ihrer Alltagsnähe, und der »Slang« oder das Gauneridiom oder der Dorfdialekt ist ihr die wahrste Sprache. Die privaten Äußerungen werden also so angesehen, als lieferten sie uns den notwendigen Stoff zur Erklärung der Sprache. *Mehr braucht der nicht* zugrunde zu legen, der grammatische Grundsätze sucht. Diese jammervolle Quellenarmut der Grundsatzbilder erschreckt bei Bühler und Alan Gardiner, bei Wilhelm Wundt und Jaspers, bei Meillet und Sapir. Der Pegasus des Aeschylos muß sich aus Platos berittner Prosa erklären lassen, die zehn Gebote aus heutiger Alltagsrede. Wie sich bei Ptolemaios die gewaltige Eine Sonne um

den kleinen Planeten Erde drehte, so dreht sich die Begeisterung des menschlichen Geschlechts laut diesen »Sprachwissenschaftlern« um das Geschwätz keifender Nachbarinnen oder politisierender Stammtische oder plappernder Kindermäuler.

Die Gleichung: Private Rede = Sprache ist das Dogma der herrschenden Grammatiker, die sich auf Grund dieses Dogmas ihre Wissenschaftlichkeit gegenseitig attestieren. In diesem ptolemäischen Sprachall steht jeder Sprecher in der Mitte, wie einst der Planet Erde in der Mitte geglaubt wurde.

Das ist ungeheuerlich. Wir sprechen nur, weil wir hören müssen. Laßt uns also die Wendung des Kopernikus vollziehen. Und wir wollen uns nun auf Grund dieser Wendung die exzentrische Grammatik aufbauen. Exzentrisch ist sie, weil nicht ein einzelner Satz oder sein einsamer Sprecher im Mittelpunkt steht. Sie enteignet den Sprecher, und sie weist Teile seiner Macht anderen zu. Vom »Hörgang« her wissen wir bereits, daß diese andern vielleicht die Hörer sein werden. Aber sogar diese naturgemäß längst, bisweilen beiläufig oder sekundär zugestandene Beziehung zum Hörer ist anderer Art, als sie in der bisherigen Schule angesehen worden ist. Hier werden nämlich der Sprecher A und der Hörer B bisweilen nach Art der Punkte in einer geometrischen Figur vorgestellt. So wie in der Geometrie A und B etwa eine Linie begrenzen und der Punkt C in bezug auf beide, zur Bildung des Dreiecks ABC führen kann, so wird das Gesprächsthema mit den Gesprächspartnern abstrakt zusammengesetzt und so der Sprachvorgang angeblich analysiert.

Nun sind alle Versuche, Geometrie oder Arithmetik im Denken über Sprache heranzuziehen, nutzlos. Denn die rechnerischen Vorstellungen widerstreiten den Grundgesetzen der Sprache. Da die meisten Logiker nicht wissen, was Rechnen vom Sprechen unterscheidet, so gibt es heute symbolische Logik, Semantik, und ähnliche schwarze Künste der Herren Wittgenstein, Reichenbach, F. v. Weizsäcker, die komisch wären, wenn sie nicht so viel leeres Stroh drüschen.

Die Zahl und der Gebrauch der Zahl abstrahieren von Konju-

gation und Deklination. Die Sprache aber wurzelt in Konjugation und Deklination. Die Zahl A ist und bleibt gleich A, und wenn A nicht gleich B ist, dann bleibt B ungleich A für immer. Das ist der hochheilige Satz vom Widerspruch: A = A. A non B. Wir sprechen aber zu dem entgegengesetzten Zwecke. Wir sprechen, um den Satz vom Widerspruch aufzuheben. Wir sprechen, um die Dinge so lange abzuwandeln, bis sie aufeinander bezogen werden und ineinander übergehen können. Jeder lebendige Mensch ist selber ein A, das nicht A ist, und ein A, das nicht einfach Non B ist[1]. Der Mann und die Frau sind eben nicht »etwas«, was man durch eine Zahl ausdrücken kann. Der Grund liegt in der Kraft der Sprache, einen Mann zu ernennen und ein Weib umzubenennen, einen Verbrecher zu verurteilen und einen Heiligen zu kanonisieren, in der Kraft jedes Mannes und jedes Weibes, zu jeder Bezeichnung ihrer selber abwandelnd mit »Ja« oder »Nein«, »Danke« oder »Bitte« Stellung zu nehmen und dadurch ihren Wert im System der Werte zu verändern. Die gezählte Sache kann zu ihrem Gezähltwerden nicht Stellung nehmen. Aber der erzählte Mensch wird in der Erzählung selber abgewandelt, und immer gibt es auf eine Erzählung eine andere Erzählung, Sage auf Sage, Geschichte auf Geschichte modeln so an ihm, daß er immer erst in »Erzählung plus Weiterrede« Person wird. Die Zahl bleibt vor der Erzählung zurück. Die Erzählung muß uns vollenden.

Zählen wollten die antiken Obrigkeiten daher nur die »Leiber« der Bewohner ihres Landes. Die Sprache war so empfindlich, um sogar bei einer Volkszählung den Anschein zu vermeiden, als zähle man die Personen. Personen sind unzählbar und unbezahlbar. Es ist schade, daß unsere Statistiker nicht auch bloß 100000 Somata, Leiber zählen wie unsere in Ägypten aufgefundenen griechischen Papyri.

Daher dürfen wir selber uns auch nicht den Widersinn gestatten, von A, B, C, wie von einem Dreieck im Gespräch zu han-

[1] Die »Allerseelen«-Rede des Vierten Teiles führt das näher aus.

deln. Wir müssen vielmehr den einzelnen Sprecher enteignen. Der öffentliche Charakter echter Sprachgewalt muß verständlich werden.

Den Stämmen der Urzeit war der Hörer des Worts so wichtig wie Herrn Vendryes sein Sprecher. Die Masken wurden ja zur Verkörperung des Sprechers benutzt, weil die Lebenden gehorchen wollten, obwohl der Befehlshaber tot war. In der Urzeit der Stämme gehorchen die Lebenden den Stimmen der Toten. Die Lebendigen hören auf die Gestorbenen. Der Zauberer, der Medizinmann, der Schamane ruft, damit die Hörer sich berufen fühlen. So dient also das Sprechen dem Vernehmen! Die Hinterbliebenen wollten nicht aufhören, den Schreien, Signalen, Warnungen des Leithammels zu gehorchen. Der Vorgang des Hörens überwiegt hier mithin den des Sprechens. Denn ein Wort des toten Heroen aus der Maske soll ja einen großen Hörerkreis umfassen, alle Überlebenden nämlich. Das Wort, das aus der hohlen Maske dringt, soll tief das Innerste bewegen, so daß die echte Ergriffenheit also viel größer beim vernehmenden Hörerkreis als beim personifizierenden Zauberer sein sollte. Auch wurde das ganze zukünftige Amt jedes Mitgliedes der Gruppe in diesen Anrufen aus der Maske oft endgültig bestimmt.

So sehr auch im Stamm die Bestimmbarkeit der Hörer den Vorrang hat, so wenig will ich nun den Satz allein aus dem Hörenden konstruieren. Sondern diese Besinnung auf die Periode, in der die Toten zu den Lebenden sprachen, soll nur gegen eine Reihe von Trugschlüssen schützen. Es ist ein Trugschluß, die Sprache deshalb vom Sprecher her zu deuten, weil er es sei, der zuerst spreche. Freilich, in den Naturwissenschaften führen wir Wirkungen auf Ursachen zurück. So ist man versucht, es so anzusehen, als sei der Sprecher vom nachfolgenden Hörer unabhängiger als umgekehrt der Hörer vom vorhergehenden Sprecher. Post hoc propter hoc, ist ein gängigerer Irrtum als ante hoc propter hoc. Aber das ist nur im Naturbereich so. In der Gesellschaft hingegen ist es so, daß das Spätere allerdings die Ur-sache für den früheren Akt darstellt. Wir gehen zur Vor-

bereitung auf die Schule. Weil wir heiraten werden, verloben wir uns. Wir üben Klavier, weil wir ein Stück vorspielen sollen. Es wird zwar willkürlich in den Logiken so dargestellt, als ob wir üben, damit wir vorspielen, uns verloben, damit wir heiraten, in die Armee eingezogen werden, damit wir Krieg führen können. Aber dies Spiel mit »damit« ist leicht durchschaubar. Und schon Aristoteles hat es durchschaut. Auch das Spätere, sagt er, ist Grund und Ursache. Und es ist viel aufrichtiger, auch dann die Sätze mit »weil« zu verbinden, wenn die Ursache zeitlich später als die Wirkung fällt. Wird also gesprochen, damit die Hörer gehorchen? Oder wird gesprochen, weil gehorcht werden muß? Der Leser wird nun verstehen, daß es sinnvoll ist, vom Schamanen zu sagen, er beschwöre die Toten herauf, weil die Lebenden sie vernehmen müssen. Es ist auch sinnvoll zu sagen, daß Kinder Deutsch lernen, weil sie an die Stelle ihrer Eltern treten müssen, daß wir einen Verlobungsbrauch brauchen, weil sonst die Hochzeit nicht klar genug hervorträte. Alles dies sind Umschriften der einfachen Grammatikregel, es werde gesprochen, weil gehört werden müsse. Da aber auch gewiß gehört wird, weil gesprochen wird, so wirken also Wirkursache und Zweckursache, Natur und Geschichte, beide auf die Akte von Hören und Sprechen gleichzeitig ein. Keine hat den Vorrang oder das Monopol.

Damit fällt die von den Philosophen behauptete einseitige Macht des Sprechers über seinen Spruch in sich zusammen. Es fällt zusammen die Gleichung: Sprache = natürlich. Diese Gleichung aber steht bei Thomas von Aquino, der sie dem Aristoteles nachschreibt. Kraft dieser Gleichung: Natur umfasse unsere Sprache, ist das Denken des Thomas von Aquino ein vorchristliches, heilloses Denken. Wenn Thomas ein Heiliger ist, dann ist er es trotz seiner heidnischen Sprachlehre. Wenn die Päpste diese Lehre des Thomismus weiter ihren Priestern einimpfen, dann versündigen sie sich. Denn das Christentum hat den Logos aus der Natur heraus und auf die Seite Gottes zurückgerissen. »Das Wort war bei Gott«, soll rufen: *Das Wort ist nicht ein Teil der*

Natur. Und wir wissen nun bereits, daß dies wahr ist. Denn nur im geschichtlichen Leben der menschlichen Gesellschaft wirkt die Zweckursache als Ursache auf das Vorhergehende ein.

Die einfache Erkenntnis, es sei die Sprache unnatürlich, hat weittragende Folgen. Denn damit sind wir befähigt, innerhalb des Sprachgewimmels und Sprechgetöns echte und unechte Sprache zu trennen. Dies ist von Alexandria bis Sapir nicht möglich gewesen; denn in der Natur gibt es nur Phänomene; da ist alles gleich echt und gleich scheinbar. Gibt es nur Natur, dann haben die Realisten und die Buddhisten beide recht. Denn dann ist alles Schein, alles der Schleier der Maya, oder alles ist wirklich, alles brutale Tatsache; zwischen Wirklichkeit und Schein kann Natur nicht unterscheiden. Daher nehmen die Sprachphilosophen, Sprachpsychologen, Sprachphysiologen alle Sprachleute gleich ernst. Das banalste »How do you do?« (Wie geht's, wie steht's?) und das ernsteste »Hier stehe ich; ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Amen« ist dann gleichrangig.

Schein und Wirklichkeit sind in der Natur nicht zu unterscheiden. Aber in der geschichtlichen Gesellschaft tritt ihr Unterschied klar zutage.

Weshalb ist das so? Wenn ich jemandem alles Gute wünsche, oder ihm zum Geburtstag gratuliere, so kann das eine hohle Scheinphrase sein, oder ich kann es wirklich ernst meinen. Woran erkennen wir die Differenz? An dem Grad der Wirkung, die dies von mir gesprochene Wort »Alles Gute!« auf mich selber hat. Wenn ich diesem selben Mann am selben Tage die Frau verführe, den Geldschrank knacke und den Ruf untergrabe, dann ist mein Wunsch hohler Schein gewesen.

Der Leser wird finden, daß aller gesellschaftliche Schein diesen einen einzigen Unterschied gegenüber den wirklichen Vorgängen aufweist: Er übt keine Rückwirkung auf den aus, von dem der Schein ausgeht! Wer den Orden »Pour le mérite« auf der Brust trägt, kann ihn für seine einstigen Verdienste erhalten haben. Aber in diesem Augenblick mag er längst »ohn' all Verdienst und Würdigkeit« dastehen. Der Schein des Ordens kann trügen. Wer

Propagandareden hält, kann am selben Abend sich vor Lachen über die Esel ausschütten, die ihm gläubig zuhören. Denn er selber weiß zu genau, wie's gemacht wird. Er selber nimmt sich deshalb nicht ernst. Ernst und Spiel, Schein und Wirklichkeit fallen da auseinander, wo gesprochen wird. Die Rede ist ernst und wirklich, die den Redenden verpflichtet. Die Kluft gähnt zwischen »unverbindlichem« und »verbindlichem« Wort. Das unverbindliche Wort verführt unzählige Hörer. Aber nie bindet es den Sprecher selber. Das verbindliche Wort verhallt oft ungehört. Die Apostel selber hörten zwar viele Worte ihres Meisters, aber sie hielten sie zuerst für unverbindlich. Hingegen band auch das von keinem Zuhörer mitvernommene Wort, mit dem Jesus dem Versucher in der Wüste Antwort gab, Jesus selber. Und deshalb waren die Antworten auf die drei Versucherfragen keine Lehrbuchsätze, sondern existentielle Antworten. Den Existentialisten aller Schattierungen ist dieser Unterschied zwischen Jesus selber bindendem Wort und der konventionellen Phrase neu aufgegangen. Schein und Wirklichkeit, Spiel und Ernst unterscheiden sich darnach, ob ein Sprecher das von ihm selber Gesagte gegen sich gelten läßt oder nicht!

Die Grammatik des Leibes, die Grammatik der Zukunft kann nicht aus Literatur, Phrasen, Lehrsätzen, Kinderstubengeschwätz, Klatsch gespeist werden. Sie muß sich aus der Sprache aufbauen, die ein Sprecher auf sich sitzen oder gegen sich gelten läßt und auf die er sich selber beruft. Denn nur aus dieser ernsten, wirklichen Sprache läßt sich die majestätische Gewalt der Sprache über die Gemüter begreifen. Eine durch die künftige tiefere Sprachlehre geläuterte Soziologie, Historie, Psychologie, Jurisprudenz, Pädagogik, Theologie werden ihr Material weder von Babys noch von Gelehrten sich zu-sprechen lassen. Denn die Babys spielen, und die Gelehrten schreiben nur ihren Objekten endgültige Sprache zu; Babys quasseln nur zum Spiel; Gelehrte aber sprechen nur vorläufig und bis auf weiteres, freibleibend und bis zur nächstfolgenden Hypothese. Babysprache und Gelehrtensprache sind daher halbe Sprachen, denn

sie sind nie endgültig, nie definitiv. Sie sind deshalb zweiten Ranges. »Man muß den Gelehrten Zeit lassen zu irren«, sagte Papst Leo XIII.

Damit zerfällt das von den Philologen verwertete Sprachmaterial in primäre und sekundäre Quellen.

Das sekundäre Sprechen verwertet das primäre Kinderspielen mit den ernsten Worten der Erwachsenen. Gelehrte bleiben von den Folgen der öffentlichen Rede frei.

Alle Kinderstuben und alle Schulstuben sind privater Natur, soweit die in ihnen gehörte Rede keine Folgen hat.

Dank Anwendung unseres neuen Siebes steigt aber alles entschulte und verspielte Sprechen zum Range einer öffentlichen Handlung empor. Alle gegen mich selber gültige Rede führe ich als öffentliche Person. Das öffentliche Leben wird durch diese ernste Sprache geradezu geschaffen. Wir sind im Ernst immer auch im öffentlichen Recht, in der Politik und in der Religion. Wie könnte das auch anders sein? Eben haben wir ja den verbindlichen Satz gegen den freibleibenden gestellt. Religion aber heißt Verbindlichkeit; Religion bindet den Freien so, wie er selber gebunden werden will. Also heißt Sprechen Religion haben. Und Religion haben heißt, dieser Mensch ist fähig, sein Wort gegen sich selber gelten zu lassen. Mithin ist Religion die Kraft, zwischen Schein und Wirklichkeit in den Reden der Menschen zu unterscheiden, und zwar in den Reden aller Menschen, einschließlich der sprechenden.

Religion und Sprechen sind also ein und dasselbe. Wenn Religion hingegen zur Privatsache gestempelt wird, dann wird sie eben damit zum unverbindlichen Geschwätz erklärt.

Die öffentliche Macht der Sprache wird sich im Bau der Sprache spiegeln. Die tiefere Grammatik wird die Sätze zurückstellen, in denen sich nur der private Sprecher spielerisch spiegelt; sie wird die Sätze voraufstellen, in denen sich das öffentliche Leben entfaltet. Wir sind also gezwungen, Grade wirklicher Sprache zu unterscheiden.

Ein Satz wie: »Die Afghanen greifen an« wird in sechs Graden

vom Spiel zum Ernst hinaufgesprochen und geschrieben. Indem wir diese sechs Grade aufzählen, gewinnen wir allmählich Zugang zum vollen Sinn des Sprechens. Dabei bleiben ganz sinnlose Sätze draußen. Diesseits des ersten Grades des Satzes »Die Afghanen greifen an« könnte ich ja schallbildende Geräusche machen. Diese wären ganz sinnlos. Der erste, zweite und dritte Grad, wie wir sehen werden, haben alle schon Sinn, sie sind nicht unsinnig. Aber sie haben doch nur deshalb etwas Sinn, weil der sechste Grad den vollen Sinn enthüllt.

Erster Grad: Kinder spielen mit Bleisoldaten. Der eine nennt seine Soldaten Afghanen und läßt sie angreifen. Die Afghanen in Afghanistan aber tun nichts dergleichen. Der Satz ist also nicht wahr; wenn das Kind ruft: »Die Afghanen greifen an«, so ist das eine poetische Lizenz. Der Satz verklärt sein Spiel.

Zweiter Grad: »Die Afghanen greifen an« stehe in einem Lehrbuch der afghanischen Sprache. Der Satz ist nicht wahr, während du ihn in der Schulstunde 1962 liesest. Denn die Afghanen greifen nicht an. Der Satz ist aber auch nicht falsch. Denn er soll in dem Lesebuch eine sprachliche Möglichkeit verkörpern, die beim Erlernen der afghanischen Sprache ins Auge zu fassen ist. Der Satz ist akademisch abstrakt. Deshalb zielt er auf eine Möglichkeit, nicht auf die Wirklichkeit. Er ist unverbindlich.

Dritter Grad: »Die Afghanen greifen an« wird an der Börse als Gerücht verbreitet, um die Kurse der afghanischen Anleihe zu stürzen. Die Hörer glauben es, die Kurse stürzen. Der Staat Afghanistan verliert seinen Kredit und macht Bankerott. Der Spekulant heimst reichen Gewinn ein; denn in Wahrheit haben die Afghanen nicht angegriffen. Aber die Zeche wird von den Afghanen und ihren Gläubigern gemeinsam bezahlt. Der Satz war gelogen.

Vierter Grad: »Die Afghanen greifen an.« Ein Bote bringt diese Nachrichten nach Indien. Er hält den Satz für wahr. Aber die Afghanen haben gar nicht angegriffen; die Inder glauben dem Boten nicht, und dieser wird ins Irrenhaus gesperrt. Der Satz war pure Einbildung.

Fünfter Grad: »Die Afghanen greifen an« entspricht der Wahrheit; die Nachbarn telegrafieren diese Nachricht der UN. Diese aber glaubt es zunächst nicht. Daher werden die Nachbarn besiegt, bevor Hilfe kommt. Der Satz blieb unwirksam. Aber er sprach die Wahrheit.

Sechster Grad: »Die Afghanen greifen an«, rufen Extrablätter aus. Die großen Mächte machen mobil. Der Krieg bricht aus. Täter, Sprecher, Hörer waren im sechsten Grad, d. h. sie waren in voller Übereinstimmung. Das ist der höchste Grad des Ernstes und der Wirklichkeit.

1. Spiel, 2. akademisch, 3. Lüge, 4. Einbildung, 5. unwirksam und 6. in voller Übereinstimmung von Sache und Satz – das sind die sechs Grade des Sprechens und Hörens. Es wäre nun verhängnisvoll, wenn wir von sechs Arten der Wirklichkeit und des Scheins redeten. Denn damit verschlössen wir uns den Zugang zur Entstehung des Scheins. Der spielende, lügnerische, eingebildete Satz ist nicht ein Satz, der für sich steht. Vielmehr sind alle sechs Sprechweisen Grade der Vollsprache; der einzige Satz, aus dem heraus Sprache entspringt, und die Äußerung, um derentwillen wir als Menschen seit zehntausend Jahren sprechen, sind die Ausdrücke der vollen Übereinstimmung.

Der Satz »Die Afghanen greifen an«, der zum dritten Weltkrieg führt, ist der wirklichste aus allen sechs Sätzen. Aber es ist ebenso sinnvoll, den Superlativ »der wirklichste« zu ernüchtern und zu sagen: Er ist der einzige voll-mächtige Satz.

Der Satz ist voll Macht gesprochen worden. Der Satz ist voll Macht gehört worden. Und die volle Macht der Afghanen, also der Satzinhalt, hat dem Satz entsprochen.

Diese Sprache mit voller Macht ist die einzige zulässige Quelle jeder Forschung ersten Ranges. Alle anderen Sprachformen sind dünner, abgeleiteter, und erleuchten daher nie den vollen Sinn der Sprache, sondern nur einen ihrer Teilsinne.

Der Schleier der Maya ist also gar kein einfarbiger Schleier. Er ist farbig wie ein Regenbogen oder ein Farbenspektrum, dessen Farben vom Licht abgespaltet werden. Seitdem das Licht der

Sprache uns durchleuchtet, brechen sich seine Farben auch zu geringerer Lichtwirkung. Die Lüge, der Scherz, die Illusion sind gleich drei Refraktionen des vollen Lichts. Bei der Lüge wird der Hörer, bei der Illusion wird das Thema, beim Scherz wird der Sprecher um seine Macht verkürzt. Ohnmächtig sind Lüge, Scherz und Schein, verglichen mit dem Vollwort. Diese Ohnmacht entzieht dem Wort einen Teil seiner Endgültigkeit. Sie schwächt es und sie raubt ihm den Wert, den das Vollwort hat. Das Vollwort stimmt Sprecher, Hörer und Thema überein. Von dieser vollen Harmonie spalten die schwächeren Äußerungen einen Teil der Wirkungen ab. Je weniger wahr, desto unwirksamer wird das Wort. Als Rainer Maria Rilkes Mutter Gebete plapperte, als liefe ein Wässerchen, graute es Rilke. Die Kirchen hüllen sich in diskretes Schweigen, wenn man sie mahnt, Gottes Gebot zu beherzigen und nicht Gebete zu plappern. Aber heut' werde ich jede Religion daraufhin ansehen, ob sie ihre Gläubigen an leichtfertigem Gebetsplappern hindere. Denn nur sie kann uns das volle Licht der Sprache aus allen Spalten und Klüften des Geschwätzes wieder heraufbringen helfen.

Sprich nicht!, muß allen denen zugerufen werden, die heut' reden, ohne die Ohnmacht ihrer Redeweise an der höchsten Macht der Sprache zu messen. Denn in der Schule haben die Millionen poetische, literarische, wissenschaftliche Sprache gelernt. D. h. sie haben jenes Sprechen verlernt, das einst den vollen Einklang des Logos zwischen Schöpfung, Geschöpf und Schöpfer aus Thema, Hörer und Sprecher hervorrief. Denn

Schöpfung – Geschöpf – Schöpfer

sind die drei Aspekte, unter denen jeder Lebende erscheint, je nachdem er besprochen wird, zuhört oder spricht. Die Wortbildungen

Schöpfung – Geschöpf – Schöpfer

sind eine Art erste Deklination des Logos. Wo immer gesprochen wird, wird etwas besprochen, einer mindestens hört, ein anderer spricht. Sind nun auch alle drei ein und dasselbe Lebewesen – und wir können ja nicht daran vorbei, daß die lebendige Schöp-

fung sich selber ausspricht –, dann wandelt sich trotzdem dies eine Wesen im Anprall der artikulierten Tönenden Rede in seine drei Lebensweisen von Schöpfung, Geschöpf, Schöpfer. Der Schöpfer spricht, wird angesprochen, wird besprochen. Das Geschöpf wird besprochen, aber außerdem wird es auch angesprochen. Die Schöpfung wird einzig und allein besprochen. Ich selber bin also Schöpfung, Geschöpf und Schöpfer alle drei, je nachdem ob wir durch den Sprachprozeß als Schöpfung erleuchtet, als Geschöpf erwärmt, als Schöpfer angefeuert werden.

Werfen wir also die abgespaltenen Einzelfarben des Logos vorderhand hinaus aus unserer Grammatik. Die Lichtquelle Logos muß in dem Zustand studiert werden, wo sie sowohl anfeuert, wie erwärmt, wie beleuchtet. Nur in diesem Zustand ist sie vollständig und mächtig. Also wird sie uns auch nur in diesem Zustande ihr Geheimnis verraten.

Nehmen wir ein berühmtes Beispiel: In dem Chorlied des Tyrtaios für seine Spartaner singen drei Gruppen: Die Ältesten, die Krieger, die Knaben. Ihr Thema ist Krieg. Dieses Thema liegt hinter den Ältesten, aber es steht vor den Knaben, und es umringt die Krieger. Das Thema entlockt daher den Ältesten Einsicht, den Knaben Anfeuerung, den Männern Entschlossenheit. Wollten wir uns auf die eine Wortwurzel »schließen« einlassen, so erschließt der Krieg die, für die er Zukunft ist; von denen, auf die er gegenwärtig trifft, wird ihm mit Entschlossenheit begegnet: In den Alten, die ihn hinter sich haben, ruft er Entschlüsse hervor. Sie erklären ja Krieg oder schließen Frieden.

Das ist kein Wortspiel. Sondern erschlossen, entschlossen, beschlossen sind offenbar zeitliche Aspekte, die den Krieg umringen und ihm einen Zeitpunkt anweisen. Weshalb aber empfinden wir das Lied des Tyrtaios als in sich rund und abgeschlossen? Weil ein Ereignis nur dann gemeistert wird, wenn es zugleich hinter unserer und über unsere Zeit hinaus und in ihr drinnen liegt. Dann erleben wir es tief genug, um ihm seinen vollen Sinn abzugewinnen.

Dem Schulmenschen bleibt diese Redefülle unverständlich. Er will weder als Knabe, noch als Ältester, noch als Krieger den Krieg aussprechen. Er will den Krieg abstrakt besprechen, so, als sei er nicht sein Thema, sondern seine Schulaufgabe. Der Schulkind-Satz besingt ja auch nicht den Krieg, sondern er beschreibt oder definiert ihn. Diese ohnmächtige Rede aber müssen wir ausmerzen, um den vollen Sinn der Rede heraufzubeschwören. Und dieser volle Sinn verlangt eine Übereinstimmung der drei Chöre, in denen das Thema Krieg laut wird. Die Schulsätze über den Krieg werden hinterher sich dieser Chorlieder des Tyrtaios bemächtigen können, um den Krieg zu definieren. Aber erst muß dies Ereignis laut und stimmhaft aus Menschenkehlen hervorgebrochen sein, ehe diese Ausbrüche dann in der abkühlenden Schulstube als die Lava eben dieses Kriegsausbruches begriffen werden. Der Schulsatz über die Lava des Kriegs kann also erst formuliert werden, nachdem die Glut des Kriegs Äußerungen hervorgerufen hat. Alle Schulsätze borgen ihr klares Licht von Sätzen der Leidenschaft, d. h. des Feuers und der Wärme.

Weshalb dann aber überhaupt diese Wut der Akademiker, alles zu definieren, diese Wut des Verstandes, alles zu begreifen? Tyrtaios erklärt uns das: Im Erlebnis bin ich entweder Knabe oder Krieger oder Ältester. Hier muß ich mich also selber bescheiden, eine entschiedene Stellung zu dem Ereignis einzunehmen oder genauer von dem Ereignis entscheidend geprägt zu werden. Der Krieg prägt die drei Chöre in eben die, welche durch ihn erschlossen werden, welche ihm entschlossen begegnen, welche über ihn Beschlüsse fassen. Den Schüler aber prägt der Krieg nicht. Der Schüler begreift die geprägte Münze der drei Chorlieder, und er kann unbescheiden und unbestimmt bleiben, während er den Krieg definiert.

Wir erkennen: Volle Sprache prägt ihren Sprecher, weil sie ihn ergreift. Schulsprache ergreift ihren Sprecher nicht, denn er soll nur begreifen. Der Ort des Krieges bestimmt den Krieger, und er legt auch die gewesenen Krieger fest, und er entscheidet über

die künftigen Streiter. Das Wort »Krieger« selber ist aktgeprägt. Der Krieg selber aber, weil Quelle dieser Prägung, bleibt undefiniert. Er ist ja sprachschöpferisch. In der Schule dreht sich das Verhältnis von »bestimmt« oder «definiert« zu unbestimmt und ungeprägt um. Hier springt das Definieren auf den Krieg zurück. Nun wird der Krieg definiert, statt der Krieger. Den Denker und Begreifer determiniert sein Gegenstand Krieg nicht.

An den Tyrtaioschören kann noch ein anderer Unterschied von Wirklichkeit und Schein deutlich gemacht werden.

Die Chöre rufen einander hervor. Denn jeder von ihnen ist ja bescheiden und einseitig. Dem Krieg können erst alle Aspekte zusammen Genüge tun. Dann ist also in vollmächtiger Rede kein Satz selbständig gemeint. Vielmehr alle tauchen aus dem einen Logos hervor als bloße Vereinzelungen der gesamten Wortwahrheitswirklichkeit. In der lebendigen Sprache, in der Sprache des Einen Lebewesens Geschöpf, Schöpfung, Schöpfer sind alle einzelnen Sätze, Sänge, Reden, Bücher, Nationalsprachen, Literaturen, nur abgerissene Töne einer monotheistischen aber polyphonen Symphonie. Erst am Ende der Tage wird alles gesagt worden sein, was zu sagen ist. Aber schon heut' wissen wir, daß unsere Sätze nur Sinn haben in der Polyglott der Chorgesänge der menschlichen Geschichte. Wen das stutzig macht, der entsinne sich über seinen Augenblick hinweg an seinen eigenen Glauben. Wenn du zum Doktor gehst, so erlaubst du ihm, dich »heut«, nämlich nach dem Stande der Medizin, zu operieren, weil heut' so geredet wird, etwa »Krebs wird operiert«. Du selber aber und dein Arzt stimmen darin überein, daß dieser Satz nur der Aspekt ist, den Krebs unter den Gegenwärtigen hervorruft. Der Krebs wurde im Jahre 1800 nicht operiert, und wer weiß, ob er im Jahre 2000 operiert wird? Hier also sprechen Patient und Arzt in einer Schwebelage wie die Krieger des Tyrtaios, sie reden, was ihnen zukommt, aber sie überlassen es den Altvordern und dem kommenden Geschlecht, dem selben Krebs anders zu begegnen. Ja, es geht sogar heut' in jeder Entscheidung, bei Krebs zu operieren, diese Spannung zu Vorzeit und

Zukunft deutlich mit ein. Unter Vorbehalt nämlich wird heut operiert, damit vielleicht morgen dank neuer Forschung dies Operieren unterbleiben kann. Es stärkt die Patienten, im Fortschritt der Medizin ein Glied zu bilden. Sie sind im Kriege gegen den Krebs wie die Spartaner im Krieg gegen die Korinther waren.

Es gilt als Trost für den Patienten, nach dem letzten Stand der Forschung behandelt zu werden. Damit tritt der symphonische Charakter des Logos klar hervor. Die hier im Sprechzimmer gesprochenen Sätze gelten nur im Zusammenhange ihrer Vorgeschichte und ihrer fortschreitenden Umpflügung durch neue Forschung. Sie ertönten in »Suspension« der Spannung.

Doch dünkt diese Einheit aller Sprache dem heutigen Schuldenken Chimäre. Es galt schon als kühn, als Wilhelm Wundt vor siebzig Jahren vom ganzen Satz statt vom einzelnen Wort ausging.

Und doch ist es wahr, daß mich heut' und hier die zehntausend Jahre alte Sprache fortreißt. William James hat etwas von dieser Einheit geahnt, als er den Ausdruck »Stream of Consciousness« für die Geschichte des Denkens prägte. Aber nicht das Bewußtsein strömt. Das tut nichts dergleichen; sondern die Sprache ist der Ozean, in dem alle Ereignisse gemeistert werden sollen von hier an bis zum Jüngsten Tag. Denn nur wenn jeder Zeitpunkt umringt ist als Zukunft, als Vergangenheit und als Gegenwart, kann die Harmonie der Sphären die Universalgeschichte des menschlichen Geschlechts umfassen. Unser Singen und Sagen muß ja in seiner Übereinstimmung mit der wirklichen Weltbewegung sich bewähren. Nicht nur greifen die Afghanen an, nicht nur ergreift uns der Krieg. Nein, auch die Sonnenbahn und die Mondbahn ergreifen uns, und alles Geschehen zwischen Himmel und Erde wartet darauf, in uns das teilnehmende Wort aufzuschließen, Feuer, Wärme, Licht in uns zu erregen. Und Feuer, Wärme, Licht trägt der Logos in uns hinein.

So gibt es nur eine einzige Sprache des Menschengeschlechts

vom ersten bis zum Jüngsten Tag. Ich habe anderwärts bewiesen, daß die ersten Menschen dies bereits geglaubt haben und daß daher die großen Namen der Helden und Götter alle universale Geltung in der Einen Sprache von je beanspruchen. »Luther« ist kein deutsches Wort, Jesus kein hebräisches, Homer kein griechisches. Plato, Zoroaster, Konfuzius: die Einheit aller Sprache ist das erste und das letzte Anliegen aller Namengebung.

Der Einheit des Logos, des Sprachstroms von Adam bis zum Jüngsten Tag werden wir die Regeln der Grammatik zu entnehmen haben. Denn die Übereinstimmung, nach der jeder vollmächtige Spruch strebt, bezieht sich auf den gesamten Logos aller Zeiten und aller Räume! Er kann ja nur wahr sein, wenn er sie alle durchdringt und auch in ihnen gilt. Auf der anderen Seite aber muß er gleich hier, heut, wann und wo er gesprochen wird, wirken. Ein bloßer Schullehrsatz ist zwar immer wahr, aber wenn ihn der Schüler aufsagt, ist er ganz unwirksam. Diese Art Wahrheit ist schattenhaft. Der ernsten Sprache aber geht es darum, sowohl heute wirksam zu werden wie auch immer und überall wahr zu bleiben. Wir wollen hier die Wahrheit sagen, und überall soll sie sich als wahr bewähren. So muß jedem Satz dies Doppelantlitz des Wahren und des Wirklichen innewohnen. Deshalb muß die Sprache konjugieren und deklinieren! Wir haben schon eine erste Abwandlung von

Schöpfung
Geschöpf
Schöpfer

begreifen können. Wir haben in den Chören des Tyrtaios die Konjugation begriffen, d. h. die Wirkung des selben Zeitpunkts auf die vor ihm, die in ihm und hinter ihm Lebenden. Die Tempora des Zeitwortes sind notwendige Aspekte, mit denen ein und das selbe Ereignis unter uns Menschen sich verschieden abspiegelt. Die Sprache ist prismatisch. Dem Satz: »Wir werden kämpfen« sind die Sätze: »Wir haben gekämpft« und »Wir sind im Kriege« nicht zugeordnet wie Dutzende von Bleistiften in

der Auslage eines Geschäfts zum Verkauf. Nein, keiner dieser Sätze wird gesprochen, ohne den anderen vorauszusetzen. Die Zeiten des Zeitwortes dringen alle gleichzeitig auf uns ein. Wir müssen jeder unsere Stunde wählen. Denn wir sprechen, um einen Zeitpunkt zu meistern; so haben wir es oben formuliert. Wir sprechen auch, um eine Sache an den ihr gebührenden »eigenen« Ort zu stellen. Für den Raumpunkt aber, den Ort, wo sich etwas begibt, liefert die Deklination die rechte Ordnung.

Ich nahe mich den Schlüsseln; ich versichere mich ihres Urhebers, dessen Genitiv sie zu Peters Schlüsseln stempelt. Ich überreiche sie, womit sie zwischen mich und dem, dem ich sie überreiche, im Raume eingeordnet werden.

Der Herr dieser Schlüssel, der Platz für diese Schlüssel, die den Schlüsseln beigelegte Bedeutung – alle diese Deklinationsformen bestimmen die räumliche Anordnung dieser Schlüssel. Sind »Schlüssel« in wirklicher Rede (nicht in der Schulgrammatik!) durchdekliniert, dann sind sie damit auch im Raum angeordnet und an ihren Platz gestellt.

Die Deklination umgreift die toten, dem Raume eingeordneten Dinge. Die Konjugation umgreift die lebendigen, die Zeit durchwaltenden Mächte. Gott ist actus purissimus, er ist reines Zeitwort, sagt die Scholastik mit Recht. Denn er gehört nicht in die verschiedenen Räume, Häuser, Länder, Tempel. Er ist der selbe im Himmel und auf Erden. Gott ist der Inbegriff aller Zeitworte, Taten und aller Vorgänge und Ereignisse. Aber er sinkt nie in den nackten Raum ohne Zeit ab. Gott ist die Fülle der Zeiten. Er erschafft die Räume. Sein Name wird Moses als Verbum kund: »Dort wo Ihr mich erwartet werde ich nicht sein!«

Umgekehrt sind die bloßen Dinge auf den Raum angewiesen. Sie erscheinen nur in ihm aus Ursachen. Deshalb steht das Ding in vielen Sprachen als Neutrum im »Ac-causativ« als verursacht, als Machwerk und Effekt einer außerhalb seiner selber liegenden »Causa«. Deshalb stehen tote Dinge nie in dem Göttlichen »Fall«, der einer Raumbildung und Ortsanordnung zwischen uns Menschen und uns Gruppen voraufliegt: Tote Dinge stehen

nie im Vokativ. Wie sollten sie! Mit dem Vor-fall des Vokativs fordere ich den oder die Angerufene auf, mit mir einen künftigen Zeit-raum – den eines Gespräches – zu stiften. Ich habe noch keine Macht über sie; ich bedarf ihrer. Bevor sich der Angerufene mir zuwendet, kann nichts besprochen werden; denn noch ist die Voraussetzung menschlichen Gesprächs, der gemeinsame Zeitraum, nicht eingehegt und ausgegrenzt worden. Der Vokativ ist immer Glaubensakt. Der Akkusativ ist immer Wissensfolge. Ein »Vergißmeinnicht« wird beseelt durch seinen Imperativ, der ihm Zukunft beimißt.

Also Deklination und Konjugation entfalten jede unserer Behauptungen zum vollen Reichtum ihrer wahren und wirklichen Beziehungen. Der einzelne Satz ist nur ein Beitrag zur Wahrheit eines wirklichen Zeitraums. Und jede Zeitraumsprache will repräsentativ das gesamte Koordinatenkreuz aller Zeiten und aller Räume wahrheitsgemäß, sinnvoll und wirksam vertreten.

Wo immer zwei oder drei die vokativische Stiftung eines Zeitraums unternehmen, wie die Kämpen des Tyrtaios, wie diese von Schöpfung durchflutete, als Schöpfer sprechende, als Geschöpf vernehmende Seele, da ist die volle Macht des Logos, da ist Gott in der Zweiten Person des Sohnes gegenwärtig. Denn da wölbt sich die Zeit in der Weise, in der Gott immer nur in die Zeit eintreten kann: vom heute her und der Gegenwart eines das Wort Gottes verkörpernden Menschen, »des Sohnes«, der zweiten Person der Gottheit. Nur die zum Einsatz bereiten Krieger verleihen den Worten der Greise und Jünglinge im Tyrtaios Chor die Leibhaftigkeit, die das vollkräftige Wort ausmacht. Jeder echt gestiftete Zeitraum ist wirksam und wahr, und in seinen Deklinationen und Konjugationen erscheint das volle Licht in den prismatischen Brechungen, die uns Sterbliche nicht überfordern. Indem sich Hörer, Sprecher, Thema auf einander in diesem einen Zeitpunkt, an diesem bestimmten Ort, einlassen, beginnt ihre Erlösung. Wir sind mitten drin in ihrer Offenbarung, und ihre Erschaffung vollendet sich kraft des Wortes, das aus ihnen herausspricht.

Sprache voll-endet die Erschaffung,
sie vermittelt die Offenbarung,
sie beginnt die Erlösung,

denn sie erobert einen Zeitraum, eine Stunde der Ewigkeit dem verzauberten Menschengeschlechte. Aber die Sprache muß dazu alles abstrakte Philosophieren abstreifen. Denn Philosophie sieht von Zeit und Raum ab. Sprache geht auf diesen Ort ein und findet zu diesem Zeitpunkt statt. Sprache ist konkret. Hier will jedes Ding beim rechten Namen gerufen werden. O creatura aquae, ruft die Kirche das Wasser an, das Geschöpf werden soll[1]. »O creatura H_2O« läßt sich nicht segnen, weil in H_2O das eine Lebenswasser in drei tote Elemente zerlegt worden ist.
Nur aus der Sehnsucht in jedem Gespräch erklären sich die Vorgänge des Sprechens. Nur weil es jedesmal um Gottes Gegenwart geht, lohnt es, ernsthaft zu sprechen. Aber damit erklären sich auch die inneren Strukturen jedes Gesprächs. Gott ist nie in dem halben Menschen des bloßen Sprechers oder des bloßen Hörers. Erst

»Mann und Weib
Weib und Mann
reichen an die Gottheit an.«

Also muß im Gespräch auch der Hörer zum Sprecher, der Sprecher zum Hörer werden. Wir müssen abwechseln. Wir müssen in unseren Rollen als Hörer und Sprecher abgewechselt haben, ehe wir wirklich und wahrhaftig gesprochen haben.
Wir sehen also jetzt, daß die grammatische Struktur einer Sprache immer einen Zeitraum aus der Universalgeschichte ausgrenzt, innerhalb dessen sie »gilt«. Jede Sprache erfüllt eine Ära, einen Aion mit ihrem Klang. Die in dieser Sprache ertönenden Sätze bestimmen einander. Solange sie einander widersprechen, herrscht Disharmonie. Der Kampf der Geister geht also darauf aus, Übereinstimmung zu erzielen. Götter schienen

[1] Ausführlich dazu Joseph Wittig in dem Kapitel »Liturgisches Denken«.

den Alten diesen Kampf zu führen. Sie erzählten von Theomachien. Wir reden von dem Kampf des Wissens mit dem Glauben, des Nationalismus mit der Kirche, des Kapitalismus mit dem Kommunismus, des Religiösen mit dem Instinktiven. Aber ein Kampf um Übereinstimmung ist alle Rede, die der Rede wert ist.

Weil nun die Reden der Gelehrten, der Bauern, der Priester, der Dichter, der Politiker auf Übereinstimmung zielen, ist ihnen eines untersagt: Das l'art pour l'art. Sobald die Gelehrten nur zu Gelehrten, die Bauern nur zu Bauern, die Dichter nur zu Dichtern sprechen, zerfällt ein Zeitraum. Denn dann wird ja nicht mehr auf Übereinstimmung hin gesprochen. Die Gruppen drehen ihr Gesicht voneinander und reden nur noch ins eigene Innere. Sie werden Kasten. Die Kaste aber ist ungeschichtlich. Sie scheidet aus dem Geisterkampf aus. Kasten sind gott- und geistverlassen, weil sie ihr Gesicht nicht mehr auf die Unterredner aus anderen Gruppen heften. Damit hören sie auf, zu hören. Sie reden nur noch selber. Jede solche Kaste lebt wie hinter Stacheldraht. Denn nun reden nur noch Ebenbürtige wirksam aufeinander ein, ob es nun Fürsten von Thurn und Taxis oder Rainer Maria Rilkes sind. Die Sprache stirbt. Der Zeitraum bleibt nur solange gestiftet, wie alle in ihm den Zwang anerkennen, abwechselnd zu hören, zu sprechen und besprochen zu werden. Wir gebrauchen hier allerdings das Wort Kaste in seinem Kernsinn, der heute zugunsten eines spöttischen Herunterblickens auf indische Kasten verloren gegangen ist. Die Künstler würden sehr erstaunt sein, sich als Kaste bezeichnet zu finden. Aber im grammatischen Sehwinkel sind sie es seit Rilke, seit Schönberg, seit Gropius, seit Gide, seit Marinetti. Sie gehen uns nichts mehr an, seit wir sie nicht mehr angehen. Sprechen heißt eben, einander angehn durch Zuwendung, durch das Wechselspiel zweier Vokative, die vorfallen. Der Vokativ ist der Vorfall, der alle »Fälle« der Deklination beherrscht. Bis 1900 haben in der Tat Dichter, Bürger, Arbeiter, Politiker, Forscher die Götter »Nation, Fortschritt, Freiheit« unwiderstehlich gefunden. Diesem

Götterzwang konnte sich keine Gruppe entziehen. Heut' versucht der Künstler auf die Kunst, der Forscher auf die Forschung, der Arbeiter auf die Arbeit zu hören. Da verstummen die Götter. Aus dem Schöpfer im Staatsmann, im Maler, im Komponisten werden nun die Macher. Denn z. B. Disraeli, Lenbach, Balzac waren erst einmal großartige Brocken Schöpfung; dann wurden sie zu aufhorchenden Geschöpfen. Erst drittens erwuchsen sie zur Meisterschaft ihres »ipse feci«, des »Und was ich gemalt hab', das hab' *ich* gemalt«. Den Politikern, den abstrakten Künstlern ist ihr eigenes Schöpfungsein verloren gegangen. Sie haben nicht genug Laientum, Volkstum, Kosmos mit in sich hineingerissen, ehe sie auftauchen aus dem All der Schöpfung in dem Gehorsam ihrer eigenen Vernunft und in die freie Entscheidung ihres eigenen Namens und Rufs. Auch eine Nation wie die Franzosen war vor zehn Jahren Kaste. Sie hörten nur noch auf sich selber.

Ziehen wir nun aus dem Gegensatz Volk:Kaste die grammatische Folge.

Die Sprache darf niemanden ohne den Wandel aus Sprecher in Hörer, aus Hörer in Thema, aus Thema in Sprecher lassen. Sogar Bismarck hat dies oft betont, denn er hat die öffentliche Meinung für unerläßlich zum Regieren erklärt. Und die öffentliche Meinung ist die Form des Zeitraums von 1789–1917, dank derer alle Sprecher kritisiert werden konnten[1]. Kritisieren aber heißt besprechen. Vor der öffentlichen Meinung werden die Autoritäten zum Thema, das besprochen werden darf. Das 19. Jahrhundert hat den Kreislauf

Schöpfung – Geschöpf – Schöpfer

gegen die Übermenschen in Politik, Kunst und Wissenschaft offengehalten. Seitdem oder soweit oder wo immer die öffentliche Meinung manipuliert wird, ist der Zeitraum dieses Libe-

[1] Zuvor herrschte der Public Spirit, noch früher die Heilige Schrift, noch früher die Canones und Sakramente. Dazu ausführlich »Die europäischen Revolutionen«.

ralismus geistig erloschen. Und Diktatoren erheben ihre Häupter über Kasten von angeblichen Berufsständen, die in Wahrheit taube Interessengruppen sind. Denn sie hören nur noch auf sich selbst.

»Die öffentliche Meinung« ist aber nur auf der Zeitraumstufe einer Dreißig-bis-hundert-Millionen-Nation die Form des Sprachgesetzes, das durch alle Zeiten immer gegolten hat. Es ist von Anfang an wahr gewesen, daß der Richter auch gerichtet werden mußte, der Sprecher besprochen; dem Befehlshaber mußte befohlen werden können, und so sind alle Zeiträume durch den Wandel von Dich in Mich in Sich lebendig geblieben. Dies ist der göttliche Geist, ohne den niemand in der Wahrheit hat bleiben können. Die Aussage vom Vater-Sohn und ihrem Geist hat eben diesen Prozeß offengelegt. Kein Mensch kann selig werden oder heil oder vernünftig, der nicht abwechselnd besprochen wird, gehorcht und befiehlt, also zwischen Er, Dich und Ich abwechselt. Wir alle sind Objekte der Kritik, Empfänger von Anrufen, Erteiler von Weisungen, alles drei.

Wir haben in der öffentlichen Meinung des 19. Jahrhunderts jene Kritik entdeckt, die jeder Nation das Recht gab, ihre Sprecher zu besprechen. Wir hätten auf die Debatten der Volksvertreter hinweisen können und auf die freie Marktkonkurrenz, um zu erläutern, wie hier Sprecher und Hörer andauernd ihre Rollen tauschten. Deshalb ist der Ständestaat solch eine totgeborene Idee; denn diese Stände hätten einander nichts zu sagen. Wäre er gekommen, dann wäre die Gesellschaft tot. Das kann durchaus geschehen. Aber es anzupreisen, ist unverantwortlich. Denn der Berufsständestaat (lies Kastenstaat!) legte einen Fluch auf die so zum Tod verurteilte Nation oder Gruppe. Wie gesagt, er ist vielleicht unser Schicksal. Aber dann, weil es mit uns zu Ende geht. Die Debatte, das Rededuell, und die öffentliche Meinung sind also die Verkörperungen der Zweiten und Dritten Person im Zeitraum des organisierten Ego-ismus gewesen.

Diesem Zeitraum erschien der dreieinige Gott im Lichte des freien Unternehmers, der freien Diskussion und der öffentlichen

Meinung. Und dieser Zeitraum glänzte, solange diese drei Mächte wahrhaft wirkten.

Wie ist nun den Urvätern und Urmüttern diese Dreieinigkeit gelungen? Wie haben diese sie in die grammatischen Formen hineingeheimnist? Denn offenbar haben wir in der liberalen Struktur ja auf der Sprache der Alten weitergebaut. Wir haben ihre Sprachen weitergesprochen, ja der nationale Liberalismus hat die alten Sprachen Finnisch, Madyarisch, Plattdeutsch, Gaelisch, Baskisch nach Kräften erneuert. Also muß diese alte Sprachwelt den Geist der Freiheit bereits verkörpern.

Und so ist es in der Tat. Die Sprachen unterscheiden alle die drei Personen der Hörer, der Themen und der Sprecher. Sie alle richten es so ein, daß die Lebenden und die Toten, d. h. die gehorchende Masse und die verehrten Autoritäten, auch als Gegenstände gerichtet werden können.

Die Großtat der Sprachen ist nicht einfach die Strukturierung der Personen der Grammatik. Sie liegt erst darin, daß niemand sich in dem Sprachprozeß zu einer einzigen der Personen bekennen darf. Vielmehr wandelt ein jeder durch alle Aspekte, oder er wird ausgemerzt: »Wen Gott liebt, an dem läßt er nichts in *diesem* Leben ungestraft« –, so hat der heilige Franz diese Wahrheit ausgedrückt. Wir wollen aber nunmehr noch an einer anderen Urstruktur aller Sprache die selbe Wandelbarkeit als Sprachstromgesetz zeigen. Ich habe dazu etwa zweihundert Sprachen verglichen. Ich behaupte also durchaus nicht, jede Verkümmerung in irgend einer Eskimosprache mitzuerklären. Aber ich behaupte, daß in den 200 untersuchten Sprachen überall dasselbe Gesetz waltet: Der Imperativ fällt mit der Wortwurzel zusammen; er hat keine Endung.

Der Imperativ, der Befehlssatz wird in unsern Lehrbüchern nach alexandrinischer Methode neben die anderen Satzarten gestellt, und so gibt es

Aussagesatz
Wunschsatz
Befehlssatz usw. usf.

Diese Sätze alle werden Sprechern zugeschrieben, als seien sie Herr über ihren Satz. Die Schulgrammatik aber, die den Imperativ neben den Indikativ, den Befehl neben die Aussage stellt, fälscht den Sprachvorgang. Da sie ja von dem Dogma ausgeht, daß ein Ich sagt, was dies Ich denkt, so gilt auch der Imperativ als Privateigentum seines Sprechers, und dieser Sprecher wird als ein selbstbewußter Herr Ich figuriert.

Dies ist eine leere Fiktion. Der Imperativ wird von keinem Ich gesprochen. Im Imperativ verzichtet der Redner auf seine Alleinherrschaft über den Sprachstrom! Im Imperativ schwebt der Satz zwischen Sprecher und Hörer unentschieden in der Luft. Im Imperativ müssen zwei Menschen zusammentreten, um den »Täter des Wortes« zu erzeugen. Weder der Befehlende noch der Gehorchende für sich sprechen! Kein Imperativ in jenen etwa 200 Sprachen ist ein ganzer Satz im strengen Sinn der Grammatik. Eine Ahnung davon findet sich in neuen Sprachlehren, die den Befehl unter Exclamatio, Ausruf, einordnen. Aber zwischen den Befehlen: »Gib«, »lies«, »geh«, »höre«, und Ausrufen wie: »Ach«, »Bah«, »Nanu«, klafft denn doch ein gewaltiger Riß. Mit Ausruf ist also hier zu wenig erklärt. Immerhin ist das Zugeständnis wertvoll, es handle sich hier um einen Ausspruch eigener Art, nicht um eine volle Verbform. So ist es in der Tat. Denn ein Gebot präsentiert das Zeitwort in seiner nahezu nackten Gestalt. Weshalb ist es kein Ausruf wie »Nanu«? Nun, es wird hier ein Akt wie Lesen oder Geben jemanden als Köder hingeworfen: Beiß an! Der Köder ist dein. Der Akt ist dein. Er kann in deinem Namen geschehen. Du wirst nämlich dessen gewürdigt, mit diesem Akt befaßt, zu diesem Akt berufen, an diesem Akt erkannt zu werden. »Lies!« ist kein Ausruf von mir, weil es dazu bestimmt ist, dir zuzufallen gerade als deine statt meiner Tat. Der Imperativ »Lies!« gibt das Lesen aus dem Gewahrsam des befehlenden Sprechers in die Obhut dessen, der den Befehl aufgreifen und ausführen wird.

Somit ist der Imperativ eine Tat, die ihren Täter sucht, ein Akt, der seinen Agenten finden möchte. Niemand als der Hörer, der

hingeht und liest und zurückberichtet: »ich habe gelesen«, kann die Spannung beenden, mit der sonst die Verbform »Lies!« in der Luft hängt. Der Sprecher, der einen Befehl gibt, setzt seine ganze Autorität aufs Spiel, weil nun der Sinn seines Satzes von der Aufnahme des Befehls durch einen Hörer abhängt. Zehn Leute mögen dies Geheiß leiblich hören. Aber nur die drei, die tun, wie ihnen geheißen, haben zugehört. Die andern hatten Ohren und hören nicht. Sie »vertäubten« sich. So schneidet also der Imperativ als ein Schwert zwischen die, die nicht hören wollen, und die, welche gehorchen. Aus der gestaltlosen Menge tauchen die Hörer auf und gesellen sich dem Sprecher. Sie verfugen, vereinigen sich mit ihm. Diese Verfugung führt zu der Konstellation aus Sprecher und Hörer, die nun als eine gemeinsame, originale Einheit den Imperativ zu einem vollen Satz ausbaut. Denn der Imperativ hat ja sein persönliches Subjekt noch nicht erangelt, bevor mindestens ein Hörer ihm entspricht und sich seinen Anforderungen unterzieht. Jedes Geheiß ist ein Antrag, dessen Annehmer unbekannt ist, bevor er antwortet: »Ich werde es tun.« Daher läßt sich immer erst hinterher sagen: »Herr Schmidt wurde gebeten, vorzulesen, und begann. Vorher war nur die höfliche Bitte in der Luft: Bitte jemand möge lesen. Alle wurden herausgefordert. Aber nur Herr Schmidt unterzog sich dem Geheiß, und so wurde er das Subjekt des bis dahin unvollständigen Satzes »Lies!«

So hartnäckig starren wir auf die grammatischen Ausdrücke Subjekt und Objekt, daß wir uns dem Risiko verschließen, den jeder Befehl auf sich nimmt: Werde ich mein Satzsubjekt, meinen Täter, auch finden? Denn bevor ich unterworfen bin und mich unterziehe, hat die Aufforderung ihr Subjekt gerade noch nicht gefunden.

Mithin ist es nicht überflüssig, daß ein Soldat auf den Befehl des Offiziers antwortet: »Zu Befehl.« Erst in dieser Antwort, und nicht eine Sekunde früher, wird der Befehl ein Befehl an *Ihn!* Der Oberst, der den Befehl gibt, ist aus seiner Verantwortung nicht entlassen, bevor er diese Antwort »Zu Befehl« – oder was

ihr entspricht – von dem sich unterziehenden Täter empfängt. Der Hörer muß gesprochen haben. Dann erst ist die Konstellation eingetreten, auf die des Obersten Befehl abzielte. So wird also kein Mensch als Untertan geboren. Erst Sprache macht uns den Befehlen untertan, die vor uns in der Luft baumeln zu unserer Annahme oder Ablehnung. Sprache verwandelt uns in Subjekte – gegen die Idealisten sei's gesagt, die uns als Subjekte zur Welt kommen lassen – dank der Akte, zu deren Tätern wir uns von Imperativen führen oder verführen lassen. Geheiß, Gebot, Befehl gegeben und befolgt: sie prägen uns Menschen zu den eigenartigen Typen von Nation und Rasse und Beruf.

Wir Menschen werden die Täter der Befehle, die uns anherrschen, oder wir werden die Propheten von Taten, die wir anderen zumuten, oder wir kritisieren die konstellierten Gruppen von Führern und Geführten, die uns selber kalt lassen.

Im Befehlswort liefert der Sprecher den Akt »Lies«. Darin liegt seine grammatische Tat, daß er den Akt auswählt. Die grammatische Tat des Zuhörers besteht in der Anlieferung des Agenten, des Täters dieser ausgesonderten Notwendigkeit. »Meinst du mich?« »Bin ich gemeint?«, fragt der Hörer. So betreten wir hier die Urkonstellation der Rede in diesem kürzesten Austausch:

Schreib! Ich habe geschrieben.
Komm! Hier bin ich.
Johann! Was kann ich tun?

In diesem Austausch finden zwei Satzteile zueinander. Aus beiden wird der Satz geschweißt. Anders ausgedrückt: Der ganze Satz wird von zwei Personen gesprochen, nicht von einer! Im ersten Austausch werden Tat und Täter einander so weit angenähert, bis sie verschmelzen. Das Tätigkeitswort ist sozusagen verwaist, bevor der Hörer es adoptiert und ihm bei sich Heimatrecht einräumt. Denn erst in der Person, die sagt, ich habe gelesen, kommt der Akt »Lies« zur Ruhe. Dies ist auch die wörtliche Meinung des Wortes Subjekt. Das Subjekt ist der Schemel, auf den sich die Tätigkeit niederläßt, oder der Träger, den sich die

Tat dienstbar macht. Mit »Stuhl« übersetzte schon Notker, der Deutsche, das aristotelische Subjekt, das Hypokeimenon. Wir sollten das aufnehmen.

Nun begreifen wir, weshalb der Imperativ mit der Wortwurzel zusammenfällt: fac, ama, i, geh, reite, sprich, lies, go, come, sind Wortstämme, die auf ihre Endung harren. Wie gesagt. Gerade dies ist den 200 Sprachen eigen, daß der Imperativ keine Endung hat. Wir sehen nun weshalb! Er soll sie ja gerade erst erwerben! Damit haben wir dem Wort Sprache seinen althochdeutschen Sinn als Gespräch neu zurückgegeben. Denn erst zwei Menschen zusammen schaffen den ersten vollständigen Satz. Auf diesem Wege ist aber auch dem Ohr der gleiche Rang wie dem Munde zugesprochen.

Daher dürfen wir auf ein Zeitalter hoffen, in dem der Sprachgelehrte, der für wissenschaftlich gelten will, sich den Vorgängen zuwendet, die sich in der Gesellschaft dank jeden Gesprächs vollziehen.

Sprechen hat Hören von Anbeginn vorausgesetzt. Zwei Personen »konstellieren«, wenn sie miteinander reden. Niemand spricht daher selber. Jeder beruft sich auf eine Einheit, die ihn und die Hörer umschließt. Auch der Philosoph, der Bücher schreibt, setzt diese Einheit zwischen den Käufern seiner Schrift und sich selber voraus. Denn er befiehlt ihnen ja: Lest mein Buch, und sein Verleger umschmeichelt die Menge: »Kauft es!« Wer also in der Grammatik nicht die Bildung von Gesellschaftsformen beschreibt, zerstört das tragende Element aller Grammatik.

Wo steckt nun im Imperativ das kosmische Element, das, was wir das Thema oder den Inhalt genannt haben, wodurch sich Sprecher und Hörer an die Schöpfung binden? Steckt es nicht in der Macht, die der Sprecher dem Akt einräumt? Wer: »Siege!« oder »Kämpfe!« oder »Schließt Frieden!« ruft, der sagt mit solchem Geheiß, es sei das Leben in einen Engpaß geraten, und es könne nur auf dem Wege dieser besonderen Tat weitergehen. Jeder Imperativ erklärt also eine Tat für notwendend. Er tritt

aussondernd, wählend entscheidend aus dem Gewimmel der Zweifel heraus: Er unterwirft seine und aller Zukunft einer Bestimmung, nämlich einem bestimmten Akt der Weiterschöpfung. Der Geber eines Befehls zieht eine Wahl als Bestimmung auf sich und die Zeiten hinunter. Er unterwirft sich also einer unbekannten Macht, und nur deshalb erwirbt er das Recht, seinerseits seine Hörer seinem Befehl zu unterwerfen. Befehle, die willkürlich sind, wären keine Befehle.

Jeder Imperativ erweckt den Anschein des Unabwendbaren, Notwendenden. Er will das erlösende Wort sein, das Goethe meinte, als er im »Faust« hinschrieb: »Im Anfang war die Tat.« Denn wir wissen ja aus unserer bisherigen Untersuchung, daß Tat und Täter einander erst finden müssen. Und es wird nur deshalb gesprochen, damit sich Tat und Täter aus dem Dunkel von Volk und Unbekannt zusammenfinden können! Der echte Imperativ erklärt ja gerade die Tat für so notwendig, daß ihr Täter hervortreten soll.

Wer befiehlt, beansprucht, einer Not die wendende Tat zu wissen, und er sucht ihren Täter. So steckt in der Anmaßung eines jeden, der ein Geheiß formuliert, zugleich seine Beugung unter die Not. Imperative ohne eine Religion, die Befehlshaber und Hörer umschließt, wären wirkungslos. Allein die Ansprüche des Kosmos und die Gebote des Weltenschöpfers erlauben uns, den einen zu befehlen, den andern zu gehorchen und so zur Vollstreckung des täglich anders lautenden Gebotes uns täglich anders zu verbünden. Niemand vermag Gottes Gebot allein auszuüben. Denn dazu bedarf es des ganzen Menschen und nicht der *halben* Menschlein, die wir alle als Mann oder Weib, jeder für sich, nur darstellen. Im Imperativ ist uns also gezeigt, daß wir Gottes Gebote nur gemeinsam erfüllen können. Schon das kürzeste Gebot verwandelt Individuen in Verbände. Das Ehepaar heißt so, weil das Wort »Ehe« das Zeitraumgebot, Ewigkeit bedeutet, Ehe also das Vorbild sprachlicher Zuchtwahl ist.

In der Struktur des Ursatzes braucht es mindestens unserer zwei für jede sinnvolle, Zeitraum erfüllende Tat unserer Geschichte.

Sie ist nicht Tat, es habe sie denn einer ausgewählt und geheißen und ein anderer sich ihr freiwillig unterzogen. So wie die Braut das Liebesgeheiß des Bräutigams vernehmen und auf sich nehmen muß, ehe die Macht seiner Werbung sich bewährt hat, so

»Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geist.«
Wer der Tat Geheiß verstand,
Rein ihr Täter heißt.

Gesprochen wird, damit das übermenschliche, nämlich das über uns halbe Menschen hinausliegende gemeinsame Anliegen des ganzen Geschlechts geschehen kann.

Der Einzelne ist nicht der Träger dieses Geschehens. Sondern wir alle zusammen sind die Glieder des Einen Einzigen begeisterten Trägers der Erlebnisse des Menschengeschlechts. Kein Mensch kann sinnvoll handeln, er empfange denn seinen Auftrag aus dem Einen, das ganze Geschlecht durchströmenden Strom der Geistersprache.

Diese Tatsache spiegelt sich in der Grundstruktur jeder Sprache. In ihr werden Gesichter einander zugewandt und Sätze über beide, Sprecher und Hörer, gemeinsam emporgehoben, und in diesen gemeinsam verfaßten Sätzen erklingt die lebendige Verfassung der menschlichen Gemeinschaft, dank öffentlicher Rede.

Sprechen, dies Wahr- und Wirklichwerden einer Tat, ist ein Geschlechtsakt, im sublimsten Sinne dieses verpönten Wortes. Und nun erst, nachdem uns der Sinn dieses Satzes klar geworden ist, läßt sich eine Physiologie des Redens in den einzelnen Redner und Hörer und Besprochenen hinein aufbauen. Ein erstes Kapitel erläuterte dies.

Die Sprache hat leibliche Wirkungen auf mich und dich. Aber diese Wirkungen werden bisher in der Phonetik und Lautphysiologie einzig und allein als Ursachen studiert! Die Wirkungen auf mein Ohr und meine Vernunft, die von meinem eigenen Sprechen ausgehen, bleiben unerwähnt. Aber wie, wenn es auf diese Wirkungen vielleicht mehr ankäme, als auf die Ursachen?

Was geschieht mir leiblich, wenn ich zwei andere überhöre, wie sie meinen Fall verhandeln? Mich schauderts. Was ist denn aber grausen, schaudern, wenn nicht eine höchst leibliche Antwort auf die Tatsache, daß die beiden mich zwar zum Thema nehmen, aber mich trotzdem nicht ihrer Anrede würdigen? Goethe hat sogar gesagt: »Das Schaudern ist der Menschheit bester Teil.« Wer also kann den Sprachgelehrten spielen und das leibliche Einfrieren des Unangesprochenen übersehen, sein Erschaudern?

Die Korrespondenz von Ohr und Mund ist das Geheimnis der Jungfräulichen Empfängnis. Maria empfängt die Verheißung ihrer Mutterschaft des Messias durchs Ohr, und aus vollem Herzen erwidert sie: »Ich bin die Magd des Herrn.« Wo kommt diese Erwiderung auf ein Gehörtes her? Spricht der antwortende Mund eines Gehorchenden, der »Zu Befehl« sagt, aus der selben leiblichen Verfassung heraus, in die der Mund gerät, der den Plan des Generalstabs in Befehlsausgabe umsetzt? Ohr und Mund münden nicht in die selben Organe unseres Leibes. Montaigne's Vater ließ keinen Wecker zu, sondern weckte seinen Sohn mit Geigenklängen: Er schonte liebevoll das Herz seines Kindes. Dank des Hörens nimmt unser Herz am Sprechen teil. Erst wenn wir unserer eigenen Rede gehorchen, läßt uns die eigene Rede nicht kalt, sondern wärmt das Herz.

Es unterscheidet den Staatsmann vom Gelehrten, Bismarck von Max Weber, daß jener weiß, wann der ganze Mensch sprechen oder hören muß und wann nur der Verstand, dieser aber den Unterschied ignoriert. Alle die Leute, die glauben, durch mehr Wissen mehr Güte zu verbreiten, sind Gelehrte wie Max Weber. Ich will mich mit dem Beispiel des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg begnügen, der ja, wie alle gebildeten Deutschen, ein verkappter Privatdozent war. Bethmann-Hollweg und sein Innenminister Drews wollten den preußischen Landtag dazu überreden, ein Großberlin zu schaffen. Die Gutsbesitzer auf dem Lande um Berlin hatten dazu keine Neigung, und ihre Standesgenossen in Preußen teilten ihre Abneigung. Aber Bethmann-Hollweg hielt eine gute Rede und glaubte, sie über-

zeugen zu können. Nach seiner Rede freilich ergab die Abstimmung, daß Großberlin trotz seiner Rede abgelehnt war. Da wurde Bethmann-Hollweg erregt. Und er sagte zu Drews: »Ich bin sicher, die Leute haben es bloß noch nicht verstanden.« »Nein«, sagte Drews, »sie haben schon verstanden. Aber sie wollen nicht.« »Unmöglich«, sagte Bethmann und hielt wirklich eine noch bessere Rede. Natürlich änderte sie nichts am Resultat. Da wurde dieser redliche Mann Bethmann fuchsteufelswild: »Wie konnten sie trotz meiner zwei Reden . . .?«, schrie er Drews wütend an. Er wußte nicht, womit der Mensch hört. Er dachte, daß Wissen immer den ganzen Menschen ergreife. Er wußte nichts vom Lügen, Sich-vertäuben, leichtfertigem Spiel und den Illusionen und von den Abgründen, die den Verstand von den Gliedern unseres Leibes trennen.

Eine erste Betrachtung lehrt also, daß dem sprechenden Mund das Gehirn ansagt, dem hörenden Ohr das Herz die Botschaft abnimmt und dem besprochenen Lebewesen das Gesprochene an die Nieren geht. Eine echte Sprachphysiologie im Dienste kopernikanischer Grammatik wird also Kopf, Herz und Nieren in ihre Studien einbeziehen müssen.

Die reiche Gliederung unseres Leibes tritt in den Dienst des Sprachvorgangs. Damit fällt Licht auf das seltsame Gebot, wir sollten zwar unsern Nächsten wie uns selber lieben, Gott aber mit unserem ganzen Herzen, unserer ganzen Seele, mit allen unseren Kräften und mit unserem ganzen Vermögen.

Dieser Satz wird meist schnell abgetan, so als verdiene er keine sorgfältige Analyse. Das sei eben so gesagt. Ich bestreite das. Richtig ist, daß eine griechische Grammatik dies Gebot nicht verstehen kann. Diese griechisch-akademische Grammatik setzt ein Individuum als ein abgesondertes leibliches Wesen an. Dies erklärt sie für die Natur des Menschen! Ein solches Naturwesen hat bereits sein Herz verloren. Denn unser Herz ist ja ein exzentrisch in unsern Leib hineinreichender Zweig des gesamten Lebensbaums. Dem Menschen sagt sein Herz, daß er mit dem Leben des Menschenbaums übereinstimmen muß. Bei den grie-

chischen Grammatikern sitzt aber das Herz des Individuums nicht mehr auf dem rechten Fleck.

Die Nieren, das Haupt, das Ohr, der Mund – sie alle werden zu bloßen Organen aus dem Individuum heraus umgelogen. Aber dank Sprache sind sie Organe der Gemeinschaft in das Individuum hinein.

Sehen wir uns mit dem neuen pneuma-zentrischen Sprachverstand das größte Gebot der Bibel an, so geht uns ein Licht auf. Die Bibel weiß um Alexandria und um das Heidentum der Philosophen. Dort wird die Sprache aus dem Kopf interpretiert. Und im Sprechen meiner Worte erschöpfe ich als Akademiker mein »natürliches« und »individuelles« Verhältnis zum Worte. Davor will die Bibel warnen. Du, der ganze Mensch, ist noch nicht in Bewegung geraten, wenn Du etwas sagst. Das kommt erst aus Deinem Gehirn auf Deine Lippen. Der Mensch wird da noch längst nicht in Mitleidenschaft gezogen.

Aber dann allerdings, wenn Du gewahr wirst, was die andern über Dich denken, wenn sie Dich ans Kreuz schlagen, dann zitterst Du, dann geht's Dir an die Nieren, dann schauderts Dich. Und dann allerdings, wenn Du vernimmst, was Du gesagt hast, und was Dir zugesagt wird, wenn Du hörst und siehst, was Du sprichst, dann erst ist Dein eigenes Herz in Mitleidenschaft gezogen. Das seltsame Gebot des totalen Hingerissen-Werdens richtet sich also gegen den natürlichen Menschen der alexandrinischen Grammatiker. Der verhindert und leugnet die Wirkung seiner eigenen Worte auf sich selber. Der wird nicht abgewandelt, indem er spricht. Der sagt hinterher: »Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts. Ich habe nichts gesagt. Freibleibend. Unverbindlich . . .« Bei dem ergeht das Wort nur hinaus in die Natur draußen aus dem klugen Selbst drinnen. Diese Fehlkonstruktion Mensch findet in dem Gebot der Gottesliebe einen geschwätzigen Pleonasmus. Sich selber kann man ja wohl mit allen eigenen Kräften Herz, Seele, Verstand lieben, aber Gott? Offenbar, sagt der Grammatiker der Aufklärung, ist das eine veraltete Ausdrucksweise. Damals glaubten die Menschen an

Gott. Jetzt aber ist das Ich längst an die Stelle Gottes getreten. Also haben die Alten wohl in Wahrheit das gleiche gemeint. Denn, nicht wahr, »wie einer ist, so ist sein Gott . . .« Die Götter sind Projektoren des Ich selber. Also damit wäre ja allerdings erwiesen:

»Liebe Gott mit Deinem ganzen Herzen, Deiner ganzen Seele, Deinem ganzen Vermögen und Deinem ganzen Verstande«, ist eine Anweisung auf Selbstliebe. Wenn man schüchtern einwendet: Ja, aber da steht doch deutlich »und deinen Nächsten wie dich selbst«, also da ist doch von einer eingeschränkten Selbstliebe die Rede, so erhält man keine Antwort, da man sich als hoffnungslos altmodisch demaskiert hat.

Die pneumatische Grammatik kennt nur einen einzigen Sprachstrom, der uns alle umgreift und durchströmt. Da wird es selbstverständlich, daß diese Vorgänge des Umgreifens und Durchströmens *Grade der Eindringlichkeit* haben werden. Was der Mund plappert, braucht noch lange nicht das Geschlechterwesen in mir, das Exemplar und das Organ der Species, mit zu vertreten. Es braucht noch lange nicht die Person, das beherzte Liebesopfer einer Seele mitanzusprechen. Es kann alles Gehirnfatzkerei sein; und dagegen warnt das Gebot. Für den, dessen geschlechtliche Verantwortung, dessen herzhafte Opferwilligkeit je erregt worden sind, versteht es sich von selber, daß er sich nicht mehr lieben kann, wie seinen Nächsten. Der Soldat in der Schlacht, der Revolutionär auf der Barrikade, die Mutter in ihren Wehen, sie lieben sich nicht unbedingt und grenzenlos, obwohl sie sich allerdings lieben.

Das Glaubenswort, das der Sprecher mit seinem ganzen Herzen und seiner ganzen Seele spricht, gilt jenseits seines eigenen leiblichen Daseins, es gilt nämlich vorher und nachher; vor seiner Geburt, so sagt es ihm sein Herz, nach seinem Tode, so sagt er es und macht damit seine Seele flügge über sein Grab hinaus. Wo Herz vor, Seele hinter das Leben dringen, da will auch der Sprecher zum Hörer seines Wortes werden. Und er wird zum Täter seines Wortes; er wird also in sich selber doppelt, Bräutigam

und Braut, Geist und Seele, und in dieser doppelgeschlechtlichen Gestalt wird er göttlich. Denn Gott ist jene Kraft, die aus halben Menschen ganze macht. Aber wenn in der Umwelt Herz und Seele nur feindliche Aufnahme finden, wenn diese Mitwelt taub bleibt und ihre alte Rede unvernünftig weiterredet, so erhebt die Gottesliebe den Liebenden zum Blutzeugen. Er liebt dann, schaudernd vor dem Haß der Welt. Aber der Blutzeuge beweist, daß die echte Grammatik zu erklären hat, wie uns, Leib, Seele, Verstand und Herz, die Liebe in den Sprachstrom hineinreißen kann.

Sprechen ist ein Geschlechtsakt. Wie jeder Akt des ganzen Menschengeschlechts, der durch uns hindurch geschieht, ereignet sie sich an einem einzigartigen Schnittpunkt von Zeiten und Welträumen, hier und jetzt. Durch uns hin durch unser mit Überzeugung gesprochenes und vernommenes, aber auch erlittenes Wort, bilden sich die Zeiträume der Geschichte.

Durch unsere Lügen, unsere Spiele, unsere Illusionen, unsere Spekulationen verfällt jeder so herzlich seelenvoll, leibhaftig geschaffene Zeitraum wieder. Die Grammatiker der heidnischen Aufklärung, die der Sprache das Joch des individuellen Egoismus auflegen, sind selber die Totengräber der Geschichte. Sie beschreiben nicht etwa den Sprachvorgang, dank dessen wir in den Geisterkampf hineingerissen werden. Nein, so weit es an ihnen ist, zerstören sie ihn. Die Grammatik ist keine wertfreie Wissenschaft. So wie sie heute getrieben wird, ist sie eine entwertende Hinrichtung der Sprache. Sie zerreißt das Band von Gott und Mensch, als das uns Sprache verliehen worden ist. Bänder binden. Sprache verbündet. Die ptolemäische Grammatik zerreißt. Die kopernikanische Grammatik muß versuchen, die so geschlagenen Wunden zu verbinden. Denn sie muß den in der Schule auf Gehirn und Mund zusammengeschrumpften Schüler ja wieder zum Wagnis seiner Menschwerdung emporreißen.[1]

Da öffnet sich ein weiteres Kapitel der kopernikanischen Phonetik und Physiologie:

---

[1] Siehe dazu »Zurück in das Wagnis der Sprache«, 1957.

Die Rede hängt mit dem Atem zusammen. Geist ist überpersönlicher Atem. Der Begeisterte atmet nicht für den eigenen Leib, sondern für den ganzen Leib, dessen Geist ihn begeistert. Ich habe anderen Orts (in »Der Atem des Geistes«) die Arbeit von Herz, Kehle, Augen, beim Sprechen geschildert. Wer vernünftig und schaudernd zu sprechen gelernt hat, in dessen Worten wirken Nieren und Herzregungen, Ergriffenheit und Vernunft, nach. Deshalb innerviert er nicht nur die geläufige Zunge, sondern das Wort steigt aus der Tiefe eines Atemzuges hervor, der das Herz entlastet, die Kehle weit macht, die Augen aufschlägt. Wer gottlos ist, dem schnürt's die Kehle zu, es drückt ihm das Herz ab, und er blickt finster weg und zu Boden, oder er schließt sogar die Augen. Es ist recht erhellend, Glauben, Liebe, Hoffnung dem Herzen, der Kehle, den Augen zuzuordnen. Das Herz ist der Sitz der Liebe, die Kehle der Ort des Glaubens, die Augen das Gefährt der Hoffnungen. Nur wird das erst dann begreiflich, wenn wir uns nicht an die Schulworte halten, und noch weniger an die Begriffe der Theologie über diese Tugenden. Glaube, Liebe, Hoffnung sind nicht moralisch. Sie sind keine Tugenden; sie sind Tauglichkeiten; virtutes sind Kräfte.

> Glaube ist die Lebenserweiterung, die in der Kehle
> Liebe ist die Lebenskraft, die im Herzen
> Hoffnung ist die Bildkraft, die in den Augen

neu aufbricht. Liebe, Glaube, Hoffnung sind Strahlen des Lebenslichtes, das je nachdem in welchem Organ es aufstrahlt, von uns als Liebe, Glaube, Hoffnung bezeichnet wird!

Wenn des pneumatische Leben des ganzen Geschlechts mir die Kehle weit macht, dann habe ich Glauben. Deshalb verfügt niemand immer über seinen Glauben. Der Glaube setzt auch aus. »Ich glaube, Herr, hilf' meinem Unglauben«, muß auch der Papst seufzen. Freilich, solange wir atmen, können wir auch glauben. Wenn mir das Gesamtleben das Herz erfüllt, so bin ich liebesstark. Und so lange mein Herz schlägt, kann ich lieben. Aber mit welchen Gradunterschieden! Liebe kann daher nicht befohlen werden, so wenig wie der Glauben.

Und Hoffnungen? Hoffnungen sind sehr verschieden von Glauben und Liebe. Diese beiden richten sich auf die noch zu schaffende Schöpfung; aber die Hoffnung kennt ihren Gegenstand bereits. Sie will ihn wiederhaben. Man kann nur hoffen, was man bereits auf seinen Wert ansehen kann. Nur die geschaffene Welt läßt uns hoffen. Sooft daher unsere Welt in Scherben geschlagen wird, hoffen die Augen, sie schöner wiedererstehen zu sehen. Aber der Glaube, der die Welt nicht in Scherben schlagen, sondern umschaffen soll, der glaubt ohne bekannte Gegenstände. Der Glaube sitzt nicht in unseren Augen. Die illustrierten Blätter appellieren an unsere Hoffenskraft, durch die Augen. In den vier Evangelien aber, in denen ein neuer Glaube in die Welt trat, kommt das Wort ελπις , spes, Hoffnung, nicht vor[1].
Liebe, Glaube, Hoffnung vertreten in unsern Herzen, Kehlen und Augen den Geist der Schöpfung. Wer die Sprache für das, was sie leisten soll, studieren will, der muß sich auf diese drei verstehen. Und der Sprachlehrer, der Kehlmuskel, Augenaufschlag und Herzrhythmus seiner Schüler beeinflussen will, der muß sie diesen Kräften zugänglich machen. Sonst nützt ihm seine Anatomie, Physiologie, Rhetorik und Gestikulation herzlich wenig.
Er macht aber den Schüler nur dann dem Vollmächtigen Wort zugänglich, wenn er ihn im ganzen, als vernehmendes Ohr, erzitterndes Gattungswesen, auf Herz und Nieren zu ergreifen vermag.

*

Und damit kommen wir zum dritten Kapitel einer leibhaftigen Grammatik, d. h. einer Lehre von den leiblichen Vorgängen beim Sprechen.
Der erste Schritt in dieser Leibhaftigkeitsgrammatik war: In welchen Graden ergreift einen Menschen sein Wort? Wann spielt, wann lügt, wann träumt er? Wann gelobt und schwört er?

---

[1] Näheres dazu in »Das Geheimnis der Universität«, 1958.

Der zweite Schritt lehrte: In welchen Organen kräftigt der gemeinsame Lebensatem den einzelnen Sprecher, Hörer und Besprochenen?

Ein drittes Kapitel wird Grade der Geisteskraft selber unterscheiden lehren. Damit erst würden wir die Gleichung: Was Atem in dem Einzelnen, das ist Geist in der Gruppe, ernst nehmen. So wie es flache und tiefe Atmung, Nasen- und Mundatmung gibt, so gibt es vermutlich flachen und tiefen, oberflächlichen und gewaltigen Gruppengeist. »Der Geist« steht nicht als Immer Ganz, Immer Gewaltig einem immer gleichen Atem einzelner halber Menschen gegenüber. Sondern Geistesstärken machen sich geltend. Der Geist einer Familie, eines Geschäfts setzt sie scharf ab schon gegen eine andere benachbarte Gruppe. Der Geist, so haben wir es genannt, grenzt sich je nach seiner Stärke seinen eigenen Zeit-Raum aus. In diesem Zeitraum waltet er; ihn erfüllt er. In diesem Zeitraum verbraucht er sich.

Zwischen Deines Lebens Zeit-Raum und dem Einen Geist der Wahrwirklichkeit grenzt sich aus 1. dein Jahrhundert, 2. deiner Nation Halbtausend, 3. deines Erdteils Millennium, 4. deines Glaubens Aeon.

Alle diese Zeiträume brechen den Geist, aber sie spiegeln ihn auch. Auch in die kleinste Hütte kann er, der Riesengeist des Ganzen, total eintreten. Gott wird Mensch, jubelten die Kinder des Geistes vor zweitausend Jahren. Geist nimmt Wohnung, dessen darf sich jede treuherzige Gruppe trösten. Ja, je kleiner die Gruppe, je vorübergehender der Zeitraum, desto erfüllter vom Geist vermögen sie zu bleiben. Ob eine rechte Familie über die kurze Spanne, die sie währt, nicht mehr Geist verkörpert als die zehntausend Personen fassende Kathedrale? Jedenfalls stellt sich uns im »Zeitraum« eine mittlere Größe zwischen Leib und Geist dar, und diese mittlere Größe ist zugleich eine vermittelnde Größe. Die meisten Menschen werden geistig mitgenommen, weil sie in einen geistig belebten Zeitraum eintreten. Ihnen kommt nur ihre Mitgliedschaft in diesem Volk, in dieser Spra-

che, in dieser Gegend, zum Bewußtsein. Weil es ihnen nie den Atem verschlagen hat, nehmen sie diesen Geist für selbstverständlich. Sie verwechseln daher ihr bißchen Bewußtsein mit dem Geist, der ihren Zeit-Raum durchwaltet. Alle Faszisten, Racisten, Nationalisten, Rationalisten, Logiker haben diese Ahnungslosigkeit über den Unterschied zwischen Dem Geist, der Zeit-Räume stiftet, und dem Bewußtsein, das sich in ihnen entfaltet, weil es von diesem Zeitraum durchwaltet wird.

Diese Gruppen sind dem Schöpfergeist verschlossen; sie leben ein vermitteltes Leben zweiten Ranges. Wenn wir sie auf die Mächte hinweisen, die sich in ihrem bißchen Bewußtsein abspiegeln, dann nennen sie diese »Unterbewußtsein« wie Freud oder »objektiver Geist« wie Hegel. Das heißt, sie beurteilen den Geist, dessen Refraktoren ihre Bewußtseine sind, vom Throne ihres Bewußtseins herunter, der Bewußte das Unterbewußte, der Subjektive Geist den Geist als Objekt.

Der Leser weiß bereits, wer allein »Ich« sagen kann. »Dich« formt der Zeit-Raum, Dich befällt der Geist. Nur in seinem, des Geistes Namen, vermögen wir im Gespräch miteinander zu bestehen. Denn nur in seinem Namen können wir uns gegenseitig anerkennen. Damit aber werden wir erst verwirklichungsfähig, wahrheitsfähig, kenntlich und menschlich, bewußt und wissend. Hegel stellte Gott auf den Kopf, als er den fleischgewordenen Geist objektiv nannte. Christus wurde so Objekt, der Sohn wurde Objekt! Machen wir eine Probe aufs Exempel.

Ich behaupte: Laßt mich in Frieden! Diese Behauptung bedarf der Anerkennung. Die andern, die meinen Zeitraum mit mir innehaben, müssen mich nämlich ernst nehmen. Sie müssen glauben, daß es mir ernst damit ist, in Frieden gelassen zu werden. Weder spielen noch scherzen, noch lügen noch rasen muß ich. Also müssen sie aus sich heraus die Grade eines Ausspruches auseinanderkennen. Sie müssen auch den Frieden begriffen haben, und in der Hoffnung, auch selber zum Frieden zu kommen, wird ihr guter Wille gründen, mich in Frieden zu lassen. So gesellt sich zur Erkenntnis der Grade meiner Glaubhaftigkeit ihre

Erkenntnis der Wünschbarkeit meiner Hoffnung. Schließlich, drittens, müssen sie mich als einen Menschen wie sie selber ansehen. Zwischen dem, was sie sich selber antun oder ansinnen und dem, was sie mir zumuten und zutrauen, muß eine Gleichung oder eine Vergleichbarkeit sich ihnen aufdrängen. Diese goldene Regel zeigt sich nur der liebenden Erkenntnis. Denn ohne sie können sie mich ja auch zerquetschen und ausrotten. Die Anerkennung durch ihren Glaubenssinn, ihr Hoffenssehnen, ihre Liebeskraft bedingt also meine selbständige Existenz. »Ja, wer auch nur eine Seele sein eigen nennt auf dem Erdenrund . . .«, singt Friedrich Schiller mit Recht. Denn niemand kann sich selber für wahr oder wirklich setzen. Dies muß ihm wider-fahren, sei es von Freund oder Feind. Anerkennung ist nicht Billigung oder Förderung. Aber es ist die Zusage, daß ich selber etwas besage; es ist das Versprechen, daß ich »entsprechend« behandelt werden soll, entsprechend nämlich den Bedingungen, die zwischen den Sprechern eines und des selben Zeitraums, eines und des selben Geistes sich ergeben. Nur wenn meine Vorstellungen von mir und deine Vorstellungen von mir und aller Leute Vorstellungen von mir sich entsprechen, kann ich sinnvoll leben. Dabei entsprechen sich diese Vorstellungen nie ganz und gar.

Es nehmen wahr ein willkürliches Beispiel an meinem Wesen

Ich	Du	Die Welt
1		3–11
10	1– 5	
20		
30		
40	17–22	
50		
60	54	
70	70–85	
80		
90	92–98	99–100
98		

Von den 98 Punkten, an denen ich mich selber kenne, magst du an mir zwei Dutzend wahrnehmen, die Welt sogar nur ein halbes Dutzend. Aber sie nimmt womöglich 2 Punkte wahr, gegen die ich blind bin. Trotzdem bleibt es wahr, daß ich verrückt bin, sobald kein einziger der Punkte meiner Selbsterkenntnis in irgendeinem anderen Wesen wiederaufleuchtet. Der Kampf um Anerkennung ist der Lebenskampf. Unausgesetzt versucht die Welt, mir weniger und weniger Sonderpunkte »einzuräumen«. Die Naturwissenschaft annulliert unausgesetzt meine geistige Selbständigkeit. Denn Naturwissenschaft zerstört ja meinen besonderen Zeitraum. Sie leugnet den Geist dieses Zeitraums. Sie abstrahiert von Zeiten und Räumen, d. h. von all den Geistergrenzen, all den Bezirken, innerhalb derer wir wirksam geistern und atmen, und redet großspurig im Singular von Zeit und Raum. Das heißt, sie beraubt uns der uns notwendigen Absonderung in eine gestiftete Zeit, die über unserem bestimmten Raum stehenbleibt. An einem kleinen Beispiel mögen die Leser, die der Grenzen ihres eigenen geistigen Lebens inne geworden sind, die Zerstörung durch Naturwissenschaft ermessen. Diodor von Taormina hat eine Bibliothek der Geschichte verfaßt, um die nach Zeiten und Standorten auseinandergestellten Menschen unter ein und dieselbe Ordnung zu bringen, ein Gegenstück zu den Gestirnumläufen am Himmel, wo auch jeder Stern seine besondern Kreise ziehe und doch alle in einer Ordnung kreisten.

Sein moderner Übersetzer aber schreibt, Diodor wolle die nach Zeit und Raum getrennten Menschen in ein und denselben Körper versammeln. Da fällt also die jeden von uns umgebende Hülle unserer Zeit und unseres Standortes fort, und wir werden zu Punkten in Zeit und Ort, zu getrennten Punkten, gewiß, aber die Trennung ist eine innerhalb des selben universalen Raums und der selben universalen Zeit vorgefundene. Davon hat Diodor nichts gewußt, aber der Übersetzer ist Kantianer.

Bei ihm warnt kein Wort davor, daß die Menschen nicht etwa an einem Punkt in der Raumzeit der Physiker zu finden sind,

vielmehr in der umgekehrten Lage sich befinden, einer Lage, deren der Physiker selber sich erfreut. Einstein ist ein Produkt des Westens im 20. Jahrhundert. Aber Diodors Griechen und Römer sind Kinder des Altertums im Mittelmeer. Zeiträume umgeben sie, die keine abstrakte Hypothese über die Naturraumzeit gegeneinander öffnet. Keine physikalische Spekulation öffnet Einstein das vierte Jahrhundert vor oder das dritte Jahrhundert nach Christi. Er mißverstünde beide, wenn er sie in seine 10^{10} Weltzeit einsetzte.

Solche falschen Übersetzungen der echten Räume und Zeiten in das unechte, bloß gedachte »Zeit und Raum«-Kontinuum regnet es heute. Denn die Wissenschaft will allerdings zusehen, wieweit wir uns ausradieren lassen. Alle Wissenschaft macht uns ja allgemein. Wer begriffen ist, verliert seinen eigenen Namen. Statistik, Ökonomie, Rassenkunde, Psychologie, Soziologie bringen uns, dich und mich, als Personen zum Erlöschen, weil sie mit einerlei Zeit und Raum operieren. Nie gesteht der Fachmann, daß er vielleicht den Zeitraum mit seinem Objekt gar nicht teile, daß er, ähnlich wie Seneka oder Pontius Pilatus, weder Paulus noch den Heiligen Geist wahrnehme. Für die Naturwissenschaft ist der wahrwirklich sprechende, hörende, erschaudernde Mensch überhaupt nicht vorhanden. Denn dieser Mensch stürbe und stirbt, sobald nur ein einziger Weltraum gegeben ist, an dessen namenlosem Elend, d. h. »Auslande«.

Unausgesetzt protestiert dieser, der Lebendige, gegen den Anmarsch der Ziffern gegen seine Person. Er versucht die Grenzfälle seines geistigen Verkörperungslebens hinauszustecken. In diesem Ringen verläuft jede Biographie. Die »Selbstbiographie« ist ein letztes Aufbäumen des eigenen Geisteszeitraums gegen die hereinbrechende Atomisierung durch Naturwissenschaft. Denn in ihr erschreibt sich der Autor seine eigene Raumzeit oder seinen eigenen Zeitraum, seine Spanne Lebenszeit.

So wird jedes Ich seine eigene Kirche und Ära. Christen erwehren sich dieser Welt, die uns als freier Schöpfer, Gottessöhne und Geistesträger nicht anerkennt, indem sie das gesamte Mi-

lieu als erbsündig preisgaben. Erbsündig ist im Christentum jeder seiner Stiftung nicht mehr gewärtige Zeitraum. Erbsündig ist also die Nation, die Stadt, der Beruf, die Kunst, die Familie, die Charaktere, die ihre Erschaffung aus dem Wort zu einem bestimmten Zeitpunkt und in einen bestimmten Zeitraum hinein verdrängen, und die damit aufhören zu regenerieren. Diese selbstbewußten Charaktere leugnen die Stunde, in der sie geschaffen wurden. Sie glauben statt dessen an Entwicklung. Sie leugnen die Erbsünde. Denn sie glauben, daß dieser Erbschaft ein Pluszeichen statt des Minus gebühre: Sie verherrlichen das Milieu, die Abstammung, die Nation, die Einflüsse der Umgebung, also alles, vor dem es einer freien Seele schaudert.

Der ganze Spott über die Erbsünde und den Apostel Paulus kommt von diesen Knechtsseelen, von Sklaven des Entwicklungsgedankens und engstirnigen Dienern der Mächte ihrer Umwelt. Wer sich frei von seiner Umwelt an ihre Umschaffung heranwagt, der nimmt sich als Pfeil in den Köcher seines Schöpfers zurück; der weiß, daß viele Geister geistern, jeder zu seiner Zeit und in begrenzten Räumen. Und er hält sein Herz, seine Kehle, seinen Blick Dem offen, der Zeiträume einberuft und abberuft, dem Logos, der immer sich in die Strahlen der Liebe, des Glaubens und des Hoffens bricht, wo aus dem toten All zwei oder drei in Gottes Namen zu sprechen anheben.

*

So sind die Grundlagen einer Grammatik gelegt, in der wir als Mitglieder behandelt werden. Der Leib und die Seele eines jeden namentlich benannten, in Worten sprechenden, mit Begriffen nachdenkenden Wesens werden vom Geiste in Dienst genommen, um ihm den Eintritt in unser leibhaftes Leben zu ermöglichen. Wir öffnen uns ihm, und wir verschließen uns ihm. Und im Rhythmus dieses Wechsels von Glaube und Unglaube verläuft der uns gewährte Anteil an der Fleischwerdung des Geistes.

Die Forderungen für jede Anteilnahme sind auch im Vorstehen-

den aufgezählt: Der Geist will uns vollständig, unser Herz, unser Verständnis, all unsere leiblichen Kräfte und unsere Kraft, vor und hinter unsere eigene Lebenszeit zu dringen, das heißt unsere Seele. Er wird in uns um so reiner laut, je weiter unser Herz, unsere Kehle, unser Antlitz sich von der Angst um den eigenen Atem befreien und selbstvergessen sprechen. Er verlangt, daß wir offen sprechen, d. h. daß wir, was wir sagen, auch gegen uns selber gelten lassen. Obwohl wir es zu sein scheinen, die ein wahres Wort sprechen, so ist es doch erst dann als wahr bewährt, wenn es auch gegen uns selber wirken darf und so von uns über uns erhoben wird, auf daß es gelte, weil es wahr ist, und nicht, weil wir es bloß wahrhaben wollen.

Diese Freisetzung der Wahrheit von denen, in denen sie laut wird, verlangt von allen Sprechern einen freiwilligen Rollenwechsel. Sie werden abwechselnd auch Hörer und Besprochene, solange sie geistig lebendig sind.

Das Urbild dieser Abdankung dessen, dem das erste Wort verdankt wird, ist der Befehlssatz, in dem eine Tat ihren Täter suchen geht und in dem gerade der Rufer und Aussager des Befehls einen anderen braucht, der den Befehl als vernünftig anerkennt und ausführt. Der Name des Akts senkt sich daher nicht auf den nieder, der einen Befehl gibt, sondern auf den, der ihn ausführt (wie alle Berufsnamen: Pflüger, Sager, Richter, bekunden).

Wir verdanken alle diese Einsicht in den Geistesprozeß dem Erstling, der den Geist in des Vaters Hände zurückbefahl und ihn eben damit von seiner menschlichen sterblichen Natur ablöste und freisetzte. Da war es das erste Mal, daß der Geist dem Zeitraum eines Volkstums entrissen und dem künftigen Einen Leibe unseres werdenden Geschlechts zur Verfügung gestellt wurde. Unsere Grammatik aber wendet die da zuerst anhebende geistige Befreiung nunmehr auch auf die Sprachgelehrsamkeit an. »Caesar non supra grammaticos«, hat Julius Cäsar geseufzt: Die Weltherrscher vermögen nichts gegen die Grammatiker. Aber der Geist, der Rom und Athen und Ägypten und die Ger-

manen bekehrt hat, die Mathematiker und die Philosophen, die Tragödie und den Roman heimgeführt hat, der bietet sich nun am Ende sogar den Grammatikern dar. Christus supra grammaticos!

Von der Vollständigkeit der Sprachen

Eine Grammatik wird also einen Modus und Kasus immer als ein Stück eines ganzen Kuchens, weniger drastisch, als einen Akt in dem Vorgang der Ausschöpfung eines geschichtlichen Ereignisses sehen. Weil Regen sich ereignet, erleben wir ihn nur, wenn regne, o regne doch, o regnete es doch, es regnet, ja es regnet wirklich, es regnet sehr, es hat geregnet, es hat wenigstens ein bißchen geregnet, 2 Zentimeter Regen sind gefallen, wir hatten regnerisches Wetter, aber keinen nennenswerten Regen, verregnet ist das Erntefest, verregnet das Heu. Regenzauber, Regenwehen, »Düfteregnen« – wenn alles dies gesagt ist. Die Grammatik hat es nie mit dieser oder jener Form zu tun, sondern mit allen zusammen. In »Drei Prinzipien« möchte ich dies verkannte Gesetz der jeweiligen Vollständigkeit entfalten.

1. Ein Indianer, dessen Sprache 275 Wortstämme enthält, ist überzeugt, daß er alles zum Verständnis der Geister, Dinge, Menschen Nötige in dieser Sprache erleben, denken und mitteilen kann. Ein Franzose mit seiner auch recht beschränkten Sprache ist davon sogar so felsenfest überzeugt, daß seine Nation heute daran zugrunde gehen könnte.

2. Ob Englisch wenig Verb- und Kasusformen hat und Griechisch viele, ändert nichts daran, daß Modi und Kasus in beiden Sprachen das gesamte Kreisblatt oder die gesamte Kugel oder das totale Zeit-Raum-Kontinuum ihrer Sprachgruppe ausfüllen. Also Englisch mit seinen paar Genitiven und Subjonktiven und Chinesisch mit seinen Wortstellungen und Griechisch mit seinem Kasusreichtum und Modalen-Fülle sind in derselben Verfassung; sie leisten ihren Sprechern den gleichen Dienst, Erlebnis auszuschöpfen in alle dank ihrer Zeiten und ihrer Räume gegebene

Ereignung, Erbauung, Unterhaltung und Wirkung, Mischung und Auflösung.

Eine Gabel kann zwei Zinken haben oder fünf. Gabel bleibt sie allemal. Nur auf eine Zinke darf sie nicht zurückgeführt werden. So darf keine grammatische Form auf sich selber zurückgeführt werden. Sie existiert nur im Gegensatz zu den gleichzeitig an der Bewältigung des Geschehens arbeitenden Gegensätzen. Diese vielstrahlige Grammatik verwendet in Imperfekt, Futurum, Aorist-Genetiv, Ablativ, Konjunktiv, Imperativ usw. Verteilungsvorgänge, in denen viele Ausdrücke einen Eindruck verarbeiten. Die Vorherrschaft griechischer Logik, Dialektik und Rhetorik ist vielleicht mit schuld daran, daß die Sprache in Gegensatzpaaren oft gedacht worden ist. Perfekt – Imperfekt sind ein besonders unglücklicher rein logischer Gegensatz. Heut heißt das gern »Polarität«.

Aber so wie der alte Volksvers sagt: »Wo steht es denn geschrieben, Du sollst nur Eine lieben?«, so möchte man auf den Trümmern der marxistisch-dialektischen Weltrevolution auch den Grammatikern warnend zurufen: »*Wo* ist sie denn befohlen, die Lehre von zwei Polen?« Polarität ist eine unter vielen Erscheinungen der Wirklichkeit. Schwarz und weiß, national und international sind denkbare Paare. Aber es ist ein willkürlicher metaphysischer Scherz, zu behaupten, wir Menschen redeten »polar« oder dialektisch, wann immer wir den Mund auftäten. Bei Tyrtaios sangen drei Chöre. In Rom gab es zehn Männer, die die zwölf Tafeln setzten. Ich stelle mir vor, daß in einem französischen Kabinettsrat 23 Minister zu Worte kommen und in Bonn vielleicht ein einziger. Als jemand dem neunundachtzigjährigen Baron Rothschild zum Geburtstag gratulierte: »Möchten Sie hundert Jahre alt werden, Herr Baron?«, rief er zurück: »Warum der Vorsehung Schranken setzen?«

Wie kann man die Freiheit jeder Empfängergruppe eines Ereignisses künstlich beschränken? Es hat 1800 Jahre gedauert, bis die Wunder der Bibel aus den Dingen in die Menschen umstilisiert wurden und Kant den Menschen – nicht den Wein auf der

Hochzeit von Kana – als das Wunder in der Erscheinungswelt bezeichnete. Mit diesem Wort stellte sich Immanuel Kant unter den Eindruck der Person Jesu und änderte die vorchristliche Grammatik, die nur Wundertäter kannte, in eine christliche Satzkonstruktion. Denn in christlicher Sprache ist sicher Jesus von Nazareth das Wunder in der Erscheinungswelt, hingegen die wunderlichen, wundersamen, wundervollen, wunderschönen Vorgänge in der Welt sind kein einziges Wunder im Vollsinn. Aber ein rechtes Gotteskind ist ein Wunder. Und so muß also die Grammatik umkonjugiert werden. Niemand tut Wunder außer Gott. Der Mensch ist das Wunder Gottes. Der Teufel hingegen läßt die Menschen angebliche Wunder tun unter der Bedingung, daß sie selber aufhören, Wunder Gottes zu werden.

Wunder hängt eben mit Wandel zusammen, Wandel mit Verwandeln. Wer einfältig mit seinem Gott wandelt, der soll verwandelt werden. Während ihm selber dies Wunder widerfährt, wandelt er auch viele Stoffe um. Aber was er den Stoffen abgewinnt, ist immer um einen Grad weniger wunderbar, als was die Liebe Gottes ihm abgewinnt.

Dies Beispiel der Umwandlung eines Wortes im Laufe der Jahrhunderte ist nicht etwa ein Scherz. Nur die Schulgrammatik entzieht sich dieser großartigen Geologie der Sprachformen, indem sie solche Vorgänge nur an der Peripherie behandelt.

Die polymere Grammatik der zahllosen Ausdrücke um einen Eindruck herum und aus einem Eindruck heraus beruht auf diesem neuen Unendlichkeitsbegriff der zahllosen Ausdrücke für ein und denselben Vorgang. Aus der Denkgeschichte weiß auch der Laie, daß Unendlichkeit mit dem gleichen ∞ die Grundlage höherer Mathematik geworden ist.

Die neue kopernikanische Grammatik hat auch ihr ∞. Jedes Ereignis ruft eine unendliche Zahl von Ausdrücken hervor! Die Ausdrücke fallen teils vor das Ereignis, weil es erwartet, gefürchtet, abgeleugnet, geweissagt wird. Sie begleiten und sie bestatten es. Aber über diese Art der Bemeisterung haben wir

anderweitig zu sprechen. Hier kommt es darauf an, die Unendlichkeit für die Grammatik zu postulieren. Denn erst damit befreit sie sich von der Logik und Dialektik und wird zur Erfahrungswissenschaft. Die empirische Grammatik fragt nach den Ausdrücken eines Eindruckes auf das Gruppeninnere, auf die äußeren Sinne, auf die Erwartungen und auf die Erinnerungen der Menschheit.

So ist sie unendlicher Abwandlungen bedürftig und fähig. Ihr Thema aber ist die Unendlichkeit jedes Ereignisses, ob nun eine Sprache 40 000 oder 500 Ausdrücke bereithielte! Dieser Unendlichkeitsbegriff führt zu einer Definition jeder einzelnen Sprache innerhalb der kopernikanischen neuen Grammatik. Da wird eine Sprache gesprochen, wo Menschen sich zutrauen, einen Eindruck ausdrücken zu können. Deshalb sind die Kultursprachen gegeneinander geschwisterlich offen. Denn in ihnen werden befreundete Sprachen zur Aushilfe eingeladen. Hautgout, gentlemenlike, Addio bezeugen im Deutschen Reste dieser Geschwisterlichkeit. Hingegen bereitete der Kampf gegen die Fremdworte die merkwürdige Unbrüderlichkeit des Hitler-Deutsch vor.

Die polyglotte Grammatik erklärt sich aus dem Unendlichkeitsdruck eines Eindruckes, eines Ereignisses. Jedes gemeinsame Ereignis ist gruppenbildend. Ist es stark und umstürzlerisch, bildet solch ein Ereignis eine neue Sprachgemeinschaft. Wer bezweifelt, daß im Elsaß, in Österreich, in den deutschschweizerischen Kantonen, in der Ostzone die besonderen Ereignisse an dem Hochdeutsch von Bonn und München rütteln? Die polyglotte Grammatik erkennt in jedem echten Sprecher das Credo an, daß er in seiner Sprache das Vermögen besitzt, sich auszudrücken. Unendlichkeit ist daher ein Credo aller Mitglieder und außerdem ein in jede Sprache dank Abwandlung, dank Deklination, Konjugation, Artikulation mit Notwendigkeit eingehender Lebenswandel. Eine Sprache, die sich nicht wandeln kann, um neue Ausdrücke für neue Eindrücke ihren alten Mitgliedern und neue Ausdrücke für alte Eindrücke ihren neuen Mitgliedern zu erlauben, wäre keine Sprache, sondern eine Maschine. So

wenig Gebetsmühlen mit einem Stoßgebet zu tun haben, so wenig hat die wissenschaftliche Sprache mit echter Sprache zu tun. Denn Wissenschaft verarbeitet immer die schon gemachten Eindrücke mittels Nachdenkens. Aber echte Sprache prophezeit, was noch nie geschehen, singt, was nie geschehen wird und erzählt, was unerhört und unbeschreiblich für die Gelehrten ist. Wo die Gebetsmühlen und die Gelehrten nie hingelangen, da tritt Sprache in Kraft und begabt ihre Mitglieder mit den Gaben der Unendlichkeit und Vollständigkeit: Unendlich macht Sprache unsere Empfänglichkeit. Vollständig macht Sprache unsere Ausdrucksfähigkeit.

3. Damit kommen wir zum dritten angekündigten Punkt: In der kopernikanischen Grammatik ist das Hitler-Deutsch eine unerwartete Krankheitsperiode des Deutschen, die Übersetzung der Bibel in alle Sprachen der Erde ist hingegen gerade das, was wir normalerweise zu erwarten haben. Denn nach Vollständigkeit und Unendlichkeit seiner Sprache verlangt es jeden Menschen. Also kann er verlangen, daß seine Sprache Ernst macht, ihm die Vollständigkeit und Unendlichkeit zu gewähren. Die Bibel ist in über tausend Sprachen übersetzt worden, um dieses allgemeine Menschenrecht sicherzustellen. Sie ist das Minimum an Sprachverschwisterung, weil sie selber die Magna Charta dieses allgemeinen Menschenrechts darstellt.

Denn die Bibel ist der vollständigste Ausdruck der Unendlichkeit, mit der die Erschaffung der Welt auf uns eindringt und uns bedrängt. Dies eine Ereignis also veranlaßt uns alle, jeden in seiner Sprache, auszudrücken, was uns die Schöpfung besagt.

Unsere Empfänglichkeit gesellt sich zur Vollständigkeit und Unendlichkeit hinzu, um zu erklären, weshalb ein und dasselbe den Reichtum der hunderttausend Sprachen und in jeder Sprache den Reichtum ihrer Syntax, ihres Wortschatzes, ihrer Grammatik hervorgerufen hat.

Wenn Johannes ausrief, das Weltall könne die Bücher nicht enthalten, die sich über das fleischgewordene Wort schreiben ließen, so können wir irdischen Grammatiker dasselbe von den Stim-

men der Völker aussagen. Gott hat uns im Geist als Bräute empfänglich erschaffen. Und so ist das Orchester unendlich, die Musik unendlich. Aber er hat uns auch den Trost hinterlassen, daß wir jeder von uns glauben dürfen, daß wir mithören, mitvernehmen, mitreden können; unser Schöpfer hat uns nichts vorenthalten. Seine Götter, seine Elohim, haben uns die leidensvolle Empfänglichkeit verliehen. Jede Sprache leiht uns ihre geheimnisvolle Vollständigkeit. Gott aber gibt uns seine Unendlichkeit, aus der in jedem Augenblick leidensvoller Empfängnis und gläubigen Hingehens in den Sprachenschoß die Frucht unendlicher Erneuerung geerntet werden kann von denen, die dem Eindruck der Elohim standhalten, die der Sprache gehorchen und die vom Geiste sich umschaffen lassen.

Der halbe und der ganze Sprecher

Alles, was ich allein nicht vollbringen kann, muß ich andern auftragen. Der Mann und das Weib und das Kind und der Greis und der Jüngling sind so beschaffen, daß einer allein nichts vermag.

Die Sprache versetzt uns in die Mitte eines ungeheuren Kraftwerkes, wo ein Wort tausend Verbindungen schlägt, wo Urwort oder Endwort in Isolierung Millionen verführt, Hekatomben von Volksgenossen opfert.

Die liberale Robinson-Crusoe-Idee des Einzelnen Wirtes auf seiner Insel war nur in dem Jahrhundert der Fiktion »Mensch« möglich; da unterschlug man den Sprachprozeß zwischen uns allen. Ohne weiteres, ja wörtlich »ohne weiteres«, wurde Einzelner Mensch und Arbeitsprozeß aller Wortbeauftragten gleichgesetzt. Die stillschweigende Täuschung

Mensch = alle Menschen

fällt fort, sobald die Sprache Staunen erregt. Denn dann ist sie das Kabelnetz, dank dessen wir Aufträge empfangen und erteilen.

In die kleinste Einheit der Arbeitsteilung steigen wir nun noch

einmal hinunter, um die Verwirklichung des vollen Sprechers uns klar vor Augen zu stellen. Denn Du oder ich sind an sich nicht befugt, uns Sprecher zu nennen. Wir verfügen über die Satzungsmacht nicht.

Wer verfügt über sie? Das ist die Frage des Menschengeschlechts.

Eine Antwort ist aber nun möglich.

Jeder Imperativ fordert zwei Personen; eine wird hingerissen, das auszurufen, was geschehen müßte; die andere, die sich im Anruf zurechtfindet, nimmt den Anruf auf sich als mit dem Akt richtig benennbar. So erfahre ich im Anruf des namenlosen Befehls gerade meinen Namen, weil er sich in dem Geheiß aussondert und als mein besonderer Name enthüllt. Die Wirkung des Gebots auf mich ist also eine eingreifendere gegenüber der Wirkung bloßer Sätze mit Tatsachen. Vielleicht hilft es dem Leser, wenn er die *Eingriffe* der Sprache mit den geometrischen Begriffen Körper, Fläche, Linie, Punkt vergleicht.

Grammatik	*Geometrie*	
Kopula, Gleichungen	Punkte	Analytische Verstandes-Begriffe, Zahlen
Vergangenheitsformen, Indikative		
	Linien	vernünftige Geschichten
Konjunktiv, Optativ	Flächen	seelische Stimmungen
Imperativ	Körper	leibhaftige Vorgänge

Punkt und Begriff, Linie und Vernehmen, Flächen und innere Spannungen sind alle nicht leibhaftig. Kein Punkt, keine Linie, keine Fläche, die nicht von der wirklichen Welt nur abstrahierten. Es gibt ja keine Sache, die nicht ausgedehnt wäre in allen Dimensionen. Aber der Punkt behauptet: ich habe keine Dimension, die Fläche: ich habe keine Tiefe, die Linie: ich habe keine Breite. Wir aber rechnen mit Punkten, Linien, Flächen, als gäbe es sie!

Mit der Grammatik und der Geometrie verhält es sich also ähnlich. Die Grammatik behauptet z. B., man könne sagen: Die Erde ist eine Kugel, so wie sie $2 = 2$ sagt. Aber die Erde ist gar

keine Kugel. Das Wörtchen »ist«, das die Römer und Griechen meistens vermeiden, indem sie bloß »Erde Kugel« sagen, ist eine Illusion. »Ist« gibt es nur im Denken, ganz wie der Punkt nur gedacht ist.

Auch was wir uns erzählen oder was wir singen, sind zwar ergreifende Wahrheiten; auch sind sie begreiflich, und ein Schubertlied greift uns ans Herz. Aber in den Gang der Dinge greift die Sprache erst auf der Stufe des Befehls ein. Da verändert sich die Welt, wo ein Gebot seinen Vollstrecker aussondert.

Die Lehre von den Körpern, die Stereometrie, geht nun über die reine Geometrie des Euklid hinaus. Heut' reden die Gelehrten viel von der Riemannschen oder der nicht euklidischen Geometrie. Davon verstehe ich nichts. Aber ich möchte eine Lanze brechen für die Leiber gegen die Flächen und Linien und Punkte. Ist die Körperlehre nicht auch in ihrer Weise nicht-euklidisch? Der Körper »besteht« ja nicht aus Flächen, Punkten, Linien. Sondern er besteht draußen, und die Flächen, Punkte, Linien bestehen nur drinnen im Kopfe. Echte Körperlehre ist also immer nicht-euklidisch! Denn Euklid denkt sogar die Leiber, als seien sie aus Dreiecken und Vierecken, aus Kanten und Seiten komponiert. Der Leib zusammengesetzt! Man staunt über diese Anmaßung des Verstandes, der aus seinen nirgends vorkommenden Figuren die wirkliche Gestalt aufleimt.

Verfährt unsere Grammatik auch so? Läuft auch da die Linie zwischen den gedachten Figuren, Indikativen, Konjunktiven, Infinitiven einerseits, und dem Imperativ andererseits? Wir wissen bereits, daß dem Imperativ zwei Personen notwendig sind: Gebieter und Gebotener. Ein Ruf wie »Komm« ist viel abhängiger von dem Gegenruf »ich komme«, als der Satz: »er kommt«. Da die Linguisten das Sprechen unter die Botmäßigkeit eines denkenden Subjekts stellen, und die Tabellen für jeden Modus immer in wunderbar abstrakter Vollständigkeit durchzählen, so haben die französischen Syntaktiker hartnäckig auch für den Imperativ im Französischen sechs Formen nachweisen wollen, nämlich

Que je meure!
meurs!
qu'il meure!
Mourons!
Mourez!
qu'il meurent!

Das hat man ernsthaft auf dem Ersten Kongreß der Internationalen Linguistik im Haag 1928 vorgetragen und niemand hat gelacht.[1]

Der Satz: »er kommt« bleibt in den Sprecher eingeschlossen und besteht dort zu Recht, ob da draußen jemand widerspricht oder nicht. Aber »Komm!« ist auf die Entsprechung angewiesen, und dieser Ausruf setzt sich erst in der Entsprechung durch. »Komm!« wird erst Satz, wenn »Hier bin ich« zurückschallt.

Die Demut des Imperativ liegt also darin, daß der Sprecher sich entäußert, wenn er sich äußert: Er macht sich abhängig von einem über ihn hinausreichenden sprachlichen Strom. Er stürzt sich in diesen Strom und bleibt auf ihn angewiesen. Im Indikativ aber hat er sich satz- oder absatzweise eines Stromabschnitts bemächtigt und sich insofern unabhängig gemacht.

Wie denn, wenn die Sprechweisen gerade die Verselbständigung ihrer Sprecher wären. »Komm!« wäre alsdann unselbständige Leibhaftigkeit. »Er kommt« hingegen wäre selbständige Verständigkeit. Mit jeder Satzart also, die zwischen Gebot und Analyse sich findet, ruderte der Sprecher dichter ans Land seiner selbst? Wer mit dem Verstand etwas behauptet, stände fest und selbständig da, und »ihm bildet die Welt sich«, er nämlich verständig, sie aber verständlich. Oder, ebenso legitim wäre es zu sagen: Der Preis dafür, daß ich im Sprechen selbständig werde, besteht darin, daß meine Sätze nur Gegenstände aussagen. Meine Selbständigkeit bedingt, daß ich nur von Gegenständen rede. Da ist mein Verstand allein beteiligt.

---

[1] Actes p. 43 C. De Boor, »Iets over het Begrip ›Imperativs‹ «, Mededekingen Amsterdam Letterkunde, Nieuw Reeks II, 1948, S. 95 ff., widerlegt diese abstrakte Höchstleistung der berühmten Meister Bally und Bruneau.

Auf der entgegengesetzten Seite des Sprechens liegt das Geheiß, das an mich ergeht. Denn es bestürzt mich. Was mich bestürzt, stürzt meine Selbständigkeit; es wirft meinen Verstand um. Es unterwirft mich. Ich werde unselbständig. Ist das denn Sprache?, protestiert der Philosoph. Das ist doch Gewalt! Ach, Verehrter, Gewalt ist allerdings im Sprechen. Gewalt ist der Ursprung der Sprache. Denn die Sprache waltet über den Menschen und durch die Menschen hindurch ihres Amtes, uns zu binden und zu lösen. Sprache ist Gewalt.

Davon weiß ich nichts, wendet der Philosoph ein. »Wie?«, rufen wir diesem Heuchler entgegen. Wie? Als Du Philosoph, als Du Dir errötend eingestandest, Du wolltest der Wissenschaft dienen und sogar der Wahrheit, was tat Dir denn da die Sprache anders an als Gewalt? »Es soll Wissenschaft geben.« »Es soll Wahrheit gedacht werden.« »Ich soll philosophieren.« Sind das keine gewaltigen Gebote?

Jeder Verständige hat sich dem Befehl gebeugt, so selbständig wie möglich zu sprechen. Damit hat er einem Imperativ entsprochen. Die Gewalt des gebieterischen Imperativs waltet also an der Wiege jedes Deutler-Schicksals. Nur wer der Gewalt der Sprache seinen Tribut entrichtet hat, kann die Disziplin des Denkens je sich aneignen. Denn wer sich nicht berufen und ernannt weiß, der wird allen Zerstreuungen anheimfallen und es nie zu etwas bringen, das nach selbständigem Verstand schmeckt.

Gewiß, dem Verstand scheinen seine Indikative auf der mit Analysen vollgefüllten Halbkugel seiner selbständigen Vorstellungen die normalen Sätze der Sprache. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß ihm die Aussonderung und Ansammlung von Sätzen im Indikativ auf der anderen Hälfte der Kugel geboten wurde: Sein eigener Ursprung kam im Wege eines Befehls an ihn. In diesem Befehl wurde er geheißen, verständig zu denken. Und kraft dieses Befehls empfing er die Verheißung, ihm werde mit Hilfe solcher verständiger Sätze sein Leben gelingen. Lieber Bewohner der Indikativhalbkugel, Dein Ursprung war auf der anderen Seite. Deshalb mußt Du auch die Bewohner der

Imperativkugel anerkennen. Du, lieber Aussagesatz-Mann, stammst nämlich von einem ihrer Gebotssätze ab. Die Gebotssätze-Halbkugel ist so dicht bevölkert wie die Halbkugel der analytischen Gleichungen und Aussagesätze. Aber sie ist nicht von selbständigen oder verständigen Menschen bevölkert. In der Gebotshemisphäre oder, vorsichtiger gesagt, auf dem Imperativquadranten der Erdkugel finden wir die Gehorsamen und die Horchenden, die Ohrmenschen, die Lauschenden, die Vernehmenden. Die sind unselbständig und unverständig. Denn sie sehnen sich nach richtunggebendem Anruf und übergeben sich diesem Anruf: Werde Koch, werde Kellner, ganz so wie Du, verehrter Philosoph, Dich dem Gebot unterworfen hast: »Werde Philosoph!«

Unterwerfung ist der Sinn des Wortes »Heißen« im Imperativquadranten. Herrschaft ist der Sinn des Wortes »Heißen« im Indikativquadranten. Denn der selbständige Verstand sagt aus: »Dies heißt mir ›Automobil‹«. Die unterworfene Seele vernimmt den Befehl: Du sollst mir ein Philosoph heißen. Dieser eigentümliche Doppelsinn von »Heißen« ist auffallend. Aktive und passive Form fallen in »Heißen« zusammen. Die einfache Bedeutung aber ist: ich werde in Bewegung gesetzt, oder ich setze in Bewegung. In beiden, Aktivum und Passivum von Heißen, bewegt ein Satz die Wirklichkeit: auf dem Befehlsquadranten werden wir bewogen, uns einem Gebot zu unterstellen und den Namen dieses Gebots auf uns zu nehmen: Male!, vernehme ich, und ich werde zum Maler. Auf dem Aussagequadranten fühle ich mich bewogen, von den Dingen auszusagen, wie sie heißen: Ein Liter Wasser, eine Kanne Bier, ein Fuder Wein. Auf dem Indikativquadranten bin ich der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Die Erscheinungen warten auf mein erlösendes Wort. Auf dem Geheißquadranten bin ich auf der Flucht vor allen bloß scheinbaren Geboten: Ich warte auf das erlösende Wort.

Indem wir zuerst von Halbkugeln, dann aber von Quadranten sprachen, wollte ich den Leser vor jeder Pedanterie des Ver-

gleichens warnen: Indessen, Geometrie und Grammatik verdienen verglichen zu werden. Die Griechen werden heut für ihre Geometrie kritisiert. Ihre Grammatik verdient die Kritik vielleicht noch mehr.

Nur der geheißene Mensch nämlich weiß, was Sprechen ist. »Der nicht geschundene Mensch wird nicht erzogen«, setzte Goethe seiner Biographie voraus. »Der nicht geheißene Mensch wird nie sprechen können«, ist die verallgemeinerte Form desselben Satzes. Denn Sprechen ist das Vermögen zu heißen, aktiv wie passiv. »Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts«, ist der Versuch, weder aktiv noch passiv zu »heißen«. Diese fleischgewordene Impotenz des Hasen zeigt gut, wie die beiden Aspekte des Gebots und der Aussage Eins sind. Wer sich zu seinem Namen nicht bekennt, der kann auch die Dinge nicht erkennen.

Der bewußten Grammatik der Griechen ist diese Einheit von Gebot und namentlichem Anruf einerseits, von Aussage und Wissen andererseits, unbekannt geblieben. Alle Menschen, auch die Griechen, haben unter dem Zwang zu dieser Einheit gelebt. Aber die Alexandriner haben diesen Zwang nicht durchschaut, und sie durchschauen ihn bis heute nicht.

Daher können sie bei der Analyse der Sprache mit den Aussagesätzen anfangen. Damit aber stellen sie die Wirklichkeit auf den Kopf. Denn während dem Frommen gesagt wird: Liebe Gott

mit deiner ganzen Seele
deinem ganzen Herzen
deinem ganzen Vermögen
deinem ganzen Verstande,

sagt der Alexandriner: Ich denke mit meinem Verstande, ich spreche aus meinem Verstande. Ich soll mit meinem Verstande erkennen, und ich kann mit meinem Verstande erkennen. Er fängt also mit der Nummer 4, dem Aussagesatz des Verstandes, an. Nummern 3, 2 und 1 sind störende Ausnahmen oder Sätze zweiten Ranges oder doch Sätze, die wir zur Erklärung des Themas »Sprache« nicht brauchen. Wilhelm Wundt und Alan Gardiner erklären die Sprache aus Aussagesätzen unabhängiger,

selbständiger Menschen. Das ist ihr ptolemäisches System, in dem ja auch die Erde selber still stand. Gardiner und Wundt glauben, still zu stehen und nicht getrieben oder geheißen zu sein.

Ich aber werde umgetrieben, und mir ist verheißen zu wissen und zu erkennen, solange wie ich anerkenne, es seien an mich und an Euch besondere Gebote ergangen.

Das Wunder der Sprache kann daher nicht in den Aussagesätzen stecken. Denn von denen werden nur die Dinge umgetrieben und geheißen. Ich muß die Sätze aufsuchen, die mich umwerfen und bestürzen, umtreiben und aufrichten. Solche Sätze sind *die* Sätze, in denen mir selber ein Akt so heftig geheißen wird, daß ich als der Täter nach diesem Akt geheißen zu werden, willens werde.

»Älter« sind freilich diese Sätze auch nicht als die Aussagesätze. Denn wer geheißen wird, der heißt auch im nächsten Augenblicke die Dinge seinerseits. Aber obschon alles Sprechen immer vom Gebotssatz zum Verstandessatz sich ergießt und immer ergossen hat, so ist es doch verkehrt, den Lauf des Sprachstroms vom Ende her allein verstehen zu wollen.

Nur wer erklärt, wie mich ein Gebot umwirft, hat »Sprechen« erklärt. Wer eine Aussage erklärt, hat drei Viertel des Sprechens unerklärt gelassen, und ich füge hinzu: er hat drei Viertel der Sprache unerklärlich gemacht.

Denn beim Aussagesatz bleiben mein ganzes Vermögen,
mein Herz,
meine Seele

draußen. Es gilt aber gerade, zu erklären, wie diese drei ins Spiel kommen können, wenn ich angesprochen werde oder anspreche. Hier, an diesem Punkte, wird nun die ptolemäische Grammatik durchschaubar; sie, die unsere Schulen beherrscht, läßt den Sprecher unbeteiligt, es sei denn mit seinem Verstand.

Wir nehmen die Ptolemäer beim Wort. »Ihr sollt recht haben«, sagen wir. Wo nur der Verständige spricht, da herrscht der Indikativ. Da also habt Ihr recht.

Aber schon in den Geschichten, die sich das Volk erzählt, ist nicht der Verstand am Werk, sondern die machtvolle Vergangenheit lebt in den Perfekta und Imperfekta jeglicher Sage, jeglichen Märchens, und übt ihre Macht über die Erzähler selber aus. Nehmen wir also einmal jene Liste:

1. Seele
2. Herz
3. Vermögen
4. Verstand

wörtlich, so dringt die Aussage in 4 ein, läßt aber 3, 2, 1 ungeschoren.

Die Erzählung aber trifft schon auf die Erbmasse erworbener Eigenschaften, auf 3. Den Deutschen erfüllen die Befreiungskriege, den Franzosen der Bastille-Sturm mit Teilnahme. Als Deutsche, als Franzosen, als Typus also, werden im historischen Erzählstil die Hörer angeredet. Jeder Deutsche, fast jeder Franzose liest die selbe Geschichte mit den selben Empfindungen des Stolzes, der Beschämung, der Sympathie. Aber der Deutsche liest den Bastille-Sturm nur dann mit der Begeisterung Hegels oder Hölderlins, wenn ihm mit dem Typus, ein Deutscher zu sein, nicht gedient ist. Die Tübinger Studenten tanzten um den Freiheitsbaum, weil ihr Herz für die Freiheit 1789 und 1792 schlug. Da ergreift also der Aufruf das einzelne Herz (2), nicht nur das erbliche Vermögen des Typus. Aber der alte Hegel tanzte nicht mehr um den Freiheitsbaum. Sein Herz erlosch früh. Seine Seele hielt sich aus seiner geheimrätlichen Würde in Berlin unter dem König von Preußen nicht heraus. Der Satz wurde also nicht gesprochen, kraft dessen der alte Hegel seinen Verstand, sein Vermögen und sein Herz um seiner Seele willen hätte aufopfern müssen. Hegel ist kein Heiliger und hat kein Heiliger werden sollen oder wollen. Der Gedanke des Heiligen kommt uns gar nicht, wenn wir an Hegel denken. Denn er wollte ja Philosoph, also selbständig werden. Kein Heiliger will das, Der Philosoph verallgemeinert. Hegel hat seine Seele dem Verallgemeinern geopfert, und wir sind ihm dafür Dank schuldig,

denn nur so konnten wir an die Grenzen der Philosophie gelangen. Dem Gebot: »Höre auf zu philosophieren!« hat sich Hegel nicht gestellt. Ihm war befohlen, sogar die Nächstenliebe in Aussagesätze umzustilisieren.

Du und ich und Marx und Nietzsche leben nach Hegel. Wir müssen nach den Aussagesätzen die Lossagungssätze lernen: Höre auf, Monarchist zu sein, höre auf, Deutscher zu sein, höre auf, Professor zu sein. Seltsame Befehle. Seltsame Geheiße. Diese Lossagungssätze waren unserer Grammatik völlig verlorengegangen! Die alte Taufformel fragt: Schwörst Du dem Teufel ab? So steht's im althochdeutschen Lesebuch. Aber als eine Urform alles Sprechens haben weder die Offiziere noch die Mannschaften Wilhelms II. oder Adolf Hitlers diese Sätze erkannt.

Und doch sind sie es. Jesus' ganzes irdisches Leben wurde auf seinen Freispruch am alten Israel verwandt. Erst Ostern war er soweit losgesagt, daß er nun als erster Christ vor der Welt steht.

Wir alle erben so viele Gebote und Befehle als Typen, als Deutsche, als Studenten, als Bürger, als Proletarier, als Zeitgenossen, als Haustöchter usw. usf., daß niemand sein eigenes Gebot vernehmen kann, er habe sich denn machtvoll losgesagt von all den typischen Geboten, die dem neuen Gebot den Weg versperren. Als ein Breslauer Kollege hörte, ich züchte Pferde in Vermont, rief er aus: »Aber das kann er doch nicht tun; er hat es doch in Breslau nicht getan.«

Jenes biblische Gebot, Gott zu lieben mit Seele, Herz, Vermögen und Verstand verlangt also die Lossagung, die Hegel sich erspart hat, die aber das fleischgewordene Wort am Kreuze vollzog: den Lossprüch.

Erst dann wissen wir also, was Sprechen ist, wenn wir begreifen, wie Sprechen annulliert wird. Sprechen wird durchaus nicht dadurch annulliert, daß ich sage: »Ich habe nichts gesagt.« Es wird noch nicht dadurch annulliert, daß ich später sage: Es sei ungesagt. Sogar meine Entschuldigung hängt von Deiner Annahme ab, wenn ich Dir auf den Fuß getreten bin. Die Opfer

des 20. Juli sind losgesprochen. Jesus ist losgesprochen. Die bindende Kraft der Sprache ist so ungeheuer, daß nur die Todesbereitschaft des Sprechers den Lossprüch wirksam macht.

Damit aber tritt die Sprache klärlich in die Reihe der lebendigen Mächte. Wenn doch nur das Sterben, ein Akt des leiblichen Lebens, den sprachlichen Vorgang umstürzen kann, dann sollte es auch dem kältesten Verstand unmöglich sein, der Sprache ihre wirkende Macht in der Schöpfung abzusprechen. In der Lossagung also werden außersprachliche Mächte in Bewegung gesetzt. Sie liegen oberhalb oder jenseits des Sprechens. Sie begrenzen es also von außen. Sie müssen erwähnt werden, um das Auge zu schulen, das auf die sprachlichen Vorgänge selber blickt. Dem ungeschulten Auge bleiben nämlich die Grade des Sprechens verborgen. Das schülerhafte Auge der Intellektuellen nimmt nur ein graues Einerlei wahr, und Gerede oder Geschwätz oder Sprache ist der Kinderreim und der Eid, der Choral in der Kirche und das Plädoyer im Prozeß, die Reklame und die Festrede.

Wir begrenzen also im Protest dagegen die Sprachenskala von außen durch den einschneidendsten Akt des Sterbens, um die Stufen der Skala während des Lebens unterscheiden zu lernen. Jenseits des äußersten Wortes spricht der Tod. Aber während und solange gesprochen wird, unterscheiden sich Grade der Lebendigkeit.

Der Verstand ruft die geringste Lebendigkeit hervor. Das Gattungswesen verflicht die Sprache schon tief in die Leiblichkeit. Das Herz erneuert die Sprache von Kopf zu Fuß. Die Seele aber ist das Herz, das über den eigenen Leib hinausschlägt. Unser fleischernes Herz braucht seinen ihm anvertrauten und angelobten Leib; Seele nennen wir es da, wo es sogar auf diesen lieben Leib lieber verzichtet, als seinen Schlag dem Liebsten zu versagen. Die Seele erfährt ihre Bestimmung im Namen und in der namentlichen Berufung, im Gebot der Stunde und ihrer Unterstellung unter dies Gebot. Sie sucht den Leib mit unter dies Gebot zu bringen. Denn Leib und Seele gehören zusammen.

Aber da die Seele ja das Gebot vernimmt und dem Leib zuspricht, so ist die Tragik unausweichbar, daß die Welt die schön geeinten Leib und Seele wütend auseinanderreißt. Dann sind wir gezwungen, die über den Leib hinausragende Kraft der Seele von dem Herzen im Leibe zu unterscheiden.

Jedes neue Gebot gebietet einer Seele, mindestens über ihren Leib hinauszuwachsen. Sie streckt sich nach einem neuen Leibe, wenn die alten Gebieter dem neuen Gebot den Eingang in ihre Gebiete wehren. Aber die Seele ist nicht leibfeindlich. Wer einem neuen Gebot gehorcht, »dem bildet die Welt sich«. Jesus stiftete die Kirche, als die alten Gebieter ihm seinen Leib abrissen. So aber tut jede gehorsame Seele: Sie stiftet als Same eines neuen Leibes ein Leben, dessen Herzschlag sie fortan wird. So wirkt der echte Imperativ.

Dem Herzen, dem dieser äußerste Gehorsam nicht abgefordert wird, ist es erlaubt, in der Welt, so wie sie ist, Bündnisse zu schließen. So wirkt der Gesang.

Dem Charakter, der geschaffenen Eigenartigen Gestalt, gestattet die Welt, ihre Geschichte fortzusetzen. So wirken die Erzählung und die Überlieferung, die Gesetze und die Berichte.

Dem Verstand schließlich, dem Gleichmacherwerkzeug, dem Gehirne, gestattet die Sprache das Allgemeinste. Die Gedanken verallgemeinern und abstrahieren, sie begreifen und analysieren. So wirkt die »nüchterne« Feststellung der Tatsachen, im Aussagesatz und in der Berechnung. Mit souveräner Eroberung des Lebendigen im Geheiß hebt die Sprache an: Da wird Unerhörtes neu gestiftet: Völker, Staaten, Israel, Kirche, sind Gehörsvorgänge, Gehorsamsvorgänge auf neue Imperative. Hier werden die Menschen abhängig.

Mit verständiger Feststellung des Unlebendigen endet die Sprache: Die Wissenschaften sind Analysen und Reflexionen aus den Aussagen des Verstandes. Hier werden die Menschen selbständig.

Zum Leben aber gehören alle vier Stufen der Ergriffenheit.

Immer dann, wenn Gesang, Gedichte, Gedanke die Gebote

überstimmen, fault das Leben, stocken die Sätze, verstummt die Jugend. Offenbarung aber heißt der Vorgang, kraft dessen dieser Fäulnisprozeß hintangehalten wird. Denn sie legt die Urstufe des Logos frei, auf der er souverän tot tot, lebendig lebendig, abstrakt abstrakt und fruchtbar fruchtbar nennt. Und sie zwingt uns, den Ursatz aus dem Einzelnen in den Bund zwischen Herrn und Knecht zurückzuverlegen: »Rede, Dein Knecht hört.« Der soziale Charakter der Sprache ist ja in die Befehlsform so eingenistet, daß hier das Zeitwort seinen Träger suchen geht!

Als diese Wahrheit aus dem Leben schwand, trat Christus hervor. Es ist die Tat Christi, jedem von uns einen Vorsatz, einen Gebieter, einen uns suchenden Herrn voranzusetzen, damit wir die Sprache nicht in unseren Kopf, unser Vermögen, unser Herz hineinkerben. Durch Christus wissen wir, daß wir antworten müssen, um zu Worte zu kommen. Bei jedem Menschen ist die Antwort »älter« als das Wort, sein Name antwortet immer auf ein auf ihn zukommendes Gebot. Also stammt er aus der Sprache, nicht aber stammt die Sprache von dem Menschen ab.

Dies ist der ganze Inhalt des Evangeliums. Gleich die vier Evangelisten verzichten auf ihre griechische Autoreneitelkeit. Die selbe Botschaft ergeht nur »nach Matthäus«, »gemäß Johannes«, »in den Worten des Lukas«. Sie unterstellen sich dem Anruf und Gebot. Sie widerhallen (»Katechese«) es. Seit Christi Geburt also ist der Sturzbach der Sprache freigelegt. Auch sein erster bestürzendster Moment steht jedem vom Weibe Geborenen offen. Weil aber niemand ohne Gebieter ist, deshalb ist der Verstand nicht mehr der Gebieter. Schule, Akademie, Griechentum rücken an ihren vierten Platz aus dem ersten Rang, den ihnen die sterbende Antike und jede sterbende Kultur geben möchte. Das soziale Geheimnis der Sprache haben die alexandrinischen Grammatiker verkannt. Nur deshalb konnten sie ihre Tabellen bauen. Jesus hat es freigelegt, indem er sich demütig zur bloßen Satzhälfte erniedrigte. Ohne Dich, ohne mich ist er ja nie Christus. Er geht auf die Namenssuche. Und seine Heiligen haben

seine Gebote mit ihren Namen vervollständigen müssen durch tausend Jahre, ehe es zu einer Theologie mit Sätzen im Indikativ seit 1100 kommen konnte!

Der halbe Satz, die erste Hälfte des Satzes – das ist Jesus; die andere Hälfte ist der Gläubige. Erst beide zusammen bezeugen Jesus Christus. Denn nun ist er wahrhaftig auferstanden, weil Du seinen Satz zu Ende sprichst.

Die Offenbarung rüttelt also nicht an dem Genius der Sprache. Nur das tut sie, den vollen Umfang der Gottesliebe aus der Versandung in verständigen Analysen freizulegen. Gott-Vater hat der Sprache schon den Säugling unterstellt. Gott-Sohn hat die Sprache verkörpert, damit sie uns wieder bestürze, verwandle, berufe und ernenne. Also die Einheit des aktiven und passiven »Heißens« (Geheiß, Verheißung, es heißt) hat Christus neu hergestellt. Und heut ist der Zeitpunkt gekommen, an dem sogar die Grammatiker von Christus Notiz nehmen müssen. Denn sonst wird es bald keine Sprache mehr geben.

Aber es ist nie anders gewesen in der Welt. Die Sprache ist immer am Aufhören. Die Weissagungen hören auf. Die Gesetze werden sinnlos. Die Klassiker veralten. Dann entspringt neue Sprache nur dort, wo der Brückenschlag zwischen Gebot und Namensträger erfolgt.

Dies ist der Sinn der zwei Schwerter, der Sinn von Kirche und Staat. Nicht zufällig hat Luther die Kirche der Musik verglichen. Sie ist der Voranschlag des Tones, dem draußen in der Staatenwelt entsprochen werden muß durch einen, der den Kopf hinhält. Weder die Kirche noch der Staat vermögen die Welt einzusetzen. Das rechte Wort müssen zwei Brückenpfeiler tragen: die gebietende Macht der Kirche, das antwortende Vermögen des Namensträgers, eines Weltkindes also.

Alle politischen Formen hat seit Christi Geburt die Kirche voraufgebildet. Von den sieben Kurfürsten des alten Reichs bis zur Präsidentschaftskampagne in USA stammen alle weltlichen Prozesse aus der Kirche. Dort haben sie ihren Schatten voraufgeworfen.

Der kleine, kurze Imperativ: Weide meine Lämmer und der ganze Bau des kanonischen Rechts – ehe ihnen nicht entsprochen wird von einem eifernden Weltkind, sind sie noch nicht Verfassungsgrundsätze. Hingegen ein einziger Hörer des Worts, der zum namentlichen Täter des Wortes wird, reißt den Satz aus dem Himmel auf die Erde nieder.

Kein halber Mensch – und alle einzelnen Menschen sind halbe Menschen, weil sie ja Männlein oder Weiblein, alte oder junge sind –, kein halber Mensch kann mit Vollmacht sprechen. Aber Jesus und der Tod, Johannes und die Liebe, Petrus und die Kirche – die Welt muß solchem Einsetzungswort gehorchen. Und also ist es bis auf den heutigen Tag geblieben. Horchen wir also darauf, wie es so bis zum Jüngsten Tage bleiben kann.

Der Wandel durch die Verbformen

Von allen Dogmen des vorchristlichen Altertums hat sich nur das grammatische behauptet. Die Schulen haben die euklidische Mathematik, die ptolemäische Astronomie, die galenische Medizin, das römische Recht und das christliche Dogma radikalst aufgelöst: aber das antike grammatische Dogma herrscht noch immer.

Die folgende Untersuchung versucht deutlich zu machen, daß die Grammatik nicht notwendigerweise wüstentrocken sein muß, sondern die Frucht unserer im Handeln gemachten Erfahrungen auf dem Gebiete der Vernunft, der schöpferischen Autorität und der Gemeinschaft werden darf. Ich versuche, unser Erziehungssystem von einer überholten Grundlage zu lösen. Man fühlt allgemein, daß diese Grundlage schlecht ist. Daher versucht man, die schlechte Grundlage durch eine Anzahl von Sozialwissenschaften zu verstärken wie »human relations«, »Psychologie«, »Soziologie« usw. Einfacher und wirksamer wird es sein, die Grundlage selbst zu ändern. Wenn von Anfang her die soziale Bedeutung der Grammatik aufgedeckt werden könnte, würde es überflüssig sein, alle möglichen Heilmittel zu versuchen gegen die Verwüstungen, die in Menschenherzen und menschlichen Gehirnen durch das grammatische Dogma angerichtet werden.

Da diese grammatischen Vorurteile in einem sehr frühen Stadium der seelischen Entwicklung erzeugt werden, ist der Schaden in den meisten Fällen nicht mehr zu beseitigen. Spätere Epochen werden mit Erstaunen auf das grammatische Turngerät blicken, an dem wir uns selbst und unsere Kinder quälen. Die Grammatik unserer Schulen produziert Atheisten am laufenden

Band. Der schlimmste Sünder muß immer zuerst sich bekehren, bevor eine bestimmte Sünde geheilt werden kann. Da die Grammatik das heilloseste und am meisten veraltete Element in unserer sozialen Erziehung darstellt, kann man nicht erwarten, daß die Gesellschaft gesund wird, solange nicht dieses Element in einen positiven Zustand umgewandelt wird. Ich habe mir vorgenommen zu zeigen, daß die Anfangsgrammatik unserer öffentlichen Schulen verbessert werden kann[1]. Höhere Grammatik kann man ebenso studieren wie höhere Mathematik. Als wir Hexen verbrannten, heilte uns die höhere Mathematik. Denn sie erhellte das Weltall so, daß kein Raum für Hexen blieb. Höhere Mathematik, da sie Unendlichkeit einschließt, setzt uns instand, die Geheimnisse der Masse und Energie, der natürlichen Zeit und des natürlichen Raumes zu begreifen. Die Welt ist nicht mehr magisch und behext. Ihre atomare Ordnung ist mit Hilfe der höheren Mathematik durchsichtig geworden.

Eine höhere Grammatik, welche die Nachdrücklichkeit des Wortes und unser Handeln kraft der Rede achtet, wird uns instandsetzen, die Geheimnisse der sozialen Bewegungen, von Masse und Person, von Erkrankungen und Gesundungen des politischen Lebens zu begreifen. Die höhere Grammatik wird die gleiche Ehrfurcht für die Inkarnationen der sozialen Vorgänge des Sprechens entfalten, wie die höhere Mathematik die Naturgesetze zu bestaunen lehrte. Die niedere Grammatik hat die Sprache zu einem willkürlichen Werkzeug des menschlichen Geistes degradiert. Die höhere Grammatik wird das wiedergutmachen. Die Sprache wird als das Feld der Energie erstehen, innerhalb dessen der Mensch seinen Geist empfängt oder verliert, sich wandelt oder verstockt. Die dogmatische Grammatik verniedlicht die Sprache zu einem Werkzeug des Geistes unserer Schulkinder. Die höhere Grammatik wird sie als große Fleischwerdung voll erscheinen lassen. Sie wird viele Fälle von Schizo-

[1] Außer diesem Werke dienen dieser Aufgabe: »Der Atem des Geistes«; »Zurück in das Wagnis der Sprache«; Beide Bände der Soziologie.

phrenie verhüten, die von der Angst vor dem grammatischen Dogma herkommen. Sie wird von der Schizophrenie heilen, weil sie die Schizosomatiker, die Irrlehrer des Sozialleibes entlarven kann.

Die größte Sünde besteht zweifellos darin, daß unsere grammatische Schultradition der lateinischen und griechischen Quellen griechischen Ursprungs ist. Die griechischen und lateinischen Bezeichnungen und grammatischen Schemata sind uns gerade in der selben Kindheit überliefert worden, in der wir französisch, deutsch, spanisch, russisch oder englisch zu lernen hatten. Die alexandrinischen Schemata der Grammatik begleiten uns seitdem überall hin.

Dieses Schema sieht ganz unschuldig aus. Für gewöhnlich lautet es:

amo	ich liebe
amas	du liebst
amat	er, sie, es liebt
amamus	wir lieben
amatis	ihr liebt
amant	sie lieben

oder ich töte, du tötest, er tötet, wir töten, ihr tötet, sie töten. Was töten anbelangt, so ist es das einzige Verbum, auf das ich mich aus dem Hebräischen entsinne, weil ich auf diese Weise in einem Gymnasium in Berlin über das hebräische Verbum unterrichtet wurde. Und wir lernen alle nach diesen Listen, um Zugang zu einer Sprache zu gewinnen. Was kann in bezug auf eine solche Liste bedeutungsvoll sein?

Erlauben Sie mir, dieser Liste sofort eine andere gegenüberzustellen. Unsere Anordnung nach Christi Geburt müßte lauten:

ama (amate)
amem (amamus)
amatus (amant)
amavimus.

Das entspricht dem Nachdruck der Aussagen. In dieser Reihe vertritt jede persönliche Aussage – uns, ich, es, sie, wir, – eine

andere grundlegende zwischenmenschliche Wirklichkeit. In der alexandrinischen Reihe werden alle Personen dem gleichen Drill unterworfen. Sie scheinen alle auf die gleiche Weise zu sprechen. An diesem Punkt entsteht der fatale Irrtum. Viel an unserer Verworrenheit über soziale Beziehungen und viel an unserer Unwissenheit über die Sprache kann unmittelbar von diesem Irrtum abgeleitet werden. Indem ich aneinanderreihe

amo
amas
amat
amamus usw.

wird der Eindruck erweckt, daß alle diese »Urteile« behandelt werden können und sollten, als wenn sie die gleiche zwischenmenschliche Bedeutung hätten. Die Wirkung auf jeden, der solche Reihen lernt, ist die Meinung, jeder Indikativ werde mit demselben Grad der »Leidenschaft« gesprochen. Wir widersprechen dem. Wir behaupten, daß amat und amo und amas in sozialer Hinsicht weltweite Unterschiede angeben und daher nicht als gleichartig gelehrt werden dürfen. Die alexandrinische Liste ist unernst. Sie stellt schließlich nur einen Kompromiß dar, bei dem oberflächlich alle Personen in derselben Weise im Indikativ aneinandergereiht werden. In unserem Leben formt der Indikativ bis zum heutigen Tage kein Kontinuum von amo, amas, amat. Auch darf es niemals Gestalt gewinnen. Im Gegenteil müssen wir von dieser Reihe loskommen, weil sie die Menschen dazu verführt, gering von der Gemeinschaft zu denken und entsprechend zu handeln und die Unterschiede hinsichtlich des Nachdrucks in amas, amo und amat zu übersehen. Ich hoffe, diese Einsicht auf den folgenden Seiten dem Leser nahe zu bringen.

1. amat wird ohne innere Beteiligung als eine Tatsache ausgesprochen. Es ist eine Mitteilung. Hingegen amo und amas können nicht ohne ernste gesellschaftliche Folgen ausgesprochen werden. amo ist ein Geständnis, und zwar gestehe ich ein Geheimnis ein. amas behauptet etwas. Beides setzt daher Leiden-

schaft voraus, weshalb wir lernen müssen, was Leidenschaft und Nachdruck als soziale Elemente der Grammatik bedeuten.
2. Die politische Bedeutung unserer verschiedenen Äußerungen kann in einer neuzeitlichen Grammatik beschworen werden, oder sie kann durch die herkömmliche Grammatik unterdrückt und zerstört werden.
Die Bedeutung von 1 und 2 zeigt sich angesichts der ständigen Verwirrung von Geschichte und Naturwissenschaft. Der Geschichte haftet Leidenschaft an, welche die Naturwissenschaft nicht kennt. Geschichte kann nicht Naturwissenschaft sein, weil sie Leidenschaft erfordert.

Amatur

Amatur, es wird geliebt, ist eine objektive Feststellung. Etwas Tatsächliches wird von irgendjemandem berichtet, der weder der Sprecher oder Schreiber, noch der Hörer oder Leser ist. Herr Irgend weiß gewöhnlich nicht, daß die Menschen von ihm sprechen. Auf der anderen Seite ist es gleichfalls bemerkenswert, daß weder der Sprecher noch der Hörer an dem Satz oder an der Aussage amatur irgendwie beteiligt ist. Im Wort amatur ist der Prozeß der Liebe ohnmächtig gemacht worden. Das ist keine geringe Erkenntnis. Von Liebe können wir nur in Furcht und Zittern reden, sobald wir von ihr in der ersten oder zweiten Person reden. Die dritte Person neutralisiert die Macht der Liebe. Die Gegenstände der Naturwissenschaften werden ohnmächtig gemacht. Gott im Gebet, Gott in den Zehn Geboten ist der lebendige Gott. Gott als das Objekt der Theologie ist ohnmächtig, eine bloße Dritte Person. Wenn von irgendeinem Dritten gesagt wird, daß er lebt, so rangiert die Aussage mit »es regnet« oder »die Sonne scheint«. Für gewöhnlich nennen wir eine solche Feststellung objektiv. Dieser Ausdruck ist ganz am Platze unter *einer* Bedingung. Die objektive Feststellung »es regnet« oder »er lebt« abstrahiert nicht nur vom Sprecher, sondern ebenso vom Hörer! »Objektiv« ist daher eine zweimalige Verneinung des Betroffenseins. Das Objekt ist ebenso vom Sprecher

wie vom Hörer fortgerückt. Für gewöhnlich wird im modernen Denken diese zweifache Eigenschaft des Objektiven übersehen; »objektiv« scheint irgendetwas zu sein, was dem Subjekt gleichgültig ist oder von dem das Subjekt sich abgesondert hat. Das engt die sprachliche Situation ein zum Monolog eines denkenden Subjekts, das ein Objekt denkt. Wir kehren zur Vollständigkeit der Grammatik zurück mit der wichtigen Regel, daß »amat« von zwei Menschen, nicht nur von einem, abstrahiert. Das »Subjekt«, für das der Satz »er liebt« eine tatsächliche Feststellung ist, muß auf zwei Menschen verteilt werden, ein Subjekt und ein Praejekt: den Sprecher und den Hörer. Erst so können wir die Tiefe des Abgrundes ermessen zwischen der objektiven dritten Person in amat und den zwei sich miteinander unterhaltenden Menschen, die als Subjekt und Praejekt ihre Meinung über ihn austauschen. Um wirklich zu begreifen, was es mit einer objektiven Feststellung auf sich hat, und um ihr ihren Platz im sozialen Leben anzuweisen, ist es nützlich, die Aussage amat in ihrer Bedeutung zu ergänzen, indem sie voll in eine Unterhaltung eingesetzt wird.

Hans sagt: amatur, er wird geliebt. Willi könnte antworten: amatur, sed non amat; er wird geliebt; er aber liebt nicht. In solchem Zwiegespräch kann die Antwort zustimmend oder verneinend sein. In beiden Fällen macht die Hinzufügung der Antwort deutlich, daß A und B die Wahrheit über einen Dritten debattieren. Eine Tatsache der Außenwelt steht zur Debatte, zu der die beiden Sprecher keine persönliche Anteilnahme von ihrer Seite beitragen müssen. Sie wollen begreifen. Sie halten sich aber vorläufig nicht für verpflichtet, einzugreifen. Der Fall liegt außerhalb.

Amo

Wenn wir uns nun zu amo oder amas wenden, so betreffen diese Formen nicht in erster Linie objektive Tatsachen. Sie werden freilich bei den Alexandrinern auch Indikative genannt. Aber das läßt die Hälfte der Bedeutung dieser Sätze in Vergessenheit

geraten: amo hat eine doppelte Bedeutung im Vergleich zu amat. Ein Mensch, der amo sagt, tut zwei Dinge auf einmal. Er ist in ein Handeln hineingezogen, und außerdem bekennt er sich dazu. In einer solchen Beanspruchung kann offensichtlich sein Bekenntnis nur erfolgen, wenn es den Akt nicht verneint. Augenscheinlich können gewisse Akte verneint werden, indem sie bekannt werden! Die erste Person, die von sich spricht, wagt etwas, was nicht der Fall ist, wenn sie von einem anderen spricht! Sie gerät in die Gefahr, den Akt zu vernichten, zu welchem der Ausspruch sich bekennt. Gewiß kann ich in vielen Fällen zugeben, daß ich dies oder das tue, ohne die unternommene Tat zunichte zu machen. In solchen Fällen scheint »vernichten« eine Übertreibung zu sein. Warum sollte ich nicht sagen »ich bin wütend«, »ich verreise mit der Eisenbahn«? Nun, es ist gewiß, daß diese Sätze für gewöhnlich der Handlung, die sie wiedergeben, keinen Abbruch tun. Wir haben behauptet, daß sie für den Sprecher ein Wagnis enthalten. Und darüber kann kein Zweifel sein. Jeder Akt, der während seines Verlaufes ausgeplaudert wird, kann zerstört werden. Die erste Person (ich), die zu irgendjemand anderem sagt, was ich zu tun im Begriff bin, macht diese Handlung verwundbar von außen her. Jede Handlung kann aufgehalten werden. Und der Sprecher, der sagt, was er tut oder zu unternehmen beabsichtigt, ruft Unheil herbei, oder er fordert mindestens Kritik heraus, wenn er sagt, was er getan hat! Goethe hat zeitlebens ein Grausen gepackt, wenn die Leute wissen wollten, was er gerade schreibe. Im ersten Teil habe ich im Kapitel »Die Götter des Landes« seine warnenden Verse an Frau von Stein wiedergegeben, weil sie zu wenig beachtet werden. Und hier will ich nun seinen tollen Vers anführen:

Dichten selbst ist schon Verrat.

Ein Mann mit gesundem Menschenverstand wird von seinen eigenen Taten nicht in der ersten Person reden, wenn er das nicht zu tun braucht. Er wird ein Schloß vor seinen Mund hängen unter dem Druck von Wagnis und Gefahr, und es ist möglich,

die Summe von Leidenschaft zu bestimmen, die erforderlich ist, um seinen Mund zu öffnen. Die Leidenschaft, die einen Menschen zu sagen zwingt »amo«, muß die Schranke der gesellschaftlichen Hemmung durchbrechen, welche ihn warnt, keine Störung heraufzubeschwören! Amat, er liebt, bedeutet für gewöhnlich kein Wagnis für den Sprecher. Er kann unbeteiligt und unverbindlich darüber schwatzen; aber amo macht verantwortlich. Der Sprecher eines Satzes in der ersten Person kann nicht die eigene soziale Situation einfach dadurch verbessern, daß er irgendeine Handlung, einen Gedanken, ein Gefühl, eine Absicht von sich ausplaudert. Daher erfordert es einen Entschluß, amo zu sagen, der in amat fehlt. Dieser Entschluß muß nachdrücklich genug sein, die Hemmung zu durchbrechen, welche uns rät, nicht zu reden! Aus diesem Grunde ist unter allen menschlichen Aussagen die schwierigste, zu sagen »amo«. Während der Satz »ich esse«, »ich setze mich« einen Augenblick unseres Lebens betrifft, legt »amo« seine endgültige Richtung und letzte Bestimmung fest. Es ist größere Gefahr, daß die Menschen sich in meine Mitteilung eines für Lebenszeit wichtigen Aktes einmischen als in eine Zehnminuten-Plauderei. Daher sagen wir nicht in der Öffentlichkeit amo. Wir sagen das vielleicht zu der geliebten Person, aber zu niemandem sonst. Unserer Familie sagen wir: »wir haben die Absicht, zu heiraten«, was weniger Einmischung hervorzurufen braucht. Und der übrigen Welt machen wir bekannt, daß wir Mann und Frau geworden sind, was keine irgendwie geartete Einmischung hervorruft.

amo
»Promessi Sposi« (Manzonis großer Roman)
sumus (Wir haben uns verlobt)
maritus et uxor
erimus (Wir werden Mann und Frau)

könnten in drei konzentrische Kreise eingeschlossen werden: Von hier aus ist deutlich, daß »amo« niemals – wie doch »amat« – als eine allgemeine oder für die Öffentlichkeit bestimmte

Aussage gelten darf, weil es die Gefahr der Nebenbuhlerschaft, der Eifersucht und der Verfeindung in sich schließt. Der Welt gegenüber werde ich, wenn ich klug bin, im allgemeinen nicht sagen: »amo«, sondern »uxor mea est«, »sie ist meine Frau«. Das bedeutet, daß ich die Aussage in der ersten Person in einen Satz in der dritten Person verwandele. Wenn ich sage »uxor mea est«, so habe ich den objektiven Ausdruck gewählt, welcher keine Gefahr der Einmischung hervorruft, welcher von meiner Seite aus keine Leidenschaft erfordert und welcher nicht den Charakter eines Bekenntnisses hat. Aber ich habe dennoch die Substanz aus meiner Liebeserklärung gegen die Welt festgestellt. Wir kommen zu dem Schluß, daß »amo« aus vollständig anderem Stoff gemacht ist als »amat«, und die Geschichte der Sprache bezeugt unseren Standpunkt. Amo ist eine betonte Form, eine subjektive Beteuerung, die in die alexandrinische Tafel ganz mutwillig als Indikativ eingesetzt ist. Die erste Person Singularis hat nicht den gleichen Ursprung wie der Indikativ. Die Tafel des Indikativs leiht sie sich nur aus. Amo mit seinem Ausrufs-o am Ende gehört zu der Klasse der emotionalen Sprachformen wie: »ach«, »sieh da«, »Heiho«, »wahrlich«. Amo und amat gehören zu zwei unterschiedlichen Ausdruckssituationen.

Amas

Die Kluft zwischen amo und amat ist indessen nicht stärker als die zwischen amas und amat.

Einem modernen Menschen mag diese zweite Kluft sogar noch leichter erklärbar sein. Denn wir haben uns daran gewöhnt, hübsch objektiv und hübsch offenherzig über uns selbst zu sein. Die Menschen schreiben Tagebücher, werden analysiert, legen Berichte ab, schreiben Briefe und sprechen daher Dinge in der ersten Person aus, die vor dreihundert Jahren niemand zu äußern wagte, es sei denn unter dem objektiven Schleier von Aussprüchen in der dritten Person.

Aber als moderne Menschen nehmen wir uns große Freiheiten heraus hinsichtlich unserer selbst und plaudern all unsere Ge-

heimnisse aus. Daher scheinen die erste und die dritte Person nicht mehr meilenweit voneinander entfernt. Aber wie steht es mit der zweiten Person? Wir können uns nicht oft dieselben Freiheiten der Person gegenüber erlauben, mit der wir sprechen. Ich kann gut wissen, daß Sie den oder die lieben. Aber bevor Sie die Absicht haben zu heiraten, habe ich nicht das Recht, Ihnen ins Gesicht zu sagen, daß Sie ihn oder sie lieben. Sie sind es, die mir das zuerst sagen müssen! Wenn Sie sich entschlossen haben, mir ein solches Bekenntnis zu machen, so kann ich späterhin ihre eigene Mitteilung etwa so weitergeben: »da Sie ihn lieben«, »wenn Sie ihn lieben«, »bevor Sie ihn liebten«. Jeder Sprecher bedarf erst von seiten seines Hörers die besondere Erlaubnis, bevor er ihm gegenüber ausplaudern kann, was der Hörer fühlt.

Nehmen Sie ein Kind und seine Mutter! Die Mutter kann sagen: du bist heute hübsch angezogen! Aber warum? Weil sie die Mutter des Kindes ist! Die Mutter hat Autorität. Ebenso steht es dem Arzt, zu dem eine kranke Person mit der Bitte um Rat kommt, frei zu sagen: »Sie haben Zucker«. Das bedeutet, daß Tatsachenfeststellungen in der zweiten Person (»amas«) das Bestehen einer bestimmten sozialen Beziehung voraussetzen. Das Recht des Sprechers, »amas« zu sagen, ist von einem Abkommen abgeleitet, in dem wir ihm ein gewisses Maß von Autorität, das zu sagen, gewährt haben! Nicht jedem steht dies Recht zu.

Die Mutter ist genötigt, »du bist ungezogen« zu sagen, infolge ihrer Pflicht gegenüber dem Kind. Der Freund ist ermächtigt, zu sagen, »quia amas«, weil er durch diesen Gesprächspartner oder auf irgendeine andere Einführung berechtigt wird, diese Tatsache zu wissen. Wenn ich mit einer Person verbunden bin, so spreche ich über etwas, was diese Person angeht. Ich gründe mich auf einen inneren Bezug, der den Ausdrücken in der objektiven dritten Person völlig abgeht. Viele von uns sagen über dritte Personen wahre Ungeheuerlichkeiten; nie sagen sie dasselbe diesen Personen ins Gesicht.

Wer also ist die in Betracht kommende Zweite Person, die wohl oder übel auf meine Aussagen über sie selbst hören muß? Es ist

die Person, an die ich berechtigt bin, Wünsche, Befehle oder Klagen zu richten. Die zweite Person in »amas« ist nicht irgendetwas oder irgendjemand, sondern bist im besonderen Du, für den ich in irgendeiner Weise verantwortlich geworden bin. Du kannst mich um Hilfe oder Rat angegangen haben, oder Du magst von Rechts wegen oder in Heer und Marine unter meiner Obhut stehen. In solchem Falle wird »amas« nicht ohne Betonung gesagt. Indessen ist die Betonung von »amas« nicht vom gleichen Typ wie in »amo«. Die Hemmung, die beim Sagen von »amo« überwunden werden muß, ist der Teil eines ungestümen Sieges über das, was den Mund verschlossen hält. Die Betonung, die darin liegt zu sagen »du bist ein Dieb«, ist ebenso Teil eines ungestümen Siegen über das, was den Hörer verhindert, sein Ohr zu öffnen. Die Autorität der Mutter, das Amt des Arztes sind erforderlich, bevor der leidende Teil genug leidender Teil ist, um zu hören! Die meisten modernen Menschen verniedlichen dieses Geheimnis des Durchbruchs, der erst einmal nötig ist, um einen Menschen zum Hören zu veranlassen! Der Herausgeber unserer Studentenzeitung mit einer Auflage von 3000 Stück täglich schien mir seine Tribüne zu mißbrauchen. Ich sagte zu ihm: »Immerhin lesen 3000 Leute Ihr Zeug«. Er antwortete naiv: »Oh, ich bin nur einer von 3000. Jeder Mann kann sagen oder schreiben, was er will«. Er hatte eine Druckerpresse. Er besaß eine Zeitung als sein Sprachrohr. Die Leute waren daran gewöhnt, diese Zeitung zu lesen. Sie waren nicht daran gewöhnt, auf Hans oder Grete zu hören. Das wollte er sich nicht eingestehen. Eine noch bezeichnendere Sache ist die moderne Gewerkschaft. In einer Gewerkschaft sind die Ohren der Mitglieder die meiste Zeit gegen jedermann verschlossen einschließlich, soweit es ihre Arbeit betrifft, gegen den Präsidenten der Vereinigten Staaten. Das ist die eigentliche Stoßkraft einer Gewerkschaft, daß ihre Mitglieder aufhören, Worten über Arbeit zuzuhören, wenn sie die außerhalb ihrer Gewerkschafts-Zeitung lesen oder nicht aus dem Munde ihres Sekretärs hören.

Der Mann, der sagt »du bist ein Narr«, würde selber ein Narr

sein, wenn er das zu irgendjemand sagte, der nicht bereit ist, auf ihn zu hören. Und diese Bereitschaft rührt her von einem Beteiligtsein und einer betonten Beziehung zwischen Hörer und Sprecher! Sätze wie »du bist beleidigt«, »du bist ungezogen«, würden machtlos bleiben, wenn der Hörer nicht die Absicht hat, auf den Sprecher zu hören. Diese Absicht muß die natürliche Unwilligkeit jedes Individuums ausgleichen, mit anzuhören, wie andere Menschen sich in unsere eigenen Angelegenheiten einmischen. Warum ist unerbetener Rat in keinem Fall von Erfolg? Weil er nicht die Kraft hat, des Empfängers Ohr aufzuschließen. In »amat« ist keine seelische Übermacht erforderlich, um mir diese Tatsache aufzudrängen. Die 3. P. Indicativi erfordert Kenntnis der Tatsachen; sie setzt keine soziale Macht oder Autorität über andere Menschen voraus. Aber die Bedeutung irgendeines Satzes in der zweiten Person hängt von dem Grad der Autorität ab, die der Sprecher über den Hörer besitzt. Er muß den Zuhörer in einen Hörer verwandelt haben. Das Wagnis »amas« zu sagen, ist ein machtvoller Akt, weil es nicht nur zum Gegenstand hat: »du liebst«, sondern weil es außerdem eine Geneigtheit von seiten des Hörers hervorrufen muß, die nicht ohne weiteres angenommen werden kann. Hinter dem Sätzlein »amas« taucht das ganze bisherige und das kommende Zusammenleben des Liebenden auf.

Vergleich

Wir können jetzt die drei Personen in einem Satz vergleichen: der Sprecher von amo hat sich entschlossen, das Stillschweigen über sich zu brechen, obgleich das die Gefahr einer Störung mit sich bringt. Der Hörer von amas hat sich entschlossen, Einmischung entgegenzunehmen. Sprecher und Hörer von amat haben nichts in ihrer sozialen Haltung in Ordnung zu bringen, ehe sie auf diese Tatsache hören. Sie brauchen Einmischung in ihre eigenen Angelegenheiten weder abzulehnen noch entgegenzunehmen.

Aus diesem Vergleich zwischen

amo
amas
amat

ergibt sich ein sehr wichtiger Schluß: während amat auf die Wahrheit hin diskutiert werden kann, kann amas diskutiert werden auf die Autorität hin und amo auf die Klugheit hin. Sprecher, Hörer und Besprochener stehen vor uns.

Wenn wir unsere drei Ausdrücke als Verhaltensweisen gruppieren, wird »amat« erkannt als eine Probe auf unsere Fähigkeit, zu wissen, amas als die Herausforderung einer Entscheidung unserer Autoritätsmacht, amo als unsere Macht, unsere Geheimnisse zu enthüllen. Auf diese Weise werden

Wissen	dritte Person
Autorität	zweite Person
Gemeinschaft	erste Person

mit drei verschiedenen Hürden eingefaßt. – Der Verstand, das *Wissen,* bezieht sich auf Probleme von Tatsachen, von Wahrheit oder Falschheit, von Erkundung oder Beobachtung. Der Verstand kann über tertius, den dritten, die Wahrheit oder die Unwahrheit sagen.

Aber *Autorität* bezieht sich auf den Zwiespalt zwischen der Freiheit des Hörers und seinem Genötigtsein. »Amas« ist ein Ausdruck, der Deine Freiheit einschränkt; wenn ich es notwendig finde, es Dir zu sagen, so nur, weil ich beteuere, daß unsere Beziehung von solcher Art ist, daß es notwendig ist, Dir das zu sagen. Bei Dir entscheidet sich also nicht Wahrheit, sondern Recht oder Unrecht.

Und *Gemeinschaft* bezieht sich auf die Entscheidung, ob ich Stillschweigen bewahren oder etwas aussprechen soll. Der Mann, der in Gegenwart einer Dame sagt »ich schwitze«, überwindet seine Scheu hinsichtlich des Geheimhaltens und nicht hinsichtlich des Zweifels über diese Tatsache! Und wahrscheinlich denkt er nicht daran, ihr zu sagen »du schwitzest«, obwohl beides richtige Tatsachen sein und ihm bekannt sein mögen. Aber er hat nicht

die Autorität, diese Tatsache festzustellen, noch sein Wissen davon der Dame mitzuteilen. – Das zu tun, würde seine soziale Überlegenheit voraussetzen. Hingegen hat er die Macht, sich persönlich zu decouvrieren.
Die soziale Wesensverschiedenheit zwischen amat – Kenntnis von Tatsachen, amas – Autorität zu sprechen, amo – Aufdeckung von Geheimnissen – ist außerordentlich. Sie repräsentieren drei verschiedene soziale Vorgänge zwischen Menschen, Gliedern, und der äußeren Welt.

Schizo-Somatik
oder
Wie die Grammatik die Sozialleiber spaltet

Ist es klug, Generationen von Menschen nach unserem mechanischen grammatischen Schema zu lehren, daß amo, amas, amat, amamus, amatis, amant eine »natürliche« Reihe darstellen?
Es scheint mir, daß wir durch diese unüberlegten Erdichtungen aus Alexandria (die 2200 Jahre alt sind), die wir vertrauensvoll wiederholen, absichtlich unsere und unserer Kinder Einsicht in die Abläufe des Sprechens verdunkeln. Der Konflikt zwischen der wirklichen Person und unserem Erziehungssystem kann weithin auf die Blindheit unserer Erzieher hinsichtlich der Grammatik als einer sozialen Wissenschaft zurückgeführt werden.
Alle übrigen sozialen Wissenschaften sind heutzutage eifrigst dabei, die falschen Dogmen, die in Volks- und höherer Schule gelehrt worden sind, zu beseitigen. Ob es unsere Muttersprache oder die Fremdsprachen betrifft, die soziale Verwilderung der grammatischen Lehren ist die gleiche.
Mir will es scheinen, daß es einfacher ist, von Anfang an die Ordnung mitzuteilen, anstatt zunächst das Kind durch unsere schlechte Erziehung zu ruinieren und dann unser Verbrechen mit psychologischen und soziologischen Maßnahmen wieder gut zu machen.

Das könnte leicht erreicht werden, wenn die alexandrinische Grammatiktafel verworfen würde. Sie hat den Vorzug eines Rezeptes. Und ein Rezept ist ein großes Geschenk. Aber sie widerspricht allen Erfahrungen in der Gesellschaft. Während wir alle instinktiv wissen, daß wir nach unseren Einsichten mit sehr verschiedener Betonung sprechen, erfüllt uns die Grammatik mit dem entgegengesetzten Eindruck.

In unserer modernen Gesellschaft werden amo und amas behandelt, als wenn sie auch nur bloße Tatsachenfeststellungen wären wie amat. Und die Schamlosigkeit der Psychologie, die sozialen Klassifikationen, die Tyrannei der Physiker und Analytiker sind einige Ergebnisse dieses Mangels an Weisheit und Autorität in dem grammatischen Schema. Jedermann wird angeleitet, von sich in der Weise einer Tatsachenreihe zu denken, gleichsam als wäre er oder sie eine Dritte Person. Das bringt seine oder ihre menschlichen Beziehungen auf eine falsche – objektive – Grundlage, die sie entwertet. Denn objektiv sprechen wir von denen, die abwesend sind und die daher weder rot zu werden noch zuzuhören brauchen. Menschliche Beziehungen gedeihen dort, wo wir Geheimnisse der gegenseitigen Bindung und innere Bereitschaft zum Hören ins Spiel bringen. Menschliche Beziehungen sterben, wo alle unsere Feststellungen nur Tatsachen vorzubringen behaupten. Denn da beleidigen wir einander unausgesetzt. Heer und Fabrik, Schule und Krankenhaus beleidigen oft.

Dies mag aufgewiesen werden an unserer vierten Weise grammatischer Aussage, die heute viel mißbraucht wird: ihre amtlichen Wächter haben sie der unentschiedenen Ausdrucksweise wie »amat« ausgeliefert. Das ist die Pluralform amavimus, wir haben geliebt; vicimus, wir haben gesiegt; fuimus, wir sind gewesen. In dieser Form haben wir eine Vielheit von Subjekten, die aussagen, daß sie ein- und denselben Akt in der Vergangenheit wie *ein* Mensch ausgeführt haben. Das »wir« in amavimus ist eine Verschmelzung zwischen Sprechern und Hörern. Das Wort eines Menschen und das Hören eines anderen haben zu *einer* Handlung geführt. Diese gemeinsame Handlung, die

wir kennen, erschafft Geschichte. Alle Geschichte ist der Bericht von Handlungen, in denen irgendwelche Sprecher und Hörer eins geworden sind. Das »wir« entsteht immer durch Sprechen. Als Tiere haben wir keinen Wir-Status in uns. Wenn ein Mann eine Frau gebeten hat, ihn zu lieben, und sie ihn erhört hat, so besteht ein »wir«, das gemeinsam Erfahrungen machen kann. Wenn Soldaten ihren Offizieren gehorcht haben, so entsteht ein Heer, dessen Feldzüge sich entfalten können. *Aber niemals gibt es ein natürliches Wir.* Alle »Wirs« sind geschichtlich durch die erfolgreiche Vereinigung eines Sprechers mit Hörern geschaffen. Geschichte ist daher die innere Erfahrung einer Wir-Gruppe, wenn sie wirklich Geschichte ist. Aber unsere Historiker, die keine Erzähler sind, sondern im Banne der Naturwissenschaften objektivieren, behaupten, daß »wir« und »sie« Wörter derselben Qualität sind, daß unsere Geschichte und die Geschichte überhaupt nur beschreibender Art sind. Und deshalb schreiben sie naturwissenschaftlich gesehene Geschichten. In diesen Geschichten in der dritten Person ist der Bösewicht nicht in uns, sondern in der Außenwelt. Man macht uns glauben, daß wir, die Historiker und die Leser historischer Bücher, in irgendeiner Opernloge als Zuschauer sitzen. Die Herren Toynbee und Spengler haben diese Sicht popularisiert[1].

Wenn jemand fragt, wie man das Wir echter Geschichtsschreibung von den Sie-Geschichten der als Naturwissenschaft verstandenen Geschichte unterscheiden soll, so ist das sehr einfach. Alle »wissenschaftlich« gerichteten Geschichtsbücher müssen eine Vielzahl von Geschichten hervorrufen. Toynbee unterscheidet 21 Kulturen, Spengler 8. Der durchschnittliche Lehrer der Geschichte unterscheidet spanische, französische und mexikanische Geschichten und zahllose andere; je naturwissenschaftlicher die Geschichte wird, um so zahlreicher werden die Geschichten. »Sie« kann von jeder Gruppe oder Volk gesagt

[1] Siehe dazu den vierten Teil im Ganzen und im Besonderen »Selbstmord Europas«.

werden –, ob groß oder klein. Bayern hat eine Geschichte, Franken hat eine Geschichte, Bamberg hat eine Geschichte. Die Unterteilungen einer Dritten-Person-Geschichte schaffen Vervielfachungen.

Aber unsere Geschichte würde nicht unsere geschichtliche Erfahrung sein, wenn es endlos viele gäbe. Unsere Geschichte ist die innere Erfahrung jener, die miteinander gesprochen haben. Wir, die wir unsere Geschichte zu erzählen haben, müssen zunächst uns einmal miteinander verständigt haben! Miteinander gesprochen haben ist die unabdingbare Basis für unser Recht oder unsere Fähigkeit, »wir« zu sagen!

Alle Wirs sind geschichtlich erzeugt worden durch Vorgänge, innerhalb derer miteinander gesprochen und aufeinander gehört wurde. Und der Ausdruck »wir« verwandelt tatsächlich die glückliche Vereinigung von Sprechern und Hörern in eine des Erhaltens werte und mehr oder weniger ständige Gemeinsamkeit. Daher wird die normale Ausdrucksweise, mit der wir bei erfahrener Geschichte zugegen sind, und das Verbum einer solchen Geschichte normalerweise in der Vergangenheit stehen. Amamus ist daher keine so ursprüngliche Form wie fuimus oder amavimus. Amamus abstrahiert von der Geschichte, die »amavimus« lautet.

Der moderne Geist hat gute Gründe, nicht zwischen Wir- und Sie-Feststellungen zu unterscheiden. Denn der moderne Geist gründet sich auf ein Dogma, und dieses Dogma heißt: der natürliche Mensch spricht. Sprache ist ein Teil der menschlichen Natur. Jeder Mensch kann wir oder sie sagen, wie es ihm paßt. Diese akademische Lüge macht aus Thukydides und Tacitus, aus Macaulay und Guicciardini, aus Gregor von Tours und Voltaire Naturwissenschaftler, die eine objektive Welt beschreiben, ungeachtet der Tatsache, daß jeder von ihnen sich als ein gläubiges Kind der Geschichte fühlte, welche er uns als »unsere Geschichte« vergegenwärtigen wollte.

Wieder begünstigt die alexandrinische Grammatik diese Lüge, weil

amat
amamus
amatis
amant

hinter amo und amas ohne Verzögerung folgen. Wie können Erwachsene sich von eingewurzelten Gewohnheiten befreien, durch welche sie seit ihrem 7. Lebensjahr geprägt worden sind?

Schwere Katastrophen sind nötig, um uns aus solchen eingewurzelten Gewohnheiten herauszustoßen, weil sie unsere eigentliche Existenz bedrohen. In der Krise der Gegenwart sind die einfachsten Reaktionen eines verstädterten Produkts unseres Erziehungssystems ungewiß. Es ist so objektivistisch, daß es seine Wurzeln in der Wir-Geschichte und seine Ausrichtung auf die Menschen, für die es zu sorgen hat, verloren hat. Zwanzig Jahre hindurch wird ein junger Jurist, Arzt, Lehrer oder Pfarrer mit einem Begriff von seinen sozialen Beziehungen erfüllt, der letztlich von der verfallenen Gesellschaft Alexandriens herrührt.

Die Krise unserer menschlichen Beziehungen hat mich zu der Forderung gebracht, die Grammatik zum Rang einer Sozialwissenschaft zu erhöhen. Die erhöhte Grammatik berichtet uns von unseren angeborenen Fähigkeiten des Verstandes, der Autorität, der Weisheit und der Erfahrung. Eine erhöhte Grammatik muß die Wirklichkeit des Hörens und Sprechens wieder einsetzen an Stelle des Wahntraumes von sprachlosen Denkern, die ein sprachloses Universum berechenbar machen wollen. Die alexandrinische Tafel der Formen amo, amas, amat, amamus, amatis, amant muß daher abgeschafft werden. Sie ist das Endprodukt eines Verfallsvorgangs, in dem man versucht hat, die Wurzeln der Sprache zu vernichten. Echte Sprache weist bis zum heutigen Tage unterschiedliche Formen des Ausdrucks unterschiedlichen Zuständen des Menschen zu, so wie er, wie ich, wie wir, wie Karl, Wilhelm oder Hans ein unterschiedliches Leben führen. Daher werden diese Ausdrücke jeweils in einem unterschiedlichen Blutstrom gesprochen. Die alexandrinische Liste

ich liebe
du liebst
er liebt
wir lieben
ihr liebt
sie lieben

unterdrückt die Unterschiede in der Betonung. Man macht das Kind glauben, daß »ich liebe«, »du liebst« und »wir lieben« in einer ähnlich ausdruckslosen Weise gesprochen werden können, wie »er liebt« oder »sie lieben«. Und das ist in der Tat das Ergebnis: unsere gebildeten Klassen sind dahin geführt worden, innere Anteilnahme zu verleugnen. Aber das Maß an innerer Anteilnahme, welches in »ich liebe«, »wir lieben« oder »ihr liebt« eingeht, macht den spezifischen Wert dieser Ausdrücke aus. Ihre innere Anteilnahme trennt sie von dem Ausdruck »er liebt«. Der Ausdruck »er liebt« ist am Platze, wenn er wahr und nicht falsch ist. Aber der Ausdruck »ich liebe« ist berechtigt, wenn es sich um einen Glaubensakt handelt und er nicht schamlos mißbraucht wird. Der Ausdruck »du liebst« ist gerechtfertigt, wenn er einen heilenden und nicht einen beleidigenden Inhalt hat. Der Satz »wir lieben« ist richtig, wenn er auf die Erfahrung eines gemeinsamen Lebens gegründet ist und nicht auf ein abstraktes Dogma.

Dritte Person:	Wahrheit	Falschheit
Erste Person:	Vertrauen	Schamlosigkeit
Zweite Person:	Liebe	Haß
Dritte Person pl.:	Gelebte Geschichte	Dankbares Gedenken
Dritte Person Neutrum:	Geschehen	Abstrakte Feststellung

Die innere Beteiligung geht aus der Stärke des Tons hervor. Und die Stärke des Tons spiegelt den Grad unserer inneren Beteiligung an dem, was gesagt wird.
Es handelt sich um einen unterschiedlichen Aggregatzustand. Wir intonieren unterschiedlich, weil die Atmosphäre sich ändert, in der wir sprechen.
Eine Illustration zu dieser Tatsache bieten die Quäker, die sich

die Gesellschaft der Freunde nennen. Die Freunde sagen ›thou‹ und ›thee‹ untereinander. Ein moderner Schriftsteller versuchte ihre Unterhaltung nachzuahmen, indem er sie in Ausdrücken wie thee go sprechen ließ. Er versah sich. Die Freunde benutzen thee als dritte Person. Sie benutzen das betonte thou als die Anrede Gottes im Gebet. Aber der Akkusativ thee wird als dritte Person behandelt. Sie sagen daher thee lives, thee goes, thee speaks. Wenn wir von uns selbst als »poor me« sprechen, unternehmen wir ebenfalls, von uns in der dritten Person zu sprechen. »Poor me is sick«, »Old one is tired«. Me, thee, he sind Akkusative. Sie haben nicht den gleichen Inhalt wie I, Thou und Sokrates. Sie werden als Akkusative von dem Objekt außerhalb des Subjekts regiert; daher empfindet der Sprecher von Me-Aussagen seine Handlungen nicht, als wenn sie von ihm selbst ausgingen. »Me is sick« sage ich, weil ich auf mich selbst als einen objektiven Gegenstand blicke. Sage ich aber »Ich habe dieses gemalt«, »Ich habe gesprochen«, so prägt das meinen Worten den unbestreitbaren Stempel persönlicher Entscheidung auf. Die Akkusative des Personalpronomens haben Anteil am unpersönlichen Charakter der dritten Person und des Indikativs. Der Fall, den wir Akkusativ nennen, neutralisiert den »Angeklagten«, so daß sein eigenes Subjekt als Mann oder Frau zugunsten dessen zurücktritt, daß er nun ein Objekt der Beobachtung für jeden anderen ist. Auch in der alten Dinggemeinde sprach der Mann von sich selbst in der dritten Person.

Wenn die Quäker sagen »thee lives« oder der Sprecher sagt »me does not know« legen sie vorsätzlich persönliche Betonung entweder auf den Glauben oder auf den Betrug! In diesen Tatsachenausdrücken »thee lives« und »me does not know« werden unsere Thesen durch das Gegenteil bestätigt. Wenn der Sprecher und der Hörer ihre eigene Existenz zu objektivieren wünschen, so nehmen sie die leidenschaftslose Maske vor, eine dritte Person zu sein, und sie konjugieren die Zeitwörter nach der Weise, als wenn thee und me dritte Person wären. Es ergibt sich, daß I und thou eine andere Qualität haben als me und thee und daß daher

I go, amo, linguistisch gesehen tatsächlich alte Optative oder Subjunktive sind! Der Durchbruch in das eigene Gefühl eines »Ich« ist also etwas Außergewöhnliches! Der Ich-Sprecher gräbt eine ihm selber unerwartete Tiefe auf! Ursprünglich existierte der Indikativ nur für die ins Heer oder Gericht eingefügten Personen. Bis zum heutigen Tage ist eine Spur davon in der Unterscheidung bewahrt, die wir zwischen Er ist und Ich bin machen. »Bin« stammt aus einer ganz anderen Quelle der inneren Beteiligung im Vergleich mit »ist«. Die Wurzeln beider Verbformen haben nichts miteinander gemein. Die ursprüngliche Liste des Indikativs war englisch »me is«, »thee is«, »he is«, »it is«. Die ursprüngliche, vom Einzel-Ich ausgehende Ausrufform »I am« steht für sich, weil ihr Ton mit dem Ton von »me is« meilenfern war.

Aber das ist so, wie es auch bei uns sein sollte. Kinder und Erwachsene sollten fühlen, daß, wenn immer wir »Ich« sagen, wir mit einem Druck auf dem Verschluß unseres Mundes ringen müssen, der uns deutlich macht, daß er nur ausnahmsweise von dem ego spricht. Die alexandrinische Theorie hat dies Gefühl erstickt. Aber die menschliche Natur hat sich dafür gerächt. Stammler und Stotterer, selbstbewußte und scheue Menschen beweisen das. Da die Schulen »Ich« und »Du« als ebenso »natürlich« wie »er« und »es« erscheinen lassen, ist die scheue Person geneigt, den subjektiven Charakter irgendwelcher Sätze überzubetonen. Und sie wird noch nicht den harmlosesten Satz in der dritten Person herausbringen. Da einmal der grundlegende Unterschied in der inneren Anteilnahme am Sprechen über Bord geworfen ist, haben die Schullehrer und die zarte Seele beide recht: der Lehrer darin, daß er Ich und Du ebenso gleichgültig aussprechen läßt wie er oder es; und die scheue Seele darin, daß sie eigentlich nichts sagen möchte, weil von ihm oder ihnen zu sprechen von ihr ebenso als schamlos mißverstanden wird, als Ich oder Du zu sagen. Nachdem einmal die Wege des Sprechens verwirrt worden sind, wird der unverschämte Intellekt alle Unterscheidungen austilgen, um von allem zu reden.

Denn der Intellekt übersieht die wirklichen gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Sprechern und Hörern. Die zarte Seele wird die Unterscheidung dadurch auslöschen, daß sie von nichts mehr spricht: die Seele vernachlässigt dann auch ohne Not die neutralen Objekte, die nicht den sprechenden oder hörenden Menschen angehen.

Unverschämte Objektivität und stammelnde Scheu sind soziale Krankheiten, die von der Unsicherheit über die grammatischen Unterscheidungen herrühren. Und sie werden zunehmen, da grammatische Unterscheidungen aufgehört haben als Ausdrücke für soziale Wirklichkeiten und Zustände lebendigen Lebens zu dienen.

Dieses Beispiel kann dazu beitragen, den Zweck dieser Untersuchung deutlich zu machen. Die Forderung, daß die Grammatik der Baedeker der sozialen Beziehungen sein sollte, ist kein Luxus. Die alexandrinischen Listen der grammatischen Formen brennen die soziale Ansprechbarkeit der »Objekte« (!) unseres Erziehungssystems aus. Die Unrichtigkeit unserer Grammatik ist der Grund, warum wir eine leibhaftige Grammatik ausbauen sollten, denn die schlechte Grammatik ist nicht ohne Wirkung. Sie tut positiven Schaden. Hölderlin sagt: »Die Seele weicht auf den Höhepunkten des Bewußtseins dem Bewußtsein aus.« Als eine fluchwürdige Psychologie die Warnung des Apostels Paulus vor den Psychikern verwarf und ihre Lehre »ohne Seele« auf das Bewußtsein gründete, hat sie die Schizophrenie ins soziale Leben hineingeworfen. Die Tiefenschichten, im Leben übereinandergeschichtet als

Mich
Dich
Ich

wurden nebeneinander als einerlei Art ausgebreitet. Während

Mich,
Dich,
Ich

mich verflechten in die Leiber des Heeres, der Kirche, der Sippe,

also mich incorporieren in einen Gesamtkörper, spaltet die Schulgrammatik das Kind von dem Corpus Christi oder seinem besonderen Volksleibe ab. Die alexandrinische Grammatik hat die Sozialkörper bis auf den Grund gespalten. Sie ist *schizo-somatisch*. Die Schizophrenie ist nur die Antwort des Bewußtseins besonders empfindlicher Seelen auf die Schulforderung, die Leiber der Scham nicht zu beachten.

Die soziale Gruppierung durch die Grammatik

Bei der Beschäftigung mit der Sprache haben die Forscher unterschiedliche Wege eingeschlagen. Und da wir einen bis dahin unversuchten Weg vorschlagen, wollen wir den Leser davor warnen, unseren für einen von denen zu halten, mit denen er vertraut ist. Welches sind die gewöhnlichen Pfade?

Die eine Ansicht geht von der Phonetik aus; der physiologische Vorgang, der mit der Bewegung unserer leiblichen Organe beim Sprechen zusammenhängt, wird analysiert. Das Atmen, die Bewegung der Zunge, der Lippen, des Gaumens und der Zähne werden benutzt, um die unterschiedlichen Laute zu erklären. Die gutturalen, die Dental-Laute, die Explosivlaute usw.[1]

Die andere Ansicht geht von der Bedeutung aus. Die sogenannten Symbole werden verglichen auf den von ihnen bestimmten Zweck hin, Dinge, Handlungen und Eigenschaften zu bezeichnen. Die Semantik wird systematisiert[2].

Ein dritter Weg ist geschichtlicher Art. Die Erfindung des Schreibens, der Literatur und der Ursprung der Sprache selbst werden untersucht[3].

Unser Weg unterscheidet sich von allen dreien. Wir klären vielleicht unseren Gesichtspunkt erst mit Hilfe eines Vergleichs. Die Vererbungs- und Degenerationsvorgänge werden heute in der

---

1 Ein gutes Beispiel: Eberhard Zwirner, Deutsches Spracharchiv, Münster 1962.

2 Ein gutes Beispiel: Leo Spitzer, Essays in Semantik, New York 1948.

3 Ein schönes Beispiel: L. Schott., Hieroglyphen, Mainzer Akademie Abhandlung, 1950.

Medizin und Eugenik vielfach diskutiert und Degeneration ist ebenso ein geistiges wie ein psychologisches Phänomen. Gesunde Kinder gesunder Eltern können unter der Unfähigkeit ihrer Eltern leiden, ihren Kindern die eigenen Überzeugungen zu übermitteln. Ganze Generationen können sich als dekadent erweisen, weil sie sich verhalten, als hinge die Nachkommenschaft nicht von der intellektuellen Strenge ab, mit der sie die Nachkommen ansprechen. Das ist Dekadenz und zwar soziale Dekadenz. Aber ohne genauere Kennzeichnung beschränken wir moderne Dekadenz beinahe immer auf die Übertragung von erblichen Krankheiten oder Mißbildungen. Und wir verengen willkürlich den Umkreis, innerhalb dessen Dekadenz in Frage kommt, wenn wir die Sprache mittels Psychologie oder Physiologie begreifen wollen. In der Sprache haben wir ein leibliches Mittel, um soziale Beziehungen zueinander aufzunehmen. Wenn ich einer Person die Hände schüttele, so ist das offensichtlich eine leibliche Aktion. Jedoch befrage ich nicht die Physiologen, damit sie den Akt des Händeschüttelns erklären, obgleich die leibliche Handlung unbedingt notwendig ist. Und ich beabsichtige, in entsprechender Weise die Sprache als eine Art von Händeschütteln, von In-Beziehung-miteinander-Treten, zu behandeln. Wenn wir das tun, so haben wir einen leiblichen Prozeß zu seiner Zeit in seinem Raum vor uns, der die Luft bewegt an Stelle der Hände, der aber doch eine soziale Bedeutung hat. Die Beziehungen zwischen den Menschen werden durch Prozesse vermittelt, die sich ins Leibliche hineinerstrecken. Obgleich entfernter von der physischen Organisation des Partners als der unmittelbare Verkehr im Händeschütteln, wird die physische Organisation des Menschen beansprucht und dient der Herstellung von Beziehungen. Anstatt dem Prozeß der Zeugung oder Verdauung zu dienen, dienen unsere Leiber hier der Herstellung von sozialen Beziehungen. Das Funktionieren des Kehlkopfs, des Mundes, des Ohres, das Funktionieren zu diesem Zweck, kann nicht von dem sozialen System gelöst werden, innerhalb dessen es geschieht. Ohne ein Atemsystem kann die Funktion

unserer Lungen nicht erklärt werden. Ohne ein System sozialer Beziehungen bleibt unsere Phonetik und unsere technische Linguistik bedeutungslos. Das Atemsystem, die Organe für Nahrungsaufnahme, das Ohr und das Auge arbeiten in zwei oder mehr Menschen gemeinsam, um eine Brücke zu spannen, bei der die miteinander Sprechenden die Brückenköpfe bilden. Es ist etwas auf sie gelegt, und zwischen ihnen läuft ein Vorgang ab, von dem sie abhängig werden. Wenn man sich die Hände schüttelt, bestätigt man, daß eine intime Verbindung geschehen ist. Die Griechen nannten den Akt, »miteinander in die Hand gepflanzt sein«, wodurch sie den organischen Charakter der Vereinigung betonten. Sie versuchten wie Bäume ineinander zu wurzeln. Und so wurden alle weiteren Gemeinschaftsakte in dem Prozeß des Händeschüttelns im voraus als Wurzelschlagen und Zweigebilden gedeutet.

Ist es möglich, eine ähnliche Lösung sozialer Gruppierung in der Sprache aufzuweisen? Wenn Menschen sprechen, so hören sie auch aufeinander. Aber die Art und Weise, in welcher sie beim Sprechen und Hören aufeinander bezogen sind, ist sehr unterschiedlich. Während der Zeit, in der eine Person spricht, werden ihr eine oder mehrere andere zuhören. Im anderen Falle würde sie schwerlich sprechen. Indessen ist diese sehr allgemeine Einteilung nach Sprechen und Hören in jedem besonderen Falle durch eine verschiedene soziale Beziehung gefärbt. Und an diesem Punkte, in bezug auf die besondere Beziehung, die zwischen Sprecher und Hörer besteht, wollen wir den Versuch machen, die unterschiedlichen Akte der Sprache systematisch aufzuweisen. Dieses System soll später von anderen Voraussetzungen her unabhängig abgeleitet werden. Aber es wird zu der gleichen Einteilung führen. In ihr versuchen wir, die Sprache als eine Funktion zu erklären, die den mannigfaltigen elementaren sozialen Beziehungen dient.

Der Mensch ist unberechenbar; der Mensch ist frei. Jedoch seine Unberechenbarkeit wird innerhalb einer begrenzten Zahl von physischen und sozialen Möglichkeiten tätig.

Die Grundeinteilung der Grammatik und die Grundeinteilung der sozialen Beziehungen decken sich. Wenn wir die eine aufdecken, so decken wir die andere auf. Die grammatische Einteilung für sich selbst würde willkürlich bleiben, wenn die soziale Wirklichkeit sie nicht bestätigte.

Wenn zwei oder mehr Menschen zusammen sind, sind ihre Beziehungen nicht von unbestimmter Mannigfaltigkeit. Sie können Kombinationen oder reine Formen folgender Typen sein:

> Der Sprecher und die Hörer sind eines Herzens, eines Geistes. Sie Stimmen miteinander überein.
>
> Der Sprecher und die Hörer sind mißtrauisch, zerspalten und verschiedenen Geistes. Sie sind fremd.
>
> Der Sprecher hängt vom Hörer ab, weil der Sprecher erwartet, daß der Hörer tue, was er gesagt hat.
>
> Der Hörer hängt vom Sprecher ab, weil der Sprecher bereits gehandelt hat.

In allen vier Fällen brauchen wir soziale Beziehungen zwischen den in Frage kommenden Menschen nicht zu analysieren, die über ihre augenblickliche Inanspruchnahme durch das Miteinandersprechen hinausgingen. Sowohl die Sprechprozesse selbst wie die unterschiedlichen sozialen Beziehungen sind deutlich. Aber in den vier Fällen geschieht das in viermal andersartiger Weise.

Wir sind an das Zusammenspiel zweier sich Unterhaltender gewöhnt, von denen der eine fragt und der andere die Frage beantwortet. Andere können zusammen ein Lied singen, einen Choral, ein Klagelied; oder wir haben die Rezitation eines alten Textes in einem Ritual, ein Tedeum in der Messe, eine vorgeschriebene Handlung vor Gericht, wo eine alte Formel rezitiert wird, die durch die Jahrhunderte hindurch benutzt worden ist. Schließlich sehen wir zwei Menschen Worte wechseln, von denen der eine kommandiert oder befiehlt und der andere Beifall spendet oder zustimmt oder Gehorsam verspricht.

Wir wollen die vier Situationen analysieren. Indessen werden wir, bevor wir daran gehen, neugierig sein über die Phase, die den Äußerungen der Unterhalter vorausgeht. Diese Situation

besteht im Schweigen. Und Schweigen ist auch eine aktuelle soziale Situation. Ich kann schweigen, weil ich allein bin, weil der andere nicht da ist. Ich kann schweigen, weil meinem Geist nichts Neues aufgedämmert ist, was ich ihm sagen müßte. Stillschweigen kann bedeuten, daß, obwohl mehr als eine Person anwesend ist, sie in vollkommener Übereinstimmung sich befinden und keinen Anlaß haben, etwas zu besprechen. Und Stillschweigen kann um sich greifen, weil eine Zahl von Menschen keinen Weg findet, miteinander zu sprechen, also aus Scheu, Verlegenheit, Mißtrauen, Feindseligkeit. Eine und dieselbe Situation, nämlich das Schweigen, kann sich ergeben:

1. aus dem Fehlen einer Zuhörerschaft,
2. aus dem Fehlen einer Person, der man zuhören könnte; aus dem Fehlen einer Autorität, eines Inhalts, von etwas Außergewöhnlichem, was gesagt werden müßte.
3. Aus dem Fehlen von Beziehungen zwischen zwei Menschen. Sie können fremd, voneinander verschieden sein.
4. Aus dem Fehlen von Abstand; es bestehen zu enge Beziehungen zwischen den Menschen, so daß sie glauben, sie hätten sich nichts zu sagen.

In 1 und 2 ist der Augenblick jetzt noch nicht gekommen. Der Partner oder ein neuer Gegenstand fehlt.
In 3 und 4 ist die Szene noch nicht fertig, welche zum Gespräch führt.
In 3 bewegen sich die einander Fremden in besonderen und unterschiedlichen Räumen. In 4 ist die Einheit und Intensität zu groß, als daß sie den Abstand zuließe, in dem alleine Sprache hin- und hergehen kann.
Das Zeitelement wirkt verhindernd in 1 und 2, das Raumelement in 3 und 4.
Wir schließen: Artikulierte soziale Beziehungen benötigen einen mittleren Abstand in Raum und Zeit. Zu große und zu kleine Abstände sind beide zerstörend. Diese Abstände entsprechen den großen Situationen des Verfalls, des Krieges, der Anarchie, der Revolution. Im Verfall überzeugt das Alter die Jugend

nicht, in der Revolution überzeugt die Jugend das Alter nicht. Im Krieg und Chaos fehlen die Nachbarn einander. Die Sprache ist ein System von sozialen Beziehungen. Und als Grammatik werden wir den geistigen Prozeß bezeichnen, durch den wir dieses Systems sozialer Beziehungen bewußt werden. Der Ausdruck Grammatik ist seit dem Altertum immer auf die Bedeutung von schulmäßigen Betrachtungen über den Gebrauch von Formen in der Sprache eingeschränkt worden. Indessen gibt es keinen Grund, warum die Grammatik nicht auf das Niveau einer Sozialwissenschaft, vielleicht zu dem *der* Sozialwissenschaft erhoben werden sollte.

Freilich blockieren große Schwierigkeiten die Straße der Grammatik. Die in den Grammatikbüchern benutzten Ausdrücke sind zum Teil Zufallsgepäck aus abgestandenen Mißverständnissen der Griechen und Römer. Der beliebte Ausdruck »copula« für das Wörtlein »ist« dürfte z. B. eines der unheilbarsten Zeichen für die Tatsache sein, daß Grammatik nicht als eine Gesellschaftswissenschaft angesehen worden ist[1].

Wir müssen vorsichtig sein, wenn wir eine Terminologie schaffen wollen, die vom scholastischen Dogmatismus frei sei. Wir müssen die Sprachprozesse auf ein System sozialer Beziehungen zurückzuführen versuchen. Nicht alle Beziehungen sind auf die Sprache gegründet. Aber alle dauernden Beziehungen sind es und müssen es sein. Daß unsere Geschlechtsorgane zu sozialen Beziehungen führen, ist eine anerkannte Tatsache. Aber sie führen nur dann zur Heirat, wenn die Sprache dazukommt. Daß unsere Hände die uns umgebenden Gegenstände durch Kraft und Arbeit gestalten können, ist zugegeben. Nun, die Hände so gut wie die Lungen, die Kehle und der Mund, unsere Schultern

---

[1] »wenige Fehler sind so hartnäckig gewesen; dieser ist durch die metaphysischen Gedanken verfestigt worden, die man mit ihm verband. Die Philosophen, durch den Namen des Substantivverbs verführt, haben die Substanz den Accidentien gegenübergesetzt. Eine ganze Logik ist auf der ursprünglichen Existenz des Zeitwortes, der copula, aufgebaut worden.« J. Vendryes, Le Langage, 1921, S. 146.

(indem wir sie zucken), unser Kopf (indem wir ihn schütteln), in der Tat der ganze Leib kann verwandt werden und wird dazu verwandt, Beziehungen mit anderen menschlichen Wesen herzustellen.

Dieser Vorgang wird indessen erst dadurch im eigentlichen Sinne zur Sprache, daß die Beziehungen gegenseitig und wechselseitig sind. Wenn ich spreche und du hörst, wenn ich formuliere und du wiederholst, wenn ich Einspruch erhebe und du dich beklagst, wenn ich singe und du fällst ein, – dann haben wir menschliche Sprache, weil erst dann der Sprecher auch zum Hörer seines Wortes wird!

Die menschliche Sprache ist ohne die Demokratie universaler Teilhabe nicht vollständig. Wir alle sprechen und hören, formulieren und wiederholen, erheben Einspruch und beklagen uns, beginnen und fallen ein. Und alle diese Einsprüche, Klagen, Gesänge, Formulierungen usw. werden unaufhörlich neu bestätigt und abgewandelt. Die Sprache überlebt jeden einzelnen Sprecher. Daher ist die Sprache augenscheinlich nicht darauf beschränkt, zeitliche und vorübergehende Beziehungen aufzubauen. Sie versucht wiederkehrende und erinnerungsbeständige Beziehungen herzustellen. Im Sprechen werden die Akte der sterblichen Menschen zu der Höhe erhoben, auf der sie unvergeßlich werden, weil sie die Tode der Lebenden überbrücken. Im Sprechen werden die Prozesse des Universums berichtet und vererbt. Die Sprache ermöglicht die Vererbung erworbener Eigenschaften. Jeder Satz, den wir jetzt formen, enthält lebendige Beziehung zu den Akten, mit denen unser Satz, wie er gesprochen wird, den Akt vergleicht, der in unserem Satz gemeint ist. Und solche früheren Akte sind in den Wörtern enthalten, den Endungen, den Sätzen, die wir benutzen, und wir bringen diese Prozesse und Geschehnisse der Vergangenheit dadurch einfach wieder zum Leben, daß wir jetzt sprechen. Man kann nicht von den Franzosen, von Amerika oder vom Polo sprechen, ohne durch diese Wörter all die Vorgänge aufzunehmen, die zu der Existenz Frankreichs, der Amerikaner und des Polospiels geführt haben.

Durch das Sprechen übermitteln wir Tatsachen an Menschen, die unaufmerksam, unwissend, entfernt von den in Frage stehenden Tatsachen sind. Oder wir erheben Einspruch gegen die Weitergabe solcher Tatsachen durch uns als Vermittler. Was wir immer tun, wenn wir die Verbindung aufnehmen, wenn wir etwas übermitteln, wenn wir die Verbindung abbrechen, in jedem Falle leisten wir den Tatsachen, die sich im Universum vollziehen einen Dienst, indem wir sie zugänglich machen für jene, die das nicht gesehen und gehört haben, was wir gesehen und vernommen haben. Wir verdoppeln und verdreifachen die Intensität des Lebens auf Erden, indem wir alle getrennten Prozesse, die durch Jahrhunderte und über Tausende von Meilen zerstreut sind, in einen Strom beständiger Unterhaltung und Berichterstattung bringen. Sprechen, wie wir gewöhnlich sagen, über die Welt, beruht auf mißverständlicher Annahme. Wenn wir über irgendetwas sprechen, tun wir weniger, als von uns erwartet wird. Wenn wir über Gott und die Welt schwatzen, ist unsere Seele auf Urlaub. Und dieses Schwatzen, Klatschen, Plaudern ist Schale oder Spreu der wirklichen und vollen Macht des Sprechens, wenn die Dinge durch uns reden. Es ist ein großes Mißverständnis, die Sprache ihrer bunten Mannigfaltigkeit nach zu beurteilen; das ist bloßes Plaudern. Wirkliches Sprechen verlangt mehr Überlegung. Durch uns kommt ganz wörtlich die Welt zur Selbsterkenntnis. Wir sollten nicht den flachen Ausdruck des Plauderns über das Universum benutzen. Indem wir Kenntnis vom Universum nehmen und sie von uns auf andere übertragen, so spricht das Universum überall und immer zum Menschen. Der Ubiquitäts- und Omnipräsenz-Charakter des Lebens auf Erden hängt vom Menschen ab, da durch seine Überlieferungen, durch sein Geschichtenerzählen, durch seine Beobachtungen die vorübergehenden Ereignisse in der entlegensten Ecke der Weltkugel als ewige Gegenwart vor allen Generationen und Nationen der Erde festgehalten werden.

Das ist der Beitrag des Menschen zum Universum, durch den das gesamte Leben im Universum verwandelt wird. Das Uni-

versum wird im Menschen widergespiegelt, es wird durch den Menschen allen anderen Menschen, die über das Rund des Planeten verstreut sind, vermittelt. Durch unsere Teilnahme gewinnen die kosmischen Akte beträchtlichen Schwung. Das Erdbeben von Lissabon im Jahre 1755 bedeutete nicht nur den Tod von einigen tausend Menschen dort, sondern beeinflußte ganz Europa, erschreckte die Menschheit aufs tiefste und war die nächsten 150 Jahre lang den Seelen aller Humanitarier, mittelbar oder unmittelbar, gegenwärtig.

Der Mensch verwendet sein Atemsystem, seine Ohren, seine Gesten und seinen ganzen Leib, um in diesem kosmischen Postdienst seinen Mann zu stehen. Nichts bleibt unbesprochen, was den Menschen Erfahrungen vermittelt. Ein niemals abreißender Strom von Kommunikation verbindet den ersten Menschen mit uns allen. Das wird durch die Tatsache bewiesen, daß wir nach 6000 Jahren noch die gleichen Sprachen sprechen. Und dieser kosmische Dienst hat die sinnlichen Schranken von Zeit und Raum jedes kosmischen Ereignisses überwunden. Wir verbreiten die ganze Zeit hindurch gute und schlechte Nachrichten. Und Nachrichten zu verbreiten ist eine Aufgabe des homo sapiens. Auf diese Weise errichten wir ein dauerndes Koordinatensystem der Zeiten und Räume. In diesem neuen Zeitraumsystem werden weit entlegene Ereignisse und weit entfernte Dinge eng zusammengefügt, indem sie dabei durch die menschliche Seele hindurchgehen, bis sie wirklich zusammengebracht worden sind. Zeiten und Räume existieren in unendlicher Mehrzahl, ehe das Wort sie vereinheitlicht!

Als der Mensch zu sprechen begann, wurde das bestehende Universum tausend Male im Prisma der menschlichen Sprache wiedergespiegelt. Schon vorher war die Sonne aufgegangen. Aber nun berichtete einer dem anderen: die Sonne ist aufgegangen. Und ein und dieselbe Sonne ging in den Seelen von Millionen Menschen auf, die sie von ihren abgelegenen Fenstern nicht aufgehen sahen. Sprechen heißt Akte verbreiten, mitteilen oder fördern. In diesem Sinne ist alles Sprechen Propaganda. Denn so

wie die Wellen die Ausstrahlungen der Quelle des Lichtes oder der Energie zum Universum hintragen, so ist auf keine andere Weise das wahre Wort der Ausdruck, die fördernde Energie einer wirklichen Bewegung im Mittelpunkt, wobei der Mittelpunkt entweder im Universum oder in uns selbst als Teil von ihm liegt.

Malinowski machte unter den Primitiven die Entdeckung, daß die Sprache, die sie sprechen, die Bedeutung von Handlungen habe. Das ist bezeichnend, obwohl das Wort »Bedeutung« nicht geeignet ist für das, was er beschreibt. Die Primitiven »kommunizieren« nämlich, wenn wir »bezeichnen«. Für uns abstrakte und introvertierte Moderne trägt die Sprache der Bedeutung von Begriffen oder Ideen. Dem normalen Sprecher aber scheint es sich immer um die Übermittlung von Akten an andere Personen zu handeln:

> Sie anderen übermitteln, weil ich sie erfahren habe:
> Erzählung, Geschichte.
> Sie so übermitteln, daß ich mein Tun verstärke:
> Gesänge: laßt uns gehen.
> Sie so übermitteln, daß ich die zu unternehmende Handlung gegen Einsprüche sichern kann:
> er geht wirklich.
> Sie so übermitteln, daß ich nicht selbst zu handeln brauche; Kommando: geh!

Alles Sprechen ist Übermitteln von Handlungen an andere Wesen, und der Gedanke ist ein Sonderfall solchen Übermittelns. Der Gedanke ist die Übermittlung von Handlungen an den Sprecher selbst, wobei für gewöhnlich sein eigener Widerstand überwunden werden muß. Wenn wir zu zweifeln beginnen, wenn wir das Alter der Unterscheidung erreichen, wenn wir analysieren, so unterstellen wir, daß die Phase hinter uns liegt, in der wir in die unwidersprechbare Macht der Sprache eines anderen Menschen hineingenommen werden konnten.

Indessen bringen alle Wörter, die sich auf den Prozeß beziehen,

zum Ausdruck, daß ein Gedanke das Überwinden einer Schranke in uns selbst bedeutet. Dubitare, zweifeln, Unterscheidungen vornehmen, diskriminieren, – alle diese Ausdrücke bedeuten den Hinweis auf den Dualismus in der Person. Ein Individuum wird eine Person, wenn es fähig ist, Sprecher und Hörer gemeinsam in einer Person zu repräsentieren. Logik ist die Fähigkeit, den ungehemmten Fluß der Wörter wiederherzustellen, nachdem der Widerstand durch Einsprüche niedergebrochen ist. Und wie das Wort Widersprüche zeigt, sind Widersprüche die innere Widerspiegelung von äußeren Gegenständen und Handlungen dieser Gegenstände, die auf den ersten Blick die Übermittlung der Handlungen des Universums zu mir in der Form, in welcher sie mich zuerst erreicht haben, hemmen.

Keine Sprache ist nur Kommunikation mit anderen, sondern Sprache ist immer Kommunikation mit dem Universum. Durch das Sprechen versuchen wir unsere Erfahrung des Universums unseren Mitmenschen mitzuteilen; durch Hören, Lesen und Lernen versuchen wir, uns ihre Erfahrung vom Universum zueigen zu machen. Sprechen bedeutet, kosmische Prozesse so zu wiederholen, daß die Prozesse andere erreichen können. In jedem Satz handelt der Mensch innerhalb des Kosmos und stellt eine soziale Beziehung her zu dem Zwecke, den Kosmos vor zwecklosen verwüstenden Handlungen zu bewahren. Der Mensch macht die kosmischen Prozesse ökonomisch, indem er sie allen anderen Menschen erfahrbar macht. Durch die Sprache also arbeitet der Mensch an der Solidarität aller Menschen durch die Hinnahme unseres Universums[1].

Nun können wir auf die Frage zurückkommen: wie verfährt die Sprache mit der Setzung der zweiten Person, des Hörers, wenn diese zweite Person wirklich zu einem Teilhaber der Kommunikation gemacht werden soll? Wenn der Vollzug der Handlung gewiß sein soll, verbürgt bloßes Hören wenig.

---

[1] Jean Gebser »In der Bewährung«, Bern 1962, S. 119 ff., nennt das »Die Welt ohne Gegenüber.«

Ich erinnere mich keiner Analyse der Tatsache, daß der Täter des gesprochenen Wortes, nicht der bloße Hörer, einbezogen werden muß, wenn wir erfassen wollen, was durch Sprechen geschieht. Die soziale Beziehung ist nicht hergestellt, wenn der Mensch, zu dem ich spreche, den akustischen Eindruck auf sein Trommelfell erhalten hat. Die Reaktion auf mein Sprechen kann eine Lebenszeit oder mehr in Anspruch nehmen, aber ich muß in meiner Analyse der Bedeutung der Sprache die gesamte Reaktion in Betracht ziehen. In gewissen Fällen kann die Reaktion unmittelbar sein und muß vielleicht schnell geschehen, in anderen allmählich. Aber in beiden Fällen ist das Zeitelement wesentlich zur Erklärung dessen, was ich überhaupt beim Sprechen tue. Wir sehen, daß mittels der Sprache kurzlebige und langlebige Beziehungen beabsichtigt werden und daß das der Grund ist, warum die Sprache sich in verschiedene Formen der Grammatik, des Stiles und des Ausdrucks verzweigt. Wenn ich singe, so wird meine Stimmung von dem Kameraden geteilt, der mit mir geht und auch singt, so gut wie er kann. Wenn ein Mann etwas geschaffen und begonnen hat, so sehnt er sich nach Schülern, die die guten Dinge während seiner Abwesenheit und sogar noch lange nach seinem Tode wiederholen können. Wenn jemand etwas befiehlt, was geschehen muß, weil er es selbst nicht tun kann oder will, so muß der Mann, der den Befehl erhält, ihn als für ihn bestimmt entgegennehmen; er muß antworten und sich selbst für die Ausführung des Befehls verantwortlich ansehen. Wenn ein heutiger Soldat einen Befehl anerkennt, so tut er das in einem Satz. Indessen ist auch das einfache lateinische »Venio«, ich komme, beinahe soviel wie ein ganzer Satz, der das Kommando wiederholt und es durch die Versicherung »Jawohl« als die beste Antwort anerkennt, die soviel bedeutet wie »Kommen? Gewiß!« Der Befehl selbst lautet »Veni«, komm. Das hinzugesetzte »o« bezeichnet den Empfang. Ego, das lateinische Ich, enthält zweifellos das gleiche Element des Aufrufs, des Ausrufs oder der Zustimmung: In »Venio« besagt also das betonte o: Ja, dein Befehl gilt mir.

Wenn etwas von dem einen Sprecher angekündigt wird, so kann der andere es verstehen oder mißverstehen. Das Frage- und Antwortspiel im Indikativ ist die dialektische Entfaltung der seelischen Verwandtschaft zwischen zwei Menschen, die einem unterschiedlichen Teil der Wirklichkeit gegenüberstehen und die Bemerkungen und die Beobachtungen über Gegenstände ihrer Umgebung miteinander vergleichen. Auf solche Weise kommen wir zu vier Arten sozialer Beziehung, die durch vier unterschiedliche Arten oder Stimmungen des Gesprächs ausgedrückt werden.

Alt und Jung: Menschen in der Aufeinanderfolge:
sakramentale Wörter und ihre Wiederholung.
Freunde: Menschen in Übereinstimmung miteinander:
Solisten und Chor.
Fremde: Menschen in Nichtübereinstimmung:
Frage und Antwort.
Führer und Geführte: Kommando und Entsprechung.

Wenn wir das weiterhin analysieren, sehen wir, daß zwei Formen von den Menschen wegen ihrer unterschiedlichen Bestimmung in der Zeit gebraucht werden, die beiden anderen wegen ihrer gesonderten Bestimmung im Raum.

Kommando und Entsprechung werden benötigt, wo der Ältere nicht selbst gehen kann, sondern irgendjemand anders zum Handeln oder zum Erfahrungmachen schicken muß, obgleich er früher selbst hindurchgegangen sein mag. Jeder Imperativ befiehlt dem anderen Kameraden, sich zu bewegen; der Befehlshaber erwartet, daß der andere handelt. Er wünscht seinem Hörer eine Handlung zu übertragen, so daß die Handlung vollzogen werden kann, weil es die Handlung ist, die gerade in dem vollkommenen zeiträumlichen Wunschbild vermißt wird, das der Sprecher in seiner Seele hat.

Jeder Imperativ will den Empfänger vom nächsten Schritt überzeugen, der gemacht werden muß, um das Universum von Zeit und Raum in seiner eigenen Gestalt wiederherzustellen. Das ist das »Wachsen«, »Geschehen« oder das »Sich-im-Prozeß-Befinden«, das durch den genuinen Imperativ angezeigt wird. Zu-

kunft ist nicht in jedem Falle, was später einmal geschieht. Sie ist wurzelhaft der eine Akt, der fehlt und den ich durch das Wort an den Hörer übermittle, damit er den Akt tut. Zukunft ist das »unum necessarium«, das »Eine, was not tut« des Neuen Testaments, innerhalb dessen die ursprüngliche Funktion des Imperativs durch Jesus wiederhergestellt worden ist.

Die Zukunft hängt von der Tatsache ab, daß es Imperative gibt. Die Zukunft ist etwas Konkretes. Imperative werden nicht in die Zukunft gesetzt, aber die Zukunft ist es, die Handlung verlangt. Der abhängige und imperativische Charakter des zeitlichen Entwurfes »Zukunft« wird in der modernen Diskussion übersehen.

Wenn wir gemeinsam singen, leben wir miteinander in einem inneren Raum. Unsere Seelen bilden *eine* Seele. Wir sind von einem Geist beseelt; wir sind einmütig, und diese Einmütigkeit bedeutet, daß wir uns innerlich in einem Innenraum, abgetrennt von der übrigen Welt, bewegen. Der »innere« Raum spiegelt sich in der Tatsache des Im-Chor-Singens. Die Seele des Menschen ist, wenn er isoliert ist, nicht »seine« Seele. Immer wenn er seine Seele öffnet, kommuniziert er. Indessen, wenn wir singen, sind wir weniger von anderen Seelen entfernt als in anderen Formen der Kommunikation. Hier wird der ganze Begriff verschiedener Seelen zugunsten des Erlebens der Einmütigkeit vernachlässigt. Das »innere« Leben des Menschen ist also nicht das Privileg privater Individuen. Jede Gruppe in der Welt besitzt dieses innere Heiligtum. Auch große Nationen haben ihren Einheitsraum, in dem sie singen neben den öffentlichen Streitigkeiten, wo sie den Prozeß der Einheit umkehren, indem sie sich mit der Außenwelt berühren, welche immer aus getrennten Leibern, getrennten Seelen, unterschiedlichen und gegensätzlichen Objekten besteht. In der Außenwelt unterscheidet sich jedes Ding von jedem anderen Gegenstand. Unser Augenlicht ist uns verliehen, um die Unterschiede der Dinge zu sehen. Die gesamte Welt, wie sie unseren Augen erscheint, ist wahrlich eine besondere Welt von Atomen, von unterschiedlichen Wesenhei-

ten. Die meisten Menschen wissen nicht, daß diese Welt unseres Augenscheins eine Welt unter anderen ist. Sie glauben an die Besonderheit der Dinge und Seelen, weil wir in der Tat die Freiheit haben, jedes Ding unter die Beobachtung unserer Augen zu bringen, wie wenn es kein Teil von uns, sondern etwas Unabhängiges und Unterschiedliches sei. Aber die Seelen, die einander begegnen, müssen innert einer Sprachwelt verbleiben, wenn sie in Frieden miteinander leben sollen. In Frage und Antwort unterdrücken zwei auf andere Weise nicht miteinander lebende Seelen ihre Gegensätze als zwei Einzelseelen.

Der platonische Dialog ist auf dieses Minimum gegenseitigen Verständnisses gegründet, mittels dessen wir uns mindestens gegenseitig befragen können. Unglücklicherweise ist diese rein logische Form unseres seelischen Zusammenlebens durch die Jahrhunderte hindurch für »natürlicher« angesehen worden als Schülerschaft, Chorsingen und Lauschen auf ein Geheiß. Der platonische Dialog ist aber weniger. Der vernunftgemäße Weg, daß zwei Seelen im Zweifel auf eine Frage zueinanderfinden, ist der beste Weg für das Zusammentreffen zweier Fremder auf dem Marktplatz. Für Händler, für die kaufmännische Welt, scheint dieser Weg der einzige zu sein. Aber er ist nur eine Art der Kommunikation unter vielen Arten. Vater und Sohn und nun gar Vater und Tochter, Fremder und Einheimischer sind in ihrer sprachlichen Situation von größerer Ursprünglichkeit als die Teilnehmer an einer abstrakten Diskussion, die sich scheinbar auch in der Art von Frage und Antwort bewegt. Dadurch, daß man das Moment der Frage nur auf Ideen bezog, war der Ursprung von Frage und Antwort bis heute unerklärbar. Vergleichen wir den sokratischen Dialog mit seinen lebensnäheren Urbildern. In der geschichtlichen Überlieferung (Vorbild und Nacheiferung), im musikalischen Austausch (Vorsinger und Chor), im politischen Kampf (Befehl und Ausführung) enthüllen sich Frage und Antwort als nur eine Anwendung des Verfahrens, dank dessen wir sprachlich in Beziehung treten.

Umgekehrt steht es mit dem dialektischen Streit, denn hier ist

die Zusammenhanglosigkeit der Ausgangspunkt. Da wo die Sänger variieren, weil sie einmütig sind, da werden die Fremden überaus höflich, damit die ernste Tatsache verkleistert wird, daß sie noch gar nichts miteinander zu tun haben. Bei den sokratischen Dialogen muß am meisten auffallen, daß die angeblichen Unterredner geduldig und höflich stundenlang zuhören, während Sokrates seine langen Reden hält. Man kann das in einer Gleichung sich deutlich machen: das Quartett ist im Ernst einig; deshalb spielt es mit seiner Verschiedenheit. Die prosaischen Fremden sind im Ernst nun eben einander fremd; höflich sein heißt trotzdem mit einer angeblichen Einigkeit spielen, wobei dann der Grobian sich an diesem platonischen Dialog so ärgert, daß er ausruft: »Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist!« Aber auch der Höfliche, der nicht von Lüge, sondern von Spiel oder Kurzweil solchen Dialogs ausgeht, darf beileibe nicht vergessen, daß die beiden Unterredner noch nicht auf Gedeih und Verderb zusammengehören. Im Gegenteil, sie fangen eben erst gerade an, aufeinander zu hören. Unsere Termini: Debatte, Diskussion, Dialog, Gespräch, Unterredung leiden alle unter dieser Zweideutigkeit, daß die Zusammengehörigkeit der Redner von dem Aufeinander-Hören nicht unterschieden werden kann. In meinen »Europäischen Revolutionen« habe ich die Zusammengehörigkeit der Mitglieder des Parlaments in England dem bestenfalls Aufeinander-Hören in den Reichstagen des Festlandes gegenübergestellt. Wenn heute sogar die platonischen Hochschulen Europas Plato in Quarantäne tun wollen, dann ist daran nicht zum wenigsten der Dialog schuld, der unsere Politiker wie Fremde gegeneinander zu reden lehrt. Wo Fremde höflich sind, endet man nicht plötzlich eine endlose Diskussion zwischen Advokaten dadurch, daß alle singen »He's a jolly good fellow!« Selbst heutzutage kann dieser Satz nur gesungen werden, denn er entspringt aus der Zusammengehörigkeit mit diesem guten Gesellen.

Der deutlichste Fall für das Einanderbegegnen zweier Fremder wird auf englisch durch unsere Frage symbolisiert: »How do

you do?« »Wie geht es Ihnen?« Die Antwort wird gewöhnlich unterdrückt. Beide Unterhalter stellen vielmehr die gleiche Frage. Auch ohne Antwort stellen sie mit dieser Frage eine Beziehung auf haltbarer Grundlage her. Die deutschen Grußformeln »Grüß Gott«, »Auf Wiedersehen«, »Heil Hitler« gründen sich alle auf eine Unterschiedlichkeit von zwei Personen, die ihnen erlaubt, ihre Wünsche und Verlangen zu vereinigen. Die angelsächsische Formel betrifft das absolute Recht und die Inselhaftigkeit zweier Gentlemen, die beide den Versuch machen, dem anderen alle mögliche Unabhängigkeit der Seele zu lassen, die sich mit Frieden zwischen ihnen verträgt. Nur eine höfliche Teilnahme am Ergehen des anderen wird mit »How do you do?« betont, keine gemeinsame Weltanschauung.

Nun zu den Mitteln, die dem Aufbau dieser verschiedenen Bereiche zwischen den Menschen zur Verfügung stehen. Alle Sprache verwendet beträchtliche Teile unseres Leibes, wenn sie uns als kosmische Verbreiter von Nachrichten dienen läßt. Beim Singen sind indessen mehr und tiefere Teile in Bewegung gesetzt als in einer Parlamentsdebatte oder einer wissenschaftlichen Diskussion. Der Grund ist wahrscheinlich der, daß wir beim Singen sorgenfrei, entwaffnet und unbefangen sind. In einer wissenschaftlichen Aussprache bewegen wir bloß unsere Lippen und mit dem Rest unseres Leibes sitzen wir still. Wenn wir eine Geschichte erzählen, eine Geschichte von vergangenen Dingen, ist der epische Schaukelstuhlton derjenige eines Menschen, der wirklich seine volle Energie in der Vergangenheit bereits angewandt hat, und gelassen nun die Geschichte berichten will. Aber der Historiker, der Geschichtenerzähler, braucht deutlich einen Stil und eine Stimme, die sich von rationaler Erörterung unterscheidet. Denn einmal muß das, was nun Geschichte heißt, im Fortissimo des Lebens passiert sein. Wer uns aber in die Zukunft einlädt, oder gar zu Schöpfern dieser Zukunft einsetzen möchte, ruft uns mit einer ganz anderen Stimme. Jedermann weiß, daß Jahre dazu nötig sind, eine Befehlsstimme zu erwerben, die ohne Bruch und Anspannung ist, weder schrill noch gehemmt, aber

ihrer Wirkung unbedingt sicher. Viele Leute denken, daß das in früher Jugend gelernt werden müßte, genau wie das Singen, soll es je ersten Ranges sein. Dier vier Typen der Intonation verwikkeln Sprecher und Hörer in vier unterschiedliche besondere Beziehungen. Und über diesen besonderen Seelenbeziehungen sind die Formen der Grammatik, die Stile der Bücher und die Exzentrizitäten ganzer Nationalsprachen aufgebaut.

Wenn wir zusammenfassen, können wir unsere Befunde folgendermaßen anordnen: die Sprache begründet soziale Beziehungen zwischen den Menschen als Vermittler kosmischer Kommunikation. Die Handlungen, die in dem ganzen Universum einschließlich unserer eigenen Leben vorgehen, werden von dem Sprecher nachgeschaffen, so daß sie die übrige Menschheit erreichen können. Durch das Sprechen erreicht das Leben auf der Erde ein neues Niveau, das seine eigenen Abläufe prismatisch widerspiegelt. Auf diesem Niveau kann ein sonst in Raum und Zeit eingegrenztes Ereignis für alle Zeit und überall bemerkbar werden.

Die kosmischen Akte sind entweder solche, die vormals geschehen sind oder die (in der Vergangenheit oder Zukunft) geschehen müssen. Das wird dadurch ausgedrückt, daß mittels der Wiederholung die Nachwelt eingeschlossen wird oder daß durch den klaren Imperativ die Hörer zum Gehorchen veranlaßt werden.

Die kosmischen Akte können allen Teilhabern der Unterhaltung vertraut sein und bloß durch nüchterne Feststellung Verstärkung benötigen. Alle Dichtung und Musik wendet sich an die menschliche Übereinstimmung: wir sind schon eines Sinnes. Oder die Mitteilung betrifft Neuigkeiten, weil sich Fremde treffen, die gegeneinander verschlossen sind und des anderen Umwelt nicht kennen. Aller Prosadialog ist gegründet auf die Verschlossenheit zwischen Frager und Antworter.

Der Schüler, der Chor, die Antwort, die Folgsamkeit müssen in Betracht gezogen werden, wenn man den Bereich verstehen will, in welchem der Sprecher einer Funktion oder einem kosmischen Auftrag dient. Denn sein Akt ist nicht erfüllt, bevor nicht die

Reaktion auf seine Worte bestätigt, daß er im wahren Sinn des Wortes gesprochen hat. Die Reaktion beweist, daß er seine Pflicht hat tun können, indem er die kosmischen Abläufe so wiedergegeben hat, daß sie die Eigenschaft erwerben, bekannt, getan, gefühlt und erinnert zu werden. Die Vergangenheit muß durch Wiederholung erinnert werden, das innere Leben muß gefühlt werden, die äußeren Umstände und Tatsachen müssen gewußt werden, und die Zukunft muß getan werden, so daß sie ein Teil des Unvergeßbaren, Wißbaren wird, das erfahren wird und unserer Zeitraumeinheit entspricht. Es bedarf sowohl des Tuns wie der Erinnerung, sowohl des Fühlens wie des Wissens, bevor das »angenehme Jahr des Herrn« den Menschen als seinen Aposteln zugänglich wird.

Der Mensch muß die Ereignisse seinen Mitmenschen übermitteln. Diese Ereignisse erscheinen ihm entweder im Prozeß des Sichvollziehens oder als bereits vollzogen. Sie erscheinen ihm als innerhalb einer Seele ablaufend oder als Tatsachen, die von unterschiedlichen Standpunkten her wechselnden Interpretationen ausgesetzt sind. Wir alle bedürfen der Wörter, die verdeutlichen, mit welchem Aspekt des Universums wir uns abzugeben wünschen. Die Personalpronomina wir, ihr, es, sie, ich, mein, euer haben nur dann Sinn, wenn du unmittelbar innerhalb eines Bereiches friedlicher Beziehungen zu Menschen redest. Alle Personalpronomina bezeugen die Leistung Eines Geistes in einem inneren Bereiche vieler einzelner. Die Nomina zeigen das entgegengesetzte Wesen. Sie klassifizieren den Stein, den Regen, das Tier, den Baum als außerhalb befindliche Wesen, als Objekte, von denen wir nicht sicher sein können, daß sie Schwester Sonne und Bruder Mond sind. Indessen können wir uns zu verschiedenen Zeiten unterschiedlich zu ihnen verhalten. In der Dichtung sind Sonne und Mond wirkliche Personen. In der Wissenschaft sind sie es nicht. Es ist durchaus einsichtig, daß wir für jedes Ding zwei Namen haben sollten, den einen für ihre innere Bedeutung, den anderen für ihre äußere Gegenständlichkeit. Und wir haben sie in der Tat. Denn wir alle haben zwei oder drei

Namen. Der eine ist unser Name als Freund innerhalb einer Gemeinschaft, der andere kennzeichnet unsere weltliche Existenz innerhalb einer feindseligen Welt von Angebot und Nachfrage und dem Kampf ums Dasein. Durch einen weiteren Namen oder durch das Gewicht des Familiennamens können wir unsere geschichtliche Herkunft, unsere Vergangenheit kennzeichnen oder sie durch andere kennzeichnen lassen. Und daß gewisse Namen, die uns in der Wiege gegeben werden, auch einen Anruf an den Träger enthalten, der zukünftige Taten verlangt, ist nur zu gut bekannt. Alle kirchliche Tradition glaubte an den Impfcharakter der Namengebung. Heute ist dieser Aspekt der Namen im Niedergang, weil der Mensch den Glauben an die Zukunft verloren hat. Und sofort sehen wir, wie er sich hinter seiner Art, seiner Rasse, seinem Land oder seiner Klasse versteckt. Weil der Mensch aufhört, seinen Namen als einen Anruf anzunehmen, läßt er sich klassifizieren als determiniert durch die Mitgliedschaft in einer Gruppe oder als durch seine Umgebung oder sein rassisches Erbe geprägt. Die andere dauernde Versuchung besteht darin, das Universum nach seinen Ursprüngen und Ursachen zu bewerten. Die beiden ersten Wörter sind »schlecht« und »gut«, wenn es zur Erfahrung der Geschichte kommt. Alte Wege sind gute Wege, radikale und revolutionäre Wege gelten als schlecht, weil sie unerprobt sind. Attribute sind gewöhnlich Erkennungszeichen, die neue Ereignisse mit solchen der Vergangenheit vergleichen lassen. Alle Legalität und Rechtmäßigkeit beruht beispielsweise auf dem Herkommen. Nichts ist legal, das niemals vorher geschehen ist, weil Freiheit, im allgemeinen wenigstens, nur für bereits erfahrene Akte gewährt wird.

Es ist nutzlos zu fragen, ob Privateigentum an den Ätherwellen zu Recht besteht. Diese Wellen sind erst so kurze Zeit bekannt, daß die alten Vorstellungen von Privateigentum nicht ohne seltsame Mißverständnisse auf sie angewandt werden können. Solche Mißverständnisse geschehen täglich. Immer wenn wir neue Ereignisse als zu Recht oder zu Unrecht, als gut oder böse qualifizieren, versuchen wir uns und andere davon zu überzeugen,

daß wir wissen, was sie sind. Adjektive werden gewöhnlich gebraucht, um neue Dinge durch vertraute Namen zu umschreiben. Der adjektivische Gebrauch der Sprache besteht daher darin, das Unbekannte auf das Bekannte zurückzuführen. Wenn ich sage: der Tisch ist rund, rot oder schwer, so setze ich voraus, daß diese drei Adjektive sich dazu eignen, uns mit dem auf andere Weise unbekannten Tisch vertraut zu machen.

Die Verben werden für den entgegengesetzten Zweck verwendet. Sie beziehen sich weder auf alte oder außergewöhnliche oder innere Erfahrung. Die Sensation der Verben ist, daß in ihnen das All umgeschaffen wird; es wechselt im Nu.

Die Sprachen können, obwohl sie dem Imperativ eine hervorragende und schöpferische Rolle in der Verbbildung geben, den imperativischen Sinn auch durch andere zweckdienliche Formen des Wertes ausdrücken, z. B. indem sie Nomina als Imperative benutzen. »Licht« kann als ein Imperativ verwendet werden, um die Lampen anzuzünden.

An diesem Beispiel wird deutlich, daß unsere grammatischen Einteilungen sich von irgendeiner besonderen geschichtlichen Form hinsichtlich der Gestalt und der Endung frei halten müssen. Freilich ist die nominale, verbale, pronominale und adjektivische Form der Sprache etwas Beständiges. Keine Sprache kann ohne sie sein. Wo immer wir in einer Gruppe sprechen, bewegen wir uns auf uns zu, »usward«, wie man altenglisch sagen kann. Die ganze Welt gleicht einem Teil von uns, und »Mein« und »Dein« werden von irgendetwas außerhalb unseres Bereiches geschieden. Jede Sprache einer Gruppe, die in sich vollständig oder harmonisch wie eine Familie oder ein Klub ist, ist pronominal bestimmt, und weil sie das ist, schließt sie Nichtmitglieder dieser Gemeinschaft aus.

Der nominale Gebrauch auf der anderen Seite geht darauf aus, den Fremden zu erreichen, so daß die Tatsachen mit ihm besprochen werden können, damit er und wir, ohne Freunde oder Brüder zu sein, uns darüber einigen können.

Adjektivische Sprache verbindet uns mit der Vergangenheit, mit

der Geschichte, mit dem Ursprung unseres bewußten Lebens. Und das Kapitel der Genesis, das unsere Geschichte auf den Augenblick zurückdatiert, als der Mensch böse und gut zu unterscheiden lernte, trifft das Wahre. Von diesem Augenblick an haben alle Menschen danach gestrebt, eine Sprache zu sprechen oder doch die Einheit der Sprache wiederherzustellen dadurch, daß sie wieder und wieder eine allgemein anerkannte Tafel der Werte, des Guten und Bösen, die für alle gültig sein solle, errichteten.

Der imperativische Gebrauch der Sprache ist schöpferisch. Ein neuer Akt verlangt ein neues Wort. Und die Verben scheinen der Teil der Sprache zu sein, welcher die größte Ursprünglichkeit und die wirklichsten Früchte schöpferischen Geschehens enthält: neue Worte. In jedem Augenblick des Lebens der Sprache kann man zwei Wesenszüge beobachten: einmal werden Verben von Nomina abgeleitet (wie in der lateinischen A-Konjugation oder wie befehlen von Befehl). Und die andere Tendenz besteht darin, mit einem neuen Verb zu beginnen und es mit Nomina anzureichern, die von Verben abgeleitet werden (wie in der lateinischen E-Konjugation oder in gehen zu Gang, ziehen zu Zugvogel). Aber es leuchtet ein, daß mehr Unabhängigkeit und mehr Schöpferkraft in dem Verb steckt, das einen neuen Akt bezeichnet, und dann wir die Nomina aus ihm entspringen lassen, weil das Verb zu dauernden Trägern und bleibenden Lagen führt.

Wir sind nun gerüstet, die gewöhnliche grammatische Terminologie der Schulen mit unserer Sozialbeziehungs-Terminologie zu verbinden. Alle Sprache kann vier Formen annehmen und ebenso können das alle Teile der Sprache: die Erfahrung verlangt, zukünftig, vergangen, objektiv oder subjektiv genannt zu werden.

1. Das Neue wird als Vorgang ausgedrückt, als unausbleiblich, deshalb hängt sein Erfolg von seinem Stimmhaftwerden ab.
2. Vom Alten soll gesagt werden, daß es gewisse Eigenschaften hat: adjektivischer Gebrauch.

3. Das Subjekt wird als unseres oder meines durch pronominale Sprache beschrieben.
4. Das Objekt wird, wie es zwischen Fremden erforderlich ist, durch Nomina herausgestellt: nominale Sprache.

Oder wir können unsere Befunde auch folgendermaßen übersichtlich darstellen:

a) Der innere Aspekt betont die Einheit der Gesprächspartner, die ihre Einmütigkeit fühlen: pronominale Sprache.
(Pronomen: wir, ich, unser, meins, optativ, subjunktiv, ihr, du, eure, dein usw.
Konjunktion: und, aber, trotz usw.)

d) Der äußere Aspekt betont die Freiheit jedes Gesprächspartners, der sich in einer objektiven Welt zurechtfinden muß: nominale Sprache.
(Eins, zwei, drei, vier, fünf usw.: die indikativische Sprache der Arithmetik.
Nomina: Stein, Regen, Feuer, Hagel, Baum usw.)

c) Der rückwärtige Aspekt hat die Aufgabe, jedes Ding mit seinen ihm zukommenden Eigenschaften zu kennzeichnen: adjektivische Sprache.
(Adjektive: rot, grün, gut, schlecht; historischer Hintergrund, sittliches Urteil.
Partizipien: liebend, gegangen, gewesen.)

d) Der Aspekt in die Zukunft begleitet die unvollendete Schöpfung der Welt von morgen:
imperativische Sprache.
(Verben, Imperative: Dein Wille geschehe, Dein Reich komme. Oder: hilf! halt an! hör zu!)

Es hat stets meine Aufmerksamkeit erregt, daß die Einleitung der christlichen Messe, die eines der vollkommensten Dokumente menschlichen Sprechens darstellt, mit Adjektiven beginnt und was mehr ist, mit einer ganzen Aufzählung von Adjektiven. Sie lautet: Vere dignum et justum est, aequum et salutare, nos tibi semper et ubique gratias agere, Domine sancte. Wir haben gesehen, daß alle Sprache den Versuch darstellt, die Prozesse des

Kosmos immer und überall in Gang zu bringen. Dieses Gebet betrachtet das immer und überall (semper et ubique) von dem Aspekt her, der den Menschen aus Erfahrung bekannt ist als würdig, gerecht, billig und heilsam. Dies ist historische und adjektivische Sprache auf ihrem Gipfel, weil sie den Sinn des geschichtlichen Versuches unser aller im Sprechen verkörpert. Und obwohl das Meßformular wirklich das Herz der Sprache packt, tut es das in der vollkommenen Form eines der vier Stile. Wahre Vollkommenheit des Sprechens wird nicht dadurch erreicht, daß man die vier Stile mischt, sondern daß man sich völlig zu gegebener Zeit einem der vier hingibt. Die wichtigste Tatsache über die Sprache ist die, daß sie vierfältig bleiben muß, und kein vereinzelter Stil kann die ganze Wahrheit der Sache vermitteln, von der wir uns zu überzeugen versuchen. Keiner der Stile kann auf den anderen zurückgeführt werden. Die rationale, wissenschaftliche Sprache ist eine, die letzte, von vier verschiedenen Sprachen und muß es bleiben. Weil jeder Äußerung die analytische Gestalt am Ende zuwächst, haben die Rationalisten diese letzte Gestalt für die beste, die erstrebenswerteste und die alle anderen Stilarten entbehrlich machende gehalten. Aber der Rückfall in analytische naturwissenschaftliche »Natur« ist ein extremer Verfall, gegen den alle älteren Aggregatzustände unaufhörlich aufgeboten werden müssen. Leben, Sozialleben bedarf des ewigen, gleichzeitigen Auftretens aller Stilformen.

LITURGISCHES DENKEN IN ZWEI KAPITELN[1]

Ein Dank an Josef Wittig

ERSTES KAPITEL

FÜNF KRANKE WORTE:

Person · Natur · Zeit · Experiment · Individuum

Unser kränkstes Wort heute ist vielleicht das Wort »Person«. Der »nachmoderne« Mensch unterscheidet sich nämlich weitgehend von den »Personen« der Renaissance. Wir werden als Bündel von Nerven analysiert. Die Schizophrenie nimmt überhand. Wir werden hin- und hergeworfen, und oft brechen wir zusammen. Ums Jahr 1500 hingegen erhob zuerst der Laie den Anspruch darauf, eine »Person« darzustellen. Zuvor bedeutete nämlich »Person« nach dem Kirchenrecht einen Würdenträger, einen Bischof oder einen Abt oder eine führende Person. Personen besaßen Stellung und Autorität. Sie hatten etwas zu sagen, etwas zu verwalten, über etwas Rechenschaft abzulegen. Eine Person war immer verantwortlich für einen funktionierenden Teil der ganzen Gemeinschaft; sie bekleidete ein Amt bestimmter Art. Die kleinsten »Amtsverwalter« waren die Väter und Mütter, die einem Haushalt vorstanden. Wir vergessen allzu gern, daß nicht jeder oder irgendein beliebiger die Freiheit hatte zu heiraten; denn ein Heim zu gründen war ein Privileg. Können wir uns noch als solche privilegierten Amtspersonen betrachten?

Wir um Lohn dienenden Massen sind allzu oft ohne irgendwelche Verantwortungen in der Gemeinschaft. Die Heirat von zwei Lohn-verdienenden jungen Menschen ändert nicht viel. Wie kann irgendeiner, der keine Verantwortung zu tragen hat,

[1] Geschrieben auf Einladung der Benediktiner in Minnesota.

sich selbst eine Person nennen? Offiziell geben wir ihm zwar noch diesen Titel. Aber er stellt einen reinen Ehrentitel dar. Am Fließband, beim Lochen der Kontrolluhrkarte und sogar auf der Autobahn ist der Mensch keine Person; denn er ist entwurzelt und ungesichert. In seiner Freiheit sind seine Entscheidungsmöglichkeiten zu vielfältig, um verantwortungsvoll genannt zu zu werden. Immer dort, wo eine Gemeinschaft einen wirklichen Feiertag begeht, handeln die Mitglieder dieser Gemeinschaft als verantwortungsvoll Mitwirkende. Aber wenn ein Nachtschichtarbeiter den Nachmittag in einem Kino oder in einem Wirtshaus, auf der Rennbahn, im Zoo oder in seinem Garten zubringt, wenn er Kreuzworträtsel löst, oder wenn er eines unter einem Dutzend Programmen im Radio anstellt, dann tut er bloß, was er will. Die Möglichkeiten der Auswahl sind so zahlreich, so unbestimmt, daß es der Mißbrauch eines großartigen Wortes wäre, diese Auswahl als persönlich zu bezeichnen. Sie ist nämlich gleichgültig und zufällig. Der Würdenträger, der nach dem Kirchenrecht als Person bezeichnet wurde, erhielt diesen furchtbaren Namen nach dem Vorbild des dreieinigen Gottes, eines Gottes in drei Personen. Der Zusammenhang zwischen den Personen Gottes und unserem Glauben, daß wir selber Personen seien, sollte uns verbieten, uns von Natur aus Personen zu nennen. Wenn die soziale Ordnung nicht das personale Leben Gottes widerspiegelt, ist es nutzlos, die Etikette »Person« auf uns aufzukleben, als ob sie in irgendeinem Naturreich existiere. Die »Person« nimmt teil an dem Übereinkommen zwischen Gott und Mensch. Hingegen in uns »selber« finden wir gerade alles außer »persönlicher« Wesensart. Vollständig entkleidet findet der nachmoderne Mensch in sich degenerierende Furcht, kindliche Träume, greisenhafte Unzulänglichkeit, tierische Instinkte. Eine Person zu sein ist eben nichts Natürliches, sondern ist der Prozeß, in welchem wir so geliebt werden, daß wir mit den Kräften Gottes, die seine Personifizierung hervorrufen, verbunden bleiben. Unsere merkwürdige Einfalt, die »Person« als eine Naturtatsache allen Menschen bei-

zulegen, erklärt sich nur aus unserer Geschichte. Unser Wille wollte uns nämlich dahin bringen, wovon unsere Natur weit entfernt war. Von der Reformation bis zu den beiden Weltkriegen bestand die allgemeine Tendenz, den Rang der »Person« von den geistlichen Würdenträgern auf eine immer größer werdende Anzahl von Laien und Leuten auszudehnen. Künstler und Wissenschaftler der Renaissance erhoben den Anspruch auf »Personalität« im Wettstreit mit der Geistlichkeit und den Fürsten. »Jeder ist kraft seiner Natur eine Person«, war der Schlachtruf der Welt über vierhundert Jahre hin, die gegen den Klerus fochten.

Einige von uns, die unter den Bedingungen der modernen Massenproduktion leben, mögen anfangen, sich darüber zu wundern, wie diese bloße Erweiterung der Vorrechte der Persönlichkeit je als einleuchtend betrachtet wurde. Die Mehrzahl jedoch lebt noch unter dem Zauber dieses Dogmas: »Wir sind von Natur aus Personen!« So wurde eine zeitgebundene Tendenz, die auf Ausdehnung der Privilegien des Klerus gerichtet war, zur »Natürlichkeit« umgedichtet. Und unter der Maske der Person zerfielen wir, wie alle Natur zerfällt.

»Natur«

Dies führte zu einem zweiten Trugschluß. Denn der Ausdruck »Natur« schloß nun die Gegenwart des in uns waltenden höchsten Geistes ein. Wenn wir von Natur aus Personen wären, so hätte »natura« etwas unendlich Größeres und Besseres zu werden, als sie es in den Zeiten des lebendigen christlichen Glaubens gewesen war. Der moderne Mensch wollte aber seine politischen Ansprüche auf den Grundsatz aufbauen, die »Natur« bezöge die Personen in sich ein.

In heidnischen Zeiten schrieben die Menschen über die Natur der Götter, *de natura deorum*. Aber die ersten Christen wollten davon nichts wissen. Die Geheimnisse Gottes durften in einer »natürlichen« Diskussion nicht behandelt werden. Im heidni-

schen Korinth hatten die Leute den Irrtum begangen, die Naturpsyche für das personelle Leben einer im Geiste lebenden Seele zu halten. Ein Brief des heiligen Paulus aber tadelte diese Psychologen. Erst der Geist verwandele die Psyche in die Person.
Die Renaissance versenkte den Menschen wieder zurück in die Natur. Heute, an ihrem Ende, wird der Mensch im akademischen Denken gleichgesetzt mit der Psyche. Und wieder hört man von Gott sagen, er habe eine Natur, er, der Unerforschliche. Demgegenüber mobilisierte die Gegenreformation alle ihre geistigen Waffen. Das »Übernatürliche« wurde apologetisch verteidigt. Es wurde Gottes Natur, übernatürlich zu sein. Aber unsere Feinde prägen uns fast immer nach ihrem eigenen Bilde aus. Indem wir sie bekämpfen, werden wir ihnen gleich. Wenn wir gegen einen Polizeistaat kämpfen, könnte es sein, daß wir uns selbst einen solchen einrichten. In ähnlicher Weise stieß die Gegenreformation zu. Das Übernatürliche wurde mit einem gewissen Erfolg verteidigt. Aber das »Natürliche« in den Büchern der Theologie wurde zu einer Kopie der »Natur« der Renaissance. Diese Natur der Renaissance dehnte nicht nur ihre Ansprüche nunmehr auf »Personen« aus; sie wandelte auch das Eigentümliche dessen, was »physis« oder »natura« im Altertum bedeutet hatte. »Physis« hieß im Griechischen »Pflanzung«; Plato nannte Gott einen Pflanzer der Physis. Auch die Polis der Menschen war für Plato ein Teil dieser Physis. Das Wort stammt von einer Wurzel, welche »lebendiges Wachstum« bedeutet. Die Physik jedoch bildete sich in der Renaissance zu dem heraus, was sie heute darstellt: die Wissenschaft von der toten Materie. Zum ersten Mal in der Geistesgeschichte vertrat man die Ansicht, die tote Materie besäße dem lebendigen Wachstum gegenüber den Vorrang. Auch in einem lebendigen Universum mögen wir wohl mit abgestorbenen Körpern zu tun bekommen. Aber die mechanische »Naturwissenschaft« nach 1500 versuchte, das Leben aus seinen Leichen heraus zu erklären, indem sie die Natur grundsätzlich zu einem Begriff toter Materie im Raum abstempelte. Erst kürzlich haben wir aufgefunden, daß der Ausdruck »Natur«

zwischen 1500 und 1900 in einem Sinne oder mit einem Akzent gebraucht wurde, den man in einer anderen Epoche nicht hatte hören können: Masse, Menge, Raum, also tote Dinge füllten den Vordergrund wissenschaftlichen Denkens aus. Man verwandte die Physik dazu, Chemie zu »erklären«, Chemie erklärte die Biologie, Biologie die Psychologie, Psychologie die Theologie. Tote Dinge sollten das Lebendige erklären. Diese neue schreckliche Abwertung des Ausdrucks »Natur« ließ alle Werte der Persönlichkeit als das Ergebnis weniger Tropfen Adrenalin in einigen Drüsen erscheinen. Man vergaß, daß die Leichen, die allerdings das Weltall füllen, hinter dem Leben her entstanden sind. Mit Leichen sollte es angefangen haben!

Beides zusammen, die Ausdehnung des Ausdrucks »Natur« über »Person« und »Gemeinschaft« hinaus und der Wandel in der Beschaffenheit von lebender Natur zu toter Natur, machte alle Verteidigungsmaßnahmen der Gegenreformation unfruchtbar. Denn man hatte sich dem Feinde ergeben insofern, als man mit ihm die trügerischen *metabaseis eis allo genos*, die beiden Wesensentfremdungen des fundamentalen Ausdrucks »Natur« teilte. Eine »menschliche Natur«, die einmal als in erster Linie mechanisch angesehen wurde, konnte durch irgendeinen Heiligenschein des Übernatürlichen nicht wieder zu ihrem Glanze zurückgeführt werden. Die Zweiteilung wurde zu trügerisch in ihrer ersten Hälfte, »Natur«. Da sogar die Sprache als natürlich galt, konnte das Wort »Übernatur« den toten Mechanismus dieser Natur nicht heiligen. Wenn es von einem mechanischen Gesichtspunkte aus eine »menschliche Natur« und »natürliche Personen« gab, und wenn diese innerhalb der Natur der »Physik« wie irgendeine quantitativ bestimmbare Masse auszudenken waren, so konnten sie dann durch eine Sittenlehre leicht »more geometrico« gehandhabt werden. Die Jesuiten sind mit Spinoza nicht fertig geworden.

»Zeit«

Dieses spinozistische Ideal einer Mathematik zum Zwecke menschlicher Führung beeinflußte die Kasuistik der Gegenreformation aus zwei Gründen. Der Mensch selbst konnte sittlich ebenso vorausgedacht werden wie die Welt. Dieses bedeutet, daß, wenn Geometrie der eigentliche Annäherungsweg zur ethischen Erkenntnis ist, Gottes »Zeit« getötet wird. Denn die Geometrie verkennt grundsätzlich die Stunde. Ethik aber gibt es nur, weil es immer »höchste Zeit« ist; jedesmal freilich ist es höchste Zeit für etwas anderes. Trotzdem scheuen gute Leute heute keineswegs davor zurück, die Formel zu wiederholen, daß die Zeit eine vierte Dimension des Raumes sei. Hier liegt eine Verkehrung durch die Renaissance vor; sie ist so ungerechtfertigt, wie die Verkehrung der »physis«, die »fortschreitendes Leben« bedeutete, in die physikalische Welt mit der Bedeutung: tote Massen im Raum. Bei den frommen Heiden im Altertum verlief alle Zeit in rhythmischer Folge. Wenn die Kirche mit ihrem Gesang Gott preist: »qui temporum das tempora« (Sonntagsloblied), oder wenn es in dem Gebet der Liturgie heißt: »et in saecula saeculorum«, dann wird diese rhythmische vorchristliche Erfahrung lebendiger Zeit geteilt. Vor 1500 bedeutete also Zeit Rhythmus und Kreislauf, musikalischer Intervall und Wiederkehr der Jahreszeiten. Niemals vor der Renaissance wurde Zeit als gradlinig, als »natürlich«, mechanisch oder geometrisch aufgefaßt. Sämtliche Tempel des Heidentums drückten die lebendige Beschaffenheit der Zeit durch ihre Architektur aus. Baukunst war verkörperte Zeit[1]. Salomons Tempel war keine Ausnahme; die 365 Tage des Jahres wurden in seinen Säulen beschrieben. Die Zeit verkörperte eine harmonische Bewegung; sie war keine gestaltlose Länge. Aber mit der Renaissance änderte sich dieses. Die Zeit wurde zu einem Begleiter der toten Masse

[1] Mehr darüber in »Das Geheimnis der Universität«, und in »Die Vollzahl der Zeiten« (Soziologie II).

im Raume abgewertet; sie war keine Kreatur, hatte weder Sinn noch Verstand. Sie sank zu einer bloßen Quantität herab. Descartes selbst war über dieses Ergebnis seiner eigenen Grundanschauungen bestürzt. So sagte er: Gott scheint in jedem Augenblick die Zeit von neuem zu erschaffen! Wieder bekämpfte die Gegenreformation diesen Feind, die »bloße« Zeit, aber wie? Indem sie sich auf das »Ewige« versteifte. Man stellte die »Ewigkeit« dieser toten »natürlichen« Zeit entgegen. Aber es erging der »Ewigkeit«, wie es dem »Übernatürlichen« gegenüber einer falschen Vorstellung von der »Natur« erging. Die Zeit, die einmal als tot falsch verstanden ist, wird nicht durch die Ewigkeit wiederhergestellt und zum Weiterfließen gebracht. Alle unsere Überlieferungen der Zeit, ob heidnisch, biblisch oder kirchlich, hatten das Ewige im Zusammenhang mit den Äonen der Äonen, den saecula saeculorum, mit der Aufeinanderfolge menschlicher Generationen, den »temporum tempora«, gestellt. Sie hatten die volle Ewigkeit gegen viele »kleine Ewigkeiten«, d. h. den Gesamtrhythmus über den Teilrhythmen, gepriesen. Aber auch der Tag war noch eine »kleine Ewigkeit«. Denn er war ein Gebilde. Hingegen verlieren wir jeden Zugang zum Ewigen, wenn wir es zu diesem Trug der klassischen Physik, zu einer unrhythmischen toten Zeit, in Kontrast stellen. Die Ewigkeit hat nur Sinn im Gegensatz zur Periode und Epoche! Mehrere Mißverständnisse tauchten auf. Der Kalender der Kirche beschrieb zum Beispiel in dem Ablauf seines einen Jahres die dreißig Lebensjahre Jesu und das Jahrtausend der Kirche. 52 000 Sonntage sind vor Gott wie ein einziger Tag. Deshalb waren die sechs Schöpfungstage Gottes in der Genesis niemals auf die Bestimmung ihrer Länge analysiert worden. Nun wurden jene sechs Tage wörtlich aufgefaßt. Das eigene lange Leben des Menschen von siebzig Jahren verlor biographische Bedeutsamkeit. Die Angst vor der verwirkten Zeit der Physik trieb die Theologen zu verzweifelten Versuchen, entweder die »Ewigkeit«, als ob diese eine bloße Idee wäre, zu mechanisieren, oder die Gläubigen davon zu überzeugen, daß der Ein-Jahr-Kalender der Kirche in sich selbst

wirklich genügend Raum für eine übernatürliche, wundersame Geburt ihrer Seelen freiließe. Ach, leider entfaltet sich unsere Seele nicht in einem Jahr. Ihre Zeitalter und Zeitmaße verkümmerten. Man gewöhnte sich daran, die Wunder selbst als außergewöhnliche Angriffe des Ewigen auf die mechanische Entropie des Raumes aufzufassen. Aber Gott ist nichts Außergewöhnliches. Er ist der Herrscher. Wir sind seine Wunder – und zwar entweder immer oder nie. Das Gebilde jeder kleinen Ewigkeit ruht in der übergreifenden großen Ewigkeit als ihr Wunder.

Die Abwertung der Wunder zu Ausnahmen war noch nicht das Schlimmste. Die böseste Folge unseres »Zerstäubens der Zeit« betrifft unser Verständnis für »Bescheidenheit« und Scham. Während der letzten Jahrhunderte vergaßen wir fast, wozu uns die Scham gegeben ist. Scham ist der Seele Verhüllung vor eigenmächtiger und unzeitgemäßer Erkenntnis: weil das Wählen der rechten Zeit die Bedingung darstellt, unter welcher allein das Ewige aufgedeckt werden kann. Eine Braut braucht Zeit dazu, ihre Liebe zu erkennen. Eine Nation braucht Zeit, ihr Schicksal zu bestimmen. Für das Herz ist Zeit notwendig, sich selbst kennenzulernen. Der Geist des modernen Menschen flüsterte statt dessen, es erfordere keine Zeit, etwas zu erfahren.

Die Gegenreformation versuchte, unsere Reinheit zu retten. Man fühlte, daß unsere Geheimnisse nicht zu früh entschleiert werden dürfen. Leider teilte man aber dabei zu oft die Vorurteile des Rationalismus, nämlich daß die Erkenntnis des Geistes zeitlos sei. Von da änderte man den Sinn unserer Kraft, uns zu schämen: die Gegenreformation kann sich nicht dem Vorwurf entziehen, prüde geworden zu sein. Ein Beispiel: Von den Beamten, die die Heiligsprechung des Aloysius von Gonzaga verteidigten, wurde angeführt, Ganzaga habe niemals seine eigene Mutter angesehen aus Angst, er könnte in ihr die Frau erblicken. Mit solch einer Feststellung wird das sichere Vertrauen zwischen Kindern und Eltern bezweifelt. Es wird ersetzt durch die zerschlissene Vogelscheuche eines weiblichen Körpers, angezogen als deine Mutter, die für dich trotzdem immer dasselbe, näm-

lich ein Weib, bleibt. Jedoch meine Mutter ist meine Mutter. Wie könnte sie denn irgendetwas anderes sein? Die Methode, für die der junge Prinz belobt wird, und die darin bestand, daß er seine Mutter nicht anblickte, macht die Versöhnung überhaupt unmöglich! Dieses ist also dann die Prüderie der Gegenreformation. Ich will den jungen Gonzaga nicht verurteilen, aber ich übe Kritik an den Urteilen, die bei seiner Heiligsprechung fielen. Die Prüderie vergrößert die Gefahr der Unzüchtigkeit, anstatt sie vollkommen verschwinden zu lassen. Prüderie kann niemals das Paradies wiedergewinnen, sondern läßt es für immer verloren gehen.

In Gonzagas Fall lautet seine Fürsprache folgendermaßen: »Dadurch, daß er nicht seiner Kaiserin oder seiner Mutter Antlitz erblickte, verwarf er das Fleisch und wurde ein Engel auf Erden.« Aber die Engel spielen vor Gottes *Angesicht*! Und das Angesicht meiner Mutter bedeutet für mich den ersten Maßstab für Züchtigkeit und Scham. Die Gesichter derer, die uns lieben, sind so untrennbar mit unserem Gefühl für Scham verbunden, wie die Ewigkeit mit wahrer rhythmischer Zeit oder wie das Übernatürliche mit dem lebendigen Garten der »natura« in der Vorstellung der Griechen. Wenn wir unsere Mütter nicht ansehen sollen, dann gibt es auch keine Engel, die Gott ansehen. Dadurch, daß die Gegenreformation unsere Beziehung untereinander von dem Sinn für Bescheidenheit trennte, zerstörte sie für die Scham den »biograpischen Zeitsinn«. Das eben bedeutet Bescheidenheit: den unbeirrbaren Sinn für die bestimmte Stunde. Wenn nämlich Scham nicht das Harren auf Wachsen in sich schließt, wird sie zu einem liebeleeren, asozialen, harten und festen Gebilde. Scham ist unsere Verwurzelung in dem Gartenbeet, in dem das menschliche Antlitz geformt und gepflegt wird; sie umschreibt unser wirkliches Leben. Und so erfordert unser wirkliches Leben die Erfahrung liebender Augen, die auf uns gerichtet sind. Gottes Antlitz kann sich uns nicht zuwenden, wenn wir nicht seine Abgesandten, liebende Gesichter, als die Durchgangspforte zu seinem Antlitz erkennen. Durch sie wer-

den wir die nicht beschämten Mitglieder dieser Familie, die den lebenden Gott abbildet. Es ist leicht zu sagen, daß wir nach seinem Bilde geschaffen wurden. Wenn es dazu kommt, diese erstaunliche Wahrheit zu glauben, müssen wir in gegenseitiger Übereinstimmung vorgehen, oder alles, was wir sagen, sind nur Redensarten. Niemand ist Mensch, es sei denn von Angesicht zu Angesicht. Wen niemand ansieht, der muß sterben. Bescheiden darf Suleika offen singen: »Sag ihm, aber sags bescheiden: Seine Liebe sei mein Leben . . .«[1].

Wir können innehalten und Inventur machen. Wir haben den Ausdruck »Natur« aus seinem Zusammenhang mit der Physik herausgelöst, weil dort tote Dinge die Körper sind, aber die Natur ist am Leben.

Wir mußten »Zeit« aus ihrer Verbindung mit der Physik herausnehmen. Denn in der Physik ist sie nichts anderes als ein totes, vorweggenommenes Maß. Zeit aber verkörpert Leben, Rhythmus und Kreislauf.

Und nun entreißen wir die »Scham« aus ihrem Zusammenhang mit menschlicher Zoologie (genannt »Psychologie«). Denn in der menschlichen Zoologie bedeutet Scham einen Schuldkomplex um das Geschlechtliche. Scham stellt aber in Wahrheit den Mörtel für unseren Aufbau zu einem lebendigen Tempel dar. Die lebenden Steine dieses Tempels müssen einander anblicken, begegnen, trösten, begünstigen, erleuchten, im Auge halten, respektieren, einander erreichen in vollkommener Freiheit. Das Wann bestimmt die Scham. Und die Liebende ist die »Wannsperson« der Schöpfung[2].

Wir müssen deshalb die Worte »Natur«, »Zeit«, »Scham« aus dem Kerker der »Physik« befreien, und wir können dies nur dadurch erreichen, daß wir das Licht dieser drei wieder polarisieren: Zeit ist im Gegensatz zur Ewigkeit lebendige Zeitlich-

---

[1] Für diese Hauptstelle zu echter Scham siehe mein »Der Atem des Geistes«, 1951.

[2] Dazu meine Langspielplatte »Make Bold To Be Ashamed«, Hundington, L. I. New York.

keit, der Kreislauf unserer Zeiten; Natur ist der Übernatur gegenüber lebendiges Wachstum; Scham, Bescheidenheit, im Gegensatz zur Selbstenthüllung, ist der Hüter der Schwelle der Zeit, wenn wir unser Antlitz zu einer weiteren oder tieferen Schau erheben dürfen.

Die Verfechter der Gegenreformation verteidigten Ewigkeit, Übernatur und Offenbarung; aber es ist erstaunlich, wie weit sie ihren humanistischen Gegnern die Bestimmung von Natur, Zeit und Scham zugestanden. Wir müssen diese Definitionen verwerfen, um uns dadurch vom Fall der letzten Jahrhunderte zu erheben. Wie hat dieser seltsame Rückfall in vorchristliche Denkweisen geschehen können? Der Sinn des tiefen Falles ist vielleicht darin zu suchen, daß wir alle, Gläubige und Ungläubige, uns diesmal *gemeinsam* von diesem Fall erheben sollen. Eins ist gewiß: kein Christ kann geistig in dem Abgrund verbleiben, der sich zwischen Physik und Apologetik auftut. Im geistigen Bereich klammert sich solch ein Mensch an die geoffenbarte Wahrheit; im Materiellen aber verwirft er gerade die für die Offenbarung beweiskräftigen Erfahrungen: die rhythmische, organische Zeit, die Schöpferkraft der Scham als eines allmählichen Fallenlassens einer Hülle nach der anderen, schließlich drittens das lebendige All.

Wurde jemals ein Prometheus grausamer gequält als diese Christen, die während der letzten vierhundert Jahre durch den Geist der Gegenreformation geistig gequält wurden? Laßt uns diesen kaukasischen Felsen verlassen! So wie jeder den Tod durch »Physik« hinnahm, so möchte die Heilkraft der Liturgie jeden heilen, wenn wir ihre Kraft nur unsere Sinne durchfluten lassen wollten, auch außerhalb des Heiligtums. Damit sich der Leser vor diesem Zusammenbruch unserer ideellen und materiellen Welt nicht entsetze, wird die Behandlung von zwei weiteren Ausdrücken, wie sie in unserem täglichen Sprachgebrauch vorkommen, die Behauptung erweitern, daß nichts außer dem liturgischen Denken unsere Grundbegriffe wiederherstellen kann. Denn der Verfall dieser beiden Ausdrücke beschwor die gegen-

wärtige geopolitische Krise herauf. »Natur«, »Zeit«, »Scham« mögen noch als intellektuelle Ausdrücke beurteilt werden. Dies sind sie zwar nicht; aber wer wird mir glauben, daß ihr Gebrauch von öffentlicher, politischer Bedeutsamkeit ist? Die Ausdrücke »individuell« und »Experiment« jedoch beherrschen unser weltliches Denken. Ein Fehler in ihrer Betonung ändert das öffentliche Leben des Volkes. Genau dies ist geschehen. Aus edlen liturgischen Ausdrücken sind »Einzelwesen« und »Experiment« auf den Müllhaufen der physikalischen Welt herabgesunken. Wer ist sich noch dessen bewußt, daß Experiment und Individuum christliche Ausdrücke gewesen sind? Im Jahre 1600 gab es noch keine Laboratorien, in denen experimentiert wurde. Wohl aber empfanden die Puritaner, es werde ihnen das Experiment eines Gottesstaates angeboten.

»Experiment«

Das »heilige Experiment« der Puritaner hieß nicht, daß wir an unserem eigenen Leben herumexperimentieren. Sondern das Leben war ein heiliges Experiment. Seither ist dieser Ausdruck verwässert. Der moderne Mensch wendet das Experiment auf Erziehung, Ehe und Freundschaft an, also überall da, wo es nicht hingehört. Der erste und der zweite Weltkrieg wurden beinahe verloren, weil die Menschen in den Vereinigten Staaten darauf bestanden, das Ereignis als bloßes Experiment zu behandeln. Wenn wir von Experimenten hören, denkt der moderne Geist, sie erlaubten eine freie Auswahl, eine Situation entweder zu ergreifen oder vorübergehen zu lassen. Wenn Leben in diesem Sinne ein Experiment darstellte, könnte das Lebensnotwendige, etwa Kreuz und Offenbarung, keinen Platz darin einnehmen. Weil die meisten Leute heutzutage von dem Geist des Experiments im Laboratorium befallen sind, wird Religion entweder zu einem Betäubungsmittel oder zu einem Luxus. Denn wenn wir mit jedem Ding herumtändeln dürfen, klingt es unglaublich, daß der Menschen Erlösung in der täglichen Entdek-

kung der »einzigen Notwendigkeit« bestehen solle. Wer experimentiert, leugnet das Einzige! Dann mag die Apologie wieder die Religion als etwas Gutes »empfehlen«, aber sie muß unfruchtbar werden in einer Umgebung, welche nicht sieht, daß unsere Inspirationen so gut wie unsere Empfindungen erst geheiligt werden, wenn sie aufhören, unser Experiment zu sein. Wir sind *Gottes* heiliges Experiment. Denn wir befinden uns in seinem Schmelztiegel! Gott erschafft uns immer wieder. Der Ausdruck »Experiment«, wie er in der Physik gebraucht wird, ist ein kümmerlicher, zweitrangiger Ausdruck, eine bloße Anleihe, die vom Laboratorium bei der Sprache der Kirche gemacht wurde. Der wissenschaftliche Ausdruck experimentieren ist eine Ausleihung des Wortes für Gottes Handeln an seine Kinder; und bei Gott wird das Experiment nicht gemäß der Theorie der Physiker angestellt, sondern es ist uns von der Liebe unseres Schöpfers angeboten, der es uns vorschlägt und unser Maß der liebenden Antwort prüft. Im Laboratorium bedeutet irgendein Experiment die Isolierung einiger Elemente zum Zweck der besonderen Prüfung einer geistigen Theorie. Weil Gott kein geistiger Theoretiker ist, so isoliert er uns nicht in seinem Experiment. Ganz im Gegenteil! Immer wenn sein Experiment gelingt, gibt eine menschliche Seele die Vereinzelung auf. Wenn Gott experimentiert, setzt er uns der Gefahr aus (ex + periculum!), daß unser Herz vielleicht nicht antwortet. Wenn wir hingegen unsererseits experimentieren, ahmen wir Gottes bedeutsame, einzigartige Schöpfungstaten in unseren spielenden Forschungstaten nach. Gewiß, auch wir setzen das Material in der Feuerprobe unserer Forschungen der Gefahr aus, aber wir tun es mit geistigem Hochmut: das Meerschweinchen mag sterben! Aber Gott will nicht den Tod des Sünders. Das ist der Unterschied zwischen seinen und unseren »Versuchen«.

»Individuum«

»Individualismus« ist der zweite Ausdruck, der in seiner modernen Säkularisierung lächerlich wird. Sogar gute Christen hört man mit »dem Individuum« als einer gegebenen Tatsache arbeiten. Das Individuum hat jedoch beim heiligen Thomas von Aquin überhaupt nicht diese faktische Bedeutung. »Individuum« ist ein guter christlicher Ausdruck, solange er zwei Eigenschaften in eins zieht. Individuum heißt erstens das, was von uns nicht in kleinere Teile (Brüche) geschieden werden *kann:* das Atom; zweitens das, was wir nicht unterteilen *dürfen:* die Trinität.

Der Mensch kann nicht geteilt werden und er *darf* nicht geteilt werden. Die Trinität ist unteilbar. Der Friede ist unteilbar. »In nomine individuae Trinitatis« wurden die Friedensverträge geschlossen von 800 bis 1815. Der Friede von Paris zwischen den neuen Vereinigten Staaten von Amerika und der britischen Krone begann »In nomine individuae Trinitatis«. Individuum ist seit 1100 eine Mischung des griechischen »unteilbar« und der christlichen »Unteilbarkeit«. So also konnten die Feinde Frieden schließen, weil ihre oberste Einheit, der Mensch als Ebenbild, durch einen Krieg nicht zerrissen werden konnte. Gott war ja unteilbar. Heute, da die unteilbare Trinität aus dem Auge verloren wird, können Rußland, Deutschland und die Vereinigten Staaten keinen Frieden schließen. Denn sie fühlen sich grundsätzlich getrennt. Wie kann man einig werden, wenn der ganze Mensch nicht als größer anerkannt wird als jedes von uns Völkern? Nur dann, wenn der ewige Gott diese Einheit zustande zu bringen vermag und zugleich unsere Unterstützung seiner Unteilbarkeit verlangt.

Die Spaltung des Atoms, die Schizophrenie des Individuums, das Zwielicht des Friedens zeigen, daß jedes Ding immer noch unterteilt werden *kann.* Das Ausbleiben des Friedens anderseits, die Angst vor den Atombomben, der Zustand unserer geistigen Gesundheit beweisen, daß nicht alles unterteilt werden *darf.* Das »Individuum« hat sich aber von dieser polaren Bedeutung abge-

wandt. Man konnte den Menschen zwischen 1500 und 1900 Individuum nennen, weil er sowohl an Eigenschaften Gottes als auch an Eigenschaften der Welt teilhatte. In der Mitte zwischen Atom und Trinität rühmte er sich seiner »Individualität«. Dieses Individuum der Renaissance prahlte stolz vor der ganzen Welt: »Ich bin unzerbrechlich! Ich bin uneinnehmbar!« Dieser Renaissance-Mensch zwang die damals bestehenden Personen von Papst und Kaiser, daß sie seine göttliche drei-einige Ähnlichkeit zur »Individua Trinitas« ehrten. Dem Genius wurde Spielraum gegeben, durch Patente, durch Urheberrechte und durch manche andere »individuelle« Gesetze.

Aber wenn heute Katholiken, Protestanten und Juden mit der letzten modernen Verwendung des Wortes »Individuum« mitgehen, so reißen sie den Ausdruck Individuum aus seiner polaren und sozusagen drei-dimensionalen Bedeutung. Der letzte Gebrauch von Individuum verwirft die Bedeutung: das, was nicht geteilt werden *darf*. Es ist immer unmöglich, eine Gemeinschaft zu formen aus bescheinigten Atomen. Soziologie oder Geschichte oder Wirtschaftslehre unserer christlichen Gelehrten sind sehr häufig nicht von den Lehren des rein dingbesessenen modernen Geistes zu unterscheiden. Die falsche Annahme von »Individuum« als einer dinglichen Gegebenheit macht es nutzlos zu versuchen, hinterher durch die Empfehlung von »sozialen« Maßnahmen und »sozialer« Fürsorge ein derartiges Chaos zurechtzurücken. Nie, nie könnte der Mensch leben, atmen, sprechen, schreiben oder denken, wäre er nicht das Ebenbild der »Individua Trinitas«, das nicht zerteilt werden darf. Wir sehen also, daß bezüglich der Ausdrücke »Natur, Scham, Person, Experiment, Zeit, Individuum« die Apologeten der Gegenreformation zu viele Zugeständnisse gemacht haben. Die Antithesen vom Übernatürlichen, vom Sozialen, vom Anständigen, vom Heiligen, vom Ewigen müssen alle mißverstanden werden, da die Thesen, gegen die sie einst gerichtet waren, ihre Bedeutung geändert haben. Dem Artillerie-Duell solcher verdorbenen Thesen und ohnmächtigen Antithesen wird unser Geist jahrein,

jahraus ausgesetzt. Meinem Geist ist wenigstens dies widerfahren. Die Thesen hielt ich für falsch und die Antithesen erkannte ich immer als fruchtlos. Dies freilich war nur negativ. Wie mein Geist wieder einheitlich, vollständig, unteilbar in seinen Denk- und Sprechweisen zu werden lernte, ist eine andere Geschichte. Und diese Geschichte ist eben die, wie die Liturgie Leitfaden werden kann ähnlich dem Faden der Ariadne, der aus dem modernen Labyrinth hinausführt und das menschliche Geschlecht wieder zum Tempel des lebendigen Gottes macht.

ZWEITES KAPITEL

»O KREATUR DES MENSCHEN«

Sage ich mich von dem Wahn los, daß wir, jeder von uns, eine selbständige Natur haben und gehen wir unserer Umwandlung in das Geschöpf entgegen, dessen Stunde erst schlägt, dann fällt auf die einfachsten Vorgänge neues Licht. Wenn ein Kind seinen Namen vernimmt, wird es unwiderstehlich zur Bewegung gezwungen. Ich kann meinen Namen nicht hören, ohne irgendwie in Bewegung zu geraten. Jede mächtige Liebe gibt dem Geliebten einen neuen Namen, und kraft dieses Namens beginnt er sich zu bewegen. Kinder, Zeugnis der überfließenden Liebe ihrer Eltern, gehen ihren ersten vorbestimmten Weg, weil der Name, durch den sie gerufen werden, ihr Benehmen, ihre Bewegungen, ihren Lebenswandel hervorbringt.

Wenn wir heranwachsen, während der ersten zwölf oder fünfzehn Jahre unseres Lebens, nimmt die Quelle dieses schöpferischen Vorangehens an Kraft ab. Wir müssen dann wieder geliebt werden, damit wir nicht aufhören, in der wahren Richtung weiterzugehen. Deshalb wird ein neuer Name an unser Ohr dringen und in unser Herz fallen; eben der Name, durch den Gott uns aufruft, ihn mit unserem ganzen Herzen, unserem ganzen Geist und mit allem, was wir haben, zu lieben.

Wir könnten auf diese neue Liebe nicht eingehen, hätte nicht die alte Liebe sie bereits vorgenannt. Diesmal rufen nicht die Eltern, die in unserer Kindheit Gottes Stelle innehatten. Dieser neue Ruf kommt von außerhalb dieser Welt. Er erinnert uns daran, daß wir ein neues Heim betreten, das weite Heim der Schöpfung Gottes, in das er uns sendet in Stellvertretung seines heiligen Tempels. Alle die alten Tempel malten den Himmel. Aber der Mensch bildet den Schöpfer des Himmels ab. Unter den anderen Geschöpfen um uns sollten wir als sein Ebenbild geschaffen werden.

Hier ist der Augenblick, da wir uns einen neuen Namen ersehnen und die Unermeßlichkeit unseres neuen Heimes fürchten mit einer Furcht, welche die Schöpfung der Kreatur Mensch gewöhnlich verspätet oder unterbricht. Denn es ist allerdings leicht zu sagen, daß die Liebe unserer Eltern jetzt neu erzeugt werden müsse, daß jemand mit einem frischen und unerhörten Namen uns lieben müsse. Im wirklichen Leben aber bricht eine lange Zeit des Zweifels und des Elends an, der dürstenden Verzagtheit, nämlich zwischen dem Losreißen von der Mutter Schürze und den sicheren und gewandten Bewegungen unseres endgültigen Vorangehens und Fortschreitens. Nach der Pubertät fängt der Geist an, unser altes Heim auseinanderzureißen, und unser Leib versucht furchtsam, der Liebe sich zu öffnen. Nach der Pubertät bereitet sich der Mensch auf die neue Liebe in zwei einander ausgleichenden Bewegungen vor. Er muß der neuen Liebe Raum schaffen; dies ist der geistige Prozeß, den man Zweifel nennt. Er muß die Braut seiner Seele suchen; dieser körperliche Prozeß bildet seine »Wanderjahre«. Durch Zweifel erobern wir unsere Unabhängigkeit von den Alten; durch Rastlosigkeit geben wir unsere Abhängigkeit von dem Neuen zu. Wir erstreben also in den selbstbewußten Jahren geistige Unabhängigkeit und körperliche Erneuerung.

Dies ist eine ausgedehnte Periode, während der das alte Heim noch nicht vollkommen verlassen und der neue Leib der künftigen Familie noch nicht in die sichtbare Wirklichkeit eingetre-

ten ist. Zwei Bewegungen übergreifen einander: die geistige reißt die sichtbare alte Hülle nieder; die körperliche bereitet auf das noch unsichtbare Neue vor. Dieses Übereinandergreifen der Zerreißung des Geistes durch den Zweifel und der Vorbereitung des Körpers auf die neue Grundlegung wird sehr häufig als geistige und körperliche Prozesse des natürlichen Menschen mißdeutet. Indem die Logik sie bloß als ein Nebeneinanderherlaufen betrachtet, begeht sie ihren entscheidendsten Fehler. Die negative und die positive Aufgabe werden nicht in ihrer Wechselseitigkeit gesehen. Geist ist aber die Kraft, eine bankrotte Erbschaft auszuschlagen, Leib die Fähigkeit, Erblasser zu werden. Das Wachstum der geistigen Unabhängigkeit und das der körperlichen Abhängigkeit werden nicht als zwei Seiten desselben Wachsens betrachtet. Geist und Körper erscheinen als zwei feurige Pferde statt als ein Prozeß, durch den das nächste Gleichgewicht wieder erlangt werden soll in einer wunderbaren Ausgewogenheit zwischen den entgegenstrebenden Richtungen der Seele, die ihrer Vergangenheit gegenüber kritisch und ihrer Zukunft gegenüber sehnsüchtig verfährt und den Tod geistig, das Leben leiblich meistert.

Der merkwürdige Fall des abendländischen Menschen besteht in der Illusion, Geist und Körper seien nicht zwei einander und ihre Zeiten ausgleichende Prozesse der Seele, sondern sie hätten ein paralleles eigenes Sein und strebten in die gleiche Richtung. Der lächerliche »Parallelismus« der physischen und psychischen Prozesse war eine der zentralen glaubenslosen Theorien der Renaissance.

Eine Übergangsphase

Jede der Theorien über Geist und Körper nimmt willkürlich an, daß der Schüler, sagen wir, zwischen dem vierzehnten und dem einundzwanzigsten Lebensjahr, das Beispiel eines sogenannten natürlichen Menschen sei. Eine vorübergehende Phase wird als Norm der Natur des Menschen ausgesondert. Aber zwei

hervorragende Beweise seines Übergangscharakters sind einmal der Geist, der die kritische Fähigkeit zur Entzweiung mit der Vergangenheit und zur Raumschaffung ist; und zum andern der Körper, der zur gleichen Zeit vorwärts stürmt zu unserem endgültigen Schicksal.

Die Verdoppelung des Geistes durch Zweifel und die Entzweiung des Körpers durch das Geschlecht sind zwei Seiten des gleichen Prozesses. Und dieser Prozeß hat ein Kind, also einen Hörer auf alte Liebe, allmählich zu einem Sprecher neuer Liebe zu machen. Dank Zweifel und Verzweiflung werden wir aus Hörern zu Sprechern. Statt dessen abstrahierte der Verstand von dieser funktionellen Rolle des »Zweifel mal Geschlecht« und forderte einen freien Geist und einen freien Körper. Dies aber verewigte die Verlegenheit des Menschen; er versuchte öffentlich nur von seines Geistes Erhabenheit zu sprechen und unterdrückte das Elend seines Körpers. Was ist denn daran falsch, wenn wir uns innerlich in Hörer und Kritiker spalten, in das dagewesene Kind und den zukünftigen Menschen – aus Furcht, wir blieben den alten Gehäusen des Lebens verhaftet – und zugleich uns auf die eine Hälfte unseres körperlichen Selbst einschränken, um unserer neuen Verdoppelung im Leben würdig zu werden?

Der Mensch, der diese neue und nächste Anhänglichkeit, zu der er aufgerufen wird, vernimmt, darf mit Romeo ausrufen: »Es ist meine Seele, die meinen Namen beruft!« Und zur gleichen Zeit wird derselbe Romeo in jeder Form des sophistischen Selbstgesprächs sich selbst übertreffen und wird, indem er sich zu zwei Menschen aufspaltet in seiner innerlichen Debatte, alle Bindungen mit einer toten Vergangenheit abbrechen. Die Erfahrung unserer geistigen Entzweiung und unserer leiblichen »besseren Hälfte« ist ein und dieselbe, kraft der unser Ankergrund in der Vergangenheit und Zukunft gewährleistet bleibt, obgleich wir an der Oberfläche in dieser Periode als denkende Individuen erscheinen.

Ehe wir aber denken können, schulden wir Dank. Bevor wir

selbst denken dürfen, müssen wir an das Denken glauben. Wenn das Danken und Denken, das Verstehen und der Verstand aufhören, als gleichberechtigte Arten und Weisen unseres Lebens anerkannt zu werden, stocken wir. Das natürliche Verstehen ist also etwas sehr Besonderes, das nur der unerfüllten Mentalität zwischen dem vierzehnten und einundzwanzigsten Lebensjahr entspringt. Es handelt sich um das Verstehen eines Schülers im Klassenzimmer. Griechische Philosophie, die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts, amerikanischer »common sense« oder Pragmatismus sind riesige Bauten dieser entwurzelten Vernunft in einem ungeliebten Körper während eines Durchgangsalters, da die eine Folge von Namen verblaßt ist und der neue Ruf der Liebe nur langsam auftönt.

Der akademische Trick mit dieser zweifelnden Vernunft und diesem wartenden Körper besteht darin, daß ihr vorübergehender Zustand der »natürliche» genannt wird. Des Menschen Natur, so behauptet man, sei in ihren geistigen und körperlichen Prozessen festgelegt. »Psychologie ist die Wissenschaft der geistigen Prozesse«, so fängt das berühmteste Lehrbuch der amerikanischen Psychologie an. Ein Lehrbuch über Physiologie könnte diese hoffnungslose Trennung in Geist und Körper durch die Behauptung wiedergeben, Physiologie sei eine Wissenschaft der körperlichen Prozesse. Diese Spaltung gibt sich als »wissenschaftlich« aus. Viele gute Christen und beinahe alle Theologen wiederholen dieses Überbleibsel des vorliturgischen Denkens tagtäglich, indem sie zustimmend das heidnische, antichristliche Sprichwort zitieren: »mens sana in corpore sano« – der Geist sitzt in dem platonischen Kerker des Körpers!

In all diesen Analysen des »natürlichen« Menschen wird die Seele höchstens als ein nachträglicher Gedanke zugelassen! Aber die Seele ist Fleisch geworden! Es gibt keinen Geist und keinen Körper für sich. Die Seele gebraucht wechselseitig entweder geistige oder körperliche Ausdrucksformen, um Fleisch zu werden in ihrer Verwirklichung. Von der Seele bis zu ihrer Verwirklichung auf dem Weg über geistige und körperliche Ausdrucks-

formen werden wir »Ereignis« und können wir unseren eigenen Platz einnehmen.

Wenn und wo immer die geliebte Seele Geist und Körper nicht leitet, drängen diese wie zwei getrennte Pferde auseinander und bleiben einfach »Dinge«. Aber wir dürfen und können nicht naturhaft gesetzt werden. Wir haben unseren Platz einzunehmen. Diesen Unterschied haben Psychologie und Physiologie, Soziologie und Medizin sämtlich verkannt. Sie beurteilen den Menschen so, als ob er nicht einen bestimmten Platz, der auf ihn wartet, endgültig einzunehmen habe. Sie verhandeln alle über den »stellenlosen« Menschen, den Menschen, der sich nicht im Prozeß des Geschaffenwerdens befindet. Der einzige Plan, in dem dieser Prozeß nie zu fließen aufgehört hat, ist die Liturgie. Durch die Liturgie habe ich richtig denken gelernt.

»Du« Mensch!

Der erste Schritt war die Entdeckung, daß wir viele Nichtse sind und bleiben – massa perditionis –, es sei denn, daß wir mit unserem Namen gerufen werden. Im Jahre 1916 schrieb ich eine »Lehre der höheren Grammatik« (gedruckt 1923) auf Grund der Tatsache, daß wir durch jede Erfahrung als Figuren der Grammatik hindurchgehen müssen, aus Furcht, daß sonst die Erfahrung nie gemacht wird. Die Seele muß »du« genannt werden, bevor sie jemals »ich« antworten kann, bevor sie je von »uns« reden kann und schließlich »es« analysiert! In diesen vier Figuren – du, ich, wir, es – geht das Wort durch uns. Das Wort muß zuerst unseren Namen rufen. »Dich meine ich«, hören wir. Wir müssen vernommen und gehorcht haben, bevor wir denken und gebieten können. Dieses ist somit das Gesundheitsprinzip der Seele. Wenn wir vom Heiligen Geist angesprochen werden, sind wir das liturgische »Du«. Dies hat Vorrang vor unseren anderen liturgischen Figuren, nämlich vor dem »Ego«, vor dem »Uns« oder dem »Es«. Schon 1915 entwarf ich einen Dialog, in dem die Veteranen des ersten Weltkrieges aus allen Völkern

dadurch Frieden schlossen, daß sie sich zu des Feindes ständiger Gegenwart überwanden und mit ihm ins Gespräch kamen.
In der Liturgie ist diese Reihenfolge offenbar. Die erste Figur in der liturgischen Behandlung von uns ist das »Du«. Dem Priester wird nämlich erst dann »ich« zu erwidern erlaubt, nachdem er bei seiner Weihe mit seinem vollen Namen herausgerufen ist und das Opfer seines Willens gebracht hat. Nur weil im Priester mindestens ein »Du« zu einem »Ich« geworden ist, kann sich die von ihm geführte Gemeinde ihrer geschichtlich religiösen Rolle als »wir« annehmen. Und zum Schluß des Gottesdienstes mag die objektive Erklärung durch »es« kommen: »Am Anfang war das Wort!« Denn ein Zeitwort, die Messe, ist nun durchkonjugiert worden.

»Du« Kreatur!

»Du«, unsere erste liturgische Figur, obgleich sie die zweite Person in der Grammatik genannt wird, ist keineswegs auf uns Menschen allein beschränkt. Kreaturen nämlich, die nie »ich« oder »wir« erreichen können, mögen doch wohl die erste Phase des liturgischen Lebens, die Phase des »Du« erreichen. Auch wir müssen unser ganzes Leben hindurch in dieser Phase bleiben. Selbst die ganze Kirche muß Gottes Geschöpf bleiben. »Creatura hominis« heißt »O du noch zu schaffendes Menschenkind«. Mag es auch seltsam klingen, es gibt keine Erlösung, es sei denn, wir treten in die Schöpfung zurück. Der denkende Mensch wird nur erlöst, indem er als eine Kreatur Gott dankt. Der im Jahre 1949 verstorbene Joseph Wittig lehrte mich dies. Zwei Jahrzehnte vor seinem Tode gab er eine Vierteljahresschrift »Die Kreatur« heraus. Für den zweiten Band übersetzte er die Riten zum Segnen des Salzes und des Wassers:
»Ich beschwöre dich, du Kreatur des Salzes, bei Gott, der dir befahl, dich durch den Propheten Elias ins Wasser werfen zu lassen, auf daß die Unwirksamkeit des Wassers geheilt werde; daß du werdest geweihtes Wasser zum Heil der Gläubigen; daß

du seiest allen, die dich trinken, Gesundheit der Seele und des Körpers; daß du vertreibest und davonjagest von dem Orte, an dem du ausgesprengt wirst, allen Irrtum und Schlechtigkeit und Verschlagenheit verführerischen Trugs und allen unreinen Geist; du bist beschworen bei dem, der kommen wird zu richten die Lebendigen und Toten und die Welt durch Feuer. Amen.«

Wittig setzte hinzu:

»In gleicher Weise spricht die Kirche auch zur Kreatur des Wassers, und es ist sicher nicht zufällig, daß sie nicht zu Salz und Wasser, sondern zur Kreatur des Salzes und des Wassers spricht. Salz und Wasser können nicht hören, was der Mensch spricht; sie können nur chemisch reagieren. Wenn sie der Schöpfung entrückt sind, sind sie tote und taube Dinge und reagieren nicht mehr auf Wort und Geist. Und sie sind sogleich der Schöpfung entrückt, wenn sie nicht mehr als Kreatur angesprochen werden, mit Macht angesprochen werden. Wenn sie angesprochen werden, stehen sie im Bereich des Du, wo Leben und Hinhorchen ist; sonst aber sind sie im Bereich des Es, wohin weder Reden noch Hören Brücken spannen. Wenn sie als Kreaturen angesprochen werden, werden sie im Glauben angesprochen, daher in »virtù«, und sie werden gesucht und gefunden in der lebendigen Hand Gottes, in der nichts tot oder zu Ende sein kann, sondern nur lebendig und werdend; in der deshalb ein jedes Ding noch wundersam ist. Wenn die Kirche sagt: ›Du Kreatur Salz‹, dann spricht sie vielleicht so, damit sie das Salz in einem Augenblick ansprechen kann, da es noch in der wunderwirkenden Hand Gottes ist, ebenso sehr wie die Kirche selbst.«

Cor ad cor loquitur, lautet Newmans Motto. Unter welchen Umständen das eine Herz zum anderen spricht, das versucht Wittig herauszubringen. Nicht wenn wir einen Lehrer anbeten oder eine Frau verehren oder von einem Zauber festgebannt werden oder in die Kunst verliebt sind oder von einer ehrwürdigen Autorität überwältigt werden, spricht das eine Herz zum Herzen. Wenn Kreatur zur Kreatur spricht, dann gilt: cor ad cor loquitur. Erst dann sind wir von unseren geistigen Götzen ge-

reinigt worden. Denn Gott hat uns ein leibliches Herz gegeben; und keine Wut gegen das Fleisch kann sich über diese Tatsache hinwegsetzen. Wenige Leute begreifen dies als das Gesetz unseres geistigen Lebens; die Liturgie lebt dieses Gesetz. Unser Herz ragt nämlich aus der Schöpfung der ganzen Welt in uns hinein und schwingt daher mit allen Wellen des Kosmos. Mit dem Herzschlag dringt der ganze Leib des Lebens auf uns ein.

Der Prozeß der Erschaffung

Vor einigen Jahren besuchte ich die Segnung des Weines am St.-Johannis-Tag im St. Paul's Priory, Keyport, N. J., woselbst Dom Thomas Michel den Dienst verrichtete. In jenen unvergeßlichen Weihnachtstagen fiel mir sehr die Formel auf: »Benedico te, o creatura potus – Ich segne dich, du Kreatur Getränk.« Dadurch wurde mein Verständnis über den einfachen Akt hinausgedrängt, warum das Wort »creatura« an die Stelle des Wortes »natura« getreten sei. Es ging mir auf, daß mir nicht zwei austauschbare Worte, sondern zwei völlig verschiedene Sprachen vorlagen. »Die Naturen der Dinge« abstrahieren von der geschichtlichen Stunde des offenbaren Sprechens. »Creatura potus« erheischt einen ausgesprochenen Verzicht auf Abstraktionen. Weshalb? Dieses Getränk ist ja schon durch mehrere Stufen gegangen; einige von ihnen weist die Vernunft der Natur zu, wie die Anpflanzung des Weines, das Schneiden und das Düngen, das Bespritzen mit dem Schwefel. Einige andere werden von der Vernunft der sozialen Tat zugeordnet, wie die Lese, das Füllen in die Fässer und Flaschen und manches andere mehr.

Aber im Lichte der »creatura potus« fällt unser akademischer Unterschied zwischsen dem Natürlichen und dem Sozialen in sich zusammen. Im Angesichte Gottes führen wir, seine Gläubigen – wenn wir dem Wein Recht getan haben – diese Kreatur des Weins ebenso sehr zu ihrer Bestimmung, wie es der Boden, der Regen, die Luft, die Sonne zu tun wissen. Wir sind nicht Gott, sondern eine der Kreaturen auf der Wiese Gottes, auf der

alle Kreaturen hier unten ihn loben, indem sie nicht ihren Angelegenheiten nachgehen können, ohne zugleich die Anliegen der anderen mitzufördern.

Mit anderen Worten: wenn der sterbliche Mensch die anderen Kreaturen zu ihrer Bestimmung führt, hindern wir nicht, sondern vollenden wir eher ihr »Vor-gehen« zu jener Kreatur, die sich im Prozeß befindet, geschaffen zu werden.

Die Geschichte, die sozialen Vorgänge, die menschlichen Gebräuche des Winzers oder des Salzförderers, oder die Techniken des Erbauers einer Pumpe dürfen nicht als willkürliche Taten des Willens betrachtet werden. Sie können Stufen im Fortgang der Schöpfung selbst sein. Ein Element »natürlich« zu nennen, ist nicht eine Tat der Schilderung, sondern eine Tat der Entscheidung. Was du »natürlich« nennst, wirfst du auf seinen eigenen Ursprung zurück. Kein Wunder ist es also, daß nach vierhundert Jahren der Naturwissenschaften uns die Analytiker in unserer Mutter Schoß zurückführen. Dieses allerletzte Ergebnis der Renaissance ist keineswegs phantastisch. Das Phantastische besteht darin, daß man dies als »wissenschaftlich« bezeichnet. Wenn ich einen Zuschlaghammer nehme, um eine Büchse zu erdrücken, so bin ich nicht wissenschaftlich. Aber der Ausdruck »natürlich« ist eben ein geistiger Zuschlaghammer, der dieses Glas Wasser, »O creatura aquae«, zu der Hölle des H_2O zurückbringt und die werdende Kreatur als Natur analysiert.

»Kreatur« und »Natur«

Obgleich die Gegenreformation die Liturgie nicht veränderte, hat sie diese doch auf den engsten Platz in der Messe begrenzt. Der größte moderne Kommentar über die Liturgie der Messe hat nicht mal Raum für »creatura« im Index[1]. Statt dessen werden die Gegenstände der Segnungen dort »Naturalien« genannt. Durch diese Benennung erhalten die gesegneten Gaben die arm-

[1] Jungmann, Missarum Sollemnia, Wien 1948, Band II, Register.

seligste Bezeichnung, die nur möglich ist. Sie scheinen den Händen ihres Schöpfers entfallen zu sein, sie liegen tot auf dem Boden.

Ich glaube nicht, daß die Einkerkerung des Weins, des Salzes, des Brotes, des Feuers in die bloße Natur deren Sinn ausmacht. Warum sollten wir sie immer in den Büchern der Theologie, der Philosophie und der Geschichte natürliche Dinge nennen? Ich habe es aufgegeben, so unliturgisch über das Universum um mich her zu denken. Wenn die sogenannten Wissenschaftler das tun müssen – gut; in Armours Viehhöfen in Chicago wird das Vieh auch durch einen Schlag auf den Schädel getötet. Aber um das Feuer zwischen den lebendigen Ochsen Hesekiels (1, 13) geht es nicht auf den Viehhöfen. Das Naturalisieren der Geschöpfe stellt erst eine sekundäre Funktion und einen bloß nachträglichen Gedanken dar.

Auf einem engeren Gebiet macht den liturgischen Menschen der Ausdruck »naturalia« blind für die Kreaturen, die wir als »dich« und »du« anreden möchten, angesichts der Tatsache, daß der Katechet, der »widerhallende« Anfänger auf dem gleichen Niveau steht mit den Kreaturen, die wohl hören, aber nicht sprechen können. Jede Messe anerkennt, daß es vier Stufen des »Sprechens« gibt: Es gibt Einen, der nur spricht; einen, der spricht und vernimmt; einen, der vernimmt und antwortet; und einen, der nur antwortet. Diese Stufen des Wortes werden von Gott, dem Geistlichen, der Gemeinde und den Katecheten gebildet. Sie nehmen diese vier Stufen des Sprechens ein. Und bei jeder Messe entfaltet wieder das Wort, das im Anfang war, sein vierschichtiges Gefälle vom wahren Gott zur Kreatur.

Du Kreatur Mensch!

Wenn der Wein, wenn ein Getränk, obwohl bereits geerntet, gegoren und auf Flaschen gefüllt, dennoch »creatura« sein kann, dann dürfen wir annehmen, daß der Mensch, den ausgedehnten Phasen seines sozialen Anstiegs inmitten der gesellschaftlichen

Gruppierungen, zum Trotz, nicht unbedingt seine Kraft verloren hat, eine Kreatur im Prozeß der Schöpfung zu sein. Ein solcher Mensch geht nach dem Worte Gottes bis zu seiner eigenen endgültigen »creatura«, wie das Salz, das Wasser, das Feuer und der Wein. Er braucht sich nicht in den Begriffen »natura et supranatura«, Zeit und Ewigkeit, Person und Gemeinschaft, Scham und Haltung zu verirren. Aber auf diesem Gange ist er nicht länger der »homo sapiens« der »Zoologie« oder »Psychologie«! Denn »homo« soll den Menschen meinen, der keinen Thron der Liebe, keinen gewiesenen Weg hat, sondern entthront und enttäuscht ist.

Durch den Genitiv in »creatura hominis« gewinnt der tote Ausdruck »homo« Orientierung. Es ist geheimnisvoll genug. CREATURA ist eine Form des Verbums, die auf unser endgültiges Geschick weist, auf die lebendige Form »venturi saeculi«. Im Ausdruck CREATURA HOMINIS werde ich als jener Teil von mir angeredet, der noch kommen wird. CREATURA HOMINIS ist ein Glaubensakt; denn dies Wort setzt dich in die Richtung deiner Bestimmung. »NATURA HOMINIS« aber ist ein Zerstörungsakt. Er verwandelt des Menschen Zustand nach rückwärts, er reduziert und will nicht einmal zugeben, daß er auch nur irgendetwas tut. Die List des Teufels scheint eben gerade darin zu bestehen, daß er nichts zu tun vorgibt. In Wirklichkeit vernichtet er. Wenn dieser jetzt gesegnete Wein nach soviel hochherziger Mühe und Last des Winzers immer noch »bloße« Natur ist, dann ist ein Teil der Schöpfung ausgetilgt. Die Naturwissenschaft annulliert. Die Zeit Gottes, die er seinen geliebten Kreaturen schenkte, wird aufgehoben. Der Naturbegriff fällt Todesurteile. Aber Zeit wird für deine Zukunft jedesmal zurückgewonnen, wenn CREATURA HOMINIS über dich ausgerufen wird. Du bist nun nicht »natura«, weil du nicht bist, der du bist, sondern dir wird berichtet, wer du sein wirst. Du wirst nicht von den Glocken irdischer und abgedroschener Zeit zu Grabe geläutet, weil eine neue Epoche sich bei diesem nächsten Schritt in die Schöpfung eröffnet. Du bist nicht eine verant-

wortliche Person, sondern das antwortende Plasma in der Hand deines Schöpfers, und deine Schüchternheit, deine Scham wird durch die entschleiernde Macht einer neuen Geburt, eines Hervorgehens überwunden.

CREATURA HOMINIS – es wird noch ein Aufsatz nötig sein, ja ein langes Buch, um zu sagen, wie die Messe diese Transsubstantiation von NATURA HOMINIS und CREATURA HOMINIS in ihrer ganzen Gestaltung und Folge zur Führung der Gläubigen durch ihre grammatischen Figuren mit der einzig gültigen Logik der Sprache entfaltet.

Es ist vielleicht genug gesagt worden, um unseren Anspruch zu rechtfertigen, daß die liturgische Wiedergeburt die Geburt des liturgischen Denkens für die Kreatur Mensch die CREATURA HOMINIS, bedeutet, das Kind des Schöpfers, das noch zu erschaffen ist. Indem wir uns also gerade draußen in der wirklichen Welt auf die Liturgie berufen, geben wir dem Menschen seinen Platz außerhalb der toten Natur und ihres Fatums zurück. Er kann seinen Platz nur einnehmen, wenn er täglich aus seinen Namen hervorgeht und in die Welt hineingeht. Damit lebt er die Wahrheiten, daß die Zeit rhythmisch ist, daß täglich das All ins Leben gerufen wird, daß unser schamhaftes Geheimnis offenbar werden soll. Und damit erlangt er das ewige Leben.

WAS PROKLAMIEREN UNSERE KALENDER?

Eine Frage an die akademische Welt wegen »ihrer« Zeit

Am Tage der Tag- und Nachtgleiche 1954 mußte der Verfasser plötzlich für einen Kollegen einspringen, der am Dartmouth College in Hannover, N. H., Shakespeare traktiert, und zwar in der sogenannten Tucker Fellowship, einem Kreis von etwa 30 Dozenten, die das Andenken an einen begeisternden Neugründer dieses College wachhalten. Für Europäer mag noch hinzugefügt werden, daß ein amerikanisches College die Funktion einer europäischen Hochschule umkehrt: In Europa sollte die Hochschule die Heimat ergänzen, in Amerika schafft das College Heimat; in einem unsteten Wanderleben bietet es Verwurzelung. Zeitlebens kehrt der Alumnus zu seinem College zurück als dem ruhenden Pol in der Flucht seiner Ortswechsel. Daher wird der Verlauf des akademischen Jahres in seiner Kontraststruktur gegen den Fabrikkalender von steigender Wichtigkeit für das Zeiterlebnis der übrigen Amerikaner. Es schien daher ebenso ehrlich wie zweckmäßig, die Einbettung der Ansprache in ihre konkrete Situation nicht anzutasten.

Meine Herren Kollegen,

Ist die Zeitenfülle von Natur oder wird sie proklamiert? Gibt es ein Kerygma der Tage? »Zeit-bessernde Tage« – dieser Ausdruck soll in der englischen Sprache nur ein einziges Mal vorkommen, in Shakespeares 82. Sonett. So die Gelehrten. Die Ungelehrten aber sagen, der Ausdruck widerspreche sich selbst. Wie kann die Zeit, die doch die Summe aller Tage ist, durch Tage, die besser sein wollen als die übrigen, verbessert werden? Das hieße doch, die Zeit ziehe sich am eigenen Schopfe empor? Das ist unmöglich. Zeit-bessernde Tage gibt es leider nicht.

Da ich heute für einen Shakespeare-Kenner einspringen soll, so will ich Shakespeares Verteidigung übernehmen. Shakespeares These ist, daß unsere Zeit seit Christi Geburt aus einer Mehrzahl sich überschneidender Zeitströme entspringen darf. Diese Mehrzahl von Zeiten, also ein Pluralismus, hebt unsere Zeitrechnung von allen älteren Zeitrechnungen, chinesischen, ägyptischen, griechischen, römischen, aber auch jüdischen Kalendern, ab. Die eine Art Zeit verbessert andere Zeitarten.

Diese neue Zeit in ihrer Fülle ist kurz in dem Herrenwort proklamiert: »Jesus sah einen Mann am Sabbath arbeiten und sagte zu ihm: Mann, wenn du nicht weißt, was du damit tust, so bist du verflucht; wenn du aber weißt, was du tust, dann bist du gesegnet.« Jeder Mensch unserer Aera zehrt von diesem Wort des Herrn der Aeonen. Alle leben in sich überkreuzenden Aeonen oder Kalendern. Wie die Farben des Spektrums sind unsere Zeiten in mehrere Rhythmen zersprungen[1]. Niemand von uns befolgt nur einen einzigen, obwohl weder die Psychologen noch die Pfarrer das beachten.

Aber unter dem Anprall einer einzigen Färbung der Zeit, nämlich der physikalischen Zeit, ist in unzähligen Menschen ihre Mitgliedschaft in der Zeitfülle fast erloschen. Daher scheint Shakespeare bloß noch »poetisch«. Der erste Schritt, den ich in dieser Lage tun will – wenn die Dichter nur noch »poetisch« verstanden werden, sind sie tot – ist daher, Sie, meine Herren, für die Leiche der Zeit verantwortlich zu machen. Nicht die ganze Fülle der Zeiten kann heute abend vor Ihnen erstehen. Aber eigene Beteiligung an der Fülle der Zeit kraft unseres Amtes als Lehrer will ich heute zu Hilfe rufen gegen das Versinken des Atomzeitalters in leblose mechanische Zeit. Sagt die Zeit an und sie lebt!

Weil ich ganze Bücher über die Kalender seit 1910 in die Welt gesetzt habe, werde ich Mühe haben, nicht langweilig zu werden. Sogar dieser Ausgang würde aber Ihren Sinn für das Ge-

[1] Für die Einzelheiten siehe: »Heilkraft und Wahrheit«, 1953.

genteil, für zeitbessernde Zeiten erwecken. – Ich will also auf Ihre Entrüstung über meine Zeitverschlechterung es ankommen lassen.

Aufwecken möchte ich Sie zu der Wahrnehmung, daß wir Plato nur unsere Philosophie, nicht aber den akademischen Kalender verdanken. Das ist Teil eins. In einem zweiten Teil soll die Geschichte des englischen Wortes für Mittag erzählt werden. Das sind die Vorstufen, um Shakespeares Poesie wieder wahr werden zu lassen, da, wo er unsere freien, unvorhersehbaren Lebenszeiten – im »Kaufmann von Venedig« – dem Kirchenkalender ebenbürtig gemacht hat. Platos Zeit, die mittelalterliche Zeit, die biographische Erlebniszeit, alle fordern einen Anteil an unserm »zeitgemäßen« Lebenswandel.

I

»...von neuem deshalb suchest du der Tage, die dir die Zeit verbessern, frisch Gepräg«, singt das 82. Sonett. Aber »Heinrich VI.« drückt die genau entgegengesetzte Gesinnung aus. Dieselbe Zeit soll ewig wiederkehren.

> »O Gott, mich dünkt, es wäre ein glücklich Leben,
> nichts höhres als ein schlichter Hirt zu sein,
> auf einem Hügel sitzend wie ich jetzt,
> mir Sonnenuhren zierlich auszuschnitzen,
> daran zu sehn, wie die Minuten laufen,
> wie viele eine Stunde machen voll,
> wie viele Stunden einen Tag vollbringen,
> wie viele Tage endigen ein Jahr,
> wie viele Jahr' ein Mensch auf Erden lebt . . .«

Verglichen mit der Zeit des Sonetts treibt Heinrichs Zeit nicht vorwärts. Sie entspricht Nietzsches Zeit der ewigen Wiederkehr und der schäbigen Zeit der Physik. Dieser Zeit huldigen unsere Banken. Diese verdrießt ja unser freier österlicher Kalender so sehr, daß sie beinahe schon den Papst überredet haben, sich auf einen Kalender der Handelskammern einzulassen, der aus 13

Monaten absolut gleicher Länge bestände. Das würde dann den Religionsskandal beheben, daß ein Kapitalist für die 28 Tage des Februars ebenso viel Zinsen zahlen soll wie für die 31 Tage des März.

Aber das allerseltsamste ist doch, daß die Arbeiter sogar noch mehr von Heinrich des Sechsten Vision begeistert werden, als die Kapitalisten. Am Ende des Ersten Weltkrieges trugen streikende Arbeiter über ganz Europa hin Plakate durch die Straßen:

8 Stunden Arbeit
8 Stunden Schlaf
8 Stunden Muße

Wie hatte Heinrich VI. geseufzt:

»Wenn ich dies weiß, dann teil ich ein die Zeiten,
so viele Stunden muß der Herd' ich warten,
so viele Stunden muß der Ruh ich pflegen,
so viele Stunden muß ich Andacht üben,
so viele Stunden muß ich mich ergötzen.
Minuten, Stunden, Tage, Monde, Jahre
zu ihrem Ziel gediehen, würden so
das weiße Haar zum stillen Grabe bringen.
Ach welch' ein Leben wär's! wie süß, wie lieblich!«

Das also wurde 1918 zur Idee einer Weltrevolution. Man stoße sich nicht an dem Symbol des einzelnen Achtstundentages. Durch den ganzen Abend werden wir auf das – heut übersehene – geistige Gesetz stoßen, nach dem wir den Tag und die Tageseinteilung als Banner über der ganzen Zeit schwingen. »Der Tag des Edlen«, bei Schiller, meint zum Beispiel die ganze Zukunft. Und so will der Achtstundentag eine ganze Ewigkeit einläuten, auf Jahrhunderte.

Wo der einzelne Tag aus bloßen Zeiträumen besteht, da erscheint die Zeit als eine Summe von Zeiträumen, und jeder Zeitraum dünkt uns dann ein naturgegebener Ziegelstein.

Mehr als in Europa herrscht dieser Büro- und Fabrikkalender in

der amerikanischen Welt. Die meisten von Ihnen sehen mit Schaudern, daß ich nie meine acht Stunden in meinem Arbeitszimmerchen absitze. Obwohl die meisten von Ihnen da nur die Zeitung lesen, glauben Sie doch, »acte de présence« machen zu müssen. Das Muster der Fabrik beherrscht Sie unwissentlich. Aber es gehört nicht in den Lernprozeß hinein. Erziehung bedarf eines Kalenders, der dem Gurgeln einer Quelle ähnelt, nicht aber dem gleichförmigen Strahl einer Wasserleitung. Amerika, und mehr und mehr die gesamte Welt, muß zwei antithetische Kalender pflegen, gerade weil »They really think to run this nation / by factory and education«, wie ich einmal gereimt und geseufzt habe.

Arbeit und Erziehung sind die Dogmen, die ich beide nicht ungemessen glaube, an die ich aber heute als College-Professor anknüpfe, um mindestens den Hochschulkalender gegen den Fabrikkalender zu schützen.

Dieser Hochschulkalender beruft sich ja auf Plato, weil wir uns Akademiker nennen. Aber wenn wir noch in Platos Heidentum stäken, dann wäre unser eigener akademischer Kalender nicht möglich. Dank unseres Kalenders sind alle Mitglieder unserer Hochschule Christen, ob wir wollen oder nicht. Das »Liberal Arts« College mag seine sieben freien Künste den Griechen danken; seinen Kalender hat es ihnen abgetrotzt.

Plato hat dem Kalender höchste Wichtigkeit beigemessen. Er forderte völlige Unterwerfung unter ihn. Aber dieser Kalender war rein astronomisch. Nachdem sich die hellenischen Freistädte in der tausendjährigen Anstrengung vom Wust der Astrologen befreit hatten – Herakleitos zum Beispiel ersetzte das Große Sonnenjahr der Siriusverehrer durch die menschlichen Großjahre von Generationen, Thales ersetzte die Verehrung des Niljahres durch die Gleichsetzung von Süßwasser und Salzflut – sehnte sich Plato wieder nach astronomischer Unerbittlichkeit.

In Epinomis 978 läßt Plato in die Höhle des Bauern- und Kriegerdaseins die Sterne scheinen: »Ob du es nun Kosmos, Olymp oder Himmel nennen willst, seine Bewegungen setzen die Sterne,

und die Sterne geben uns die Zeiten unserer Geistesnahrung. Wie lernen wir? Durch Zahlen. Wie erfahren wir Zahlen? Im Beobachten des Kommens des Tages, des Einbrechens der Nacht. Welch ein Lohn, wenn wir dies länger fortsetzen. Viele Tage und Nächte sendet uns der Himmel, bis schließlich auch der Dümmste begreift. Darum schuf Gott den Mond, daß er in 15 Tagen zu-, in 15 Tagen abnimmt. Und die 30 Tage lehren uns, was ein Kreis sein muß...«

Eine lindernde Salbe für uns arme Sterbliche ist der Tanz, mit dem wir uns in den Tanz der Sterne einreihen. In einem ewigen Kalender von astralen Festen sollten sich die Griechen erneut den Sternen unterwerfen.

Platos vollkommene Stadt sollten weder wirtschaftliche noch militärische Erwägungen regieren. Aus den Sternen entnahm er das beste Ausmaß seiner Bürgerschaft, aus den zwölf Monaten und aus den zweimal zwölf Stunden von Tag und Nacht. Infolgedessen mußte seine Stadt gerade 5040 Bürger zählen. War es auch Wahnsinn, hatte es doch Methode.

Dieser Sternenglaube ist wahrhaft absurd. Er verlor sich in eine ägyptische Finsternis, und er war ein krampfhafter Versuch, die nahende Freiheit der christlichen Zeitrechnung hinauszuzögern. Denn für Plato blieben auch wir Menschen und unsere Städte Teile der zählbaren Dingwelt. Sein Logos fiel zu den Zahlen der gleichgültigen Dinge hinunter. Aber der Logos ist Namens-Vollmacht und Ernennungskraft. Niemand, der aufhört, uns gleichgültig zu sein, bleibt eine Nummer. Plato ist nicht ein Fünftausendundvierzigstel, er ist der eine einzige Plato. Aber in Platos Stadt wäre Sokrates der erste gewesen, der von den Wächtern hingerichtet worden wäre. Private Lyrik, privater Gottesdienst, privates Lehren und individuelle Lehre sollten da mit dem Tode bestraft werden. Plato forderte, es müsse seine Stadt ihren Kalender ohne die geringste Abweichung oder Abänderung bis in alle Ewigkeit befolgen. Das China der viertausend Jahre und die viertausend Jahre der Pyramiden sind hier überboten.

Wer von den Zahlen ausgeht, der endet in der ewigen Wiederholung. Besuchten Platos Regenten eine Nachbarstadt und kamen sie zurück, so sollten sie nachher ihren Bürgern erklären, es sei ihre eigene Stadt bei weitem die beste, besser als irgendeine der besuchten Städte. Hier nimmt Plato das moderne Propagandaministerium vorweg.

Diese Ungeheuerlichkeit hat Größe dank zweier Züge: 1. Die kosmische Ordnung kommandiert uns. Die Sterne sind Offenbarung. Ziehen sie uns in sich hinein, so werden wir richtig erzogen. 2. Die Götter selber schmausen mit uns und wohnen unter uns, wenn wir ihre Festtage begehen. Immer wieder versichert uns Plato, die Götter mischten sich unter die Männer und Frauen, die ihnen so singend und tanzend dienen.

Also kein irdischer Nutzen und keine Notdurft wird befriedigt, sondern Apotheose, Vergöttlichung wird erreicht. Apollo und die Musen steigen vom Olymp, wenn wir uns ihrem Rhythmus öffnen. So weit wir die Erde rücksichtslos vergessen, repräsentieren wir die Götter. Die Feste dienen der Flucht in eine zweite Welt. Die alltägliche Welt der Leiden und der Not bleibt unerlöst. –

Was sollen wir über den Dartmouth-Kalender sagen? Gilt da auch diese absolute Trennung? Wir sollen es uns nur gestehen, daß wir in unsern Studien frei und herrlich spielen. Gewiß, wir streuen den gestrengen Geldgebern, Gouverneuren und Trusts Sand in die Augen, indem wir von strenger Arbeit, mühevollen Examina, Zensuren, Wettbewerben, Pensen berichten. Die Semesterprüfungen sollen es draußen den arbeitenden Zeitgenossen beweisen, daß wir uns Mühe geben, so gut wie sie. Sie sollen es sich in Dollars und Cents ausrechnen können, damit sie sich auf uns einen Vers machen können. Von uns aus würden wir uns wie ein Freiballon in die Lüfte heben, nun erscheinen wir vorsichtshalber wie Fesselballons. Aber es muß deutlich gesagt werden, daß wir Platos Kalender nicht angenommen haben. Denn Plato würde uns heut, am 21. März, vor der Konstellation der Tag- und Nachtgleiche knien lassen. Wir

knien nicht. Die christliche Aera hat uns glücklicherweise nicht erlaubt, Fakultät und Studenten unter die starren und unnachgiebigen Wiederholungen des Firmaments zu stellen. Was ist denn nun mit unserm Kalender? Ich sage Ihnen sein Geheimnis, wenn ich Sie auffordere, die Monate Ihres akademischen Jahres nicht als September oder Oktober, sondern als den ersten, zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten Monat mit Ordnungszahlen zu zählen.

Erster Monat	21. September: Immatrikulieren
Dritter Monat	23. November, Dienstag: Beginn der Erntedankfestferien
	29. November, Montag: Ende der Erntedankfestferien
Vierter Monat	18. Dezember: Anfang der Weihnachtsferien
	5. Januar: Ende der Weihnachtsferien
Fünfter Monat	24. Januar bis 2. Februar: Erste Semester-Prüfungen
Sechster Monat	3. Februar bis 3. März: Jahresmitte-Ferien

Die Würze dieser sechs Monate sind natürlich die Fußball-Wochenende und die »Hausgesellschaften«, die »house-parties«. Die Fußball-Wochenende sind unterteilt in solche, in denen wir die Stadt zu verlassen haben, und in solche die hier stattfinden. Die Götter geben einander Feste im ewigen Wechsel. Und das ist die Stelle der Blutzirkulation in dem politischen Körper, Dartmouth-College genannt, während seiner ersten zwei Monate. Deshalb ist es irreführend, wenn wir von September, Oktober usw. sprechen. Für den, der den Kalender von innen her lebt, beginnt das akademische Leben am 23. September mit einem ersten Monat; dann folgt ein zweiter, dritter und vierter. Die vier Monate des ersten Abschnittes verlangen also, in Ordnungszahlen aufgezählt zu werden. Die Zahlen können in der technischen Sprache der Astronomie aufgeführt werden als September, Oktober usw.; aber das ist für ein Verständnis unserer Collegezeit sinnlos. Sogar das Durchzählen der Monatstage paßt nicht. Denn die ersten, zweiten, dritten, vierten Monate sind nicht Zeitspannen,

die am ersten September oder ersten Januar beginnen. Statt dessen haben sie ihre Anfänge ganz unabhängig von der astronomischen Zeittafel; der erste Universitätsmonat z. B. erstreckt sich vom 23. September bis 23. Oktober, der vierte vom 5. Januar, der Rückkehr von Zuhause nach Weihnachten bis zu den Jahresmitte-Prüfungen Anfang Februar. Hier stoßen wir auf den keuschen Ausdruck »Jahresmitte-Ferien«; der richtige Ausdruck wäre Winter-Karneval (ein großes zwischen den Semestern begangenes Ski- und Eislauffest).

Er hebt sich heraus zwischen den zwei Jahreshälften und macht sie erträglich. Noch mehr, er ist der bekannteste Beitrag von Dartmouth zum Universitätsleben überhaupt. Er hat mehr als die Fußballwettkämpfe dem Namen Dartmouth für zwei Dekaden eine besondere Prägung verliehen. Durch seine Feier gewinnt unser College einen weiten Wirkungskreis, einen größeren Umfang als während des übrigen Jahresablaufs. Der Winter-Karneval schafft dem College Verbindungen zu Landesteilen, die bei anderen Feiern keineswegs in gleichem Ausmaß umfaßt werden oder wenigstens nicht durch ein solches Netzwerk von Kapillaren und Zuträgern. Nun bleibt in allen Kalenderbetrachtungen gewöhnlich unerwähnt, daß Zeiten Räume schaffen. Die Gegenwartshäresie der Geopolitik, der regionalen Planung, der Raumschiffe und Stratosphärenflüge, konstruiert Räume an Stelle von Zeiten. Geistliche, die sich Christen nennen, predigen Nächstenliebe und verstehen dabei unter den Nächsten die Wohnungsnachbarn. Sie predigen Gemeinschaft mit dem Ortsnächsten, während der gute Samariter den Mann der nächsten Stunde als Nächsten behandelte. Der Winter-Karneval steht auf der Seite des Zeit-Nächsten, das heißt auf der christlichen Seite. Denn er schafft einen eigenen Raum rund um Hannover, ein weiteres Gebiet, innerhalb dessen Hannover liegt. Damit tut der Karneval das, was die Ferien tun sollten, er macht die Zeiten zu Herren der Räume. Während einer Zeitspanne wie der des Karnevals oder der Olympischen Spiele verschwinden die Lokal-Unterschiede und -Abstände. Stellen Sie

das den Weihnachtsferien gegenüber, und Sie werden die weite Gültigkeit des Gesetzes, daß Zeiten die Räume bestimmen, einsehen. Denn zu Weihnachten könnte Dartmouth, dieses weltbekannte College, geradezu von der Landkarte verschwinden. Warum? Weil jeder heimfährt. Jeder einzelne Student wird an seinen Geburtsort zurückgesaugt. Die Leute also, die ihn zu Weihnachten umgeben, sind Freunde aus der Zeit *vor* seinem Studium in Dartmouth. Zur Winter-Sonnenwende steht seine Vergangenheit noch einmal auf und verschlingt ihn.

Der Charakter der Ferien äußert sich durch ihre gruppenbildende Kraft, ihre Gewalt über Räume. »Winter-Karneval« sind starke Ferien, weil sie alles vor Dartmouth liegende Leben daheim durchschneiden. Es mag eine lange Vorbereitung erfordern; plötzlich aber enthüllen sich unsere beiden amerikanischen Kalender als Raum und Zeit, Erde und Himmel in zwei entgegengesetzten Ordnungen. Der Fabrikkalender stellt Raum über Zeit, und er glaubt an raumbessernde Produktion. Der Erziehungskalender stellt Zeit über Räume; er ist selbst ein zeitbessernder Tag! Ich habe den Winter-Karneval hervorgehoben, da er in unserem gedruckten Kalender nicht angegeben ist. Aber der zweite Höhepunkt, »Commencement« wird von den Behörden voll anerkannt (»Commencement« heißt das Schlußfest des akademischen Jahres). Am »Commencement« kreißen die Berge und gebären den Rhythmus des Lebens. Denn niemandes Pläne scheint das Ereignis »Commencement« Anfang Juni unberührt zu lassen. Es erscheint mir als das formgebendste Ereignis in den Vereinigten Staaten. Vielleicht kann ich seine Wichtigkeit klarmachen durch einen Zug, dessen wenige gewahr werden, der aber das Verhalten von Millionen bestimmt. Dieser Zug bewirkt, daß ich, was ich zwischen Juni und September tue, mir völlig frei wähle. Ich kann die Sommerschule besuchen, auf einem Bau arbeiten, auf einem Frachter fahren, durch die 26 Länder Europas radeln, Heu machen auf einer Riesenfarm in Montana. Aber, was ich in diesen vier Monaten mache, ob die Flotte mich nach Labrador bringt oder meine Mutter nach der

Westküste, oder ob ich mir durch harte Arbeit Geld für das nächste Jahr verdiene, diese vier Monate sind meine Nebenbeschäftigung, sozusagen meines Individuums Individualismus, während die andern acht Monate in Dartmouth meines Individuums Uniform sind, das Spiel nach den College-Regeln zu spielen.

Der Majestät des akademischen Kalenders haben selbst die Geistlichen gelernt sich zu beugen. Dafür ein Beispiel: Die Geistlichkeit einer Diözese trifft sich mit ihrem Bischof einmal im Monat zu dem sogenannten »Clericus«. Es finden indessen nur neun solcher Zusammenkünfte im Jahr statt. Von Juli bis September fällt der »Clericus« aus. Da die Vertreter der anglikanischen Hochkirche den liturgischen Kalender mehr als irgendeine andere Konfession respektieren, ist diese ihre Verbeugung gegenüber dem akademischen Kalender ein sprechendes Zeichen. Kein Einwohner der Vereinigten Staaten kann sich dem Einfluß der Teilung des Jahres durch die »Commencements« und Labor Day, Anfang Juni und Anfang September entziehen.

Als ich den Aufbau eines Arbeitsdienstes mit dem Quäker-Dienst-Ausschuß besprach, entschied dieser, seine Lager während der Sommermonate durchzuführen. Ich entschloß mich, meinen am 1. Dezember zu beginnen. Für die Quäker ist es eine Ferienbeschäftigung, für uns ist es Ernst. Für sie war es ein reiner Gewinn und ein Vergnügen, für uns ein Opfer, ein mühevolles unangenehmes Aufwärtskämpfen. Unser winterliches Mühen jedoch formte einen jeden der Beteiligten zu etwas Neuem, gänzlich geprägt durch dieses ganze Wagnis. Die Funktion des gewöhnlichen Sommer-Arbeitslagers ist erfüllt, wenn es »nette« Eindrücke hinterläßt. »Angenehm« oder »einschneidend«; das ist der Unterschied zwischen den 3 und den 9 Monaten. So sehr kann die gleiche äußere Tätigkeit von ihrem Zusammenhang mit dem Kalender abhängen. Aber während die Rolle des Zusammenhangs der Worte jedem Rechtsanwalt, jedem Menschen bekannt ist, scheint die Rolle des Zusammenhangs der Zeiten den religiösen und politischen Führern und

den Erziehern nicht bekannt zu sein. Der Zusammenhang ist der Schlüssel zu dem Bauwerk aus Wörtern; er ist es auch für die Bauten unserer zeitlichen Ordnung. Eine Tat zwischen Juni und September und dieselbe Tat während des akademischen Jahres gleichen einander so wenig wie Spiel und Schicksal, Sicherheit und Gefahr.

Wir bereiten die jungen Leute für den Ernst des Lebens vor, und am Tage der Gradverleihung werden sie in gehöriger Weise an die Welt abgegeben wie Pfannkuchen oder Mohrenköpfe. Die christliche Ära schafft Zeitkörper, weil sie jede Zeit an ihren Früchten erkennt. Die Schwangerschaft der alma mater von Dezember bis Juni gebiert den Alumnus. Da viele das Wiederaufleben des Altertums falsch verstehen, kann gar nicht genügend darauf hingewiesen werden, daß die »platonischste« Einrichtung des Universums, das College der freien Künste, dem christlichen Kalender der Fruchtbarkeit folgt. Die Annahme dieses Kalenders war die stillschweigende Voraussetzung, die christliche Voraussetzung, unter der der »Elfenbeinturm« Platos in unserer Ära wieder zugelassen wurde. Die Wiedererweckung des Altertums in der Renaissance verpflanzte Plato in das Klima unserer Ära. Unsere Liebe, eine fruchtbare Liebe, nahm in ihrem Garten auch die platonische Liebe, eine fruchtlose Liebe, auf, und gestand ihr den Platz zu, den sogar fruchtlose Liebe verdient, in den Präliminarien des Lebens, in der Erziehung. Aber wehe denen, die diese dauernde Voraussetzung für Platos Wiederzulassung vergessen oder verleugnen! Platos Kalender und alle seine Kennzeichen – Kasten, Sklaven, Mangel an Eigenleben – bleibt ausgeschlossen und verdammt. Wiederum verdanken wir Shakespeare den Ausdruck für unsere moderne Behandlung der Periode der Erziehung. Hamlet spricht davon, daß man dem Alter und dem Zeitkörper seine Gestalt und seinen Zwang zeigen müsse. Tatsächlich haben die Erzieher, lange bevor sie ihre Klassen mit Schulaufgaben füllen, durch den Plan des akademischen Jahres eine Struktur, eine Zeitform geschaffen. Der »Zwang« unseres Endanliegens, der Gradverleihung,

darf die zyklischen platonischen Akademien in trächtige Zeitkörper verwandeln. Die Zeit nimmt dank dieses Zwangs, Früchte zu tragen, eine neue, nicht zyklische, vorwärtsweisende Qualität an. Diese Zeit teilt das Geheimnis aller erlösten Geschöpfe: sie ist *erwartet* und *versprochen* und kann deshalb *erfüllt* werden. Aus diesen drei Qualitäten sind lebendige Zeitkörper zusammengesetzt. Das war Plato unbekannt. Für ihn war Zeit Rhythmus, Umdrehung und Kreisen in endloser Wiederholung, von Anfang bis Ende. Und die Akademia war eine Welt ihrer eigenen endlosen Wiederholungen von 387 v. Chr. bis 529 n. Chr.

Unsere Schulen haben die platonischen Inhalte in das biblische Flußbett des Verheißens, des Harrens und der Erfüllung geleitet, also die Akademie durch die Verheißung veredelt. Wir leben vom Ende zum Anfang, weil uns unser Geschick enthüllt worden ist. Es besteht – das gebe ich zu bedenken – im Leben eines jeden Gebildeten eine weltliche Analogie zur »biblischen Verheißung«, die uns alle zusammen aus der ägyptischen Finsternis herausführt. Sehen wir nicht die leuchtenden Augen der jungen Menschen, denen diese Gelegenheit gegeben wird? Diese Augen scheinen mir wenigstens die gekünstelte Unterscheidung zwischen dem Biblischen und dem Weltlichen zu leugnen. Ich wüßte kein Wort für diese großen Erwartungen eines begierigen jungen Menschen; sie sind heilig, wenn auch nicht von Gnaden der Geistlichkeit. Es würde demnach den Anschein haben, als ob unseren Universitäten eine Menge aus dem vielschichtigen Erbe der kirchlichen Ordnung überkommen werde. Wir besitzen dies eine Element der Offenbarung: einen Zeitkörper, der nicht des Lebensunterhaltes, nicht des Lebensstandards, nicht der guten Werke oder der Arbeit oder des Dienstes wegen gelebt wird, sondern einen Zeitkörper, der unter der Erwartung des Novizen, unter der Verheißung des Erfahrenen, unter dem Zwang, Früchte zu tragen, gelebt wird, einen Zeitkörper, trächtig an Bedeutung weil trächtig an Verheißung, ein Anfang, der vom Ende her erleuchtet ist.

In diesem Sinne wirkt der Universitätskalender wie Öl auf unsere mechanisierte Gesellschaft und ihr Fabrik-System. Daß der Universitätskalender zugegebenermaßen einen weltlichen Charakter hat, ändert nichts an der Tatsache, daß er den mechanischen Charakter des industriellen Kalenders bekämpft. Alle echte Religion ist weltlich, wie es ihr Begründer war. Der Universitätskalender ist mehr und mehr ein Bollwerk der freien Zeit gegen die Fabrikzeit. Deshalb ist er eine religiöse Einrichtung des Christentums. Sie alle kennen Dutzende von Fällen, wo das Sehnen eines Menschen, an unserem bedeutungsvollen Zeitkörper teilzuhaben, den Sieg davonträgt über die zu Bruchstükken zerschlagenen Zeiten der Geschäftswelt. Deshalb ziehen die Menschen mehr und mehr in die College-Städte. Da leben sie einen großen »Zeit-bessernden Tag« mit. Seine neun Monate sind wie ein Tag. Der »Tag« vertritt die Kirche gegen den Staat, ist Himmel gegen Hölle, Zeit gegen Raum in unserer Gesellschaft. Er schafft durch seine unwirkliche Welt der Erziehung und Wettkämpfe einen Zeitkörper, der aus zeitbessernden Tagen besteht. Ich fürchte nur, daß er diese große Funktion nicht lange bewahren kann. Unsere zeitbessernden Wege werden ebenso von den militärischen wie den wirtschaftlichen Gewalten bedroht.

II

Als Warnung möchte ich nun zeigen, wie schon einmal ein himmlischer Kalender zerstört wurde. Unser akademischer Kalender bedeutet die Wiedereroberung der Freiheit gegenüber den Naturgesetzen. Der Himmel ist in der Form des akademischen Jahres wiedererschienen; wir genießen nun $8^1/_2$ Monate unpersönlichen, $3^1/_2$ Monate des persönlichen Lebens. Aber diese Entwicklung ging vor sich, nachdem ein anderer großer Weg himmlischen Lebens auf der Erde verlassen worden war. Ein Blick auf ein Schema, auf dem alle Kalender gezeigt werden, wie sie sich kreuzen und überschneiden, spricht Bände. Auf

ihm findet man nämlich den kirchlichen Kalender. Während wir alle gemeinsam den ersten Monat bis zu den letzten Wochen der Gradverleihung, durch die Fußball-Wochenende und Prüfungszeiten leben, mag ein jeder von uns still für sich privat zur Kirche oder Messe gehen. Für ihn ist vom 3. März bis 12. April Fasten, nebenbei bemerkt: wir sind heute abend in der Mitte der Fastenzeit, doch es ist wörtlich »nebenbei«, allein für sich, nicht auf unserer gemeinsamen Straße. Ich mag versuchen, die große Woche aller Wochen von Palmsonntag bis Ostermontag zu feiern; aber ich gebe Unterricht am Gründonnerstag, Karfreitag und Ostermontag. Niemand hat den ganzen Kirchenkalender mehr hingemordet als die Puritaner und ihn so entmannt, daß er nur noch aus 52 Sabbaten besteht. Heute hat diese nüchterne, farblose Judaisierung zwar ihren Einfluß auf die Gemeinden verloren. Aber ihr negativer Erfolg ist uns geblieben. Die kanonischen Stunden und die hohen Feste sind vergessen. Wir sind die Erben einer großen Katastrophe (oder einer Wiedergeburt, die wir Renaissance nennen), die die frühere Ordnung von zeitbessernden Tagen beseitigt hat. Wenn ich die Humanisten über den Niedergang der Kirchlichkeit spotten höre, wundere ich mich oft, wie die Humanisten unsere eigene Schwäche übersehen können. Unser Akademikertum steht bereits unter demselben schweren Angriff gegen seine Kalendervorrechte. Die Industrie wünscht, daß wir ununterbrochen 12 Monate arbeiten sollen. Die Ferien sind bedroht. Bald werden wir selbst zu klagen haben. Daher brauchen wir eine zweite Tabelle, die uns unseren Niedergang im Bild unserer Vorgänger klarmacht. Sie würde die kanonischen Gesetze des Mönchtums und die Arbeitsgesetze der mittelalterlichen Handwerker in ihrer Polarität zeigen.

Wieder kann ich mit Shakespeare beginnen. Von ihm stammen zwei Dramen, deren Titel einen heute unbekannten Kalender andeuten: Der »Mittsommernachtstraum« und die »Zwölfte Nacht« (»Was ihr wollt«). Beide Titel sind Überbleibsel aus einer Zeit, als man noch nicht mit einer abstrakten standardi-

sierten Erdteils-Zeit, einem Tag von 24 Stunden oder einem Jahr von 365 Tagen mit einem alle vier Jahre eingefügten Schalttag rechnete. Es war dies die Zeit, die Shakespeares eigener Zeit vorausging. Er hat diese Periode hinter sich gelassen und ist im Hinblick auf abstrakte Zeit schon unser Zeitgenosse. Denn gerade im Sommernachtstraum ruft König Theseus schon aus: »Zwölf sprach der ehrne Mund der Mitternacht.« Zu »Leb«-Zeiten Oberons und Titanias hätte Theseus dies freilich nicht sagen können; denn bis zu Dantes Tod wurde der Tag, der mit Mitternacht anfängt und endet, als unnatürlich betrachtet. Die römischen Rechtsgelehrten der alten Republik hatten uns in solch ein gotteslästerliches Rechnen von Mitternacht zu Mitternacht hineingezwängt. Außerhalb des römischen Jus gab es keinen solchen abstrakten Tag. »Dies civilis« war verschieden von »dies naturalis«, »dies fastus« und »dies nefastus«. Die Rechtsgelehrten erfanden ihn, um sowohl von den göttlichen, wie den natürlichen Tagen fortzukommen! Man erkennt das Abstrakte des »bürgerlichen« Tages an der folgenden Tatsache: Die Griechen hatten nicht einmal einen Ausdruck für solch eine künstliche Rechtsschaffung. Im Griechischen ist das früheste Vorkommen eines Ausdrucks für den 24-Stunden-Tag im griechischen Text des Neuen Testaments zu finden. Von »Natur« aus waren nämlich gerade Tag und Nacht zwei verschiedene Wesenheiten.

Aber die Juristen brauchten den zivilen Tag von Mitternacht zu Mitternacht, wie wir die standardisierte Ortszeit brauchen, für ihre gesetzmäßigen Festlegungen von Begrenzungen, Legitimationen, Fristen, Verbannungen und Vererbungen. Wie kann sich gesetzmäßig halten lassen, daß Leute an »einem und demselben Tage« sterben oder handeln? Das waren praktische Fragen, und das Rechnen von Mitternacht zu Mitternacht war eine gesetzliche Fiktion. Wir empfinden dies nicht mehr, da wir alle in Beziehung zur Zeit abstrakt geworden sind. Wir stehen zu einer bestimmten Stunde auf und kümmern uns nicht um Sonnenaufgang oder -untergang. So war es aber nicht vor Shakespeare.

Daß dieses Stück, der »Mittsommernachtstraum«, auf den längsten Tag des Jahres datiert wurde; – es wurde zum ersten Male an einem sehr kurzen Tag im Januar gespielt! – und daß wir am 21. März heute Tag und Nachtgleiche haben, machte damals einen Unterschied, von dem keiner der heute hier Anwesenden noch eine angemessene Empfindung hat. Bis 1500 waren die Tagesstunden-Unterteilungen jeder Nacht oder jedes Tages, wie sie wirklich erfahren wurden.

Zwar wurde jeder Tag oder jede Nacht jeweils in 12 Stunden unterteilt. Aber jene Stunden konnten nur an den Tag- und Nachtgleichen 60 Minuten lang sein. Nur gerade heute stimmen wir mit den Völkern der Welt vor 1500 zusammen, weil es der 21. März ist. 12 Stunden mit der gleichen Länge von je 60 Minuten erstrecken sich von Sonnenaufgang bis -untergang. An den zwei Sonnenwenden indessen hatten die 12 Stunden, obwohl noch immer 12, einen ganz verschiedenen Inhalt. An einem 21. Juni mochte die Sonne um 4 Uhr morgens aufgehen und 8 Uhr abends untergehen. In diesem Falle mußten 16 mal 60 Minuten durch 12 geteilt werden, da ja immer 12 Stunden sein mußten! Daher war jede 80 Minuten lang. Am 21. Dezember, wenn der Tag vielleicht nur 8 Stunden Sonnenlicht hatte, bestand die einzelne Stunde nur aus 40 Minuten. Denn der Tag enthielt 12 Stunden wie das Jahr 12 Monate, und nach gleicher Länge wurde nicht gefragt. Er hatte 12 Stunden, um dem Jahr ähnlich zu bleiben! Auch die 12 Nächte zwischen 25. Dezember und 6. Januar standen für die 12 Monate des Jahres.

Die wirkliche Bewegung von Sonne und Sternen und der wirkliche Wechsel von Licht und Dunkel erzwang das beständige Neuordnen der einzelnen Stunden. Die mittelalterlichen Menschen lebten nicht abstrakt.

Sie fühlten, daß sich ihr Verstand den beobachteten Tatsachen unterwerfen solle. Sie verlangten von dem Verstande, daß er sich zur Abwandlung seiner Abstraktionen um der Erfahrung willen bequeme.

Die Stunden in einem Kloster verschoben sich also in ihrer

Länge nach den Jahreszeiten. In anderen Worten, nicht einmal an zwei aufeinanderfolgenden Tagen bedeutete das Wort »Stunde« dieselbe Zeitlänge. Dies grenzt für die Menschen von heute an Wahnsinn. Unsere Stunde hat diesen einen und einzigen Verdienst, daß sie immer 60 Minuten lang ist. Dies war aber im Altertum nur ein Nachteil. Denn die Alten, fromme Heiden, fromme Juden, fromme Christen, alle waren darin einig, daß der Mensch die Zeit nicht aus den Händen Gottes lösen könne, der jeden Tag, jeden Mond, jeden Kreislauf am Firmament schickte. Es wäre als Gotteslästerung aufgefaßt worden, die Zeiten von unserem Geiste bestimmen zu lassen und sich nach unserem abstrakten Schemata zu richten. In der Fortführung der einmütigen Gottesdienste aller Jahrtausende beachteten die sieben kanonischen Gebete des Mönches Gottes Zeit. Deshalb mußten freilich die Stunden vom wirklichen Sonnenaufgang bis zum wirklichen Sonnenuntergang verlaufen, da sie ja »hier«, z. B. in Monte Cassino, und »jetzt«, z. B. am 1. Oktober 529 n. Chr. gehalten wurden. Nur auf diese Weise konnte das Gebet in Gottes echte Zeiten eintreten, wie sie von Aeonen zu Aeonen sich reihten. Beide Züge des Zeitigungssinnes vor der Renaissance sind für uns verloren.

So übersetzt z. B. die Bibelübersetzung König Jakobs I. das organische Fließen der Zeiten falsch durch ihre häretische Zeitauffassung als »Welt ohne Ende«. »Welt ohne Ende«, »World without end« entspricht im Englischen unserem »Und von Ewigkeit zu Ewigkeit«. Aber die Bibel wies hin auf das organische Fließen der Zeiten um Zeiten, Epochen um Epochen, und heute kann niemand an der Zeiterfahrung der Apostel teilnehmen, der nicht die abstrakte, tote Zeit der »Welt ohne Ende« von sich wirft. Die echte biblische Formel sagt genau das Entgegengesetzte. Sie sagt nämlich, daß das Ende der Welt erfahren werden muß am Ende eines Zeitabschnitts wie am Beginn eines neuen. Dadurch, nur dadurch, daß wir zuerst den Anfang des neuen Aeons durchleben und, dank dieser Erfahrung, dann erst das Ende des vorhergehenden beschließen, können wir Zeiten

verwirklichen. Aeonen sind wie Glieder einer Kette. Wir müssen uns an den nächsten Aeon halten, wie er sich in der Katastrophe herausformt, und den vorhergehenden gehen lassen, wie sich der Ring in dieser Katastrophe schließt. Wie können wir sonst des Herrn aller Zeiten gewahr werden? Denn Gott überlebt das Ende der Zeiten; mit den offenbarenden Worten: »Das Ende der Welt war längst vor uns«, beginnt ein großes Lied (Chestertons Ballad of The White Horse, 1908). Gott überlebt Enden sowohl wie Anfänge. Gerade diese Wahrheit haben wir vergessen, und so spotten wir und werden verspottet von denen, die an Armaggedon glauben. Die Mönche erlebten das Ende der Welt jeden Abend. Die Zeit starb, der Tag starb, und dann begann alles von neuem. Für dieses große Dasein des Todes und Wiederauferstehens Christi in ihren kanonischen Stunden bezahlten sie freudig den Preis, die 12 Stunden verkürzen oder verlängern zu müssen. Diese 12 Stunden waren ja da zur Ehre der 12 Monate, während welcher das große Jahr der Buße, der große Neujahrstag, über den ganzen Umkreis wieder zurückgebracht wurde. Mit anderen Worten, die Zahl zwölf war in dem Stundenaufbau ebenso ein natürlicher Hinweis auf die 12 Monate wie in Shakespeares Stück »Zwölf Nächte«. Hat nicht Gott selbst die Zahlen der Himmel geschaffen? Der Mensch stellt sie gehorsam in den kürzeren Einheiten seines Tagesrhythmus dar. Halten Sie mich nicht für zu pedantisch, wenn ich Sie auffordere, diese Haltung wieder zum Leben zu erwecken, daß ein Tag, zwölf Tage, eine Olympiade uns eine Offenbarung von größeren Zeitstrukturen schenken können. Wenn sie als Rationalisten darauf bestehen, an die unaussprechliche Roheit der Einsteinschen Zeit glauben zu wollen, denken sie an unser College-Jahr! Darin formen 9 Monate einen Zeitkörper. Wir können ohne Gewaltsamkeit diesen Zeitkörper mit einem Tage vergleichen. Wenn wir Modernen nun diese 9 Monate wie einen Tag behandeln, taten die Alten, die einen Tag als Ewigkeit behandelten, nichts Unsinnigeres. Aber ich habe seltsame Erfahrungen gemacht mit der modernen Stumpfheit gegenüber der

lebendigen Zeit. Als ein Neutestamentler die Probedrucke meines Buches »Des Christen Zukunft« las, geriet er in Zorn über mich, weil ich in meiner Predigt gegen die Puritaner geschrieben hatte, daß 52 000 Sonntage vor Gott wie ein Sonntag seien: »das ist nicht wahr«, rief er wörtlich. Ich zitierte: »Tausend Jahr sind vor dir wie der gestrige Tag, wenn er vorüber ist, und wie eine Nachtwache.« Er hat mir diesen Angriff auf sein rationales Predigen nie vergessen, als ob an einem Sonntag wir nur an diesem Tage wären!

Ich würde dieses Mannes Zorn nicht erwähnen, wenn nicht die meisten Humanisten uns Gläubigen den wildesten Aberglauben über die Zeit zuschrieben. Nehmen Sie Ihre Auffassung, daß das alte Testament die Welt in 6 gewöhnlichen Tagen von je 24 Stunden erschaffen lasse! Indessen sind unsere Erdentage in der Schrift der großen Tage von Gottes Zeit gebraucht worden. So sagt z. B. der heilige Augustin in seinem Kommentar zur Genesis: »Wir glauben, daß die Tage von Sonnenaufgang zu Sonnenaufgang, von denen wir verschlungen werden, eine stellvertretende Analogie darstellen, und wir dürfen nicht zweifeln, daß die unseren nicht Gottes Tagen gleichen, sondern weit unter ihnen stehen« (4, 27, 44). Diese Kraft, unsere kurzlebigen Augenblicke als das Zifferblatt der Fülle zu lesen, ist unter den sogenannten Gebildeten vergessen. Die Humanisten sind heute wahre Barbaren im Hinblick auf die Zeit, die für Cartesius, ihren Ahnherrn, ein täglich neues Wunder war. Es ist deshalb kein Scherz, daß des hl. Augustin Vermögen, in Gottes Tagen das Modell, in des Menschen kleinen Tagen eine dürftige Nachahmung zu sehen, einmal ganze Völker mit dem schöpferischen Vermögen, das Leben zu gestalten, erfüllte. Die kanonischen Stunden waren des Mönches Lebensweise, und des Mönches Lebensweise war zwischen 300 und 1600 die Lebensweise des gebildeten Menschen. In Spanien waren zu Shakespeares Zeiten ein Drittel der Bevölkerung Mönche oder Nonnen. Shakespeare selbst läßt in »Maß für Maß« Königin Anna, König Jakobs I. Gemahlin, die römisch-katholisch geworden war, als eine Arme

Klara auftreten, das heißt seine Heldin heiratet den König als eine Angehörige der franziskanischen Stundendisziplin! Wenn eine Königin des protestantischen Englands in Shakespeares Zeit und ein Drittel von Spanien die kanonischen Stunden befolgte, werden Sie sich leichter die universale Herrschaft der kanonischen Stunden über das Denken der Völker zwischen Alfred dem Großen und Thomas Morus vorstellen können. Die Gleichsetzung der beiden Rhythmen, des der Ewigkeit und dessen des einzelnen Tages, wurde zur gelebten Erfahrung von Massen.

Je mehr indessen die Kirche das Bild der Ewigkeit innerhalb des Sonnenaufgangs und -untergangs eines Tages suchte, desto mehr rebellierte der irdische Teil des Menschen. Analogie ist nicht Gleichheit. Die Handwerker mußten sich im Schweiße ihres Angesichts mühen. Die Schwerkraft forderte ihr Recht, wie sie es immer tun wird, wenn der »Himmel« des Geistes zuviel an sich reißt. Das gilt universal. Auch die Naturwissenschaft, dieser Himmel der Abstraktion, und ihr Maschinenzeitalter stießen an ihre menschlichen Grenzen, als ein Arzt es fertigbrachte, im britischen Oberhause zu verkünden, daß 23 tägliche Arbeitsstunden für Kinder nicht gesundheitsschädigend seien; ebenso haben 500 Jahre, bevor dieser Doktor solchen Unsinn beglaubigte, die Bürger Europas die kanonischen Stunden für unsinnig im Hinblick auf die Arbeit des Handwerkers erklärt. Die mönchische Zeittafel war wohl gut für den Himmel, aber schädlich für den berufstätigen Menschen und den Bauern. Sie stellten sich auf die Seite des jungen Königs Heinrich VI. Der Mensch hatte für die Pferde zu sorgen und die Kühe zu melken. Sie mußten im Schweiße des Angesichtes sich mühen, sie mußten essen und schlafen. Diese Notwendigkeiten sind unser irdisches Teil und sie scheinen dem himmlischen Sang der Lerche leicht Hohn zu sprechen.

Schon der Gründer der Benediktiner-Regel hatten den Unterschied zwischen Erde und Himmel erkannt. Wenn er verlangte »ora et labora«, so mußte sowohl dem Himmel, wie der Erde

gedient werden. Von da an mußten die Mönche für ihr nächtliches Beten mit der Gewährung einer besonderen Ruhestunde am Tag belohnt werden. Das Schläfchen am Tage ist die Gabe der Benediktiner an die menschliche Rasse. Die »Siesta«, wie dies in Spanien genannt wird, leitet sich her von der sechsten Tagesstunde, der dritten kanonischen Stunde »sext«, und sie ist eine Einrichtung der Benediktiner. Zwischen der sechsten und der neunten Stunde, irgendwo zwischen der Sext und None, durften sich die Mönche von ihrem himmlischen Psalmensingen in der Nacht erholen. An diesem schwächsten Punkte der Menschheit, dem natürlichen Schlafbedürfnis, brach die Zeittafel der Engelschöre zusammen. An diesem Punkte wurden die Stunden Sext und None in Bewegung gesetzt und wurden dehnbar. Der heilige Benedikt erklärte, daß »mediante octava hora«, in der Mitte zwischen Sext und None, das Schläfchen am Platze sei. Durch diese Gesetzgebung wurde der Akzent von der sechsten und neunten Stunde wegverlegt. Die Sext und None waren kanonisch, aber »acht einhalb« war angenehmer: Die Einführung des Tagesschläfchens durch die Benediktiner deutete Jahrhunderte zuvor voraus auf den späteren Sieg des »Noon«, des Mittags, in dem irdischen Sinn der Essensstunde. So ist die None zum Noon, dem englischen Mittag, geworden.

Die Verselbständigung der säkularen Gemeinde wurde besiegelt, als die Städte in Petrarcas und Boccaccios Tagen lernten, in ihren Zunfthallen Glocken aufzuhängen, die die Stunden mechanisch einläuten konnten. Zuerst beobachteten diese Glockentürme noch den tatsächlichen Sonnenuntergang, und die älteste säkulare Gemeindeuhr, die sich der Klosterzeit widersetzt, zählte 24 Stunden von einem wirklichen Sonnenuntergang zum nächsten. Man beachte: das Zählen dieses 24-Stunden-Tages begann nicht um Mitternacht. Dafür bestanden zwei offensichtliche Gründe: die Nachtstunden konnten von dem einzelnen und seiner Familie in seiner Wohnung nicht beobachtet werden. Aber die Wohltat der Verkündung aller 24 Stunden vom Glockenturm der Stadt als eines öffentlichen Dienstes war ungeheuer. Zum

zweiten war das Zählen von Abend zu Abend gute alttestamentliche Doktrin. Israels Zeiteinteilung zählt immer von Abend zu Abend. So begann die neue Zeiteinteilung. In Frankreich indessen wurde diese italienische 24-Stunden-Stadtuhr durch 12-Stunden-Rechnung ersetzt, und es scheint, daß in Frankreich nach 1370 die Mitternacht zum Ausgangspunkt der neuen Berechnung gemacht wurde.

Es interessiert vielleicht zu hören, daß in Basel bis heute die Stadtuhr um Mitternacht eins und um ein Uhr zwei schlägt und uns so an die Tatsache erinnert, daß in den kanonischen Stunden die Prime bis heute wie immer den Beginn der ganzen Reihe aller Stunden bedeutet. So bedeutet sie ursprünglich nicht die Vollendung, sondern den Anfang der ersten kanonischen Frist. Von dieser Glocke in Basel sagen die anderen Schweizer mit Recht: »Die Basler sind ein ganzes Jahrhundert hinter uns zurück, aber uns um eine Stunde voraus.« Das ist wörtlich richtig; denn diese kanonische Zählung ist um ein Jahrhundert veraltet. Aber es erscheint für alle Zeiten bedeutungsvoll, die Mitternacht als des säkularen Menschen »Prime« zu behandeln. Außerhalb Basels ist dieser letzte Einfluß der kanonischen Stunden verschwunden.

Mitternacht ist nun um zwölf, um zwölf Uhr am Tage ist Mittag. Des Himmels Gebets-None (15 Uhr) ist zur Stunde des irdischen Mittagsmahles – »Noon« – geworden, und wir leben nun unseren 24-Stunden-Tag als eine Abstraktion von Mitternacht zu Mitternacht. Sowohl Himmel und Erde haben ihre Gewalt über unser Leben eingebüßt, und die Götter der Menschen sind der Wecker und die Fahrplanzeit. Dies ist die Stunde ohne Schöpfer und Schöpfung. – Wir leben konventionell. Ich glaube, diese Geschichte enthält eine Moral für die Zukunft, das mönchische Getue mit der Ewigkeit hatte jeden Tag in das volle Licht des Absoluten gerückt. Die Welt hat diese Übertreibung nicht geduldet. Wenn vor Gott tausend Jahre wie ein Tag sind, so bedeutet das für uns noch nicht, daß auch wir einen Tag wie tausend Jahre behandeln können. In anderen Worten: Kirchlich-

keit oder genauer Mönchstum kam zum Ende, weil die Geschichte die wirklichen Zeiten unseres Geschlechts, die Jahrhunderte und Generationen, über den engen Rhythmus eines 24-Stunden-Tages hinauslebt. Es kann niemals mehr die Zukunftsaufgabe der Menschheit sein, die Geheimnisse der Aeonen in 24 Stunden zu bannen. Wenn ich hier meine eigene Überzeugung aussprechen darf: Jahrzehnte, Generationen, Zeitspannen von fünf, sieben, zehn oder fünfzehn Jahren müssen erfahren und gepflegt werden wie jene Einheiten von drei mal zwanzig und zehn Jahren, wie sie Lincolns berühmte Rede noch zitieren konnte. Das wahre Mysterium der Zeit wird dann gefunden werden, nicht durch Analogien zwischen Tag und Jahrtausend, sondern durch geduldiges Vernieten von Jahren und Generationen. Ich glaube an den Pluralismus. Wir bedürfen des Überkreuzens von vielen Zeitrhythmen. Unser Magen und unser Bewußtsein antwortet einem 24-Stunden-Rhythmus. Unsere veredelten Leidenschaften, wie die Liebe von Mann und Frau, von Veteranen und Sekten beherrschen Zeitspannen von 25, 30 oder 40 Jahren. Der 24-Stunden-Tag, die Woche, der Monat und das Jahr sollten nicht die Sphären größerer Umwälzungen verdunkeln. Die Chronologie der Familienfolge, der Kriegs- und Friedenszeiten, ist durch die Häresie vernichtet worden, daß die mechanische Uhrzeit alles enthülle, was in der Zeit, durch die Zeit und durch Zeitbestimmung gelebt werden müsse. Die Vereinigten Staaten verloren 1952 beinahe ihren Platz auf dem Erdball, weil sie etwa ein Jahr lang mechanisch auf die Wahl des neuen Präsidenten warteten und im Wahn einer für sie »gegenwärtigen Zeit« die höhere Sphäre leugneten, in der die Vereinigten Staaten sich bewegen und ihre Handlungen zeitlich bestimmen müssen. Wenn diese Absurdität, auf den Wahltermin zu warten, erwähnt wird, dann lachen die Leute. Sie weisen sie achselzuckend als komisch von sich. Sie stellen sich taub. »Aber während dieses schmutzige Kleid des Verfalls uns gänzlich umhüllt, können wir's nicht hören.« Was nicht hören? »Da ist nicht das kleinste Gestirn, das du erblickst, das nicht in dieser Bewe-

gung wie ein Engel singt ... solch Harmonie ist in uns sterblichen Seelen.« Das sagt Shakespeare im »Kaufmann von Venedig«.

III

Dies führt uns zu dem letzten Teil unserer Frage. Wir sind ausgezogen um die zeitbessernden Tage der Vergangenheit zu finden. Wir haben eine Mehrzahl solcher Tagesanordnungen gefunden. Da war der Kalender des geistigen Fortschritts, daß Jahr für Jahr bessere Gedichte geschrieben werden sollten; der Wert der Sonette des Dichters erhöhte sich beständig. Aus diesem Glauben an die Genies entsprang die Idee des technischen, des wissenschaftlichen Fortschritts, und er hat die Zeit von Jahr zu Jahr beschleunigt bis zur Hochfrequenzgeschwindigkeit am Ende. Da war der Universitätskalender des geistigen Wachstums eines Zeitkörpers, der die Geburt der nächsten Generation zustande bringen sollte. Da war der Versuch, jeden Tag zu bessern, dadurch, daß man in den kanonischen Stunden den Himmel auf die Erde brachte. Von ihm ist noch mehr zu sagen, weil der Widerstand gegen ihn uns heut beherrscht.

Indem die Mönchs- und Nonnenklöster jeden in der gleichen Weise in einer Lebensart schulten, als ob ein Tag die Ewigkeit verkörpere, verkörperte das eine Jahr der Liturgie das ganze Leben Christi und seiner Kirche. Jeder Mönch versuchte diese Analogie zu leben, und zugleich wurde die Laienschaft überredet, in ungefähr den Mönchen zu folgen. Diese Vermönchlichung der Laienschaft hatte sich um 1300 überboten. Mit dem Stadtturm, dem 24-Stunden-Tag, in der Proklamation einer eigenen Zeit der weltlichen Gemeinde zerbarst die franziskanische und dominikanische Utopie des »Jeder ein Mönch«. Was Boccaccio in der italienischen Geschichte bedeutete, bezeichnete der feste, unbewegliche Ausdruck »Mittag« für 12 Uhr in England. Darin kam die Erde zu ihrem eigenen irdischen Gesetz. Wir können es die »Wiedervernatürlichung des Menschen« nennen. Und das meint Shakespeare mit »Natur«. Es bezeichnet

ausschließlich den Teil der Schöpfung, der jeden Tag derselbe bleibt. Dieser Begriff der Natur war ganz neu. Shakespeares Begriff der Natur ist nicht der der scholastischen Theologen, die Welt von Kühen mit zwei Köpfen, von Feen und der gefallenen Natur des Menschen. Nein, jetzt ist sie ein Teil der Wirklichkeit, die unter dem Menschen steht, die unter seine Gesetze gebracht ist. In dem 24-Stunden-Tag wurde der Erde der ihr zugehörige Rang innerhalb der Sphären wieder zuerkannt. Sie war nun ohne Analogie zum Himmel, sie folgte dem Gesetze der Schwerkraft. So haben wir unser Industriesystem aufgebaut; doch bleibt zu sehen und zu untersuchen, wo die Grenzen dieser einen, der irdischen Sphäre, gezogen werden sollten.

Denn das Rätsel der Zeit ist ja nicht aufgehoben. Es soll nun nur in andere Sphären der Geschichte, Biographie und Handlung verlagert werden. Das haben die Weisen getan; Goethe, Van Gogh, Blake haben trächtige Zeit gelebt. Aber ihre Lebensweise ist gehemmt worden durch die »Natur-Vergötzung« der Aufklärung. Und so haben wir jetzt die Sphäre der 24 Stunden und des Sonnenjahres, und die Handelskammer scheint unsere Zeittafel zu regieren. Die Versuche Goethes und Van Goghs stacheln die Massen nicht so auf, wie sie sollten. In deren Zeittafeln herrschen die Räume über die Zeiten wie in der Physik. Der Erfolg ist tote, verschwendete, übereilte Zeit. Die Fülle der Zeit ist verschwunden. Die Menschheit scheint gelähmt in ihrem Verhältnis zur Zeit. Wir bringen es nicht mehr fertig, aus wirklicher Überzeugung neue zeitbessernde Tage auszuwählen. Das moderne Weihnachten und sogar Mutter- und Vatertag sind zu »geschäftsbessernden« Tagen geworden. Die Zeit bessert sich wirklich nicht. Es bedarf mehr als der Proklamation einer Woche der Bewahrung (»Conservation-Week« heißt diese Woche jährlich) durch die Regierung, um die Hilfsmittel unserer Lebenszeiten zu bewahren, um hohe Tage zu schaffen, die Vollmacht haben über geringere. Dazu muß der zeitbessernde Tag hoch über jedem anderen stehen. Ein trauriges Beispiel ist der Tag des Waffenstillstandes. Er gleicht heute dem Stumpf eines

mächtigen Baumes, dessen Bedeutung der zweite Weltkrieg vernichtet hat. Dieser Waffenstillstandstag von 1918 durfte weder sterben, noch wurde er ehrenvoll beerdigt oder durch irgendeinen Erinnerungstag des letzten Krieges ersetzt. Und dieser zweite Weltkrieg hat alle Kennzeichen eines untermenschlichen Schreckens. Zunächst einmal wird er nur durch eine Zahl bezeichnet; er heißt nur der zweite. Bezifferte Tatsachen können nicht enthüllt werden, und sie können nicht erlöst werden, weil bezifferte Dinge ohne das namengebende Wort sind, das allein ewiges Leben schafft. Dieser zweite Weltkrieg ist auch »Krieg des Überlebens« genannt worden. Dies ist eine darwinistische Formel, die dem Ereignis eine Anrede verweigert. Geschehnisse des Dschungels können nicht befriedet werden. Wenn man ein Ereignis einen Krieg des Überlebens nennt, darf man sich nicht beklagen, wenn auf ihn kein Friedensvertrag folgt. Denn in einem Friedensvertrag müssen die zwei Sprachen der kriegführenden Parteien zu einer vereinigt werden. Mit dem Krieg des Überlebens bleibt eine Seite allein bei sich. Mit dem »Kapitalistischen Krige« sind die Bolschewiken allein mit ihrer Ideologie. Es bedarf eines geisterfüllten Gegners, um einen geisterfüllten Frieden zu schließen. Ein Frieden muß wenigstens zweisprachig sein.

»Zweiter Weltkrieg«, »Krieg des Überlebens« – diese Bezeichnungen sind untermenschlich. Eine dritte ist weniger untermenschlich als entmutigend. Churchill hat den Krieg den »unnötigen« genannt. Das ist ganz und gar negative Theologie. Der zweite Weltkrieg hat die Kindischkeit und Spielerischkeit der Generation in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts bloßgestellt. Seine unnötige Zerstörung hat eine »anti-kalendarische Lage« geschaffen. Zeitzerstörende Tage lasten auf allen, die so kindisch wie vor dreißig Jahren geblieben sind und fatalistisch auf einen dritten Weltkrieg warten. Dieser dritte Weltkrieg würde sicherlich nicht ein Krieg des Überlebens, sondern des Untergangs sein, nicht ein unnötiger, sondern ein unbeabsichtigter, nicht ein zweiter Weltkrieg, sondern der Selbstmord der

weißen Rasse. Die Menschen haben die Herrschaft über die Zeit verloren. Sie folgen den Kern-Physikern in ein Raum-Zeit-Kontinuum. Aber freie Menschen sollten in einem zeitbessernden Diskontinuum leben, das sich auch über den Raum erhebt. Dieses ganze zeitverschlechternde Absinken zeigt sich deutlich in dem Schicksal des Waffenstillstandstages, wie er zwischen Leben und Tod, Frieden und Krieg, Erinnerung und Vergessenheit schwebt[1].

Wieder wende ich mich zu unserer Heilung zu Shakespeare. Lassen Sie mich in einem frohen Tone enden, indem ich Ihnen eine der größten und doch am wenigsten bekannten Schöpfungen eines zeitbessernden Tages vor Augen stelle. Er ist so wundervoll beschaffen, daß ich ihn am liebsten ohne ein weiteres Kommentar vor Sie stellte. Heute aber soll Shakespeare das letzte Wort behalten, weil er das erste hatte. So muß ich meine Erklärung vor das Zitat setzen. Wir haben alle Tage erlebt, an denen Vergangenheit und Zukunft durch unseres eigenen Lebens plötzliche Konzentration zur größten Transparenz erleuchtet werden. Der Kalender des eigenen Lebens erhält seine Gestalt durch unvorhersagbare, aber erharrte große Tage. Der 24-Stunden-Tag, was ist er im Vergleich zu dem wahrhaft unerwarteten Tage, an dem Kolumbus Amerika entdeckte, oder an dem wir unser Geschick erfuhren? In solchen einzigartigen Augenblicken persönlicher Entscheidung wirkt alle diese Kalenderbetrachtung wie ein bloßes Kinderspiel. Aber woher bekommen wir die Klarheit, den Einblick, die richtige Form, auf die Kolumbus-Tage unseres Lebens zu achten, die säkularen Tage von Gottes Geschichte mit uns Menschen zu feiern? Im wirklichen Leben müssen sie unvorhersagbar bleiben, und doch müssen sie als zeitbessernde Tage gefeiert und geehrt werden. Als ich meinen eigenen Vater und meinen Schwiegervater selber beerdigen mußte, konnten mir die bisher üblichen Formen nichts

[1] 1962 ist er zum »Veterans Day« für alle früheren Kriegsteilnehmer aller Kriege abgesunken.

sagen. Jede Liebesgeschichte ist ohne Klischee, oder sollte es sein.

Dafür hat Shakespeare ein großes Beispiel hinterlassen. Das höchste liturgische Wunder des gesamten Kirchenkalenders ist die Liturgie des Sonnabends zwischen Karfreitag und Ostern. Dabei dürfte ziemlich unbekannt sein, daß an diesem Sonnabend die Trennung von Welt und Kirche wegfällt. »O, glückliche Schuld, die solch einen Erlöser erfand!« singt der Priester. So ist an diesem Tag die Trennung zwischen Sünder und Heiligem gefallen, und in diesem Gefühl allgemeinster Geltung wird die Osternacht als die Nacht der Nächte begrüßt. Siebenmal wird von dieser Nacht ausgesagt, daß ein Wunder nach dem anderen stattfinden solle. Adam und Eva versöhnen sich, Israel verläßt Ägypten, Juden und Heiden vereinen sich, und das alte Israel – das ist der Höhepunkt – ist zur bestimmten Stunde eins mit dem neuen Israel. Auf diesem Erbe des großen Ostersonnabends – »o vere beata nox« ertönt in Abwandlung achtmal – hat Shakespeare aufgebaut. Shakespeares »Kaufmann von Venedig« öffnet die greuliche Kluft zwischen Juden und Christen. Aber am Ende bedeutet das für Lorenzo und Jessica, die jüngere Generation, wie es auch im »Sturm« und »Wintermärchen« anmutig zugestanden wird, die Erfüllung der Harmonie über die Kluft zwischen den Älteren hinweg. Eben diese beiden Liebenden, Lorenzo und Jessica, beherrschen den fünften Akt des »Kaufmanns von Venedig«, und ich möchte in Ihnen die Erinnerung an die unübertrefflichen Zeilen von der Sphärenmusik im süßen Mondlicht beschwören. Soweit erinnern Sie sich alle wohl. Aber die schönen Worte Lorenzos und Jessicas am Tag ihrer Erfüllung, ihrem »zeitvollendenden Tag«, stammen doch aus einem größeren Kalender. Siebenmal preisen sie diese Nacht, und diese Segensworte sind eine meisterhafte Übersetzung der großen Sonnabendliturgie der Osterwache in das Säkulare.

Lorenzo: Der Mond scheint hell: in solcher Nacht wie diese,
da linde Luft die Bäume schmeichelnd küßte

sagen. Jede Liebesgeschichte ist ohne Klischee, oder sollte es sein.

Dafür hat Shakespeare ein großes Beispiel hinterlassen. Das höchste liturgische Wunder des gesamten Kirchenkalenders ist die Liturgie des Sonnabends zwischen Karfreitag und Ostern. Dabei dürfte ziemlich unbekannt sein, daß an diesem Sonnabend die Trennung von Welt und Kirche wegfällt. »O, glückliche Schuld, die solch einen Erlöser erfand!« singt der Priester. So ist an diesem Tag die Trennung zwischen Sünder und Heiligem gefallen, und in diesem Gefühl allgemeinster Geltung wird die Osternacht als die Nacht der Nächte begrüßt. Siebenmal wird von dieser Nacht ausgesagt, daß ein Wunder nach dem anderen stattfinden solle. Adam und Eva versöhnen sich, Israel verläßt Ägypten, Juden und Heiden vereinen sich, und das alte Israel – das ist der Höhepunkt – ist zur bestimmten Stunde eins mit dem neuen Israel. Auf diesem Erbe des großen Ostersonnabends – »o vere beata nox« ertönt in Abwandlung achtmal – hat Shakespeare aufgebaut. Shakespeares »Kaufmann von Venedig« öffnet die greuliche Kluft zwischen Juden und Christen. Aber am Ende bedeutet das für Lorenzo und Jessica, die jüngere Generation, wie es auch im »Sturm« und »Wintermärchen« anmutig zugestanden wird, die Erfüllung der Harmonie über die Kluft zwischen den Älteren hinweg. Eben diese beiden Liebenden, Lorenzo und Jessica, beherrschen den fünften Akt des »Kaufmanns von Venedig«, und ich möchte in Ihnen die Erinnerung an die unübertrefflichen Zeilen von der Sphärenmusik im süßen Mondlicht beschwören. Soweit erinnern Sie sich alle wohl. Aber die schönen Worte Lorenzos und Jessicas am Tag ihrer Erfüllung, ihrem »zeitvollendenden Tag«, stammen doch aus einem größeren Kalender. Siebenmal preisen sie diese Nacht, und diese Segensworte sind eine meisterhafte Übersetzung der großen Sonnabendliturgie der Osterwache in das Säkulare.

Lorenzo: Der Mond scheint hell: in solcher Nacht wie diese,
da linde Luft die Bäume schmeichelnd küßte

und sie nicht rauschen ließ, in solcher Nacht
erstieg wohl Troilus die Mauern Trojas
und seufzte seine Seele zu den Zelten
der Griechen hin, wo seine Cressida
die Nacht im Schlummer lag.

Jessica: In solcher Nacht
schlüpft' überm Taue Thisbe furchtsam hin
und sah des Löwen Schatten eh' als ihn
und lief erschrocken weg.

Lorenzo: In solcher Nacht
stand Dido, eine Weid' in ihrer Hand,
am wilden Strand und winkte ihrem Liebsten
zur Rückkehr nach Karthago.

Jessica: In solcher Nacht
las einst Medea jene Zauberkräuter,
den Aeson zu verjüngen.

Lorenzo: In solcher Nacht
stahl Jessica sich von dem reichen Juden
und lief mit einem ausgelaß'nen Liebsten
bis Belmont von Venedig.

Jessica: In solcher Nacht
schwor ihr Lorenzo, jung und zärtlich, Liebe
und stahl ihr Herz mit manchem Treugelübd',
wovon nicht eines echt war.

Lorenzo: In solcher Nacht
verleumdete die art'ge Jessica,
wie eine kleine Schelmin, ihren Liebsten,
und er vergab ihr.

Von Anfang an, als ich diese Analogie entdeckte, schien mir unmöglich, daran zu zweifeln, daß die beständig wiederkehrende Formel: »diese Nacht« des großen Sonnabends die beständige

Wiederholung von »diese Nacht« im »Kaufmann von Venedig« eingegeben hat. Die Liturgie hat nicht eine Nachahmung veranlaßt – das bitte ich wohl zu bedenken, sondern sie hat als Eingebung, als großes Modell gewirkt. Der unermüdliche Abel Lefranc hat dies wohl bewiesen (in seinem großartigen »Sous la masque de Shakespeare«). Die zeitbessernden Tage unseres Lebens –, wir können sie noch immer erleben, feiern, verherrlichen, wie es Shakespeare uns nahezulegen scheint, im Lichte des größten Tages aller Tage: »Seht das Wunder der Zeit / durch Gottes Opfer vollendet.« Und in diesem Lichte wird unsere Zunge ihre eigene Hymne anstimmen, an unseren zeitbessernden Tagen.

Den Weg, den Shakespeares Genie durch die Liturgie geführt wurde, kann jeder Mensch von Geschmack am besten selbst auskosten. Aber auch der Verlust, der bei jeder bloß »poetischen« Übersetzung der Heiligen Schrift eintritt, wird hier deutlich. In der Liturgie ist es siebenmal wirklich ein und dieselbe Nacht, während in ihrem Widerschein bei Shakespeare die Aufzählung von sieben Nächten künstlich aufgebaut ist. Es mußten nach der liturgischen Weise sieben sein, aber die weltlichen Traditionen konnten nicht wirklich vereinheitlicht werden, während z. B. das jüdische Passahfest und das christliche Ostern wirklich aufeinander zuführen.

Vergleichen Sie selbst! Dann lassen Sie den mächtigen »Kalender« Sie in Ihr religiöses, poetisches und akademisches Leben begleiten! Dann soll wie Ezechiels Cherub der Kalender bei Ihnen sein als ein Plural, ein himmlischer Plural, geformt nach Himmel und Erde, nach Zeiten und Orten, unausweichlich, unerbittlich, aber sich gegenseitig erklärend. Mögen Sie in diesem Spektrum der Zeiten zu dem vollendeten Regenbogen Ihrer eigenen dauernden Zeitlichkeit gelangen! Ich habe meinen eigenen Glauben aufgebaut auf das Wort bei Lukas, das dem 5. Kapitel zugesetzt ist, wo der Herr die Mehrheit von »mehr als einem Kalender« einsetzt. Seltsam ist, daß die erste freie Wahl, die uns Christus anbietet, die der Kalender betrifft und daß ebenso dieser Pluralismus geeignet ist, den modernen moni-

stischen Menschen zu verwundern. Wenn Sie, aus dieser Überraschung heraus, zweifeln, ob Shakespeare selbst sich dieser Vorgänge zwischen dem heiligen und dem lyrischen Kalender bewußt war, die er uns vor Augen stellt, lesen Sie Imogens Ausbruch (Cymbeline). Sie nennt ihres Liebhabers Sonette »ganz zur Häresie gewordene Bibelstellen«. Shakespeare, der Dichter der Sonette, wußte nur zu gut, daß himmlische und irdische Liebe unaufhörlich einander aus den gegenseitigen Kalendern borgen, aber ansagen müssen wir diese Zeiten; wir müssen uns die Zeit entbieten. Die Kleider unserer Seelen sind die Tage.
Und so soll es bis ans Ende der Welt sein.

DIE EINSINNIGKEIT VON LOGIK, LINGUISTIK UND LITERATUR

Zum Andenken an Wilhelm von Humboldt

Eine Rede, gehalten 1935,
im »Philosophy Club« des Dartmouth College, Hannover, N. H., USA

In diesem Jahr feierte Europa das Gedenken an Wilhelm von Humboldt (1767–1835). Mein heutiger Versuch will Denken, Literatur und Sprache zu einem Kosmos verbinden; da kann er sich auf nichts besser berufen, als auf den Namen Wilhelm von Humboldts, des Mannes, dessen Streben dem menschlichen Kosmos galt. Sein Bruder Alexander schrieb nach seinen Reisen durch Amerika seine gerühmten Seiten über den Kosmos. Wilhelm aber stellte im Wettbewerb mit ihm dem natürlichen »Kosmos« eine nicht minder komplexe und überraschende Welt gegenüber. Er studierte alle Sprachen, deren er habhaft werden konnte, das Semitische und Indoeuropäische, wie das Chinesische, Baskische, Indianische und die Südseesprachen, weil er glaubte, daß in dem Bau der Sprachen das Geheimnis der nationalen Besonderheit und Geschichte, wie der schöpferischen Bestimmung des Menschen läge. Er behandelte die Sprachen, wie ein Geschichtsphilosoph die verschiedenen Schulen des griechischen Denkens studiert, nicht um ihrer selbst willen, sondern um eines vollständigen Bildes aller Möglichkeiten des menschlichen Geistes willen.

Humboldts Vermächtnis blieb lange ungehoben. Erst in den allerletzten Jahren haben Gelehrte begonnen, die Hunderte von Sprachen der Menschheit wiederum als eine große und wunderbare Offenbarung des menschlichen Geistes zu erfassen. Für Humboldt war Sprache nicht ein pedantischer Erzeugungsvorgang, sondern ein geniales Enderzeugnis. Deshalb kann die

Weise, wie ein Kind sprechen lernt, nicht den Schlüssel geben zum Verständnis des schöpferischen Prozesses, der uns in der Sprache geboten wird. Jeder Vergleich aus der Kinderstube muß geradezu irreführen. Sondern in den höchsten Bereichen unseres eigenen intellektuellen Lebens müssen wir nach Analogien suchen, wenn wir die Kräfte entdecken wollen, die Sprache schufen und sie bis heute neu beleben.

Im Namen Humboldts also erkläre ich den Krieg gegen den ehrwürdigen Aberglauben, daß Philosophie ohne Philologie, wie auch Philologie ohne Philosophie zum Ziele führen können. Für mich sind Sprache, Logik und Literatur Kristallisationsformen des selben Prozesses der Geistesgegenwart. Freilich scheine ich mit dieser Hypothese das Grunddogma der Philosophie zu verletzen; aber amicus Plato, magis amica veritas (gewiß liebe ich Plato, aber mehr noch die Wahrheit). Ich muß fürchten, daß diese Lösung die Behaviouristen, Pragmatisten oder Anhänger irgendwelcher mehr oder weniger monistischer Schulen des Positivismus nicht befriedigen wird. Wir aber sind weder Materialisten, noch Idealisten. Immerhin gibt es schon viele Vorgänger auf diesem Gebiet wie Thomas Carlyle, der Jünger Johannes als Verfasser seines Evangeliums, Friedrich Schlegel, Hamann. Vor allem in den letzten 40 Jahren begannen Männer wie Majewski, Ebner, Buber, Cuny, Royen Denkformen zu entwickeln, die uns befähigen, die Einheit von Denken, Sprache und Literatur zu beschreiben. Diese neue Richtung ist keineswegs zufällig. Ohne ein solches Bemühen würde die Verwirrung in den Gesellschaftswissenschaften und der Altphilologie ständig anwachsen. Der beklagenswerte Mangel an Methode in den Gesellschaftswissenschaften entsteht aus der sterilen Haltung der Philosophen, die von der Sprache absehen. Stolz wirkt immer sterilisierend, und es war sicher eine Folge ihres Stolzes, daß sich die Philosophie über die Sprache erhaben dünkte. Sprache war ihr etwas Materielles. Denken etwas Ideelles, Denken ein Prozeß, Sprache aber festgelegt. Wenn aber nun Humboldt recht hätte, und die Sprache ein Prozeß ist? Wenn die

Sprache ein Prozeß ist? Wenn die Sprache klüger wäre als der, der sie spricht, wie ich schon 1912 überwältigt ausrief?[1]

Wenn Carlyle recht hätte, und Denken gerade solch Mythenweben und Tanz der sieben Schleier ist, wie nur je ein »Sartor Resartus« (so heißt Carlyles Schrift über soziale Probleme) hervorbringen kann? Doch muß ich zuvor zugeben, daß der Titel dieser Schrift genauer hieße: »Sprache, Logik, – der Literatur«. Indessen erwies sich die Alliteration die drei l als verführerisch. Mein Denken unterlag also schon zu Anfang der Sprache, und der Vortragstitel kann als ein deutliches Beispiel angesehen werden für die Gewalt der Sprache über den menschlichen Geist. Die Sprache ist klangfreudig: »Logic, language, literature« klang gut! So heiße es deutsch Logik, Linguistik, Literatur.

Logik und Philosophie wollen Wissenschaft sein, Wissenschaft, die uns sagen kann, ob etwas wahr ist. Als eine solche »Wissenschaft« von der Wahrheit spottet der Philosoph über die Behauptung, daß seine Sprache und auch sein Schreiben interpretiert werden müsse, statt daß man sein Denken untersucht. Wenn irgendein Kritiker den Denker Hegel wie jeden Dichter oder Schriftsteller einen bloßen Mythenweber oder Sartor Resartus nannte, so interessierte das die Philosophie nicht. Der Logiker, stolz auf seine Wissenschaftlichkeit, zieht die reine Logik dem einfachen Bekenntnis, daß er ein Schriftsteller und Sprecher sei, vor. Es ist seltsam, daß eine Behauptung seinen Spezialistenhaß erregen sollte, die doch dem Philosophen die Möglichkeit gäbe, die Kluft zwischen den Wissenschaftlern zu überbrücken. Sollte er nicht geradezu stolz sein, der Mensch zu sein, wie er sein soll, der nämlich, der die echte Freiheit des Menschen vertreten darf, sein Denken auszusagen und mitzuteilen? Aber von den Odysseen der Spezialwissenschaften heimzukommen zurück zu einer gemeinsamen Sprache für alle, scheint weniger zufriedenstellend, als ein Experiment in der Spezialwissenschaft von der Wahrheit durchzuführen und ohne weitere

[1] In »Ostfalens Rechtsliteratur unter Friedrich II.«, 1912.

Rücksicht auf die Sprache oder auf die horchende Menschheit schlechthin zu denken.

Wenn wir uns von den Logikern zu den Philologen wenden, können wir uns nicht auf irgendeine individuelle Aussage beziehen, sondern nur auf die allgemeine Lage des Faches. Dieser entsprechend herrscht nicht die Auffassung, daß Linguisten irgendeiner Philosophie bedürfen oder sie voraussetzen. Ich habe Ägyptisch, Griechisch, Latein, Arabisch und Gotisch studiert, ohne daß ich je von irgendwelchen linguistischen Grundsätzen gehört hätte. Man teilt nur ganz einfach nach den verschiedenen Sprachen ein. Als Rudyard Kipling in seiner berühmten Rede als Rektor von St. Andrews der gesamten Studentenschaft versicherte, daß der erste Mensch, der die Sprache erfunden hätte, ein Lügner gewesen sein müsse, ein Mensch, der seine Mitmenschen betrügen wollte, da erhob sich von seiten der Philologen kein Proteststurm, ihn zur Ordnung zu rufen. Moderne Sprachforscher sind nicht der Meinung, daß die Kraft der Sprache auf das innerste verbunden ist mit dem Willen zur Wahrheit. Für diese Leute gilt nicht wie für Aristoteles, daß die Wahrheit das klare Ziel der Sprache sei, und die Lüge nur ein zweitrangiges, nachahmendes Gespenst. Der ganze Gedanke von Schichten der Sprache je nach ihrer Nähe zur Wahrheit ist unbekannt. Die Wissenschaft von der Wahrheit und die Wissenschaft von den Sprachen sind völlig getrennt. Sprache wird betrachtet als Werkzeug, eine Erfindung des Menschen, immer zu seinen Diensten, wenn es ihn gelüstet, diese oder jene Miene aufzusetzen. Wir schauen herab auf das Zeitalter der Offenbarung und leben dahin im Zeitalter der Verhüllung, in welchem Worte zu bloßen Zwecken degradiert worden sind. Der Lügner aus Kiplings Rede ist in der Tat der Zwilling Talleyrands: »Die Sprache ist dazu da, die Gedanken zu verbergen.« Mit einem Fachphilologen als solchem läßt sich über Wachsen und Verfall des Geistes nicht diskutieren!

Wenden wir uns nun zu der dritten Gruppe, der Literaturkritik und der vergleichenden Literaturwissenschaft, so finden wir die

Dinge etwas anders gelagert. Weder der Philosoph noch der Sprachforscher lernt von den Literaturprofessoren, aber der Literaturkritiker macht öfters tiefe Bemerkungen über Logik und Sprache, die verhängnisvollerweise von den Logikern und Linguisten unbeachtet bleiben. Ich erinnere z. B. an gewisse Zeilen aus Thibaudets »Trente ans de Vie Française«; sie mögen als Illustration dienen dafür, wie sogar Gesetzmäßigkeiten entdeckt werden können, die dem Logiker oder Linguisten völlig entgingen. Thibaudet stellt die Tatsache in den Mittelpunkt, daß Bergson in seinem berühmten Begriff »Dureé = Dauer, von dem üblichen Wortgebrauch abweiche: Denn im Französischen bedeute dureé »Etwas, das andauert«, »etwas, das sich nicht wandelt«. In Bergson's Sinne aber heißt »dauernd« gerade »sich wandeln«, so wie sich alles wandelt, das lebt. Daher passe in dem Satz »ich bin etwas, das dauert« das Zeitwort »sein« (»ich bin«) nicht. Das Wort »ich bin« mache es unmöglich, mit der Dauer das Fließen zu verbinden [1]. Nun sei die Sprache das Werk

[1] Die Stelle ist zu wichtig, um nicht im Original auch hier zu stehen: »Une chose qui dure signifie d'ordinaire une chose qui ne change pas. Au sens bergsonien, durer c'est changer, changer comme on change en vivant. Des lors dans ›je suis une chose qui dure‹ le verbe être n'est pas à sa place. Le mot ›je suis‹ empêche la durée de couler. C'est que la langue est l'œuvre d'une metaphysique substantialiste inconsciente et que la philosophie devrait, si elle en était capable se créer un autre langage, quelque: ›je deviens un avenir qui dure‹. Mais il est conforme à une loi plus profonde encore que la philosophie s'insérant dans un langage qui est fait contre elle en épouse la direction pour la depasser.«

Der Leser weiß bereits, daß ich Thibaudets Beschreibung der Sprache als »substantialistisch« nicht teile. Nur das »heutige« Französisch ist in diese Richtung von der Aufklärung verbogen worden. Alle modernen Sprachen sind verb-arm im Vergleich zum Gotischen, das an der Zahl der Urverben sogar das griechische übertraf und mithin »besser« sprach als Bergson, weil es nur Wandel und keine Substanzen anerkannte. Die französische Jugend begehrt auf gegen das Substantiv französisch! Sie verlangt eine prophetische Sprache. Siehe Robert Raffy und Jeane-Luc Nancy, »Mise en cause d'un langage», »Esprit» 1963, p. 562.

einer unbewußten metaphysischen Substanz, und die Philosophie müßte, wenn sie dazu fähig wäre, sich eine andere Sprache schaffen, etwa: »Ich werde eine Zukunft, die dauert.« Indessen, die Sprache entspreche einem höheren Gesetz als der Philosophie, und, sobald der Philosoph in die Sprache eingehe, die gegen ihn geschaffen ist, gebe er sich deren Richtung hin, um sie zu überschreiten. So läßt hier der Kritiker Thibaudet die utopische Behauptung, der Denker könne sich seine eigene Sprache erfinden, fallen und versichert uns, daß nach einem noch höheren Gesetz die Philosophie in die Sprache wie ein Einschub interpoliert werde, und daß sie mit der Sprache in einer der Sprache eigenen Richtung gehen müsse, um fähig zu werden, über sie hinauszugelangen. Welche Tiefe! Welche Folgen für die Sprachgeschichte! Welch eine Lehre über die Philosophen, die immer versuchen, die Sprache auszuklammern, und Fische auf dem Land zu werden! Also auch der Philosoph spricht; gewiß, er braucht das Wort in einem extremen Sinne und geht dabei über die Grenzen der Bedeutung des Wortes hinaus. Nachdem sie durch die Mühle seines Denkens gegangen sind, kehren die Wörter in die Sprache verwandelt und transformiert, manchmal versteinert und zersetzt zurück. Wenn so aber die Wörter das Reich des Denkens nicht ohne Wandlung verlassen können, ist jedes Philosophen Geist ein Saatbeet der Sprache. Wörter sterben in unsrem Gehirn und stehen wieder neu auf. Heißt Denken, von einer bisherigen Sprache in eine andere, bessere übersetzen? An dieser Stelle interessiert uns nicht so sehr das Endergebnis von Thibaudets Entdeckung als die Tatsache, wie sie in unserem Zitat deutlich wurde, daß Denken der Sprache etwas antut. Zum Beispiel tötet es Wörter. Es verwirft einige. Wenn dem so ist, muß die Philosophie untersuchen, was die Logik der Sprache antut. Andererseits kann die Logik nicht länger gleichgültig bleiben gegenüber der Tatsache, daß sie Pflichten gegenüber der Sprache hat, daß sie nolens volens die Sprache ändert. Philosophieren heißt also nicht begreifen und Begriffe prägen, sondern in die Sprache eingreifen! Das wäre also Philosophie!

Daher wollen wir hier von Denken, Sprache und Literatur als einem gemeinsamen Bemühen der Menschen sprechen, die Wahrheit zu verhüllen oder zu enthüllen. Unsere Behauptung ist, daß sie alle Strahlen eines Feuers sind, die im Menschen aufglühen, um dem Mitmenschen seinen Anteil an der Wahrheit zu vermitteln oder zu verbergen. Wir stellen die Behauptung auf, daß Denken, Sprache und Literatur, soweit sie Mittel sind, uns selbst, einem Partner oder allen Menschen Wahrheit zu verbergen oder zu offenbaren, ein und denselben Gesetzen unterstehen. Ohne eine solche Behauptung könnte unsere Absicht mißverstanden werden als gleichbedeutend mit den vielen Warnungen weiser Männer, auf die Sprache zu achten. Natürlich sind auch solche Warnungen von Nutzen. Vielleicht kann ich hier einige Zeilen über die Sprache von Whitehead zitieren: »Die Sprache bezeugt die Weite menschlicher Erfahrung in drei Kapiteln; eines bilden die Bedeutungen der Wörter, ein weiteres die Bedeutungen, die den grammatischen Formen innewohnen, und ein drittes füllen die Bedeutungen jenseits der grammatischen Formen und Einzelwörter, Bedeutungen, die sich in wunderbarer Weise in der großen Literatur enthüllen.« Es ist eine seltene Freude, im Zeitalter der Prosa die Poesie als Wahrheitsschöpferin von einem Mathematiker anerkannt zu finden. Aber so dankbar wir für Whiteheads Rettung sind, müssen wir doch noch einen Schritt weitergehen, bei dem wir seiner Billigung keineswegs sicher sind, die aber Möglichkeiten für ein weites Gebiet neuer Erkundung und Forschung eröffnet.

Thomas de Quincey kommt in einigen seiner Essays unserem Standpunkt nahe. Als er entdeckte, daß der griechische Gedanke des Enthymem nicht auf die formale Auslassung eines Gliedes in Syllogismus beschränkt war, sondern daß das Feld des Enthymem den ganzen Bereich des Lebens umfaßte, wo immer ein Mensch sich ohne die Hilfe der exakten Wissenschaft über Leben und Wirklichkeit Rechenschaft zu geben versucht, da rückte er jene Mitte in den Blick, in der alle, Denken, Sprache und Literatur, in einem schöpferischen Bemühen gegenwärtig sind. Die

große Verachtung der Philosophen für bloße Redekunst darf uns nicht blind machen gegenüber der Tatsache, daß ein jeder Sprecher auf der Redebühne seine Meinung in gültiger Weise auszusagen versucht und daß er so mit dem lebendigen Wort sein eigenes Bemühen vereinen muß. Er muß 1. in dem Monolog denken, den wir das »Denken« nennen; er muß 2. zu einer Zuhörerschaft sprechen und wird auf diese Weise in ein Zwiegespräch verwickelt; er hofft 3. auf eine anhaltende Wirkung, wodurch seine Worte von dem Augenblick gelöst werden und die Macht bekommen sollen, mehr als eine Gelegenheit und eine Hörerschaft zu überdauern. Die Mißbilligung der ersten Hörer widerlegt ihn nicht! In diesem Sinne, so könnte man sagen, enthüllt eine Rede von der Rednerbühne Athens, wenn sie nicht mit der Ungeduld des Platonikers, sondern der Hingabe des Ethnologen betrachtet wird, den dreifältigen Charakter der Worte: In dem »Monolog« denkt der Mensch laut; im Dialog spricht er mit seinen Hörern; im Pleolog, d. h. dem für mehr als einmal Gesagten, laut Thucydides' stolzem Anspruch eines »Besitzes für immer«, spricht er für künftige Wiedererinnerung. Mit »Pleolog« – pleo, pleion wird in diesem Sinne schon in der Naturwissenschaft gebraucht – bezeichne ich eine Art des Sprechens, die mehr als einer Zuhörerschaft vorgetragen werden kann und soll. Von dem Monolog hat sich das Denken als ein Sondergebiet abgezweigt, und aus dem Pleolog entwickelt sich die Literatur. Heute, nach zweitausend Jahren der Verachtung für das Rhetorische werden Denken und Literatur als zwei Tätigkeiten betrachtet, die praktisch völlig von linguistischen Problemen abgetrennt sind. Unseren Verstand üben wir heutzutage durch das Lesen oder Schreiben von Aufsätzen und Büchern. Die Zwischenstufe des mündlichen Aussprechens unserer Meinung wird nur noch selten eingeschoben. Das führt zu der Illusion, wir könnten außerhalb des Bereiches des Sprechens denken. Diese Ansicht liegt auch der modernen Epistemologie zugrunde, und mir scheint, daß der gleiche Trugschluß sich auch in Kiplings witziger Bemerkung verrät, daß der erste Sprecher ein

Lügner gewesen sei. Kipling sah in seinem Helden einen Mann, der Lügen erzählen konnte, weil er alle Wahrheiten bereits außerhalb seines Sprechens kennen konnte. Der moderne Denker verbirgt vor sich selbst die Tatsache, daß kein Gedanke in das Leben der Menschen eintreten kann als allein durch Zuhören. Die meisten nehmen an dem Prozeß verständigen Denkens nur teil durch Zuhören, Lesen und Antworten. Auch der Stimmzettel ist eine Antwort. Die elektrische Induktion des Zwiegesprächs macht uns zu Partnern in der Wahrheit. Wenn dieser elektrisierende Vorgang gespannten Zuhörens vorüber ist, sind wir wieder leer. Die Meinung, daß der Mensch immer denke, weitet die Eigenart der besonderen Lage des Denkers aus auf die Männer einer Fußballmannschaft oder Menschen im Kindergarten oder Schreibmaschinenbüro. Tatsächlich indessen entdecken wir eher Neues über uns selbst, die Welt oder über unseren Glauben durch Aussprechen und Niederschreiben als durch inneres »Denken«. Wer denkt denn schon? Nachdenken ist fast immer anderen-nach-denken! Der Vorgang des Ent- und Verhüllens ist in allen drei Zuständen: Sprechen und hören, schreiben und lesen, denken und nach-denken, am Werke. Das konnte übersehen werden von Optimisten, für die das Denken innerhalb unseres Geistes stets auf Wahrheit zielt. Aber der Mensch ist ebenso erpicht darauf, sich selber zu betrügen, wie er andere betrügt; er gebraucht ebensoviele Tricks, sein eigenes Gewissen, wie das der anderen übers Ohr zu hauen. Das Denken an sich ist nicht mehr gefeit gegen die Trugschlüsse der Leidenschaft, des Vorurteils oder des Eigennutzes als das Sprechen oder das Schreiben. Woher weißt Du, daß Dein Denken wahrer ist? Es kann genau so Mythenweben sein wie die Dichtung, und andererseits kämpft die Literatur ebenso verzweifelt für die Wahrheit wie das Denken. Wir haben kein Recht weder zu einem besonderen Optimismus im Hinblick auf die Aufrichtigkeit des Denkens, noch zu einem besonderen Pessimismus im Hinblick auf die Lügenhaftigkeit des Schriftstellers.

Wenn wir uns fragen, was uns helfen würde, die Form des Den-

kens wie die der Sprache und die der Literatur zurückzuführen auf ein Uralphabet der Formen, mit denen der Mensch sich in der Gesellschaft ent- oder verhüllt, und durch welche die Gesellschaft selbst ent- oder verhüllt wird, können wir auf Goethes Bemerkung verweisen, wonach ein solches Uralphabet in der Menschheit allerdings vorhanden sei. Bedenken wir: diese Grundaussage stammt von einem Meister des Wortes, der vielleicht dessen größter und umfassendster Verkörperer für Jahrhunderte darstellt. Denn Goethe war ein Sänger und Erzähler seines Volkstums und seiner Muttersprache, tiefschürfender Naturphilosoph, Schöpfer und Verfechter des Gedankens von der Weltliteratur. Ein Physiognom hatte ihm erklärt, er sei nach seiner Schädelgestalt ein geborener Volksredner. In Goethe waren nicht nur Schreiben, Sprechen und Denken gleich mächtig; er zweifelte auch nie daran, daß sie im Grunde ein und derselbe Vorgang seien. Diese Überzeugung gibt seinem Aphorismus vom menschlichen Uralphabet die Bedeutung einer auf Jahrhunderte tragfähigen Grundlage.

So wollen wir erneut die Annahme wagen, daß des Menschen wesentlichstes Tun Ent- und Verhüllen ist, daß die menschliche Natur sich darin von der tierischen unterscheidet, daß jede Gruppe, jedes Volk, jeder Stamm, jedes Glied und menschliches Einzelwesen, wo immer vorfindlich, damit beschäftigt ist, sich vor sich selbst, vor anderen und vor seiner Art zu rechtfertigen. Das erklärt, warum er Kleider trägt, Reden hält, logisch denkt und Bücher schreibt. Das erklärt auch, warum wir alle nicht nur auf unsere eigenen Bedenken hören, sondern auch auf das Geschwätz unserer Nachbarn, die Warnung unseres Feindes und die Weisheit der Bücher. Der Mensch ist in jedem Augenblick an seine gesamte Art gebunden. Das ist kein Tier. In jedem gegebenen Augenblick rechtfertigt der Mensch seine Haltung vor dem Menschengeschlecht von Adam bis zum jüngsten Gericht mit echten oder falschen Behauptungen. Er ist ständig aktiv im Ent- und Verhüllen, ständig passiv im Abschließen und Aufnehmen. Denn wo ein Mensch existiert, ist in ihm die gesamte Mensch-

heit gegenwärtig: und vor ihr verantwortet er sich denkend, singend, schreibend. Die Vertreter der Gesamtheit gegenüber ihren Gliedern mögen des Menschen eigener Geist sein, die Ohren des Partners, die Augen eines Lesers oder alle drei zugleich. Aber sie alle geben oder verlangen Auskunft im Namen der Menschheit. Und der Mensch rechtfertigt sich jederzeit für seine Haltung durch Ent- oder Verhüllen. Wenn wir hiervon ausgehen, erscheint es nicht abwegig, daß ein gleichartiger Aufbau den geistigen, linguistischen und literarischen Vorgängen zugrunde liegt, mit denen allen wir Menschen unser Verhalten rechtfertigen. Warum sollten wir, wenn wir bei uns selbst denken, völlig andersartigen Gesetzen folgen wie bei schriftlichen Berichten für die Öffentlichkeit oder einer redseligen Antwort an unsere Eltern? Unterschiede, wie zwischen Volks- und Gebildetensprache, mögen bestehen zwischen raschem Denken und langsamem Schreiben; aber es ist z. B. nicht der geringste Grund vorhanden, warum von uns angenommen wird, daß wir beim Abfassen von Büchern den Hauptgegenstand zuerst, dann die Abschnitte und Einzelsätze wissen sollten, während wir beim logischen Denken von einem kurzen Obersatz und einem Untersatz angeblich zum Schluß vorschreiten. Es ist wahrscheinlicher, daß alle Vorgänge in einem Menschen eine große Einheit darstellen, gerade so wie die eines Buches. Dann sind aber die logischen Verbindungen zwischen den kleinsten Teilen dieses großen Buches des Denkens in ihm selbst sowohl für Gott, wie für ihn nur von geringer Wichtigkeit. Ein logischer Irrtum im einzelnen hätte dann das Gewicht einer Fliege auf dem Rücken eines Elefanten. Der Aufbau jedes Gesamtdenkens wird durch einen solchen Bruch in der Kette von Schlüssen nicht verändert. Die Auffassung des Philosophen, er habe seinen Gegner widerlegt, wenn er ihm einen logischen Fehler nachweise, ist ein dürftiger Gedanke. Eines Menschen wirkliches Denken wird von dieser Art Beweisführung nicht einmal berührt. Eines Menschen Denken ist ebenso sehr aus einem Stück wie die Literatur eines Volkes. Alle großen Philosophien sind aus einem Guß: ihr Gan-

zes ist aber eher da als seine Teile und trägt seine lebendige Wahrheit hoch über den Brückenbogen seines Zeitalters. Den großen Vorgang im Menschen, der in der Polarität von Enthüllung und Heuchelei unausgesetzt verläuft, können wir vielleicht als unsere Antwortsfähigkeit bezeichnen[1]. Diese Antworten in ununterbrochener Folge werden im Angesicht Gottes innerhalb des sinnlichen Geflechts der Welt und hin zu den Ohren von der Menschen Geschlechter gegeben. Menschheit, Welt, Gott, wer immer angesprochen wird, einer der drei wird angesprochen und muß angesprochen werden, entweder durch Denken oder durch Sprechen oder durch Ausdruck und Gebärde von jedem menschlichen Wesen in jedem Augenblick seines Lebens. Oft handelt die Gruppe im Auftrag ihrer Glieder, indem sie anderen Gruppen den eigenen Standpunkt entgegenhält. Solche Unabhängigkeitserklärungen oder Erklärungen der gegenseitigen Abhängigkeit werden von der Menschheit unaufhörlich gegeben. Die Anrufe in diesen Erklärungen können Absichten oder Erinnerungen, Klagen oder Kriegsgeschrei, Zweifel oder Gewißheit widerspiegeln; immer ist es eine apologia pro vita sua, ob auch ein Volk, ein großer Dichter oder ein bedrücktes Gewissen der Republik Genf oder der Nachwelt oder Gott auseinandersetzen, was sie tatsächlich zu werden gezwungen sind. Die letzten Worte haben wir mit besonderem Bedacht gewählt, weil von allen Denkern, die die menschliche Antwortsfähigkeit vergaßen, die sogenannte Tätigkeit des Menschen stark übertrieben wird. Diese menschliche Tätigkeit ist recht sehr beschränkt auf den Entschluß, die Wahrheit dessen, was mir geschieht, zu verbergen oder zu verhüllen. Derjenige, der sich nicht betrügen will, kann von sich nicht mehr sagen, als daß er sich selbst und seine sogenannten Taten nicht gemacht hat, während er allerdings fähig ist, sein Maß an Heucheln über sein Tun zu bestimmen. Unser Beitrag zu unserem Lebensverlauf ist im Wesentlichen unsere Entscheidung, wie weit wir mit der Wahrheit ge-

[1] Siehe dazu das Kapitel »Responsableness«.

hen. Wir alle können darin nicht sehr weit gehen; aber die Einschätzung der Stärke einer Persönlichkeit hängt vor allem von den Unterschieden in dieser Hinsicht ab. Im letzten Jahrhundert z. B. behaupteten die meisten Denker, sie wollten reine Denker sein. Als ich bescheiden meinte, ich sei ein unreiner Denker[1], habe ich die Grenzen der Wahrheit erheblich erweitert. Mit anderen Worten: des Menschen eigener Anteil an seinem Leben ist enthalten in dem des Mythenwebens oder Enthüllens der Wahrheit. Das ist unser Tun; im übrigen gehören wir in die Welt. Aber eine ehrwürdige Überlieferung gibt vor, daß das Denken Theoretisches, außerweltliches erzeugte und nur die Hände weltliches oder Praktisches hervorbringen. Von dem Standpunkt indessen, daß der Mensch ein antwortfähiges Geschöpf ist, sind Denken, Sprechen und Literatur unser praktischstes Tun, weil die Gesellschaft ständig bestimmt wird durch eines Menschen Freiheit, seiner Furcht zu gehorchen und die Wahrheit zu verhehlen, oder von seinem Mut, sich selbst und anderen zu sagen, was wirklich los ist. Die Gesellschaft wird beständig gewandelt und umgeformt von diesem Bekennen oder Verschweigen dessen, wie gerade in unserem Geist und unseren Gruppen unsere Schicksale sich spiegeln. Erasme de Majewski hat darauf hingewiesen, daß dieses auch »ein sinnlicher Vorgang« ist: Jeder weiß, daß Worte lärmen können, daß unsere Sinne angestrengt werden vom Hören und Folgen einer Beweisführung, daß eine langdauernde Versammlung unsere Nerven ruiniert. Trotzdem leugnen wir beständig die klare Wahrheit, daß es Kraft, auch körperliche Kraft kostet, die Wahrheit zu sagen, daß so viele Fälle des Lügens ebenso viele Fälle bloßer Schwäche sind, weil wir nicht die Nerven hatten, dem anderen ganz unsere Meinung über ihn oder uns zu sagen. Unsere Feststellung, daß sich der Mensch allzeit in einem Prozeß der Berichterstattung und Selbstrechtfertigung befindet, kann nun durch eine andere ergänzt werden, daß ein Mensch oft nicht die Kraft hat, dieser Forde-

[1] Jetzt gedruckt in »Geheimnis der Universität« 1958 S. 97 ff.

rung zu genügen. Der Funken, den er in das elektrische Stromnetz der Gesellschaft schicken soll, bleibt aus, weil er sich zu schwach fühlt und diese Ohnmacht verbergen möchte. Das macht ihn lügen und zurückhalten zu Zeiten, wo er sprechen müßte, und starrköpfig zu Zeiten, wo er zuhören dürfte, wenn er sich nur kräftig und gesund genug fühlte. Damit steht Verbergung nicht mehr auf gleicher Stufe mit Enthüllung; sie zeigt sich als Flucht vor der Enthüllung aus Impotenz. Sie hängt von der Tatsache ab, daß es immer Enthüllung der Wahrheit geben könnte, wenn wir Kraft hätten. Wie kalt im Vergleich zu warm oder krank im Vergleich zu gesund, ist Lüge nichts an sich selbst, sondern nur eine Unmöglichkeit, die sich aus den zu harten Bedingungen der Wahrheit ergibt. Die Gesellschaft beruht auf Wahrheit, auf der Wahrheit der Antworten ihrer Glieder, weil alle Wirkung der Lüge und Heuchelei auf der erfolgreichen Verwendung von Mitteln beruht, die durch ihre Verbindung mit zuvor gegebenen wahren Aussagen geheiligt sind. Wir können nur mit Sicherheit täuschen, soweit andere töricht vorher tapfer genug waren, ihre wahre Meinung zu sagen; so können wir uns auf sie berufen. Wer lügt, versteckt sich immer hinter der Wahrheit früherer Sprecher. Denn wir sollen dem Lügner ja glauben! Die Perser kannten daher nur zwei soziale Grundpflichten: die Wasser rein halten und die Wahrheit rein halten. Jeder Lügner ist ein Parasit, der das Kapital Wahrheit aufzehrt, wie jeder Wasserlauf, den du beschmutzest, unser Lebensvermögen vermindert.

Mehr zufällig haben wir schon einige Verhaltensweisen in dem Vorgang der Enthüllung aufgezählt. Ein Mensch kann einen Befehl hören, er kann beabsichtigen, irgendwohin zu gehen, er kann ein Gefühl zum Ausdruck bringen, er kann sich einer gemeinsamen Erfahrung erinnern oder einfach beschreiben, was ihm geschieht, wenn immer er den Hörer abnimmt und dem elektrischen Strom des lebendigen Wortes zu vertrauen beginnt. Vielleicht gelingt es uns, aufzuweisen, daß die Sprache, die Literatur und die Wissenschaften, die uns hier das Reich des Den-

kens heißen, Spuren eines gewissen Gleichgewichtes zwischen diesen verschiedenen Formen oder Arten, die Wahrheit auszudrücken, zeigen. Sollten die verschiedenen Arten, dem Menschengeschlechte Erkenntnis zu vermitteln, ein gewisses System bilden, würde mit dieser Entdeckung das ursprüngliche Uralphabet der menschlichen Seele wahrnehmbar.

II

Wir beginnen mit einer ganz einfachen Feststellung. Es ist ein Gemeinplatz, daß Dichtung in Dramatik, Lyrik und Epik eingeteilt werden kann. Es ist auch oder scheint eine Plattheit, daß die Grammatik den Imperativ, Indikativ, Konjunktiv und Optativ kennt. Dann ist nicht schwer einzusehen, daß oberflächlich die Lyrik mit dem Optativ besser zu vergleichen ist als z. B. mit dem Partizip in der Grammatik. Daß das Vorwärtsschreiten der dramatischen Handlung gut in das Schema des Imperativs paßt, und daß der epische Stil und der Indikativ in der Grammatik ein und dieselbe Stimmung widerspiegeln. Diese oberflächliche Bemerkung muß natürlich noch vertieft und ausgebessert werden. Indessen, die dramatische Fabelhandlung und jeder Imperativ haben gemeinsam, daß sie vorwärts in eine unvollständige Zukunft weisen. Freilich ist im frühen griechischen Drama oft das Unbewußte nur die fehlende Kenntnis früheren Geschehens, der »anagnorismos«, die Wiedererkennung, doch wird auch in solchem Falle das Schicksal, die Heimarmene, auf der Bühne empfunden. Wieviel mehr noch, wenn – wie in modernen Tragödien – das Ende bis zum letzten Augenblick ungewiß bleibt! Gleichermaßen wird, wer von dem gleichen Zwang des dramatischen Antriebs in eine ungewisse Zukunft getrieben wird, in einen Prozeß verwickelt, der ihn formt. Die Ungewißheit über die Zukunft, verbunden mit einem Absehen von der Vergangenheit, das Paradoxon der Abhängigkeit von der Zukunft trotz der damit gegebenen Gefahren, wird im Imperativ und im Drama empfunden. Im Vergleich mit dem Drama sind jede epische Be-

schreibung wie die des Achilles-Schildes in der Ilias und die Lyrik des Anakreon verhältnismäßig zeitlos; beide sind weit weniger an dem kommenden, diesem stärksten Zeitelement des dargestellten Geschehens interessiert. Die Zukunft *drängt!* Hingegen heißt es mit Recht: »Ewig still steht die Vergangenheit.« Die Klempner, die Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft bloß aufzählen, als seien sie drei gleichförmige Abschnitte einer Zeit, lügen. Drei entgegengesetzte Zeiterfahrungen kommen in den drei Worten morgen, gestern, heute zu Wort. Weil dem so ist, ist Epos im Gestern, Lyrik im Heute beheimatet, nicht im »morgen«. Eine äußere Tatsache wird beschrieben, eine innere Bewegung wird hervorgerufen. Was die Erinnerungen, die Zitate, die formelhaften Wendungen über die Vergangenheit, diese unvermeidbaren Bestandteile jeder Dichtung betrifft, so wenden sie den Menschen und seine Zuhörer an die Vergangenheit. Epik und Formelhaftes in der Dichtung werden oft für dasselbe genommen. Aber es ist fruchtbarer, zu unterscheiden zwischen den hieratischen Bestandteilen der Dichtung – wie den Homerischen: »Ton d'apomeibomenos prosephe nephele gereta Zeus«, dieser Ansammlung von Nomen und Partizipien – und den beschreibenden Elementen, von denen die letzteren mit ihren lebhaften verbalen Indikativen die aktive, gegenwärtige Beobachtung anzeigen. Wahrhaft ist es, wenn die Vergangenheit einen ganz anderen Ausdruck in der Grammatik findet als den einfachen Indikativ: Das Perfekt mit seiner häufigen Reduplikation, wie in dem Worte »memory« selbst, in dedi, perdidi, pepuli »hieß« für einst »De Deit« usw., weist darauf hin, welch scharfe Spannung den Indikativen: es regnet, es schneit, und den reduplizierten besteht zwischen der kurzen Imperativform dic, duc, geh, lauf, und verlängerten Formen, in denen der Mensch den zauberhaften Stillstand der Vergangenheit darzustellen sich müht. Auf der Stufe vollständiger literarischer Werke scheint derselbe Gegensatz aufzutreten zwischen der dramatischen und zur Katastrophe führenden Plötzlichkeit des Aufbruches in der Tragödie und z. B. den weit schwingenden, wohl ausgewogenen konventionel-

len Formeln der Gesetzessprache mit ihrem langatmigen: »in betreff«, »in Ansehung«, »wohingehen . . .« und so fort durch Seiten.

Im Gesetzesformular oder in Homers sich wiederholenden Zeilen wird ein beruhigender Einfluß ausgeübt, weil die Vergangenheit voll dargestellt und wiederaufgenommen wird; das Bekannte weicht dem Unbekannten aus und, bevor unsere Rede auf die Zukunft hört, schöpfen wir die bekannte Vergangenheit aus. In der Zeit vorwärts oder rückwärts zu weisen oder räumlich, sei es nach innen, sei es außen zu sehen, das sind vier beständige Lebensstände des Menschen. In jedem Augenblick ist ein lebendiges Wesen der Möglichkeit ausgesetzt, die Vergangenheit zu wiederholen oder aus ihr herauszuspringen nach vorn, und ihm ist die Wahl gegeben, sich in sein inneres Selbst zurückzuziehen oder aber auf seine Umgebung zu schauen bzw. sich in ihr zu verlieren. In allen diesen Beziehungen ist der Mensch nicht unterschieden von dem anderen Leben auf Erden. Seine Eigenart leitet sich aus der zuvor erörterten Tatsache her, daß er in betreff Vergangenheit und Zukunft, innerem Sein oder äußerem Handeln Rechenschaft ablegen muß vor der Welt, vor Gott oder seinem Geschlecht[1]. Da ist es offensichtlich, daß er seine Wahl beschreiben oder verhüllen kann durch ein Wort ebenso wie durch ein ganzes Buch. Tatsächlich ist auch ein Buch nur ein einziger Gedanke, wenigstens bei den guten Büchern verhält es sich so, wie Schopenhauer schön ausgesprochen hat. All der Gedankenreichtum eines Buches darf nicht verdecken, daß ein Buch seine Bedeutung seiner Einheit, nicht aber seiner Vielseitigkeit verdankt. Als solche Einheit ist es nur ein Wort, ein Gedanke, ein Ausruf eines Menschen. Die Kapitel, Paragraphen, Sätze und Wörter, sind bloße Einzelheiten, aus denen das monumentum aere perennius jedes Buches gebildet wird. Daher kann die Aus-

[1] Ich habe die Genugtuung, daß die Biologen – siehe die Schriftenreihe »Bios« 1934 ff. – diese meine Denkfigur des »Kreuzes der Wirklichkeit« zu adoptieren anfangen.

sage eines Buches, das also im Grunde ein Gedanke und ein einziges Wort ist, gut bestimmt werden durch die Fragen, wieweit es sich mit der Beschreibung eines äußerlichen Vorgangs beschäftigt, oder ob es eine innere Bewegung widerspiegeln will, ob es zu einer Lösung in der Zukunft heftig treibt, oder die Vergangenheit gelassen erzählt. Natürlich kann ein Buch diese vier Haltungen mischen, aber eben immer nur diese, ebenso wie ein Sprechender vom Perfekt zum Imperativ, vom Indikativ zum Konjunktiv (oder Optativ) wechseln kann und doch gebunden ist, sich innerhalb dieser Formen der Entscheidung über unsere Lage in Zeit und Raum zu bewegen. Solange wie der Biologe die Polarität zwischen einwärts und auswärts an seinem angeblichen Objekt übersah und der Philosoph die ewige Polarität zwischen der Vergangenheit und der Zukunft, konnte die Identität der Grammatik der Gesellschaft mit der Grammatik der Sprache übersehen werden. Aber der undatierte Philosoph und der unfühlende Biologe belügen nur sich selber.

Wie ich in meiner Soziologie zeigen konnte, finden wir diese Übereinstimmung auf immer höheren Lebensstufen. Hier mag es genügen, die Einteilung von nach innen gerichteter Lyrik, nach außen gerichteten Analysen, rückwärts erzählenden epischen Formen und vorwärts treibendem Drama auf der nächsthöheren Stufe der Literatur zu verfolgen. Poesiegattungen sind nur potenzierte Ausdrucksformen der grammatischen Flexion.

Was ist über die anderen Sprachformen: Prosa, Gesetzgebung, Gebet zu sagen? so fragt man sich sogleich. Wie gesagt, Poesie ist nur eine Ausdrucksweise, und Prosa ist von Natur aus ihr ebenbürtiger Partner. Selbst orthodoxe Sprachforscher schauen jetzt in dieser Richtung. Meillet zeigte vor einigen Jahren, daß die früheste indoeuropäische Sprache gleichzeitig prosaische und poetische Ausdrücke für die gleichen Kräfte wie Erde, Himmel, Feuer, Wasser besaß. Royen zog aus ähnlichen Entdeckungen die Folgerung, daß man sich die Sprache durchaus als pluralistisch vorstellen könne, insofern sie Gegenstände und Begriffe gleichzeitig unter verschiedene systematische Grundsätze diffe-

renziere[1]. Tatsächlich kann niemand nur eine Sprache sprechen; des Menschen Wirklichkeit ist mindestens vierfältig. Die Rolle des Latein und Griechisch in unseren »Fachsprachen« ist keineswegs zufällig. Wir wollen in verschiedenen Tonarten sprechen. Wir müssen das. Die vier Formen des Lügens sagen dasselbe aus: Erdichtung, Lüge, Heuchelei und cant sind vier verschiedene Weisen, die Wahrheit zu verbergen. Der Imperativ ist die Form, die das Lügen am meisten erschwert. Denn »Cant« sprechen bedeutet, Partizipien und Formeln wiederholen; lügen bedeutet, äußere Tatsachen verbergen; Erdichtung ist bewußte Erfindung innerer Gefühle; aber der Heuchler verhehlt die Imperative für sein Tun. »Passez beauté, beauté passé« ist ein so gutes Wortspiel, weil ein Wortspiel im Kleid des Imperativ selten gelingen kann. Er ist die am seltensten erlügbare Form.

Wissenschaftliche Prosa ist, obwohl nicht allein, durchaus der Poesie ebenbürtig. Prosa führt zu Darstellungen und Gleichungen, Poesie zu Analogien und Gleichnissen. Wenn das stimmen soll, muß die Prosa mindestens so differenziert sein wie die Poesie. Wir stellten fest, daß die Einheit der Poesie eingeteilt ist in die beschreibenden formelhaften, lyrischen und dramatischen Bestandteile. Innerhalb des Bereiches der wissenschaftlichen Prosa finden wir ebenso völlig verschiedenartige Sprachbezirke wie in der Poesie. Denn die grammatischen Formen des Imperativs, Indikativs, Optativs und Partizip bauen sich in der Prosa auf in der Ethik, Mathematik, Philosophie und Geschichte. Politische Rede sollte sein die Artikulation eines ethischen, aus der Zukunft stammenden Imperativs; Philosophie lebt von inneren Vorstellungen; Mathematik analysiert Beziehungen im Außenraum und vollbringt die Schöpfung einer völlig objektiven Sprache. Ein Mathematiker kann sich in einer Sprache ausdrücken, die für alle gilt. Der Philosoph, da er – wie wir von

[1] Es gibt seit Urzeiten nebeneinander hieratischen und weltlichen Kunststil, wie meine Soziologie II darlegt.

Thibaudet erfuhren – die Wörter umwandelt, zieht er sich in eine innere Vorstellungswelt zurück, in die ihm nicht jeder zu folgen vermag. Daß schließlich unter der wissenschaftlichen Prosa alle rein berichtende rückwärts schaut, um die ewig wiederkehrende Vergangenheit zu beschwören, und daß sie alles »Bestehende« in ihren Reden und Äußerungen so getreu wie möglich »festzuhalten« versucht, bedarf kaum eines Beweises. Wenn wir nun Poesie und Prosa jeweils in ihrer Gesamtheit gegeneinanderstellen – wobei wir unter Prosa die eigentlich wissenschaftliche und rationale verstehen – und sie nach ihren Funktionen in der Gesellschaft abwägen, empfinden wir, daß Prosa weniger ein Ausdruck unserer Wünsche und Sehnsüchte ist, d. h. unsrer inneren Gefühle, sondern vor allen Dingen unsere Erinnerungen und unsere Analysen ausdrückt. Dichtung indessen ist der Wächter der Vorgänge unseres Inneren. Aber die Tatsache bleibt bestehen, daß sowohl Prosa wie Poesie, selbst beide zusammengenommen, erst zwei Seiten unseres bewußten Lebens vertreten, den erhebenden Optativ unseres inneren Selbst und den analytischen Indikativ der äußeren Welt. Den zwei weiteren Richtungen, nämlich des Menschen Ausdehnung in die Zeiten, in die Vergangenheit und in die Zukunft, entsprechen zwei weitere Sprechweisen, nämlich, der Vergangenheit das Ritual, die Liturgie, die Sitten; der Zukunft alle die Imperative, die unser Leben beherrschen und die unten anfangen mit »halte dich recht« und oben aufhören mit »tue das Richtige«. Auf den ersten Blick mag es scheinen, als verglichen wir Unvergleichbares. Ist denn der Imperativ und das Partizip wirklich von gleicher Bedeutung wie die Masse der Poesie und Prosa? Hier rächen sich die zweitausend Jahre Alexandria. Sicherlich begegnen wir dem Imperativ und dem Ritual nicht im Klassenzimmer, im Vorlesungssaal, im Laboratorium oder in der Bibliothek. Über das, was den Imperativ betrifft, äußert sich beredt Wilhelm Horn in seinem Buche »Sprachleib und Sprachfunktion«: »Der große Einfluß des Imperativs auf alle anderen Verbalformen erscheint nicht verwunderlich, wenn man unserer täglichen

Sprechweisen beobachtet.« »Man kann viele Seiten eines Buches lesen oder lange Vorträge hören, ohne irgendeinem Imperativ zu begegnen. Aber in der gesprochenen Sprache des täglichen Lebens, in Rede und Gegenrede ist der Imperativ häufig.« »Und wir wissen heute, daß im Griechischen und Lateinischen die zweite Person des Indikativs nach dem Modell des Imperativs gebildet wurde.« »Das« (= du gibst) im Lateinischen z. B. entstand aus »da«, also aus dem Imperativ.

Gleich leicht ist es, das Ritual zu rehabilitieren, diese kraftvolle Verwirklichung der Vergangenheit. Es wäre recht oberflächlich, einfach zu behaupten, Zeremonien befänden sich in unserem Zeitalter des Fortschritts im Verfall und könnten keinesfalls der beschreibenden Prosa oder der erhebenden Poesie die Waage halten. Die überdauernden Formeln, die Wiederholungen, die uns gegen den Einbruch einer ungewissen Zukunft schirmen, müssen nicht immer kirchlicher Art sein. Gerade auch in Amerika sind die Juristen die Priester der Formeln. Überhaupt finden die modernen Demokratien ihr am höchsten geheiligtes Ritual in den parlamentarischen Reden und Verhandlungsweisen. Zu allen Gelegenheiten, seien sie passend oder nicht, zeigen die »Es wird beantragt«, »dem Antrag wird stattgegeben« u. a. m. die ungeheuere Macht der wiederkehrenden Formeln, die die Gesellschaft zusammenbinden. Diese verbindende Macht verdient allein, Religion genannt zu werden. Denn sie bindet uns in die ewige Wiederkehr. Vielleicht ist dies der Punkt, wo der Wandel zwischen der neuen realistischen Denkerschule und der traditionellen am deutlichsten aufgewiesen werden kann. Meillet ist durchaus bereit zuzugeben, daß religiöse Zeremonien praktisch stets eine Sprache benutzen, die von der im täglichen Leben benutzten abweicht. Er schreibt nämlich: »Wenn sie Riten vollziehen, kehren die Menschen zu besonderen Sprechweisen zurück.« Dies könnte richtiger umgestellt werden; denn es ist ein logischer Irrtum, das Ritual außerhalb des Sprechens zu suchen und uns außerdem Sondersprachen zuzuschreiben. Diese Sondersprache ist eben gerade das Ritual. In Absehung

von den Inhalten der Sprache eines Menschen läßt sich sein Grad an religiöser Gebundenheit klar erkennen an all den Gelegenheiten, wo er eine konventionelle, ritualistische, feierliche Sprache verwenden wird. Religion in kirchlichen Formen weiß von dieser Tatsache; Atheisten versuchen, sie zu vergessen und müssen trotzdem ihre Liebsten begraben.

Der Mensch ist antwortfähig für seine Wirklichkeit dank dieser vier Tonarten und erfüllt diesen Aufruf zur Erhaltung des vollen Lebens der Wirklichkeit, wenn er entweder selber alle spricht oder aber Künstler, Chemiker, Pfarrer, Politiker sich hält. Alle Wirklichkeit behauptet sich und richtet sich nach rückwärts, vorwärts, innen und außen. Dies ergibt vier ursprüngliche Annäherungen an die Wirklichkeit und vier verschiedene Grundzustände für den Sprecher:

Das gilt gleichermaßen für ein Volk, das Gesetzgebung, Wissenschaften, Künste oder Rituale schafft, oder wenn ein Dichter in seinem Ausdruck abwechselt zwischen naturalistischen Roman, Drama, Lyrik, Ethik; oder wenn der Mensch im Alltag zwischen den verschiedenen grammatischen Formen hin- und herpendelt. Demjenigen, der eine etwas genauere Terminologie vorzieht, darf ich sagen, daß ich seine Meinung teile, diese Ausdrücke vorwärts, rückwärts usw. seien vielleicht zu simpel[1]. Exaktere Beschreibungen der menschlichen Haltungen sind: Plastizität, Konventionalität, Aggressivität und Erhebung. Ein Mensch zeigt sich plastisch unter dem Anstoß eines Imperativs; er ist aggressiv, wo er die Welt in Körper, Formen und Kalkül zerlegt und verwertet; er wird erhoben, wo er seinen inneren Offenbarungen vertraut, und er ist konventionell oder repetitiv, wo er die Vergangenheit redupliziert. Reduplizierend, plastisch, erhoben und aggressiv bezeichnen also die Möglichkeiten des Menschen im Ent- und Verhüllen der Wahrheit[2]. Denken,

[1] In großer Länge entfaltet diese Lehren die Soziologie in dem deshalb zweigeteilten Aufbau in »Übermacht der Räume« und »Vollzahl der Zeiten.«

[2] Diese Stufen der Personwerdung erläutert die Schrift »Heilkraft und Wahrheit« Konkordanz der kosmischen und der politischen Zeit.

Sprache und Literatur folgen den selben Formgesetzen. Die Gruppe, der hochgespannte Künstler, eine Nation wie Italien heute oder Rußland gestern, ein Gebildeter oder Wilder, alle müssen sie einstehen für eine oder mehr Richtungen der Selbstverwirklichung, wenn immer sie denken, schreiben oder sprechen. Der Verwirklichung nähern sie sich nicht in einerlei Weise, sondern in einer Mehrzahl von Stimmungen oder Tonarten, der plastischen, aggressiven, erhobenen und der konventionellen. Man kann über den Menschen nicht sprechen, ohne nicht auf das zu hören, was er über sich selbst aussagt. Er weiß mehr als der indifferente Wissenschaftler über die Tragödie und die Lyrik und das Epos in ihm und um ihn.

Diese Entdeckungen bringen weitreichende Ergebnisse für die Geschichte, für die Psychologie und Soziologie mit sich. Ich will nicht Ihre Geduld auf die Probe stellen, indem ich alle wissenschaftlichen Probleme aufzähle, die nun mit einer festen Methode angegangen werden können. Doch fürchte ich andererseits, daß ohne jede praktische Anwendung die neuen Kategorien zu abstrakt erscheinen mögen. Deshalb möchte ich ein Beispiel aus jeder der drei Tätigkeiten nehmen, so daß Ergebnisse greifbar werden. Da die drei Tätigkeiten des Menschen Sprechen, Denken und Bücherschreiben sind, fragen wir: Was ist unser unmittelbarer Beitrag zu der üblichen Auffassung der grammatischen Vorgänge? Was hat sich in unserer Ansicht über Literatur geändert? Und drittens: welche Reaktion kann von der Logik, d. h. von der Philosophie erwartet werden?

Gewöhnlich unterscheidet unser Schema der sprachlichen Vorgänge die Tempora, die Modi, die Pronomina und die Beugung, Deklination und Konjugation. Wir stellen meist eine hübsche Tabelle auf: ich liebe, du liebst, er, sie, es liebt, wir lieben, ihr liebt, sie lieben. Zum Lernen einer fremden Sprache mag das »amo, amas, amat, amamus, amatis, amant« ein statthaftes Schema sein. Aber in meinen Augen verrät es einen unvergebbaren Mangel an Einbildungskraft, wenn einem Kinde eine solche Übersicht der Muttersprache vorgesetzt wird. In ihr soll-

ten wir die tieferen Zusammenhänge zwischen den Modi, Zeiten und Pronomen anerkennen. Einige Pronomen gehören unmittelbar zu bestimmten Formen, und werden von abgeleiteten Formen nur oberflächlich nachgeahmt. »Denk!«, der Imperativ, ist eine ursprüngliche, ewige und beständige Form. »Wir werden denken« und »sie sollen denken« aber ist künstlich. Warum ist das so? Der Imperativ ist mit den Personen Ihr und Du fester verbunden als der Indikativ oder das Partizip. Man könnte sogar sagen: ohne den Imperativ gäbe es kein Du. Denn der Imperativ sucht nach »Dir«. Er ist nämlich noch ohne den, der ihn stattgibt. Erst »Du« erhörst ihn! »Ich« andererseits gehört besonders zum Optativ, Desiderativ und Konjunktiv. Anders ausgedrückt: eine bedenkende, realistische Grammatik würde die Tatsache betonen, daß drei Formen des Verbs auf drei Formen der Person zu beziehen sind. Die Übersicht hieße daher besser:

Ama	Hab mich lieb
Amen	Wie gern tät ichs
Amat	er (sie) ist verliebt.

Hier haben wir echte Einheiten aus Akt und Gestalt vor uns. Eine vierte solche Einheit bildet »wir« mit dem Perfektum wie das berühmte »Fuimus Troes«, »Troer sind wir gewesen.« In allen diesen Fällen sind Akt und Gestalt seines Trägers aus einem Guß. Aber wir geben heut den nachträglichen Analogien das selbe Recht über die Kinder und so gewöhnen wir sie an ein Ableiern, in dem Ursprüngliches und Nachgeahmtes durcheinandergerührt werden.

Solange nur tote Fremdsprachen aus Grammatiken erlernt wurden, aber kein Buch zwischen meine Muttersprache und mich sich zwischenschob, mochte schulmäßig Sprache immerhin so als Ware oder Leiche behandelt werden. Aber unter uns Produkten der allgemeinen Schulpflicht wirkt die Schulgrammatik als die Hohe Schule der Gottlosigkeit. Denn da wo nicht unser eigenes, sich wandelndes Selbst mit ergriffen wird, werden Worte zu Waren. Und gegen dies Warenschicksal der Worte ist das vom Marxismus verfluchte Warenschicksal der Arbeit das geringere Übel.

Ein unsere Scham respektierendes Verhalten würde die »Substantivitis«, die falsche Metaphysik, die verkehrte Rangordnung: Zahlen zuerst, Worte hinterher, Namen überhaupt nicht, beseitigen, über die wir Thibaudet klagen hören.

Auch dürften sich dann die Philosophen nicht länger beklagen über die arme Blechschmiede »Sprache«, die ihre wunderbaren Gedanken mißhandele. Denn ein lebendes, sich unausgesetzt wandelndes Geschöpf Sprache ist unausgesetzter Neuschöpfung fähig. Wir würden auch der unausgesetzten Sterbeprozesse ansichtig, etwa des Sprachmordes seit 1933, der heut halb Deutschland aller Stimmtiefe beraubt. Werkzeuge wie Amboß und Hammer brauchen nicht zu sterben. Für solche festen Dinge hielt man auch die Worte. Leben aber wird nur um den Preis des Sterbens gewährt. Darum blickt jede Generation, jeder Sprecher auf einen Friedhof der Sprache und muß viele Leichen wiedererwecken. Alle Renaissancen haben hierin ihren Ursprung und sind eben deshalb unerläßlich. Aber unsere wahnwitzige Reklamepraxis macht aus Zeitworten Dingwörtern, aus geflügelten Worten »Schlag«-worte, und dadurch verurteilt sie viele lebendige Ströme zum Vertrocknen, weil sie nur an Gegenstände glaubt.

Der große Religionskenner W. Brede Kristensen hat sich oft gegen diese falsche Auslegung alter Sprachen gewendet[1]. Soviel über die Verbiegung der Sprachbiologie durch die Grammatiken. Für die Literatur möchte ich auf eine andere Seite der Wahrheit hinweisen. Wir können nun sehen, warum die geistige Gesundheit und Hygiene eines Volkes von einem gesunden Gleichgewicht zwischen den vier Richtungen des Beschreibens und damit Zergliederns, des Singens und damit Sich-Erhebens, des Gehorchens auf Befehle und damit des Sich-Wandelns, und des Denkens und damit der Überlieferung der Wirklichkeit abhängt. So kann jede besondere Literatur charakterisiert werden nach dem jeweiligen Verhältnis der vier Grundrichtungen in ihr. Nehmen

[1] Siehe jetzt sein »The Meaning of Religion«, The Hague 1960, p. 175.

wir die Lage der Literatur des 19. Jahrhunderts mit ihrer Fülle an Wissenschaft, Romanen und geschichtlicher Forschung. Der analytische Roman drang vor mit seiner Objektbetrachtung. Das heißt die Außenfront wurde am stärksten bemannt. Da Liturgie, Gebet und Ritual praktisch ausstarben, mußte Ersatz für eine echte Beschäftigung mit der rückwärtigen Linie erfunden werden; der Historismus ersetzte das Ritual. Es ist gewiß wahr, daß die Geschichte rückwärts schaut; aber sie tut das nun nicht mehr als Epos, sondern als Unterfall der Analyse, als eine Unterart innerhalb des Bereiches der Prosa. Prosa ist immer analytisch, zergliedernd, aggressiv. So ist die Rolle, die die sogenannte wissenschaftliche Geschichtsschreibung während der letzten hundert Jahre spielte, nur als Notmaßnahme zu erklären. Sie gab sich für Wissenschaft aus statt zu erzählen. Ihr Fehlschlag ist daraus zu erklären, daß sie nur einen Ersatz darstellte. Die Geschichtsschreibung konnte den glanzvollen Weg der Naturwissenschaften, dieser deutlichsten Vorkämpfer der Tendenz nach außen, begleiten, aber sie konnte nicht hoffen, den vollen Ausgleich herbeizuführen, weil sie beschlossen blieb innerhalb des Feldes der Prosa. Der Historist leugnete, daß erzählen immer schon Gesprochenes erneuert. Diese Öde der Historie erklärt zugleich auch den heutigen Übergang zu einer entschieden unprosaischen, imperativistischen, futuristischen Literatur. Es ist mehr als eine Vermutung, wenn wir annehmen, daß eines Individuum Heil und das Heil von Völkern abhängen kann von dem Ausgleich zwischen Prosa, Poesie, Ritual und Imperativ. Das kann in grammatischer Weise so ausgedrückt werden: jeder Einzelmensch, wie jede Gruppe, muß fähig bleiben, frei und auf die Winke des Schicksals hin vom subjektiven Ich zum objektiven Es zu wechseln und weiter zum aufhorchenden Du, zum erinnernden Wir.

Mit dieser Formel haben wir schon auf das Gebiet der Philosophie übergegriffen, aus dem ich mein letztes Beispiel zu geben schuldig bin, weil ich im Philosophischen Klub spreche. Den Philosophen scheint nichts so sicher wie die naive, arrogante

Schulmeinung, daß die Wirklichkeit in Objekte und Subjekte geteilt werden kann und muß. Diese Zweiteilung wird für eine der Welt selbst gehalten; aber die Welt ginge zugrunde, wenn sie ernst genommen würde. Sie entspringt einem Verbergen und Verschleiern der einfachen Wirklichkeit, daß die Haltung, in der wir der äußeren Welt als Subjekt gegenüberstehen, nur eine flüchtige und vorübergehende Funktion oder Stellung unter unseren anderen Funktionen und Stellungen sein darf. Wer vorwärts schreitet z. B., darf nichts von einer solchen Zweiteilung der Welt wissen. Wie wir sahen, handelt er unter dem Zwang des Imperativs; er ist in die Zukunft initiiert, weil er noch plastisch ist; er vernimmt einen Befehl. Das Große in jedem ethischen Imperativ, komme er von außen oder innen, unten oder oben, ist, daß ich nicht das Subjekt des Imperativs bin, den ich vernehme. Nehmen wir den Philosophen selbst, der sich anschickte, dreißig Jahre nur zu denken. Descartes nannte sein Grundaxiom: »cogito ergo sum«. Er gab ihm die unschuldige Form eines wissenschaftlichen und prosaischen Satzes; da er Wissenschaft treiben wollte, mußte er auch alle Wahrheit über sich selbst im indikativischen Stil ausdrücken. Aber niemand wird glauben, daß ein Mensch, der sich mit vierundzwanzig Jahren – 1618 – entschließt, sein ganzes Leben dem Denken zu widmen, diesen Schritt in der beschreibenden Haltung des »cogito ergo sum« tun kann. Auch Descartes hörte auf einen Imperativ, den alten Rat der Schlange, Cogita et eris sicut dei, und das ist wahr: durch Denken wurde er, was er schließlich war, kein Gott, aber ein viel vergötterter Heros der Neuzeit. Aber dies »cogita« wurde nicht von derselben Stimme in Descartes Innerem gesprochen, die dann in seinem Werk zu sprechen begann. Denn dies grundlegende cogita wurde zu ihm, nicht in ihm gesprochen. Als er auf diese Berufung horchte, war er in diesem Augenblick weder ein Ich noch ein Es, weder ein Subjekt noch ein Objekt. Vom »cogita« kann nicht gesagt werden, daß es ein Objekt suche, und es kann auch nicht an ein Subjekt gerichtet sein. Subjekte nämlich wie Objekte können nicht menschlicher Sprache gehor-

chen. Wo immer wir einen Imperativ haben, ist nur derjenige, der den Befehl gibt, ein Subjekt, ein Ich, und dieses Ich wird immer in der Einbildung dessen, der den Befehl empfängt, von übermenschlicher Größe sein. Die Gegenstände hingegen, über die zu denken der Philosoph aufgefordert wird, sind seine Objekte. Er selbst ist also in diesem Moment ein Jemand, der Objekt genannt werden kann! Descartes, er empfängt von einer Macht sein Geheiß und als er gehorchte, da erfuhr er nur allmählich, wer mit ihm aktiv und brüderlich fechten werde, und was alles sein »Objekt« bilden solle. Die gute protestantische Holländerin, die ihm ein Kind gebar und nach ihm sah und die er verschwieg, und der Kardinal Beryll, den er mit seiner angeblichen Wallfahrt nach Loreto betrog, waren sie Objekte oder Subjekte? Sie waren keines von beiden![1] Die Wahrheit über den Menschen ist, daß er glücklicherweise nie auch nur davon träumen kann, reinrassiges Subjekt[2] oder ein rein objektives Rädchen in der Maschine zu werden. Es ist stets Entwürdigung, wenn ein menschliches Wesen als Objekt behandelt wird. Aber es ist auch immer eine unerlaubte Vergöttlichung, wenn er von sich selber als einer prima causa, einem wirklichen Subjekt denkt. Hat er sich denn selbst geschaffen? Die ausschließliche Zweiteilung in Subjekt und Objekt kann auf dem Gebiete der Philosophie nicht länger gehalten werden; denn der Mensch, bevor er überhaupt diese Teilung vornehmen kann, muß schon dem Imperativ »cogita« gehorcht haben, und dieser Imperativ ist bedeutungslos ohne ein Ich, das ihm befiehlt, wobei ich mich also weder in die Lage eines »es«, noch eines »ich« befinde, sondern in der eines hörenden »Dich«, das wie ein Geschoß von dem Bogen eines anderen, Stärkeren abgeschnellt wird. Unter dem Zauber der Anrede finde ich mich in einer nachgebenden Haltung, die es erlaubt, mich in etwas vom Vorherigen völlig Verschiedenes zu wandeln! Der Denker, der die Welt in Subjekte und Objekte

---

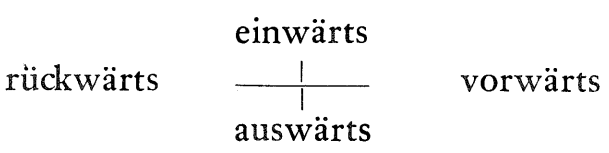
[1] Siehe dazu das Kapitel »Die Rasse der Denker«.

[2] Siehe auch Soziologie I (1956).

zweiteilt, könnte das nicht tun, hätte er nicht ein Stadium durchlaufen, in dem er erst ein analytischer Zergliederer noch wurde. Es ist ein seltener Fall von falscher Grammatisierung der Sprache, der in der Bibel gemeinte Sündenfall, daß vernünftige Leute an die allgemeine Gültigkeit der Subjekt-Objekt-Teilung glauben; denn offensichtlich ist nur das Fehlen einer dritten oder vierten Vokabel der wirkliche Grund für diesen unhaltbaren Glauben. Menschen, die zusammen gelebt, eine Erfahrung geteilt haben, alle, die zu und von dem andern »wir« sagen können, sind einer dem anderen ebensowenig Subjekte und Objekte, wie derjenige, der von einem Befehl angesprochen wird. Auch diese müssen als eine Ordnung besonderer Art herausgehoben werden. Sie sind durch die gemeinsame Vergangenheit umgewandelt worden. Man könnte daher den Transzendental-Idealisten, die nur an Objekte und Subjekte glauben, eine Beruhigungspille gegen ihre Schmerzen verabreichen, indem man von dem »du« und »ihr« unter dem Imperativ als von Praejekten spricht und von Trajekten als dem Ergebnis der Vereinigung im »wir«-Partizip. Sobald nämlich erst eine Vokabel da ist, wird jeder an die Gestalten, die dahinterstehen, zu glauben beginnen. Das muß gesagt werden nach drei Jahrhunderten der Verarmung: ein Name, der sich unseren Lippen im ehrlichen Kampf um die Wahrheit entrungen hat, ist in der Tat zumeist der Standartenträger eines Stückes Wahrheit. Durch seinen Namen ist etwas in das Leben gerufen und unter den Schutz der ganzen menschlichen Gesellschaft gestellt worden. Präjekt und Trajekt ragen über bloße Subjekte und Objekte hinaus.

Des Menschen Präjektivität, seine »Geworfenheit«, ist das Problem vieler moderner Denker wie Heidegger und Kierkegaard. Jedes Kind ist »Präjazent«, d. h. im Vergleich zu seinen Eltern ferner von dem schon gestalteten Leben: »Er liegt noch nicht fertig vor!« Andererseits haben wir alle, bevor wir zu uns selber kamen, den Lebensstrom wiederholt überquert, und jedesmal war es eine andere Mannschaft, die Verzweiflung und Glauben, Erfolg oder Mißerfolg mit uns im gleichen Boot erfuhren. In

dem Begriff »wir«, der diejenigen umgreift, die in demselben Boot von einer Seite des Flusses zur anderen trajiziert werden, wird eine trajektive Erfahrung festgelegt. Es ist die Frucht jeder Lebensgeschichte, daß wir zu Gliedern einer Gemeinschaft oder Gruppe gemacht werden, die bereit ist, mit uns zu danken, die unser Leben geteilt haben: Mitteilen hängt an Mitgliedschaft. Die meisten unter uns sind den Versuchungen einer wissenschaftlichen Aggressivität oder eines mystischen Subjektivismus wenig ausgesetzt, wir finden Genüge an unserer trajektiven Beharrung im Schlendrian oder werden fortgerissen von unserer umstürzlerischen Präjektivität. Verfallend und revolutionär, trajektiv und präjektiv, paßt besser zur Einteilung als subjektiv und objektiv. Demnach ist es keine willkürliche Wahl, die Wörter Präjektivität und Trajektivität herauszugreifen, damit sie von nun an mit »Objektivität« und »Subjektivität« rivalisieren können. Wie Thibaudet sagt: »une loi profonde«, ein tieferes Gesetz, regiert die Bewegung von Sprechen, Denken und Schreiben und macht uns zu Erzählern, Sängern, Chemikern oder Politikern. Als ich anfing zu denken, brachte mich die angeblich wissenschaftliche Terminologie »Subjekt/Objekt« in Verlegenheit. Dann vergaß ich aber diese Zweiteilung und begann, mir ein eigenes Koordinatensystem aufzustellen, indem ich in das Leben und die Gesellschaft um mich schaute. Biologie und Soziologie können zusammenstimmen in dem Kreuz der Wirklichkeit:



Von diesen vier möglichen Lagen spreche ich nicht, oder denke ich nicht, oder schreibe ich nicht in nur einer einzigen Sprechweise; sondern ich verwandele mich jedesmal, sooft ich wieder von einem anderen dieser vier Blickwinkel meines wirklichen Lebens aus zu hören oder denken beginne. Es ist einem Menschen nicht gegeben, seiner komplexen Wirklichkeit mit einem einzigen Stil des Bewußtseins zu genügen, bevor er den Anspruch

erheben kann, unsere Wirklichkeit wieder geordnet zu haben. Wenn wir Professor MacIver richtig verstehen, will auch er eine Mehrheit von Stilen für »eine jede Wissenschaft, deren Feld das menschliche Leben ist« verteidigen. Keine Heirat z. B. würde die Dichte der Wirklichkeit haben, die sie doch meistens besitzt, wenn sie nicht vier Stile hervorriefe: 1. den göttlichen Befehl »liebe mich«, 2. die Hochstimmung der Geliebten, 3. das nüchterne Rechnen der Hauswirtschaft und 4. die Geborgenheit des abendlichen Geplauders und der gemeinsamen Ferien. Keine einzelne Erfahrung des Sprechens oder Stiles genügt, um die volle Erfahrung unseres Lebens innerhalb und außerhalb von vornherein und hinterher in uns auszudrücken. Der Irrtum aller »ismen«, vor allem des Rationalismus, aber auch des Mystizismus, ist ihre Anmaßung, sie könnten mit einem einzigen Atemzug oder Gefühl erreichen, was nur mehreren Atemzügen und entgegengesetzten Konstellationen gelingen kann. So mußten wir uns nach Worten umsehen für eine treffende Beschreibung der menschlichen Stile, die sich auf die vier verschiedenen Blickwinkel unserer Existenz gründen. Wenn wir sie Plastizität, Reduplikation, Aggressivität und Erhebung nannten, gaben wir sicher nur Bezeichnungen »a fortiori«; das ist jedoch das Richtige für den Vorgang der Namensgebung. Die Hauptsache bleibt: Denken braucht Zeit. Wahrheit braucht Zeit. Sie muß uns umzuwandeln Zeit haben. Die Physiker erstreben zeitlose Wahrheit. Die gibt es nicht. Das »Cogito« des Knaben Descartes ist erst als seine ganze Biographie durch 54 Jahre sinnvoll. Und die hat er als Präjekt und Trajekt durchwandelt.

Indessen bleiben diese neuen Namen innerhalb des Kreises unseres vorliegenden Vortrages und unserer Diskussion. Sie sind vielleicht »schlagend«; aber sie opfern dafür ihren »pleologischen« Wert, weil sie noch nicht in einer Tradition wurzeln. Ausdrücke rein privater Art bewegen sich leicht in einem fehlerhaften Zirkel. Technische Ausdrücke müssen erst langsam von der Subjektivität unserer Theorie gelöst werden; sie müssen das Feld mitleidlosen Wettbewerbs und rücksichtsloser Auslese der

Schulen betreten. Sie müssen sich prüfen lassen, ob sie wirklich unersetzlich sind. Wenn einer nur die beiden Farben Schwarz und Weiß kennt, ist unsere Aufgabe nicht, ihn neue Ausdrücke für Schwarz und Weiß lernen zu lassen, sondern ihn zum Sehen von Blau und Grün zu bringen. In ähnlicher Weise konnten wir nicht die lange akademische Überlieferung der Begriffe »Subjekt« und »Objekt« einfach ausschalten; wir mußten auf die bestehende Sprache Rücksicht nehmen. Aber wir konnten den Anspruch auf Allgemeingültigkeit der Subjektivisten, wie der Objektivisten als unrichtig enthüllen. So kamen wir zu einem Kompromiß. Wir bleiben bei der alten Terminologie, aber wir begrenzten sie durch zwei weitere technische Ausdrücke. Derart opferten wir vielleicht die Schönheit der Kontinuität, weil wir wissenschaftliche Prosa schreiben, nachdem wir zuerst unserer poetischen Inspiration freien Lauf gelassen hatten. Sprechen ist selbst ein politisches Tun, und politisches Tun heißt immer: neues Geschehen wieder mit alten Lebensformen verbinden. Deshalb schwelgen echte Politiker immer in Kompromissen, und darum wird die poetische und schöpferische Eingebung des ersten Augenblicks immer durch prosaische Technik erstickt. Darum sind sowohl bloßer Subjektivismus wie auch mitleidloser Objektivismus schlechte Philosophien, und darum schließlich durchlief unser eigenes Programm der neuen Methode selbst verschiedene Ausdrucksstile, bis es sich auf den Weg zurück in eine künftige Tradition tasten konnte. In ihr verschmelzen Linguistik, Logik und Literatur zur Einheit.

Denken kostet Zeit

Das bedeutet nicht, daß eine bestimmte Anzahl von Sekunden, Stunden oder Tagen gebraucht werden, wie das moderne Barbaren nach dem Muster der Zeitstudien in der Fabrik darzustellen versuchen. In unserer Behauptung, daß Denken Zeit kostet, wird der Begriff »Zeit« in dem Sinne »aller möglichen Eigenschaften, die der Zeit Farbe geben«, gebraucht oder der Zeit-

pausen, die durch die gesetzmäßige Folge von Impression zu Besitz zu Ausdruck zu Definition einen Vorgang in der Wirklichkeit darstellen. »Zeit« heißt hier nicht der nur äußerliche Fluß astronomischer Einheiten; »Zeit« heißt hier die ständig wechselnde Färbung erfahrener Zeit. Damit enthält die Formel: Denken kostet Zeit, zwei Behauptungen, 1. unser Denken ist datiert; es trifft uns als eine moralische Verpflichtung, jetzt und heute zu denken. Wir müssen bereit sein, uns dieser Pflicht hier und jetzt zu unterziehen, etwa am 10. Juli 1935. 2. eine Mehrheit verschiedener geistiger Stufen müssen überwunden sein, bevor wir vorgeben können, unsere Pflicht getan zu haben. Eine Definition zu empfangen oder zu verstehen, kann nicht der vollständige geistige Vorgang verstandesmäßigen Denkens genannt werden. Verschiedene Phasen müssen erfahren werden, bevor das Denken behaupten kann, der Wirklichkeit zu genügen. Denken ist ein soziologischer und biologischer Vorgang. Als solcher kann er nur verwirklicht werden im Gang durch eine Anzahl von Phasen oder Stationen. Denken, Sprechen und Schreiben sind Geschöpfe und verhalten sich wie alle anderen Geschöpfe. Sie sind einmal nicht gewesen. Sie werden plötzlich erschaffen: sie entspringen wie eine Quelle. Sie haben eine Lebenserwartung. Sie können gemordet werden.

Wenn das Denken die Krönung des Lebensvorgangs ist, kann den Dogmatikern klargemacht werden, warum in den Gesellschaftswissenschaften, im Leben oder in jedem Buch – außer in der Mathematik – Definitionen nicht am Beginn stehen können, sondern erst den Schluß des geistigen Prozesses bilden dürfen, für die das Buch, die Rede oder die Meditation der Ausdruck ist. Es ist ein Aberglaube, daß ein Redner seine Wort vorweg definieren könne. Wer das zu tun vorgibt, lügt.

Definitionen sind Ergebnisse. Ein jeder Mensch feineren Verstehens weiß das instinktiv. Aber nun kann bewiesen werden, warum dies so sein muß und warum Mathematiker und Gesetzgeber – in ihren rechtmäßigen Definitionen – und ähnlich Gerichtete Ausnahmen darstellen.

Die Definition ist eines Menschen letztes Wort nach einer Reihe von Aussagen über eine Sache. Sicherlich können solche letzten Worte in Klassenzimmern durch Tausende von Jahren weitergegeben werden, solange die Gläubigkeit der Schüler sie wiederholt. Aber diese Weitergabe der Erzeugnisse an die letzte Generation hat wenig zu tun mit dem Finden der Wahrheit als tatsächlicher Erzeugung. Der Denkprozeß führt vielleicht hinauf zur Definition genau wie ein Gerichtsverfahren in einem bestimmten Urteil des Gerichtshofes endet. Alles Sprechen im Gericht oder Parlament führt zu einer Entscheidung hin; aber diese Entscheidung ist bedeutungslos ohne die vorangehenden Debatten der Kläger und Verteidiger. Der Kläger zieht seine Schlüsse auf Grund des objektiven Gesetzbruches; der Angeklagte hebt das subjektive Recht seines Tuns hervor; das Verfahren holt die Vergangenheit heran, um dem gegenwärtigen Gerichtshof die Möglichkeit zur Beurteilung zu geben, wie weit dieser Fall die Wiederholung früherer Geschehnisse ist. Schließlich kommt die Entscheidung auf den noch ungeklärten, neuen und formlosen präjazenten Fall herab und preßt ihn in eine legale Form. Das Präjekt ist nun an Subjekte, Objekte und Trajekte herangerückt worden; nunmehr kann es aus einem unverstandenen Präjekt zu einem begriffenen Präzedenzfall geworden sein.

Das ordentliche Gerichtsverfahren enthält alle Grundbestandteile des geistigen Vorgangs, den wir zuvor betrachteten, aber es legt die verschiedenen Phasen des Prozesses in verschiedene Personen hinein: Staatsanwalt, der Verteidiger, die Schöffen und die Richter sind vier Denktypen. Es wäre ein völliges Mißverständnis des Vorgangs zu meinen, daß alle diese Leute dieselbe Sprache sprächen; man erwartet von ihnen, daß sie verschiedene Töne anstimmen. In früheren Zeiten war die Klage des Klägers wirklich ein Trauergesang. Der Ermordete wurde von seinen Freunden vor das Gericht getragen, und durch lauten und leidenschaftlichen »planctus« (= Schlagen auf Brust und Arme) durch Jammern und Streuen von Asche auf das Haupt erzwangen sich die Verwandten des Ermordeten Aufmerksamkeit und

Gehör für ihren Verlust. Sie fragten an, ob solches Geschehen recht wäre. Das verbrecherische und ungesetzmäßige Ereignis wurde in ihrem Geschrei und ihren Gesten gegenwärtig gemacht, verkörpert. Wenn die Leiche nicht vor das Gericht gebracht werden konnte, mußte wenigstens ein Teil des Körpers vorgewiesen werden. So naiv wurde der Gesetzbruch vorgestellt – was wir heute Zeugnis nennen. Der Vorfall mußte sichtbar gemacht werden. Klagen und Klage war ein und dergleiche Laut, der da laut wurde.

Der Angeklagte hätte nicht zugelassen, daß ihn die Kläger an dramatischer Aktivität übertreffen. Er hätte begonnen, vor der Gemeinschaft (das war in jenen Tagen das Gericht) sein Inneres zu entfalten. Wie auch heute hatte er natürlich große Schwierigkeiten, seinen inneren Geisteszustand zu enthüllen. Seine heiligsten Gefühle, seine Bindungen an Gott und an die Menschen, seine Religion mußten offenbart werden. An diesem Punkt gewinnt die Bemerkung, daß Sprechen eine Enthüllung der Wahrheit sei, ihre volle Bedeutung. Die Worte des Angeklagten müssen seinen inneren Geisteszustand, die Reinheit seines Glaubens, das Fehlen belastender Erinnerungen, den Einklang und Frieden seines Inneren enthüllen. Das alte Gesetz kannte zwei Wege für eine solch erregende Absicht. Der Angeklagte sollte sein Bewußtsein bis zu seinen tiefsten Wurzeln ausgraben, seine Beweggründe bis in ihre entfernteste Verästelung beschwören, und er sollte seine nächsten Freunde, mindestens zwei an der Zahl, aber oft sieben, zwölf oder mehr, auffordern, seine feierliche Selbstentkleidung mit einem feierlichen Gesang zu begleiten, in dem sie seine Gutgläubigkeit in dieser Entblößung des inneren Selbst versicherten. Während einerseits die Leiden des Ermordeten auf das Nachdrücklichste von seinen Freunden in dramatischer Klage zum Ausdruck gebracht wurden, mußte andererseits der Angeklagte bei seiner gefahrvollen Selbstoffenbarung von seinen Freunden geschützt werden. So außerordentlich erschien die Aufgabe, einen Mann sein innerstes Denken aussprechen zu lassen, daß, je tiefer er stoßen sollte, um so mehr Helfer um ihn

stehen sollten. Es war so, als ob die Eideshelfer durch ihre feierliche Versicherung seiner Gutgläubigkeit den Makel ausgleichen müßten, der jedem Gliede der Gemeinschaft durch ein allzu öffentliches Bekenntnis seines Seeleninneren zugefügt wird. Wir können nicht enthüllen, ohne den Schleier der Konvention und Ehrfurcht zu zerreißen. Scham ist eine Haltung, die einen Menschen nicht unter den Grad an Zwang geraten läßt, der für die Erzeugung der Wahrheit notwendig wäre. Menschliche Beschämtheit ist ein wichtiger Bestandteil in dem Vorgang der Sprache, des Denkens und Schreibens. In der ordnungsgemäßen Verfolgung des Gesetzes überwinden die Parteien ihr natürliches Schamgefühl durch ein Ritual gefühlsmäßiger Erregung. Von diesem ganzen schöpferischen Bemühen früherer Zeiten ist heute freilich noch wenig übriggeblieben. Wenige nur nehmen noch den Eid als eine Erscheinung außerordentlicher, tiefer Psychoanalyse, in der eines Menschen Beziehung zu Gott freigelegt werden soll, trotzdem er lieber davon schwiege! Im Eide gab der Mensch seine gesamte Zukunft der Rache der Götter anheim. Er band seine Anwesenheit vor Gericht, diesen kurzen Augenblick eines Tages, an sein gesamtes weiteres Leben. Während die Anklage das Verbrechen von außen in das Gericht hineinbrachte, enthüllte der Eid das ganze innere Leben, die Hoffnungen und Befürchtungen des unter der Anklage Stehenden vor seinen Richtern. Was für uns so schwer zu verstehen ist, ist der Sinn der Feierlichkeit des Eides. Äußeres Zeugnis wird durch vernunftmäßiges Sprechen dargelegt; aber inneres Zeugnis hat seinen eigenen Stil. Die Oberflächlichkeit und Einfachheit bloßer Beschreibung, so vertrauenswürdig sie bei dem Umgang mit materiellen Tatsachen auch sei, ist gänzlich unangebracht dann, wenn eine Seele unter der Herausforderung steht, ihre Zurückhaltung zu überwinden und eine Wahrheit über inneres Geschehen auszusagen. Unser Zeitalter wirft die Sphären durcheinander; es hat viel von der alten Weisheit verloren, die davon wußte, daß ein innerliches Geheimnis nicht in derselben Sprache ausgesprochen werden kann wie äußerliche Wirklichkeit. Die

Richtigkeit der letzteren wird durch so viele Daten wie möglich gesichert; innere Wirklichkeit dagegen wird erlangt durch eine Aufsteigerung der Sprache bis zur Weißglut. Quantität für äußeres, Qualität für inneres Zeugnis, das ist die Regel vor Gericht – und in der Philosophie. Der Eid und die Eideshelfer sind Mittel, die Aussage zu intensivieren und kondensieren. Vielleicht wirken sie heute nicht mehr, aber sie zeugen von dem Pluralismus der Stile in jedem ordentlichen Gerichtsverfahren. Mehrere Tonarten müssen aufklingen, um die wirkliche Lage heraufzubeschwören!

Ein unschuldiger Leser mag an dieser Stelle den Einwand erheben, daß er wohl bereit gewesen sei, den pluralistischen Charakter des Sprechens im gerichtlichen Vorgehen zuzugeben, daß er aber dessen Verwandtschaft mit dem Denkprozeß in einer philosophischen Debatte nicht einsehen könne. Hat sich nicht zudem die Entscheidung gerade von allen vorangehenden Beweisführungen und Reden gelöst? Kann sie nicht auf sich selbst beruhen? Was ist es nütze, nach Schluß der Debatte wieder auf die Beweisführung der leidenschaftlich interessierten Parteien zurückzugreifen?

Das bringt uns auf den Hauptgang unseres Arguments zurück. Das ordnungsgemäße Gerichtsverfahren enthält die verschiedenen Stile, in denen der Mensch die Wahrheit enthüllt, weil es eines der Beispiele vollständiger menschlicher Sprache ist. Es rafft in das Vorgehen eines Tages Tatsachen und Gefühle, Erinnerungen und Pläne zusammen, die sich über unbestimmt längere Zeit und weiten Raum erstrecken. Die Definition ist nur die Quintessenz dieses verdichtenden Vorgangs. Das juristische und gesetzmäßige Vorgehen zeigt das Grundschema philosophischen Denkens. Die Griechen übertrugen es aus der Polis in die Akademie. Plato beginnt nie mit einer Definition; wie sollte er in einem Dialog? Wir können nicht mit der letzten Phase anfangen, wenn wir nicht bereits zu Gesetzgebern einer Gesellschaft bestimmt worden sind, die sozusagen die Aufregungen schon hinter sich hat! Für die Festlegung eines Gesetzes hat der Gesetzes-

geber volle Gewalt, sich auf trajizierte Erfahrung, die aus leidenschaftlicher, wie rationaler Zeugenaussage zusammengestellt wurde, zu verlassen. Er empfängt ja seine Beglaubigung bereits von einer Gemeinschaft, einem »wir«; deshalb sind seine Worte nicht privater Natur, sondern die Sprache seiner Gemeinschaft. Und diese hat gelitten! Wenn er also das Gesetz formuliert, haben seine Worte die volle Entwicklung normalen Sprechens erfahren; sie sind schon in allen Nebenbedeutungen gebraucht worden. Seine Wörter müssen schon durch das gesamte »Gebiet der Bedeutungen«, wie schon Gardiner es nennt, gewandert sein, bevor er sie festnageln kann in der Bedeutung, die er mit seiner Formulierung niederlegen will.
Der Philosoph kann nicht wie ein Gesetzgeber beginnen. Er besitzt nicht die Autorität, das letzte Wort im Meinungsstreit zu sagen. Als Schulmeister kann er diktieren; aber diese Art von Lehren durch Diktate in Hörsälen, die dann die Kladden der Schüler mit Definitionen füllen, hat nichts mit Philosophie zu tun. Der echte Philosoph ist seiner Gemeinschaft noch nicht sicher. Bevor er etwas entscheiden kann, muß er auf seine Gemeinschaft gewartet haben. Er muß gefunden haben, wen er braucht, die Gruppe, die bereit ist, seine Fragestellung zu teilen, seine Klage zu hören, als sein Richter zu handeln, durch inneres oder äußeres Zeugnis oder Beispiel bewegt zu werden.

Es ist kein Grund zu einer Klage darüber, daß Wörter einen weiten Bedeutungsbereich besitzen, in vielen Farben schimmern und sehr leicht zu Mißverständnissen führen. Dieser weite Bedeutungsbereich ist das Große an ihnen. Ohne ihn könnte ich den Leser nicht überzeugen, daß einige Bedeutungen des Wortes für unser gemeinsames Anliegen weniger wichtig sind als andere. Ich könnte meinen Leser oder Hörer nicht zu dem Punkte führen, wo er meine Absicht versteht, das Wort künftig auf eine bestimmte Aufgabe hin zu begrenzen. Ich könnte nicht sein Interesse an einer besonderen Seit des Wortes erwecken.
Dieser Vorgang der Überredung ist das Vorgehen der Forschung

in den Gesellschaftswissenschaften. Wer mit der Definition begänne, versuchte, den Gesetzen dieses Verfahrens zu entgehen. Vielleicht ist er ein Gesetzgeber am falschen Platze, dessen Machtwillen im Schreiben und Lehren einen Ausweg sucht. Aber er ist kein Gesellschaftswissenschaftler; denn er lehnt ab, laut zu denken und auf diese Weise seinen Mitarbeitern sein Denkvorgehen annehmbar zu machen. Darum nähre ich die Hoffnung, daß sich die Ausdrücke Präjekt und Trajekt als nutzvoll erweisen können. Ich wählte sie noch nicht in der ersten Phase meines privaten Denkens. Ich verwandte sie nicht, als ich meine Sache dem Leser vorbrachte und sie als eine fruchtbare Entdeckung wärmstens seinem Interesse empfahl. Sie kamen uns als das Finale. Jeder vorhandene und erprobte Gedanke wird so reduziert wie die Telephonnummer in einem Telephonbuch, unter der wir immer wieder anrufen können. Das ist der Wert eines Begriffes; wir können die Wirklichkeit, die darin verdichtet ist, wieder anrufen. Aber ein Fremder, der an einen neuen Ort kommt, wo er keine Freunde hat, wird wenig von einem Telephonbuch dieses Ortes haben. Zum Begriff gehört die Erinnerung an ein gemeinsames Erleben.

Begriffe wie Präjekt und Subjekt befinden sich auf der Grenzscheide zwischen Sprache und Dogmatismus, Leben und Versteinerung, Forschen und Bibliothek. Definitionen definieren tatsächlich die Grenze zwischen Studio und Museum in der Denkkunst der Menschen.

Diejenigen, die auf der ersten Seite mit Definitionen beginnen, analysieren zuerst erstarrte Worte. Sie fangen dort an, wo der Prozeß des Lebens geendet hat. Erstarrte Sprache in ihrem Zustand abstrakter Wahrheit ist ein Leichnam, dessen Sektion durchaus nützlich sein kann. Aber dieses Sezieren weiß nichts vom Leben selbst. Das Leben enthält alle Vorgänge, die dem Tode vorangehen; daher ist das abstrakte Denken nicht der einzige Denkvorgang. Es ist nicht wahr, daß ein Mensch Denken, Wollen und Fühlen als drei voneinander geschiedene Lebenskräfte besäße. Gefühle, Wille und Gedächtnis sind geladen mit

Denkprozessen, wie die objektive Betrachtung mit jenen. Wir brauchen unsere Geisteskraft gleichermaßen in Kunst und Wissenschaft, Erziehung und Religion. Das Bild eines Menschen, der zwischen Wille und Kontemplation (Schopenhauer) oder zwischen irrationalem Mystizismus und kaltem Rationalismus hin- und hertreibt, ist eine Karikatur aus dem 19. Jahrhundert. Den menschlichen Kosmos in seiner Vollständigkeit finden wir in jedem kleinsten Inspirationsakt vertreten. Der Mensch ist wie jedes lebende Geschöpf den vier Richtungen von Zeit und Raum – vorwärts, einwärts, auswärts, rückwärts – ausgesetzt in jedem Denk- oder Sprechvorgang. Der Unterschied zwischen seinem emotionalen imperativischen und seinem rationalen Zustand ist einer der Anordnung, nicht vollkommener Absonderung. Vielleicht kann es uns helfen, wenn wir hier Zahlen für die vier Bestandteile einsetzen: 1 für Erinnerung, 2 für Imperativ, 4 für Rationalität und 3 für innere Erfahrung. Jeder Denkvorgang wird alle vier Bestandteile enthalten; aber die Anordnung, oder Folge dieser Bestandteile wird in den verschiedenen Geisteszuständen verschieden sein.

1, 2, 3, 4, kann ritualistisches Denken beschreiben,
4, 1, 2, 3, mag als Formel für wissenschaftliche Prosa dienen,
2, 3, 1, 4, würde der Anordnung der Bestandteile entsprechen, wenn wir in den Gehorsam präjiziert sind.

Wir können sagen, daß ein Mensch unfähig wird zu denken oder zu sprechen, es sei denn, er habe die Freiheit, alle vier Bestandteile auf sich zu berufen. Nicht die Bestandteile sind in Dichtung, Wissenschaft, Politik oder Religion verschieden, sondern ihre Anordnung. Des Menschen Geist ist immer komplex, weil er das Kreuz unserer Wirklichkeit widerspiegeln muß. Des Menschen Geist ist verwurzelt in einer Seele, die vier verschiedene Formen von Trajekt, Objekt, Subjekt und Präjekt annehmen kann, weil sie auf allen diesen vier Fronten des Lebens zu jeder Zeit kämpfen muß. Herkunft, Zukunft, Eigenart und Schauplatz verlangen immerdar Gehör.

An diesem Punkte stimmen Karl Bühlers Untersuchungen zu unseren eigenen Entdeckungen. Aber es kann nicht die Absicht dieser Rede sein, seine Forschung im einzelnen zu behandeln, da auch er Denken und Sprache leider durchaus trennt. Unser Hauptgegenstand ist die Einheit des menschlichen Kosmos und der vollkommene Prozeß von Leben, Tod und Wiederauferstehung, den alle geistigen Energien durchfließen.

Verschiedene Anwendungen wurden gegeben. In der Grammatik sollte unsere Muttersprache uns vorgestellt werden als die Einführung in die Geheimnisse der Person. In der Literatur sind alle Bücher Fehlschläge oder Verluste im Hinblick auf den gesunden Ausgleich des Volksbewußtseins. Jede Einseitigkeit der Literatur wird an dem Volk gerächt werden durch verhängnisvolle Unterdrückung der Wirklichkeit. In der Philosophie schließlich verpflichtet das »cogita« das wissenschaftliche Denken auf das angemessene Feld und die angemessene Zeit zu beschränken. Niemand »soll« vierundzwanzig Stunden am Tage denken, und keiner kann seine Geisteskräfte nur in einem einzigen »Stil« gebrauchen. Er ist gezwungen, zwischen ihnen zu wechseln.

Das Gebot »cogita«, dieses Grundgesetz des Wissenschaftlers ist aber nur eine Unterart des allgemeinen »Vernimm, höre, horch!«, das wir so naiv an alle richten, wo immer wir Vorlesungen halten, lehren oder Bücher schreiben. Damit sind wir an dem Punkte, oder besser, am Ende unserer raschen Skizze, wo wir die schönsten Früchte unserer neuen Methode ernten können. Der einzig mögliche Inhalt menschlicher Ethik, die nicht völlig des Menschen menschlichste Eigenschaft übersieht, ist nun enthüllt. Jede Reihe pelagianischer Moral-Regeln guten Verhaltens wird immer in gänzlichem Mißerfolg enden, wenn sie vorgibt über reine Konventionen und Nützlichkeitsregeln hinauszugehen; denn sie leugnet des Menschen Freiheit und die Unberechenbarkeit des Lebens. Jede Inhalts-Ethik zielt auf die nichtmenschliche Seite unserer Erfahrung, auf die zoologische Mechanik der äußeren Geschehnisse. Aber der Köcher wahrer

Ethik enthält keine anderen Pfeile als die Imperative, die aus des Menschen Gespräch mit dem Universum stammen. Sie heißen alle wie das erste Gebot der Bibel: Horch, vernimm! Es ist die Pflicht des Menschen, auf die Stimmen von Liebe, Weisheit und Gesetz zu hören, im übrigen ist er frei. Es gibt nicht so etwas wie einen ethischen Materialkodex; denn könnte nicht eine Stimme vernehmbar werden, die lauterer und wahrer ist als dieser? Das einzige ethische Gebot, das Kirche und Gesellschaft dem Menschen auferlegen können, ist: Höre zu, denke es durch! Das erste, was die Gesellschaft ihren Gliedern garantieren muß, ist Zeit zur Erinnerung und Besinnung. Das ist z. B. die erste Notwendigkeit in unseren Gesetzen über die Ehe: Bedenkzeit, Reuezeit, Vernehme-Zeit. Vernunft stellt Hörer und Zuhörer, »vernehmen« an die erste Stelle!

Wo immer ein Mensch denkt, antwortet er auf die Einwände, die sein eigenes Gewissen und Gedächtnis hören läßt; wo immer er auf seinen Freund oder Feind hört, ist er ein »heteroakroates« der Hörer von einem anderen; wo immer er ein Buch liest, nimmt er teil an einem Zwiegespräch zwischen abwesenden oder früheren Partnern. Es muß eine neue, bessere Zusammenarbeit innerhalb der uneinheitlichen Gesamtheit der Wissenschaften vom Menschen vorhanden sein, um die Vorgänge der Sprache, Literatur und des Denkens vollständig zu beschreiben als hinzielend auf den ewig dauernden Menschen, der unter den drei Geboten: Audi, Lege, Medita! steht. Diese drei Gebote sind unsere menschliche Mitgift. Sie sind unsere einzigen moralischen Vorschriften allgemeinen Charakters. Sie machen die menschliche Gesellschaft zu der verletzlichen, gebrechlichen, liebenswerten Schöpfung, die sie ist. Sie sind nur drei Formen eines Gebots. Ist nicht alle Erziehung auf dieser Annahme aufgebaut? Wie könnten wir wagen Schüler zu lehren, ohne an diese drei Gebote zu glauben? Sie sind die einzig mögliche Rechtfertigung für die Arroganz des Menschen zu schreiben, zu sprechen und Vorlesungen zu halten. Die Not, in der wir die Jugend, uns selbst und die Gesellschaft vorfinden, rechtfertigt

unsere Versuche, ihre Aufmerksamkeit in Richtung unserer Probleme zu zwingen. Weil die Menschheit neuer Elemente der Wiedervereinigung bedarf, bieten sich unsere neuen Grundsätze an als eine Methode für die Gesellschafts- und Altertumswissenschaften. Von dem Zwang und Ernst des Imperativs Höre Israel! hängt die Fruchtbarkeit der Indikative ab. Aber ob mein, dein und aller mündiger Menschen Imperativ sich »höre« nennt, und auf Gehorsam zielt, ob er sich »lies!« nennt und auf Literatur, auf Lesbares sich richtet, ob er in philosophischem Stolz an den Philosophen in jedem gemeinen Manne appelliert mit seinem »Denke!« – immer ist es die Eine in Logik, Linguistik, Literatur gegliederte Dreifaltigkeit Eines und Desselben geistigen Lebens. Die Pflicht, die Klassiker zu lesen, beim Militär zu gehorchen und Ethik zu studieren, ist eine und dieselbe Pflicht jedes inkorporierten Mitgliedes am Leibe unseres Geschlechts.

SYNONYME GIBT ES NICHT

Der erste, der über Synonyme ein besonderes Buch in der westlichen Welt unseres Zeitalters geschrieben hat, war der Abbé Girard. Er veröffentlichte sein Buch im Jahre 1718 und mußte sich bereits gegen die weitverbreitete Meinung wenden, daß für einen Gedanken eine große Auswahl von Wörtern verwandt werden könne. Girard legte dagegen Protest ein. Der Titel seines Buches ist selbst ein Protest: »Die Genauigkeit der französischen Sprache oder die unterschiedlichen Bedeutungen der Wörter, die als Synonyme gelten«; und im Text sagt er: »Ich glaube nicht, daß es in irgendeiner Sprache ein wirkliches Synonym gibt.«

In der Tat, Synonyme gibt es nicht, soll es nicht geben. Jeder Name war der Versuch des Menschen, den Ablauf der Ereignisse mit einer würdigen Antwort auf die Geschenke der Zeit zu versehen. Der Kraftstrom, der durch die Zeit fließt, und aus Vernehmen und Weitersagen besteht, verkörperte sich in verständlicher Weise, wenn er nur die rechten Namen fand, in denen seine Hörer und Herolde sich mit ihm in einem gemeinsamen Bekenntnis des Glaubens treffen konnten. In der Namengebung – so sagt Goethe – schritt die Menschheit fort, als wenn die Welt erst durch sie gemeinsam zu schaffen wäre (Geistepochen 1817). Einen Teil der Wirklichkeit zu benennen, bedeutet, die Macht des Menschen zu gemeinsamer Mitwirkung zu bezeugen. Wir können nichts in dieser Welt verwirklichen ohne Kameradschaft mit anderen. Benennen ist stets ein öffentlicher Akt, den die Gemeinschaft anerkennen muß. Ein Name ist nicht ein Wort. Ein Name ist nicht ein Gedanke. Ein Name ist niemals strittig. Wenn ein Mann einer Frau seinen Namen gibt, so ist ein öffentlicher und politischer Akt erfolgt. In unse-

rer Generation ist z. B. einer der wenigen Namen, der die Eigenschaft eines anzuerkennenden Namens hat, »Wissenschaft«. Im Namen der Wissenschaft wird in großem Maße Geld gegeben und ausgegeben. Man kann nicht dieselben Beträge im Namen des Aberglaubens mobil machen, auch nicht einmal im Namen der Religion. Mit anderen Worten: Wissenschaft ist ein Reizwort; wenn wir es beschwören, wirft das Unternehmen einen gemeinsamen Mantel um die Schulter vieler Menschen. Unter dem Schutz dieses Namens wird eine Gemeinschaft gebildet, werden viele Sünden vergeben und wird viel Gutes erreicht. Unter dem Namen und im Namen der Wissenschaft wird eine Gemeinschaft begründet, die sich wie jede andere Gemeinschaft benimmt, aber dieses Benehmen bedeutet soviel wie Leben haben. Heute vegetiert die Kunst. Aber die Wissenschaft floriert. Die Religion eines Menschen beruht auf den Namen, welche ihn veranlassen, gemeinsam mit anderen zu handeln. Eine andere Religion gibt es nicht. Diese Namen mögen vergehen, aber zu ihrer Zeit sind sie mächtiger, gültiger und tragen mehr zur Geschichte bei als private Beziehungen zu einem hübschen Gesicht oder zur Blutsverwandtschaft, zur Luft und zum Himmel, zur Sonne und zur Erde. Denn die Namen entscheiden darüber, ob wir die Schwester in der Frau respektieren oder sie als Weib verführen. Sie entscheiden darüber, ob wir hinsichtlich unserer Pflicht auf den Aufruf aus Washington hören, oder uns in die Berge flüchten, wenn die Mobilmachung befohlen wird. Ich gebe zu, daß alle Bekenntnisse des modernen Menschen dem widersprechen. Er besteht darauf, daß Wörter keine Macht haben, daß Wörter ihre Bedeutung verloren haben, daß dies alles Wortklauberei oder Propaganda bedeutet.

Doch er wird verurteilt aus seiner ursprünglichen Religion heraus. Und diese Religion besteht aus seinem Verhältnis zu Leben und Tod und der Auferstehung des Geistes, die in den Namen ausgesprochen wird, die sein Verhalten bestimmen. Weil heut niemand abergläubisch heißen will, lebt er von Verheißungen! Aus diesem Grunde ist der Glaube an Synonyme eine Ketzerei.

Er ist die zentrale Ketzerei unserer Zeit. Er beleuchtet ihre Schizophrenie, ihre tiefe Gespaltenheit. Weshalb? Wenn auch nur ein Wort den Platz eines anderen einnehmen kann, ist die Sprache anonym geworden. Ohne die Nötigung zu einer genauen Sprache leben wir in einer abstrakten und ununterschiedenen Gewalt der Arithmetik. Dadurch, daß der moderne Mensch für jeden Ausdruck Synonyme finden will, ist er in die Vorhölle bloßer Einbildungen, Unentschiedenheiten, Stimmungen, Hindeutungen und Instinkte zurückgefallen. Wir fallen heute wieder in die Vorhölle, jene schattenhafte Vorhölle, aus der der auferstandene Christus die Menschen unseres Zeitalters in der Kraft seines Namens herausgeführt hat. Unsere Sprache ist pränominal, »namenlos«, genauer vor-namentlich, geworden. Und der Leser möge bedenken, daß auch die vorgeschichtliche Horde des Königreichs der Tiere, obwohl sie mit Sprache versehen war, keine Macht hatte, Namen zu geben. Wie könnte der Mensch, der an Synonyme glaubt, noch die Zukunft schaffen. Die Zukunft kommt nur, wenn wir an das Eine glauben, das jeweils und jetzt für uns nötig ist. Und im Namen des zweiten Weltkrieges hat der Westen jetzt fünf Jahre lang zusammengestanden: Wenn wir diesen einen Namen in Synonyme aufgespalten hätten wie »Ausbreitung der Weltrevolution«, »Erhebung Asiens«, »Selbstmord Europas«, »Befreiung der Farbigen«, »Selbstverteidigung des weißen Mannes«, »Selbstvernichtung der westlichen Völker«, »das Ende des Nationalismus«, »der Krieg des Übrigbleibens«[1] usw., würden wir unsere Energien zersplittert haben. Nur dadurch, daß wir diesen Krieg den zweiten Weltkrieg nannten, konnten wir zusammenstehen und den Schaden wieder gutmachen, der durch Wilsons Niederlage in seiner Heimat angerichtet worden war, konnten wir die Spannung zwischen kapitalistischen und kommunistischen Alliierten unterdrücken und einigermaßen den Rahmen für Verhandlungen für die Welt nach diesem Krieg bestimmen. Mit

[1] »War of Survival« auf englisch von Churchill genannt.

diesem Ausdruck können wir auch die Gefahr eines Dritten Weltkrieges ins Auge fassen. Es gab also kein »Synonym« für den »Zweiten Weltkrieg«, es sei denn für diejenigen, die wir bekriegten, und die wir zu vernichten hatten, weil sie diesen Kampf unter einem anderen Namen heraufbeschworen. Weil die Japaner für ihren Anteil am Welthandel und für die gelbe Rasse kämpften, wurden sie Feinde. Die Namen, die sie verwandten, bezeugten uns die naive Enge. Auch Hitlers Kriegsziele waren, gemessen an einem Weltkrieg, mikroskopisch klein.

Aber der einfache Mann, der immer gewußt hat, daß seine Namen seine Religion sind, wird heute von den Intellektuellen wegen seines »Aberglaubens« zum Schweigen gebracht. Die Wirklichkeit der Namen »Wissenschaft« und »Weltkrieg« wird von unseren Intellektuellen verneint. Die gesamte akademische Welt dünkt sich den Namen überlegen. In der Tat scheint der gesamte Ehrgeiz der akademischen Welt sich auf den Versuch zu konzentrieren, die Welt von ihren Namen zu befreien. Denn der Ehrgeiz der akademischen Welt besteht darin, die Welt auf einen Zustand ohne Namen zurückzuführen. Und da uns erzählt wurde, daß die Wissenschaft jedes Ding auf seine »wirklichen« Elemente zurückführt, sind wir augenblicklich dahin gekommen, ihr zuzugestehen, daß alle Namen unwirklich, austauschbar und vieldeutig sind. Es ist der beständige Zahnschmerz meiner Existenz als eines College-Lehrers, daß ich in jedem zweiten oder dritten Aufsatz irgendeine Äußerung unserer modernen Ketzerei lesen muß. Die beliebteste Wendung ist, der Ausdruck »Religion« oder »Freiheit« werde willkürlich angewandt. Oder: »Ich werde dies willkürlich Gott nennen«[1] und derartige falsche Bescheidenheiten sind Legion.

Dieser Wunschgedanke, daß ein Wort so gut ist wie das andere, daß ihre Wahl mehr oder minder nutzlos, weil willkürlich ist

[1] »I shall call this arbitrarily God« ist ein wörtliches Zitat aus einer Examensarbeit, die vor mir liegt.

und, am schlimmsten von allem, daß es einem Manne, der spricht oder schreibt, freisteht, seine Ausdrücke nach eigenem Gutdünken zu definieren: all das ist Unwahrheit und all das macht die Männer impotent.

Wer an Synonyme und willkürliche Definitionen glaubt, entweiht die Sprache. Wie Mülleimer und Giftschränke geleert werden müssen, scheint die Entweihung toter Wörter ein notwendiger Dienst zu sein, der von der Müllabfuhr der Geisteswelt, von den Kritikern geleistet wird. Abfälle sind Abfälle. Und gewisse Wörter sind es wert zu sterben in der Getreidemühle, die wir Rede und Sprache nennen. Es ist nicht verboten, Wörter zu entweihen, um nach einem Synonym auszuschauen, wenn man weiß, was man damit tut. Man spricht dann das Todesurteil über ein Wort aus und versucht ein anderes Wort ins Leben zu rufen. Aber wenn man sich einbildet, wie die meisten Stubengelehrten es tun, daß man der große Hexenmeister über alle geheiligten Namen sei, da ist man ebenso töricht wie ein Knabe, der das ganze Leben als einen Müllhaufen, Stadtschmutz und Leichenwagen ansehen wollte. Gegensätzliche Definitionen gehören in die gelehrten Übungen des bloßen Geistes. Herz, Seele und Leib des Menschen leben vom rechten Wort zur rechten Zeit.

Wir sind lebendig, wenn wir den rechten Worten, die zur rechten Zeit gesprochen werden, dankbar sind. Sie haben zu erproben, daß wir in einen Ozean des Sprechens hineingetaucht sind, der früher der Geist genannt wurde und nun von den Mördern der geweihten Sprache verleugnet wird, den Häschern, die das entweihende Geschäft der Kritik betreiben, und daß wir nach wie vor die Menschen sind, die mit unserer Wortauslese an der Front unserer Gesellschaft beauftragt sind.

Jeder Teil unserer Sprache ist ebenso wirklich wie ein Gänseblümchen, ein Veilchen, ein Stiefmütterchen oder ein Unkraut. Man muß seinen Wörtergarten entkrauten. Aber das beweist nicht, daß Wörter unwirklich sind. Unkraut ist, ach, sehr wirklich. Es kann nicht als gleichgültig oder nicht vorhanden be-

trachtet werden; auch die Rosen in unserem Garten sind nicht von Wörtermachern gemacht. Das wuchernde Unkraut zu entfernen und die Rosen zu beschneiden sind verantwortliche Tätigkeiten und in keiner Weise austauschbar. Sie sind politische Handlungen innerhalb unserer Weltregierung. Weil wir zum Weltregiment berufen sind, deshalb müssen wir genau sein in dem, was wir sagen.

Weder das Unkraut noch die Rosen der menschlichen Sprache können austauschbar definiert oder ausgeklügelt ausgelegt werden. Alle Sprache ist der Ausdruck der inneren Atmung, welche wir als Mitglied der Gemeinschaft erfahren, und die als Geist bezeichnet wird. Wie alles höhere Leben die Pflicht hat, alles geringere Leben zu beherrschen, wie das Pferd die Parasiten beherrscht, die auf oder in ihm leben, so regiert die gemeinsame Ein- und Ausatmung der Gruppe, die uns die Wörter in den Mund gibt und uns singen, sprechen oder kritisieren läßt, jedes einzelnen Atmung und bestimmt die Prioritäten seiner Mitgliedschaft. Die Einsichten unserer Gesellschaft verlangen unseren Gehorsam und unsere Mitwirkung. Diese Forderung erlischt erst, wenn wir durch einen neuen Anfang und einen größeren Geist inspiriert werden als den, der bereits durch unsere Gesellschaft weht.

Der nicht inspirierte Sprecher, der die Wörter austauschbar gebraucht, und der seine Ausdrücke definiert, steht niedriger als der bescheidenste Teilhaber des lebendigen Geistes der Gesellschaft. Ein Mitglied der Pietistengemeinde in Bad Boll hat eine angemessenere Haltung zur Sprache als der Philosophiestudent, der vom Anspruch ausgeht, daß es ihm freisteht, seine Ausdrücke innerhalb des Schulzimmers zu definieren und der die Tatsache übersieht, daß ein Schulzimmer unfruchtbar ist ohne Bettstätte, Herd, Kapelle, Amboß, Brunnen oder Obstgarten. In allen Situationen also, in denen Menschen sich aufeinander verlassen, in denen Kinder gezeugt, Gegenstände geschaffen, Früchte geerntet, Dürste gestillt werden, sind Namen bewegende Kräfte, die uns Frieden geben, Mitarbeit, Hoff-

nung, Liebe, die uns eine Zukunft verheißen. Weil die sophistischen Menschen alle Namen kritisiert haben, hat der gemeine Mann zu den bloßen Buchstaben seiner Sektenreligion Zuflucht genommen. V. E.-Tag, V. J.-Tag, CIO und GI sind heute Amerikas beste Namen. Unsere Seelen verbergen ihren wahren Glauben in diesen häßlichen aber ursprünglichen Chiffren, und die Flucht in die Buchstaben CDU, SPD usw. gerade sie bezeugt, daß Namen unentbehrlich sind. Die zum Ausdruck kommenden Geister, die wir Wörter nennen, wenn sie sich kristallisiert haben, können nicht auf Befehl oder durch Gleichgültigkeit eliminiert werden. Der einzige Weg, eine Inspiration zu überhöhen, die dürftig geworden ist, besteht darin, sie neu auszuglühen im Feuer und in der Glut einer neuen und besseren Inspiration. Durch den Akt des Neuausglühens wird daher der neue Sprecher erweisen, daß auch er von der Gewalt des Wortes getrieben wird, durch die erneuernde Heiligkeit dieses Wortes zur rechten Zeit. Er mag wissen, daß alle Wörter zeitweise tot zur Erde fallen. Aber den Tod eines Namens zu gestehen, bedeutet nicht zu gestehen, daß Wörter kein Leben haben. Mechanische Dinge leben niemals. Wörter dagegen können sterben, weil sie lebendig sind wie lebendige Wesen. Ein Mensch lebt heute und stirbt morgen, weil er heute völlig gelebt hat. Das gilt genau so für das richtige Wort. Hat aber der Sprecher von heut keine Vollmacht, nur deshalb, weil er morgen tot sein wird?

Es gibt keine Synonyme. Aber sagt, lehrt und denkt nicht jedermann das Gegenteil? Ernest Renan, der die vornehmsten geistigen Salons des 19. Jahrhunderts besuchte, hat ein Buch über den Ursprung der Sprache geschrieben. Wie ein Juwelier spricht er von dem Reichtum der Wörter und erwähnt, daß die Araber 5744 Wörter haben, welche sich auf das Kamel beziehen[1]. Das 19. Jahrhundert bewunderte Reichtum. In Noah Webers Wörterbuch ist den Synonymen Platz eingeräumt. Alle Kinder wer-

[1] L'Origine du Langage, 1889, S. 142.

den in den Schulen aufgefordert, ihren Sprachschatz zu vermehren. Das bedeutet soviel, als wenn wir künstliche Vitamine unserem Brot injizierten, nachdem wir es zuvor sterilisiert und zu leerem Staube vermahlen haben, nur damit es recht weiß aussieht. Die nachträglich eingespritzten Vitamine sind wertlos.

Synonyme sind in der Tat die nutzlose Bereicherung einer toten Sprache. Die Sprache ist getötet worden und mumifiziert mit den Schalen der Synonyme. Wir wundern uns über die abergläubischen Vorstellungen der Ägypter, die einen Wolkenkratzer von Pyramide für eine verehrte Mumie eines ihrer Herrscher errichteten. Wir haben diesen Prozeß vereinfacht. Wir verbrennen die Toten. Aber wir haben die Wolkenkratzer unserer Wörterbücher und Sprachkurse über den Leichnam der Sprache errichtet. In diesen Pyramiden sind ganze Zivilisationen begraben. Den Menschen wird beigebracht, wie sie Schalen, Kräuter und Parfüme um den Leichnam ihrer Sprache herumlegen, in der wir ehemals zum lebendigen Gott beteten und die Götter der Familie, des Clans, der Landschaft, des Ordens, des Genius zu uns sprechen hörten. Wir machen nicht viel Umstände mit toten Menschen. Unser Aberglaube besteht in der sorgfältigen Beerdigung der lebendigen Sprache, welche wir unter Synonymen ersticken. Die Synonyme sind die falschen Perlen und Idole der wissenschaftlichen Welt.

Der Bevölkerung von Toskana, der Bevölkerung, die ein Papst einst als die Quintessenz der kultivierten Menschheit rühmte, wird von einem edlen Geist nachgesagt: »Dieses Volk kennt keine Synonyme. Darin besteht seine größte Überlegenheit. Für einen toskanischen Menschen gibt es keine zwei Wörter, welche das gleiche Ding bezeichnen. Jedes Wort wird in einem genauen endgültigen Sinn gebraucht, und jede andere Gewohnheit bedeutet für einen Toskaner Rebellion, die Rebellion der Teufel und der Hölle.« (R. Bianchi Bandinelli: Die Toskaner, übersetzt von A. v. Borsig, Wien 1939, S. 20). Es gibt weder in Toskana Synonyme noch in irgendeinem anderen Land der Lebendigen.

Aber im Sommer des Jahres 1945 ließ mir ein Geistlicher eine kleine Wundergeschichte berichten. Ein darwinistischer Zoologe, der in Harvard den Agassiz-Lehrstuhl innehatte, ging nach Neu-Guinea, um die Vogelwelt zu studieren. Er wollte alle Vogelarten dieser Wildnis katalogisieren, und er forderte die Eingeborenen auf, ihm alle Arten Vögel zu verkaufen, die sie finden konnten, und darauf machte er sich daran, sie nach wissenschaftlich bestimmten Arten zu klassifizieren, wobei er die in der Ornithologie bereits bekannten benannte und bestimmte.

Später hat er selbst mir über seine Erfahrung berichtet. Er ging hin und lebte sechs Monate lang unter den Eingeborenen. Sie übereiferten sich, ihm Stücke von 137 Arten zu bringen, für die sie ihm 137 verschiedene Namen angaben. Und sie brachten ihm einen einzigen Vogel, für den sie keinen Namen hatten und den er als Spezies Nr. 138 benamte und bestimmte. Diese sehr »primitiven« Menschen waren also Wissenschaftler und Namengeber erster Ordnung. Wenn die Vögel vor 5000 oder mehr Jahren in derselben verbindlichen Genauigkeit benamt waren oder wurden, wie die moderne Wissenschaft verlangt, dann ist die Sprache nicht der Umweg dazu, in so vielen Wörtern nichts zu sagen. Dann ist sie das vollste Licht des Geistes, der Dichtung, der Gesetzgebung und der Religion, das konzentriert greifbar ist. Und was da ist, sind nicht Synonyme, sondern die einen und einzigen, die richtigen Namen! Aber nun wollen wir zu einer Kirche gehen, wo sie sprechen und unser kirchliches Hören nicht verbieten. Denn im Jahre des Herren 1945 habe ich einen Geistlichen von der Kanzel wörtlich – »verbatim« ist, wie ich fürchte, der rechte Ausdruck dafür – sagen hören: »politische Überzeugungen, ethische Handlungsweisen, Gott, oder was ihr immer dafür sagen wollt«.

Ich kenne einen Menschen, der sechsundzwanzig Jahre alt wurde, bevor er entdeckte, daß ihn sein Vater liebte. Der Vater war einer jener Stoiker, die an persönliches Beispiel glauben, aber Worte verabscheuen. Er versagte niemals in Bewährung seines Charakters als unabhängiger Bürger und als Gatte. Aber

er äußerte sich niemals genau über seine Überzeugung von Gott und der Welt. Aus diesem Grunde blieb er seinen Kindern ziemlich unbekannt und undurchsichtig. Sie verehrten ihn. Sie sahen oft, wie er in der Öffentlichkeit hinsichtlich seiner Ehre und Freiheit seinen Mann stand. Sie wußten, daß er für ihre Erziehung, ihre Freunde und ihre Interessen sorgte, aber sie hörten wenig oder nichts von seinen eigenen Beschwerden oder Problemen.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, waren die Bahnhöfe Berlins natürlich von Tausenden von Menschen blockiert. Der Sohn kam zu einem kurzen Besuch der Eltern auf Berlins Anhalter-Bahnhof an, bevor er seiner militärischen Einberufung folgte. Ein Meer von Menschen wogte rückwärts und vorwärts auf dem Bahnsteig. Ganz plötzlich hörte er von einer sonoren Stimme wie mit einem Trompetenstoß seinen Namen rufen. Und dieser eine Name überklang das Meer der Geräusche wie ein großer Schuß von Klarheit und Licht. Es war sein eigener Name. Das war nicht die Stimme eines Zeitungsausrufers. Er wurde nicht angerufen wie einer, der ein Hotelzimmer sucht. Hier war eine Stimme, die all die Liebe einschloß und all die Fülle, die es allein rechtfertigen konnte, daß ihre Stimme einmal ihre Zurückhaltung, ihre Einengung, ihre Gefängnismauer durchbrach. Was war geschehen?

Der Sohn traute zuerst seinen Ohren nicht, und dann wurde er rot. Denn er war gepackt und überwältigt von einer unglaublichen Erregung, welche jahrelang erneut in ihm nachzitterte, wenn er sich des Augenblicks erinnerte.

Der schweigsame Vater, der Hasser der Öffentlichkeit, war überwältigt worden von seiner großen Sehnsucht nach diesem einzigen Sohn, der im Begriff war, in den Krieg zu ziehen. Er vergaß die Menge und vergaß sich selbst und seine Abneigung gegen alle Gemütsbewegungen. Er rief den Namen seines Sohnes aus der Tiefe seiner Lunge, als wenn niemand sonst in der Welt wäre. Und der Sohn nahm den Ruf auf, als wenn ihm damit die größte Ehre und Auszeichnung gewährt worden wäre.

Er war stolz auf dieses Ereignis, das ihn vor allem Volk instandsetzte, diesen Hymnus eines Rufes aus diesem Mund zu vernehmen.

Das war für den Sohn eine große Offenbarung. Er wußte nun, wie stark er geliebt wurde; denn um diese Berge von Hemmungen wegzuräumen, war eine Atombombe von Liebe nötig. Sein Name hatte das Eis gebrochen und hatte die Sprache seines Vaters wieder lebendig gemacht. Sein Name war nicht austauschbar gebraucht worden. Er hatte seinen Vater übermächtigt, als er in die Not kam, den Sohn zu erkennen und von ihm erkannt zu werden. Es war das nicht verschieden von dem ersten Tag der Schöpfung, »als der Morgenstern vor Freude jauchzte«. In jedem Augenblick der Geschichte muß ein Name mit Freude ausgerufen werden, in unbefangener Hingabe, und dabei wird er als ein echter Name in das Buch des ewigen Lebens eingetragen. Synonyme gibt es nicht.

DER SPRACHPROZESS GEGEN DEN STAAT

Aus den letzten Monaten des Kaiserreichs

Zwei Parteien erheben ihre Stimme im Kampfe um den Staat und sein Recht. Die eine erblickt in ihm die Rechtserzeugungsmaschine, die einzige, die es gibt. Nur was der Staat als Recht setzt, ist Recht. Alles Recht, was er etwa vorfindet, bleibt nur Recht dadurch, daß es der Staat mit Gesetzesmacht umkleidet. Gesetz geht vor Recht. Das heißt: Wirklich und wirksam ist allein das positive Recht, das Gesetzesrecht dieses Staates zu dieser Zeit. Ein ewiges Recht ist ein irrer Traum, für Toren von Toren ersonnen, um sie ins Unglück zu führen. Der Staat ist der Rechtssouverän. Das Volk gehorche.

Die andere Partei erklärt das Recht für etwas Ewiges, Unveräußerliches, das wie der Leib jedem Menschen angeboren sei. Das Recht sei angeboren wie das Atmen; jedem Wesen sei die Freiheit natürlich. Nur freiwillig und scheinbar könne sich der einzelne gewisser Rechte zugunsten des Staats begeben. Immer sei daher der Staat abhängig vom Rechte, das ihm das Volk belasse. Das Volk ist der Rechtssouverän. Es führt sein natürliches Recht bei sich. Es gibt unveräußerliche Volks- und Menschenrechte, aus der Natur des Menschen stammend, aus der Natur beweisbar. Alles positive Recht der Staaten sinke in sich zusammen vor den Rechten des Souveräns, des Menschen, des Volks und seines Naturrechts. Beiden Parteien stellen wir kurz unsere Sätze gegenüber.

Das Recht ist den Menschen nicht angeboren als ein glänzendes Kleid mit den Schmuckstücken der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Denn angeboren ist dem Menschen nur seine Richtung, der Trieb seiner Natur, und der widerspricht allem Recht und bäumt sich gegen jede Schranke. Ein Naturrecht gibt es nicht.

Aber das Recht ist den Menschen eingeboren als Gewalt, die den Naturtrieben Einhalt gebieten und ihre willkürliche Richtung berichtigen soll. Sie stellt die Natur richtig. Eingeboren ist das Recht als Vernunftkraft und steht im schroffen Gegensatz zum natürlichen Tiermenschen. Aber in ebenso schroffem Gegensatz steht es zu allen natürlichen und faktischen Dingen, also auch zu allen Einrichtungen der Wirklichkeit. Es ist nämlich der Mensch nicht nur etwas bloß Natürlich-faktisches, nicht bloß selbst ein animal : homo sapiens, sondern auch sein status, sein Zustand in Volk und Welt ist ein bloß Nationales, d. h. gleichfalls ein Angeborenes und unterliegt deshalb ebenfalls der Richtigstellung durch das Recht. Alles bloß Faktische ist unterworfen dem Urteil des Rechts. Nie kann durch das Faktische, durch die Verhältnisse auch nicht des Staates, das Recht »gemacht werden«. Es kann so scheinen, als erzeugte tatsächliche Macht das Recht. Aber dann ist entweder das Recht bei der Macht oder es geht Gewalt vor Recht. Der »natürliche« Mensch, der »nationale« Staat, die faktischen Machthaber, die tatsächlich bestehenden Gewalten setzen und verkünden das Recht, sie suchen und finden es, sie *sprechen Recht.* Aber sie sprechen das Recht nur aus! Wenn sie es nicht ehrlich *suchen,* wird das, was sie finden, nimmermehr zum Recht. Das Recht ist zu allen Zeiten ein und dasselbe: die von Gott geforderte, unserer Vernunft zur Erkenntnis anvertraute notwendige Ordnung unseres Wirkens auf Erden. Da in jedem Augenblick andere Menschen in anderer Weise an anderem Orte wirken, so ist das zu setzende Recht, das zu verkündende Gesetz immer ein anderes. Aber das Spannungsverhältnis des Suchens und Findens ist ewig das gleiche. »Recht muß doch Recht bleiben«, mag der Urteiler und Gesetzgeber, Fürst und Staat und Parlament und Volk noch so übermütig Recht fabrizieren wollen. Das ändert nichts am Wesen des Rechts als einem eingeborenen, vernünftigen Vermögen zur Ordnung der Wirklichkeit, d. h. zur Beherrschung des Kreises der durch unsere Werke und Taten beeinflußbaren und erfaßbaren Natur.

Immer steht also das Recht der Natur gegenüber, sowohl der

Natur des einzelnen wie der staatlichen Verbände. Immer fragt es die natürliche Welt: Bist du gerecht? Wenn nicht, so werde es! Das Recht ist über jedem natürlichen Menschen. Niemand kann als homo sapiens beanspruchen, Recht angeboren mitzubringen. Immer ist nur ein Vermögen in uns, welches den Flug über den natürlichen Menschen nehmen muß, um das Recht finden zu können. Das Recht ist oben in den Sternen unveräußerlich. Das heißt, es ist eine Glaubenstat, Recht zu sprechen. Der Haß gegen allen Glauben hat den einzelnen heute veranlaßt, diese Glaubenstat von sich auf den Staat abzuwälzen. »Mag der sehen, wie er mit dem Recht fertig wird; für mich ist Recht, was der Staat befiehlt, Unrecht, was er verbietet.« Das ist also die Umkehrung des berüchtigten Satzes: »Dem Volke muß die Religion erhalten bleiben.« Denn das aufgeklärte, ungläubige Volk sagt vielmehr damit: »Dem Staat muß die Religion erhalten bleiben. Er, der Staat, muß glauben an das Recht. Ich einzelner glaube nur, was ich sehe, das, was geschrieben steht, und woran ich also mit meinen fünf Sinnen stoße.«

Damit schaltet sich dieser Volksgenosse aus der Zahl der Rechtsfinder, d. h. der selbständigen Urteiler und vernünftigen Wesen aus, nur um dem verhaßten Glauben zu entrinnen. Aber seine Eitelkeit betrügt ihn. Das Recht wird nicht nur vom Staat verkündet und gesetzt, selbst in unserer ungerechten Zeit nicht. Sondern ein jeder setzt heute, wie die Menschen zu allen Zeiten, Recht; freilich, ohne es zu ahnen. Denn jede Tat ist recht oder unrecht. Und allein dadurch, durch unsere wilde Arbeitswut und unser Wirkensfieber sind wir stündlich genötigt, Recht zu brechen oder Recht zu befolgen, d. h. zu urteilen und damit an der Weiterbildung des Rechts mitzuwirken. Und mehr als das: Jene Überwälzung der Pflicht zur Gerechtigkeit auf den Staat scheint zwar den einzelnen aus den geistigen Banden des unsichtbaren Rechts zu entlassen und in das bloß »positive« Recht seines bestimmten Staats hineinzustellen. Aber dieser bestimmte Staat bleibt als sichtbares Schiff auf unsichtbarer Flut immer angewiesen auf Menschen als auf seine Bemannung. Der Staat selbst ist

ja nichts anderes als die Kommandobrücke, auf der menschliche Vernunft sich zu betätigen versucht. Und wir alle fast werden heute vom Staat als seine Organe und Amtsträger aufgerufen. Mag der »Einzelne« dem »Gesetzesrecht« des Staats die Gerechtigkeit anheimgeben als einzelner, so schadet das nicht viel, weil dieser einzelne doch selbst wieder mit irgendeinem Teile seines Wesens selber »Staat« ist. Es ist das also eine Wirkensverteilung im einzelnen körperlichen Menschen. Als Staatsbürger, als Schöffe, als Soldat, als Hilfsdienstpflichtiger sind wir »Staat«. Also richtet die Gerechtigkeit an uns als »Staat« ihren Appell, das Recht zu finden und zu sprechen aus unsichtbarer Kraft der Vernunft.

Dieses unmittelbare Verhältnis der zahllosen Staatsträger zu der noch nicht positiven, noch nicht gesetzlichen, d. h. zur ewigen Gerechtigkeit, ist uns nicht geläufig aus einem triftigen Grunde: Der Freie, der Geschworene, der Adlige, der Fürst stehen freilich in einem unmittelbaren Verhältnis zum unsichtbaren, erst werdenden Recht. Aber ihr Vorbild ist heute durch ein anderes verdunkelt. Und diesem Vorbild mangelt jene Nähe zur freigeschöpften Gerechtigkeit. Es ist das aber der heute der Zahl nach in staatlichen Geschäften überwiegende Beamte. Der Staatsbeamte zuckt mit keiner Wimper, wenn er eine Order des Staatsoberhauptes durchführt. Es ist nicht seines Amts, das Recht zu prüfen, sondern den Befehl auszuführen. Dem Beamten schiebt sich zwischen das Recht und sein Gewissen ein Mittler: der Vorgesetzte, der Fürst. Der Beamte ist treu, hold und gewärtig dem Herrscher. Die Treue geht ihm pflichtgemäß über die Gerechtigkeit; das persönliche Verhältnis gibt den Ausschlag. Das »Volk«, soweit es noch Volk gibt, hat zwar die Wahl, sich sein Vorbild zu wählen: Es kann den unabhängigen Richter oder den Beamten küren. Aber dazu müßte doch bei uns der Richter- und Anwaltsstand ein anderes Gewicht haben, um mit dem Beamtengeist wetteifern zu können. Bei uns wird nicht der Anwalt Richter wie in England, sondern der kgl. preußische Referendar und Assessor wird Anwalt; d. h. auch die Richter und Anwälte

sind bei uns erst Beamte, erst hernach Richter, d. h. Rechtsprecher. Also sind auch sie gewöhnt, mehr nach sichtbaren Amtsbefehlen und Gesetzesvorschriften zu suchen, als nach dem Recht, das noch verborgen in der Zeiten Schoße auf den gerechten Richter wartet. Der Richter wird beizeiten flügellahm. Die Parteien dürfen ihn nach unserem Prozeßrecht mißbrauchen wie ein Triebrad ihrer Schikane und Begehrlichkeit.

Das Volk sieht nicht den Richter, sondern den Beamten als den eigentlichen Vertreter der Staatsraison an. Dieser siegt als Vorbild des »Staatsbürgers« auf der ganzen Linie. Das tonlose Wort »Staatsbürger« ist durchaus nach dem Staatsdienst des Beamten geraten. Der Staatsbürger kennt daher nichts Beseligenderes, als sich sobald als möglich wie ein Beamter zu betragen, und zwar päpstlicher als der Papst. *Lothar Bucher* und *Helfferich* sind die bekannten Beispiele für dieses Nationallaster, den Beamten vor dem Richter für die eigene Entwicklung instinktiv zu bevorzugen. Der Beamte verkörpert den Gehorsam, der Richter aber die Courage, die Selbstverantwortung im »Zivil«-Dienst. Statt daß sich der Beamte dem Gemeinfreien, dem Civis, annähert durch Erwerb von »Zivil«-Courage, treibt der Civis, der Bürger, Mimikry durch beschleunigtes Anziehen der »Staatsbürger«-Uniform. Der Richter hat oder sollte haben ein selbständiges inneres Verhältnis zu der geistigen, unsichtbaren Macht des Rechts. Er ist berufen, im Namen des Königs Recht zu sprechen, d. h. er ist selbst König. Wie auf dem König, so liegt auf dem Richter die ganze unabgeschwächte Wucht der Verantwortung für sein Handeln. Kein Vorgesetzter kann sie ihm abnehmen, *auch der Gesetzgeber nicht.* Auch der Gesetzgeber kann nicht Unrecht zu Recht machen. Nach gemeinem Landesrecht, nach den Lehren der Kundigen von der Gerechtigkeit sucht der Richter das Recht. Denn er legt das Gesetz aus. Jede Auslegung aber hat zwei, und nur zwei entgegengesetzte Wege: Die Auslegung schließt nach Analogie oder e contrario, auf deutsch: sie wendet das Gesetz an, oder sie wendet es nicht an. Welche Auslegung am Platz ist, kann dem Richter nur sein eigenes *Urteil*, sein

rechtsschöpferisches Vorgehen sagen. Er selbst verwirklicht erst das Gesetz nach eigenem Wissen und Gewissen. Der Gesetzgeber und der Richter sind also nicht einfach Vorgesetzter und Untergebener. Es stünde manches anders bei uns, wenn diese große Wahrheit lebendig wäre. Aber sie ist es nicht. Der Jurist ist heute wie vor zweitausend Jahren in Jerusalem ein Schriftgelehrter, ein Schreiber, d. h. sein erster Griff ist nach dem Buch, erst der zweite in die eigene Brust. In den Hörsälen werden nur Gesetze gelehrt, aber das Wort Gerechtigkeit kommt in der Dogmatik, das ist in der Lehre vom geltenden Recht, nicht vor. Denn die Dogmatik ist logische Ordnung des geltenden Rechts, die Gerechtigkeit ist aber die unlogische Ungültigkeitserklärung eines bloß geltenden, bloß positiven Rechts. Die Gerechtigkeit kann nie wirklich oder positiv sein, weil sie ja gerade das ist, was ewig neu verwirklicht werden soll. Die Dogmatik erzieht Beamte, kaiserliche Juristen. Der Richter bedürfe genau der umgekehrten Schulung. Denn der Beamte des heiligen Bürokratius wird gleichsam nur vor den äußersten Ungeheuerlichkeiten der Gesetzesanwendung durch seinen Takt, sein Gefühl zurückgehalten; der Gesetzgeber und Richter soll umgekehrt vom Gesetz und vom Rechtsbegriff nur gerade *begrenzt* werden in dem möglichst freien Streben nach verantwortlich geschöpftem Rechtswahrspruch. Beim Beamten kommt eben zuerst die Treue, dann die Gerechtigkeit, denn er ist Diener. Beim Richter hingegen kommt, sollte kommen zuerst die Gerechtigkeit, dann die Treue, denn er ist König. Der Justizthron des Königs von Preußen steht in jedem Gerichtssaal. Des Thrones Grundlage aber ist nicht die Verordnung oder das Gesetz, sondern die Gerechtigkeit.

Bei uns Deutschen hat jedoch das Sichtbare über das Unsichtbare gesiegt, die Schrift über den Geist, das Amt über die Freiheit, die Pflichterfüllung über den Wahrspruch, das Treueverhältnis, das man sich und anderen handgreiflich beweisen kann, über die Treue zu dem unsichtbaren göttlichen geistigen Leben, mit dem man sich doch lächerlich machen könnte. Niemand

macht sich bei uns so lächerlich als der Idealist, der seinen Idealen nicht nur bei Kommersen leben will. Unser Volk hat seinen Richterstand im Stiche gelassen. Es hat nicht die königliche Stellung des Richters und Gesetzgebers angestrebt, sondern die treu dienende des Beamten, Lakaien und Landbriefträgers. Es wird daher von keinem anderen in treuer Pflichterfüllung und Geduld übertroffen. Aber es bleibt hinter jedem an Zivilcourage zurück. Es gibt zwar verschollene Lieder von dem Gott, der Eisen wachsen ließ. Aber sie werden desto eifriger gesungen, je weniger sie nach vollendetem 23. Lebensjahr noch praktisch werden. In Wahrheit wälzen wir alle Verantwortung mit wahrem Feuereifer der Spitze der Pyramide zu. Die da oben sollen alles richtig machen. Wehe ihnen, wenn sie es falsch machen! Wie aber kann eine Spitze isoliert sich erneuern, wenn nicht Millionen Samenkörner ihresgleichen im Volksboden ruhen? Die Natur bedarf der ungeheuersten Auswahl, um auch nur weniges mit Sicherheit zu schaffen. Also bedürfen die Herrscher Zehntausender kleiner Könige in ihren Landen, um aus ihnen ihre Ratgeber wählen zu können. Diese Kleinkönige fehlen. In Stadt und Land sind sie systematisch ruiniert worden durch das falsche Vorbild des Beamten, des Rats. Es ist kein Zufall, daß jeder Staatsbürger irgendwie Rat werden möchte: Geheimrat, Kommerzienrat, Justizrat, Sanitätsrat, Studienrat, Kirchenrat, Ökonomierat, Kommissionsrat, Intendanturrat, Hofrat, Kanzleirat, Rechnungsrat. Rat werden wollen heißt korrekt werden wollen. Korrekt aber heißt auf deutsch *vorschriftsmäßig*. Der Richter gibt die Vorschrift wie der König selbst, nur beschränkt auf seinen Einzelfall. Der Beamte verfährt nach Vorschrift. Das ganze Bürgertum trachtet danach, man möge es vorschriftsmäßig befinden. Es trachtet nicht nach der unsichtbaren Gerechtigkeit, sondern nach dem sichtbaren Staat. Damit beraubt und verarmt das Bürgertum den Staat. Der Staat selbst ist nämlich taub und blind. Er ist Macht, aber wohin er seine Macht zu wenden habe, hängt von den Nöten ab, die es zu wenden gilt. Das Volk muß immer wieder dem Staate durch seine Klage, seinen lauten Ruf sagen, was

notwendig ist. Früher brachte das Volk seine Klage vor den König und seine Reichsversammlung, damit er eingreife. Nichts anderes soll heute des Volkes Vertretung tun: dem blinden und tauben Racker Staat, der die Macht zur Verfügung hat, seine Rolle anweisen, seine Staatsnotwendigkeit lehren, seine »petitions of right«, seinen Wunschzettel präsentieren. Die Partei betreibt den Prozeß und setzt den Richter in Bewegung. Das Volk betreibt seine Beschwerde und setzt den König in Bewegung. So soll und muß der Inhalt der Machtanwendung jederzeit vom Volk hervorgerufen werden. Das ist der Sinn des Parlaments, der Volksvertretung. Sie ist kein Machtmittel, kein Gewaltsorgan des Staats wie Minister und Polizei. Sondern sie ist der Brunnen der Gerechtigkeit, der den ganzen Staatsapparat von seiner Unbestimmtheit entbinden und auf das Notwendige hinlenken soll. Der Staat redet nicht, er handelt. Aber das Reden muß vorhergehen, es ist Sache der Parteien, des Volks; die »Sachen«, d. h. die Streitfragen müssen zur *Sprache* kommen, und diese *Sprache* ist das deutsche Grundwort, aus dem das welsche Parlament nur Übersetzung ist. Eine »Sprache« abhalten, das hieß den Machtbau des Staates mit Strom erfüllen, ihm eine benannte zeitgemäße Aufgabe stellen. Denn der Staat soll des Rechts und der Notwendigkeiten *warten*. Sie müssen ihn anrufen und in Bewegung setzen. Der Staat selbst ordnet nur, aber schafft nichts. Unser Unglaube und Unvermögen, Unsichtbares und Ungeschriebenes für wahr zu halten, hat diese Grundwahrheit verkannt. Wir lassen uns vom Staate bevormunden! Damit bekunden wir, daß wir den Staat für einen Schaffenden halten. Und darum kann es nicht laut genug gesagt werden, daß der Staat nichts schafft, sondern nur ordnet. Wären wir alle Staat, wir müßten alle verhungern. Denn jedes Rädchen im Staate ist einer bestimmten Aufgabe, eines Amts *gewärtig*. In diesem »Warten« des Amts verzehrt sich die ganze Kraft des Beamten, d. h. er kennt nicht den Kampf ums Dasein, kein Auswirken der Natur, kein schöpferisches Werk. Der Staat soll die Wirklichkeit ordnen, nicht sie erschaffen. Nicht er zeugt und gebiert, nicht er

ackert und sät, nicht er erntet und bricht das Erz. Der Staat ist auf das freie Wirken des Volks angewiesen. Er lebt von der Flut, deren Deichwart er ist. Der Staat setzt alle natürlichen Triebe des Menschen und ihr Auswirken voraus. Je mehr »Staat« ein Volk wird, desto mehr muß es verarmen und verflachen. Bevormundung durch den Staat ist also ein Übergriff des Ordnungstriebs. Denn *freie* Kräfte sollen gerade nicht *bevormundet*, sondern *gerichtet* werden. An diesem Punkte erkennen wir eine grundlegende Abgrenzung des Rechts gegenüber der Gewalt. Das unmündige Kind muß bevormundet werden; es unterliegt der elterlichen Gewalt. Ebenso wird der Soldat bevormundet. Er kann nur durch seinen Hauptmann hindurch mit der Außenwelt in rechtlichen Verkehr treten. Alle seine Schritte müssen sich zunächst an diesen wenden. Der Hauptmann hat Gewalt über seine Leute, sie unterstehen seiner Disziplin, seiner *Zucht*. Das Recht aber ist nicht die Ordnung, die ein Vater im Hause hält, nicht die Ordnung, die unsere Soldaten meinen, wenn sie den Spruch: »Hier herrscht Ordnung in Feindesland« überall anbringen; denn beides ist Ordnung durch Gewalt und Zucht, durch Herrschaft und Disziplin. Das Recht fängt überhaupt erst da an, wo dieser Bereich überschritten wird, wo *mündige*, freie und selbständige Männer ihr Wirken rechtfertigen lassen durch eine Ordnung, die aussprechbar, »parlamentarisch« im höchsten Sinne, ist. Kein Staat ohne Freiheit Mehrerer in ihm, die alle Sachen untereinander zur »Sprache« bringen. Ein noch so großes Hauswesen mit zehntausend Klienten und Hörigen im orientalischen Sinne nach Patriarchenart ist niemals ein Staat. Denn es kennt kein Recht. Zum Recht wie zum Staat gehört eine Mehrzahl freier Gewalthaber, eine Mehrzahl von Hausherren oder Hauptleuten. Diese müssen mindestens selbst mündig sein; sie werden aber meist ihrerseits Gewalt über Unmündige, Halbmündige ausüben. Denn nur unter Freien kann von Gerechtigkeit die »Rede« sein; nur wessen Hand und Mund frei handeln, kann *vernünftig* gerichtet, und das heißt ja mit Gerechtigkeit gelenkt werden. Das Recht also schützt immer die Freiheit, weil es die unsicht-

bare Gerechtigkeit zwischen sichtbar Freien verkörpert. Der Staat hat daher auch nur da etwas zu suchen, wo eine Spur von aussprechbarer und gesetzlich bestimmbarer Freiheit geschützt werden soll; z. B. geht sein Eingriffsrecht ins Haus nur bis zu der Linie, wo die Freiheit des Weibes oder des Kindes sichergestellt werden soll. Im übrigen ist das häusliche Leben zwischen sichtbar miteinander verwachsenen und verwandten Menschen rechtsfrei. Hier waltet in der Stille die Hausfrau mit ihrer Würde und Gewalt.

Aus dem Wesen des Rechts entspringt also die Grenze der Staatsgewalt. Eine »Bevormundung« durch den Staat könnte sich nur auf unfreie Volksglieder erstrecken. Und so ist es denn auch in der Tat: Der Offizier und Beamte, das ist der besitzlose jüngere Sohn, der »Erbelose«, trat in das Haus des Fürsten oder Herrn ein, wurde dessen Ingesinde und trat damit unter seine hausherrliche Gewalt. Das ist wortwörtlich in jeder Hinsicht zu nehmen. Das Verhältnis des Beamten zum Staat ist also ein *unfreies*. Daraus folgt aber sogleich, daß es ursprünglich kein Rechtsverhältnis ist! Die Beamten sind Diener, wie die Prinzen Söhne des Herrscherhauses. Sie stehen in seiner Disziplin und Gewalt. Sie sind zur Treue und zu ungemessenem Dienste verpflichtet. Die Ungemessenheit des Dienstes ist das Kennzeichen der Unfreiheit, genauer des Nicht-vom-Recht-Ergriffenseins eines Lebensverhältnisses, wie eben der Familie. Die Freiheit fordert für alle Pflichten Maß und Grenze, eben: *»Recht«!* Die Mannes- und Volksfreiheit ist also notwendige Voraussetzung für den Staat; aber daneben braucht er zu seinem Dasein Dienst, und das heißt: Beamtenunfreiheit. Die Beamtenfreiheit hingegen ist dem Staat leicht schädlich und gefährlich. Denn der Staat verliert sein stärkstes Bindemittel, wenn er die Beamten aus einem Zucht- und Gewaltverhältnisse entläßt in ein bloßes Rechtsverhältnis. Der Beamte erwirbt daher die Freiheit erst spät, und er erwirbt sie immer nur begrenzt. Der Staat, der keinen Beamten und keinen Soldaten mehr in seiner Gewalt hielte, hörte auf, handlungsfähig zu sein. Denn so wenig schon ein Bauernhof nur mit der

Arbeit des Hofherrn im Stande gehalten werden kann, sondern Weib und Kind, Knecht und Magd zur Verfügung des Wirts stehen müssen, der die Arbeit nach seinem Ermessen täglich willkürlich einteilt, so wenig kann des Königs Arm lahmgelegt werden dürfen durch Rechte seiner Diener. Er muß seine Boten senden und versetzen können, wohin er will. Das Versetzungsrecht über die Beamten ist heute das klarste Hausrecht des Staats. Wo es abbröckelt, bröckelt Staatsgewalt ab. Darf z. B. ein Lehrer nur innerhalb einer Provinz versetzt werden, so liegt darin eine Befreiung dieses Standes. Der Lehrer hört damit auf, reiner Staatsbeamter zu sein. Die Macht des Staates äußert sich in der Macht über seine Glieder; das sind die Beamten.

So ist also dem Staat Freiheit des Volks, Unfreiheit der Beamten, beides wesentlich. Der Staat hält die Rechtsordnung unter Freien aufrecht. Er bedient sich dazu unfreier, gewaltunterworfener Diener und Organe. Unfreiheit ist aber hierbei nichts Geringeres als Freiheit, sondern nur etwas anderes. So wenig Weib und Kind in einem gesunden Haus ihre »Freiheit« vermissen, so wenig wird ein »neuer Diener seines Herrn« (Bismarck) die kalte, vertrauenslose, nur rechtlich geordnete »Freiheit« ersehnen. Dieser Gegensatz bewegt sich nun unausgesetzt aufeinander zu. Die Entwicklung des Staates hat die beiden Gebiete: Außen das der Rechtsordnung, innen das der Gewaltsgliederung (Beamtenhierarchie). Das Binnenverhältnis der Gewaltgliederung ist die eigentliche Schwierigkeit für den Staat. Wie erreicht er Treue, Zuverlässigkeit, Huld und Gewärtigkeit seiner Diener? Das ist seine erste, größte und dauernde Sorge! Das sogenannte »persönliche« Verhältnis des Fürsten zu seinen Dienern umschreibt nur zart die harte Tatsache, daß der Staat in sich selbst ein gewaltiges Hauswesen ist. In diesem Haus ist der König Hausherr, d. h. nicht Richter, sondern Gewalthaber! Dies Haus gliedert sich im Laufe der Jahrhunderte anschaulich zuerst in das Haus und den Hof. Der Hausmeier ist der älteste im Hause nach dem König, die Erzbeamten die ersten Beamten des Hofes. Der Hof scheidet von sich wieder eine Kammer ab. Die Getreuesten

des Fürsten werden nun die Adligen, die nicht nur zu Hofe gehen, sondern außerdem in seine Kammer schwören, die Kammerherren. Der nächste Schritt ist der aus der Kammer in den Geheimen Rat der Minister und sein *Ratszimmer;* wieder näher rückt dem Innersten des Hauses das Kabinett. Hier ist die nächste Stufe des Fürsten erreicht. Ihm verbleiben neben dem Kabinett nur noch seine »Gemächer«. In Hof, Kammer, Ratszimmer, Kabinett sucht der Herr nacheinander seine Getreuen bei sich fest und von sich abhängig zu halten! Immer wieder versuchen es diese getreuen Beamten, aus dem Gewaltsverhältnis in ein Rechtsverhältnis überzutreten. Der Hausmeier macht sich selbst zum König. Die Erzbeamten des Reichs, die Kurfürsten, bevormunden den Kaiser und regieren als Kurverein das Reich. Die Hofbeamten werden zum ersten »Stande« bei Hofe, d. h. eine gefährliche Opposition. Ihr anvertrautes Lehen wird aus einem Huldbeweis zu einem Rechtsgut. Aus dem Lehnswesen, dem stärksten Mittel fürstlicher Gewalt, wird das Lehnsrecht; das Lehnsrecht ist die Zertrümmerung des Staats durch die Befreiung der Staatsdiener. Der gleiche Selbständigkeitsdrang beseelt die Kammern und Direktorien und führt zum trotzigen Unabhängigkeitssinn der Kammergerichte. Er ergreift hernach die Bürokratie mit den Ministern an der Spitze, die sich durch die Verfassung und durch »Verwaltungsgerichte« endgültig die Freiheit, d. h. eine Rechtsordnung, schenken lassen. Also hat sich das Innenverhältnis des Staatswesens: die Treue der Beamten, die Gewalt des Staats über sie unausgesetzt verändert und verschoben, und zwar keineswegs zugunsten der Staatsgewalt. Der Satz »Treue um Treue« kämpft hier unausgesetzt gegen das Reglement, die Vorschrift, den Rechtssatz.

Dies Treueverhältnis kann die verschiedensten Formen annehmen. Es ist nicht auf die Soldatengefolgschaft und das Pflichtgefühl des Beamten beschränkt. In England z. B. ist es in weitgehendem Maße ersetzt durch die unbedingte Anhänglichkeit an den Parteiführer. Die großen Parteien des Landes sind ja beide fast monarchisch gegliedert, und es ist das Vertrauen zu

»Gladstone«, zu *Campbell-Bannermann*, zu *Lloyde George*, das dem einzelnen Engländer statt aller Rechtssätze genügt. Nur um dieses Vertrauens willen kann es ja demokratisch scheinen, einen Mann mit der fast unbeschränkten Gewalt zu bekleiden, die ein englischer Premierminister sein eigen nennt. Dieser Gefolgschaftscharakter der Partei ist also ein grundlegendes, allen Staatsrechts spottendes Element im englischen Staatsbau.

Bei uns tritt dieser Zug allen Parteiwesens zurück, weil die Partei nicht regiert, also nicht selbst »Staat« ist. Was in England die minutiöse, fast alljährlich erneuerte Gesetzgebung gegen die Wahlbestechung der Partei bedeutet, das entspricht etwa bei uns dem jährlichen Kapitel der Soldatenmißhandlungen im Reichstage. Die Polizei und das Heer sind eben die Mächte, die den Staat als Hüter des Rechts, als Macht, ausmachen, und die deshalb ihrerseits nicht zu Rechtsverhältnissen verflüssigt werden können, sondern als Gattin der Sitte und der Natur sich darstellen. Der Protest des Rechtsfortschritts richtet sich daher gegen die unrechte Gewalt, dort der Partei, hier des Heeres, ohne doch jeweils ihr Ziel zu erreichen, solange eben Parteidisziplin und Heeresdisziplin in Kraft bleiben. Denn so lange bleiben sie naturhafte, rechtsfreie Mächte.

Hingegen draußen, wo das Recht im Volke vom Staat wahrgenommen wird, findet nicht ein Wettlauf statt, um aus Dienst zu Recht zu gelangen, sondern hier hat umgekehrt bis heute der Wettlauf der Freien nicht nachgelassen, die aus dem bloßen Rechtsverhältnis in ein Gewalt- und Treueverhältnis zum Staat zu treten versuchen. Die einen wollen hoffähig werden, trachten nach dem Kammerherrenschlüssel; die anderen wollen regierungsfähig werden und ersehnen deshalb den Ratstitel, diesen Schimmer der Autorität. Die letzteren, nein sie alle, wollen pensionsfähig werden und ersehnen daher die Anstellung. Die in der Freiheit Besitzlosen, der jüngere Sohn, der Arbeiter, der Auswanderer, drängen aus dem Bereich einer für sie nutzlosen Freiheit in die Gnade des Hofes, heute in die (soziale) »Fürsorge« der Regierung.

So drängt sich das Volk in die Abhängigkeit und Unfreiheit des Treuedienstes (ruere in servitium), die Staatsdienerschaft in die bürgerliche Freiheit des Rechts. Das Übergewicht der Gesinnung jedoch liegt bei den Beamten. Ihre korrekte, vorschriftsmäßige Gesinnung steckt an und ruiniert die Zivilcourage, nicht umgekehrt. Das entspringt aus dem übergroßen stehenden Heer, das wir dauernd halten mußten. Eines so zahlreichen Standes geschlossene Anschauung übt auf die zersplitterten Volkselemente die ganze Anziehungskraft aus, die jede gleichförmig erzogene Gesellschaft zum hinreißenden Vorbild erhebt. Hingegen hat der wirtschaftliche Niedergang und die Verrohung der deutschen Landschaften in den entscheidenden Jahrhunderten die Beamten des Anblicks eines freien, stolzen Adels und Patriziats beraubt. Reserveoffizier- und Unteroffiziergeist färbt ab auf die staatsfreien Schichten des Volks. Die freisten, stolzesten Charaktere finden sich daher bei der einzigen Schicht, die in diesen Wettlauf zwischen Bürgerrechten und Beamtengewalt nicht verstrickt ist, beim Landadel. Er stellt die *Männer*, die steifnackigen Gesellen, die überhaupt noch bei uns zu finden sind. Gegen Männer aber kann kein Staat etwas ausrichten. Sind sie ja doch umgekehrt seine Urelemente, deren Freiheit allein seine Tätigkeit immer wieder anzuregen und inhaltlich zu bestimmen vermag. Freie Männer werden immer den Staat meistern; er wird immer mit ihnen rechnen müssen. Insofern hat jedes Volk die Verfassung, die es verdient. Und insofern ist es wohl verständlich, daß die Landjunker die einzigen sind, die bis heute in Preußen den Staat bevormunden, den nämlichen Staat, der so gut alle Staatsbürger zu bevormunden weiß. Aber den Junkern ist es auch nie eingefallen, sich Staatsbürger zu nennen und sich damit vom Staat her einen Glorienschein zu borgen, wie der biedere Bürger Lammfromm im Bezirksverein. Die Junker wissen, daß sie *älter* sind als der Staat. Kam doch dieser nur ins Land, weil sie es zu toll trieben, weil das Recht Gewalt litt durch die Quitzows und Bredows. Das Volk von Preußen ist hingegen zum größten Teil von den Landesherren erst herbeigerufen und angesiedelt, teils,

wie Schlesien und Westpreußen, erobert worden. An Volk, das vor dem Staat da wäre, gibt es darum in Ostelbien nur die Junker. Anders steht es im Reich. Das deutsche Volk ist älter als das bunte Gefüge der deutschen Staaten. Die Wiederbelebung des Rechtsbewußtseins kann nur vom Selbstgefühl der ganzen Nation ausgehen. Sie setzt voraus eine Wiedergeburt des Reichstags als des höchsten Sprechhauses der freien Männer des Volks zur *Bestimmung* der Richtung, die der Staat jeweils einzuschlagen hat. Ob die Krieger der deutschen Stämme aus diesem Kriege als freie Männer zurückkehren? Ob sie an das unsichtbare Recht glauben, das jeder selbst mit zu schöpfen, mit zu finden und mit zu sprechen berufen ist? Wann wird unser Volksleben die Sprache, die Aussprache wieder finden, die ihm so ganz abhanden gekommen ist, den Zorn der freien Rede, die aus innerem Erlebnis das Recht fordert und nicht eher ruht, als bis es durch die Macht verwirklicht und geschützt ist. Im freien, lebendigen Volk ist erst das Wort, die Klage, die »Sprache«, dann die offen besprochene, öffentlich erwogene Tat. Es ist eine nichtsnutzige Entstellung, als sei das Parlament ein entbehrliches ausländisches Gewächs. Die öffentliche Sprache, das colloquium der freien Männer steht am Anfang der deutschen Rechtsgeschichte. Parlament ist nur seine Romanisierung.

Dies ist das letzte, was hier aus dem Übergewicht der Gerechtigkeit über das positive Recht abgeleitet werden muß: die Notwendigkeit der Öffentlichkeit.

Der Vater nennt keine Gründe, der Hauptmann keine Ursachen für seinen Befehl. Über Unmündige regiert das Gebot und fordert blinden Gehorsam. Im Staatsinnern herrscht das vertrauliche Geheimnis. Hier wird der Rat, der Geheimrat, der Wirkliche Geheimrat gehört, die Vertrautesten genießen ungemeldet Audienzrecht. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit werden die Staatsgeheimnisse erwogen und beschlossen. Ist der Befehl grundlos, so ist der Ratschluß geheim. Beide schaffen nicht Recht.

Recht und Rede gehören zusammen. Durch Rede und Gegen-

rede wird strittiges Recht klar. Durch »Sprache« wird Recht geschöpft und geschaffen. Eine Sprache halten, ein Parlament berufen, ist das Mittel, um die Stimmen der Freien zu einem Gesetz zu vernehmen und zu zählen. Daher ist dem Parlament das Abstimmen wesentlich. Denn nicht nach der Klugheit wird hier gefragt, wie im Rat, sondern nach der Überzeugung. Freie Männer können als Recht nur ertragen, was zu ihren Überzeugungen paßt und sich dazu reimt. Der Vorwurf gegen den Parlamentarismus, daß ein gewiegter Fachmann die Frage doch besser erledige als 400 Abgeordnete, ahnt nichts von Freiheit und Recht. Er enthüllt die ganze Verkümmerung des öffentlichen Lebens, unter der wir heute seufzen. Das Parlament soll nicht mit Fachkenntnissen prunken, sondern es soll gerade den Fachleuten das Handwerk legen. Ein freier Mann, ein aufrechter Mensch, ein selbstbewußter Herr, ein homo sapiens, d. h. von gesundem Menschenverstand, sei der einzelne Abgeordnete. Damit leistet er nämlich etwas, was kein Beamter leisten kann: er leistet Widerstand gegen den Stumpfsinn der Staatsmaschine, gegen das Fachwissen, welches alles und jedes in seinen Fingern ergreifen und besser machen will. Das Volk soll Widerstand leisten gegen das bloße Gesetz der Schwere, nach welchem dem, der hat, noch gegeben werden soll, und nach welchem der Staat immer nur wachsen kann, wie wir das ja schaudernd in den letzten dreißig Jahren erlebt haben. Dieser Widerstand ist nötig. Denn das Volk soll nur Recht setzen lassen, das als notwendig gefordert wird.

In haßerfüller Stunde hat Fürst *Bismarck* einmal gesagt: es gebe kein Gesetz des inneren Fortschritts, gegen das der »Fortschritt« nicht gestimmt habe. So vernichtend das Urteil klingt, so fällt es doch auf ihn selbst zurück. Die ganze Sozialreform ist uns zum Unsegen ausgeschlagen, weil sie dem Volke bevormundend von oben aufgedrängt worden ist. Sie kam zu früh, und so kam sie niemandem zu Dank. Sie hat einen toten Apparat von oben und eine entfremdete Arbeiterklasse von unten unverbunden nebeneinander geschaffen. Die Klugheit und Einsicht einer Regierung

in Ehren! Aber sie schadet sich allemal, wenn sie mit Gewalt vor der Zeit ihre Früchte ernten will. Es ist ja eine Ironie, daß *Bismarck* hier eigentlich naturrechtlich verfahren ist. Nach der Einsicht weniger Männer hat er eine Gewaltpolitik unter Zertrümmerung aller Formen des Parlaments durchgeführt. Er hat großartige Gesetze geschaffen, aber das Rechtsgefühl ist abgestorben. Die sozialen Gesetze sind heute noch nicht volkstümlich; sie vertrauen noch heute nicht redlich den Bedachten die Mitarbeit an. Die Gesetzessprache ist abscheulicher denn je; z. B. hat noch der herrliche Versuch, die heimkehrenden Krieger auf eigener Scholle anzusiedeln, ein Hausgründungsgesetz, während dieses »deutschen« Krieges den unüberbietbaren Namen »Kapitalabfindungsgesetz« erhalten! So vollständig ist alle Öffentlichkeit unseres Rechtslebens zugrunde gegangen. Schlimmer drückte man sich auch unter der Herrschaft des Corpus juris nicht aus. Gesetze ohne Willen des Volks sind schlecht, auch wenn sie gut sind, ja gerade, wenn sie an sich gut sind; denn dann schlägt ein Schritt der lebendigen Wechselwirkung zwischen Volk und Staat in sein Gegenteil um. Aus einem leidenschaftlich besprochenen, heiß umworbenen und deshalb hoch geschätzten Hausgründungsgesetz wird dann ein mißtrauisch betrachtetes, bürokratisches, von niemand gekanntes oder wertgehaltenes Kapitalabfindungsgesetz. Es ist dieselbe Vorliebe für die technische Geheimhaltung im Rat, die uns jetzt den Hauptausschuß und die Empfänge der Fraktionsführer an Stelle von Reichstagssitzungen und -abstimmungen beschert. Gesetzesverachtung durch das Volk, Volksverachtung durch den Staat, das drückt sich in dieser geheimen und massenhaften Gesetzesmacherei aus. Der Staat wie alle höchsten Arten des Menschentums soll frei das Notwendige tun. Vorzeitig und überflüssig zu handeln, ist bedientenhaft, unwürdig des Freien. Das gilt von jedem geistigen und leiblichen Werk des Menschenschaffens, vom Landmann, vom Künstler, vom Gelehrten, vom Staatsmann. »Als die Zeit erfüllet war« – eher soll keine Frucht gebrochen werden. Der Acker soll bestellt werden, das

Werk verfaßt, das Gesetz erlassen werden, wenn es *notwendig* ist.

Die Stunde der Notwendigkeit spricht für jedes Werk ihre eigene Sprache. Wenn der einzelne in Gefahr schwebt, zu spät oder gar nicht diese Sprache der Stunde zu hören und zu befolgen, weil er eigensinnig gegen Gefahr und Bedürfnis von seinen Leidenschaften verblendet wird, so schwebt der Staat in der entgegengesetzten Gefahr, die Stunde seiner Taten zu verfrühen. Je eigenwilliger der einzelne, je vorsichtiger der Staat, desto tiefer der Riß, der zwischen beiden klafft. Lebensfähig ist nur das Volk, in dem der Tag laut und vernehmlich seine Sprache spricht, so daß die Träger der Arbeit und die Träger der Ordnung sich über das Gesetz verständigen können. Hier ist die Stelle, wo der abstrakte Satz, daß alles Recht für vernünftige, freie Menschen bestimmt sei, heruntergeholt wird aus seinem verdünnten logischen Bereich, und wo er sich als das herausstellt, als was sich alle Wahrheit herausstellen muß: als ein schon immer und allezeit gültiger Lebensweg, als eine Selbstverständlichkeit. Denn es klingt zwar sehr verheißungsvoll, daß die Vernunft das Recht schaffe, aber zu leicht verbindet sich die Vorstellung einer reinen, destillierten Vernunft damit, als sei es am besten und schönsten, wenn ein Geist käme, um uns alle Rechtssätze zu diktieren. Zu leicht schmeckt die Berufung auf die Vernunft nach einer abstrakten philosophischen Rationalität des Rechts.

Die Dinge liegen viel einfacher. Wir sind ja nie ganz vernünftig, wir sind nie rational. Aber uns Menschen ist ein Mittel gegeben, um zur Vernunft zu gelangen. Dies Mittel ist aber nicht abstrakte, gelehrte Philosophie, sondern dies Mittel ist eben Sprache und Aussprache und als Folge der Aussprache: Verständigung. Schon dann ist unsere Vernunft tätig, wenn wir uns aussprechen und über das Rechte durch Satzung verständigen. Hier ist allemal unsere Vernunft am Werke. Das Kennzeichen ist eben, daß sie übergreift über verschiedene und getrennte Menschen; die Allgemeinheit gehört zur Vernunft. So ist und

hält sich alles Recht dadurch, daß es unter Menschen als Satzung und Gesetz ausgesprochen und zustande gekommen ist und nun verstanden wird.

Aus dem leeren Begriffshimmel, wo Recht und Vernunft als stattliche Begriffe paradieren, sind wir in die tägliche Werkstatt der Vernunft eingetreten. Diese wartet nicht auf den Philosophen, der über das Recht *philosophiert,* sondern ihr genügt der Mann, der das Recht *spricht.* Mehr läßt sich von den sterblichen Menschen nicht erwarten noch verlangen, als daß sie in menschlichen Worten reden, ihre Sachen vortragen und beurteilen. Nur Gott spricht statt mit Worten mit Gestalten.

Wenn also das Gesetz, bevor es kommt, von recht vielen, von der Masse des Volks, heraufbeschworen ist durch Rede (Parlament), Bitte (Petition), Aussprache (Debatte), dann ist das ein Zeichen, daß es vom Geiste des Volks gerufen wird, und eben das heißt, daß es vernünftig ist. Denn es gibt keine allgemeine Vernunft überall und zu allen Zeiten, sondern immer muß der Mensch erregt werden durch eine Not; die Vernunft muß tätig werden bei einer bestimmten *Gelegenheit;* das Gesetz wird, wie wir ja deutlich sagen, durch Tatsachen »hervorgerufen«. Also ist das Kennzeichen des guten Gesetzes diese Gerufenheit, also ist ein unerwartetes, ein überraschendes und bloß befohlenes Gesetz das Zeichen der Unfreiheit und der Unvernunft eines Volks. Nicht der »gute« Inhalt der Gesetze genügt zur Gesundhaltung des Volkslebens, sondern die Hervorbringungsweise ist es, die das Volksrecht vor dem Bastard papierenen Rechts adelt. Es ist nicht zu erklügeln oder zu berechnen, was für Gesetze z. B. 1930 in Peru nötig sind. Aber das ist auch nicht nötig. Dafür sorgt nämlich Gott, der den Peruanern ihre besondere Not im Jahre 1930 schon auferlegen wird. Aber ausdenken und nachdenken läßt sich wohl darüber, wie ein Gesetz zustande kommen müsse 1930 so gut wie 1940, in Peru so gut wie in Deutschland, damit es ein echtes Geschöpf des Volksgeistes sei und damit es helfe, die Ehrfurcht vor dem Recht wachzuhalten und zu steigern.

Nur durch die Einbettung in die Köpfe der Menschen wird das

Gesetz zu der Kraft, die uns Freiheit gibt. Der menschliche Geist aber äußert sich nur und wird nur erregt durch Sprache und Aussprache in irgendeiner Form. Das Sprechhaus (»Parlament«) einer Menschengemeinschaft ist das Kennzeichen ihrer Freiheit. Und da es des Rechts zur Ordnung unter Freien bedarf, so ist das Sprechhaus zugleich das Unterpfand dafür, daß nicht Sitte oder Zwang, sondern Recht in einem Lande walte. Aber freilich, auch die Sitte, auch der Zwang vermag Ordnung zu stiften. Und so ist der Gedanke nicht von der Hand zu weisen, ob es denn nicht bei Sitte und Befehl sein Bewenden haben könne? Wenn sich allmählich das Recht in Sitte wandelt, neue Ordnung aber durch Zwang eingeführt wird, ist dann nicht diese ganze Zwischeninstanz von Recht und Rede entbehrlich?

Wir haben in *Bismarck* ja einen solchen übermenschlichen Gesetzgeber erlebt, unter dem das Recht weniger aus Rede, als aus Befehl entsprang. Weshalb bedarf es der Freiheit also? Um des Gesetzgebers willen! Weil der Großkönig dessen gedenken muß, daß er ein Mensch ist, weil auch der Heros nur ein vernünftiger, d. h. ein sprechender und hörender Mensch ist! Die Rede ist nötig für den regierenden Teil des Volks, der immer wieder zu vergessen geneigt ist, daß er selbst »nur« Volk, unvernünftiges, halbvernünftiges Volk ist und bleibt. Die Rede tritt entgegen den Hohepriestern und Schriftgelehrten, den Tyrannen und Despoten, den Polizisten und Bürokraten, welche eine Mauer zwischen sich und dem Volk unsichtbar, aber auch unübersteiglich ziehen, als seien sie »der Staat« und nicht auch bloß Volk. Um der lückenlosen, unablässigen Erneuerung des Rechts, um des Nachwuchses der Regierenden, um der Ersetzlichkeit jedes Menschen willen muß die Sprache frei walten in einem Volksganzen. Ein Volk kann seine Regenten nicht von außen importieren. Es muß alles hervorzubringen trachten, was es zum Leben braucht, und dieses Streben nach Vollständigkeit aller Organe führt zum Wagen der Freiheit mit unerbittlicher Strenge hin. Weil immer nur Menschen die Mauersteine sind, aus denen der Kunstbau des Staats aufgemauert wird, deshalb

müssen diese Bausteine von jenem elektrischen Bade menschlicher Rede dauernd umspült werden, das allein den einzelnen Menschen vor der Erstarrung geistigen Hochmuts und Todes bewahrt. Damit sie nicht zu »getünchten Wänden« herabsinken, ist und bleibt das Recht »fas«, d. h. Spruch und Themis, das ist vernehmliche Satzung.

Der Satz von der Vernünftigkeit des Rechts bedarf demnach der Ergänzung. Wir müssen jetzt etwa sagen: Das Recht ist die Ordnung unter freien, vernünftigen Menschen und kann *deshalb* nur durch freie Geistestätigkeit in Spruch und Widerspruch zutage gefördert und »gesetzt« werden. Es ist nicht Ordnung unter und für »reine« Vernunften und wartet daher nicht auf reines Denken. Sondern es knüpft an jede »vernünftige«, d. h. freiwillige, spontane Ausdruckstätigkeit der Menschen an. Nicht die Gedanken der Klugen, sondern die Reden des Volks bringen das Recht hervor, tränken es langsam und allmählich anschwellend immer reichlicher mit Kraft, Ansehen und Willen, bis es, getragen von der allgemeinen Stimme und Stimmung, ans Licht tritt als fertiges Gesetz und damit nun auch selbständig fähig wird, gegen Widerspruch und Widersetzlichkeit durchzudringen. So wird ein echtes, notwendiges Recht so lange gerufen und beschworen, bis es Gesetz ist. Nachdem es dies aber ist, kann sich der einzelne umgekehrt auf das Gesetz berufen. Die Geburt des Gesetzes im Volk ist daher ein ähnlich allmählicher Vorgang wie die Entstehung des Kunstwerks im Dichter. Die Vollendung eines Gesetzes bedeutet daher auch ein Freiwerden an geistiger Beweglichkeit, an Überschuß der Vernunft. Die Folge der Gesetze ist also ähnlich verwertbar für die Biographie eines Volks wie die Folge der Werke für die Geschichte des Künstlerlebens.

Aus diesem Vergleich läßt sich etwas Wichtiges schließen. Zwischen der Inspiration und dem fertigen Werke liegt ein Umschwung im Innern des Künstlers. Ganz andere, geradezu entgegengesetzte Seelenkräfte sind es, die anfangen und die vollenden. Nicht anders im Leben des Volks. Ganz andere, geradezu

entgegengesetzte Kräfte des Volks sind es und müssen es sein, die ein Gesetz anfangen und die es vollenden. Der ganze Reichtum an Volksgenossen ist erforderlich, um neues Recht vom ersten Einfall, von der geglaubten und erträumten Idee hineinzuführen über mannigfache Stufen bis zur Ver»wirk«-lichung, Ver»werk«lichung als Gesetz. Ein Teil dieser erforderlichen Volksgenossen befindet sich aber außerhalb des Staats im engeren Sinne. Deshalb ist diese Erörterung notwendig gewesen, um das Verhältnis des Staats zum Recht zu klären. Denn wenn der Traum des Utopisten, die Lehre des Philosophen, der Ruf des Leidenden, wenn sie alle genauso unentbehrlich sind zum Gesetztwerden des Rechts wie der Traum, das Nachsinnen und das Weltleid im Innern des Künstlers zur Schöpfung des Kunstwerks, so ergibt sich deutlich, daß der Staat nicht imstande ist, Recht aus sich heraus zu erzeugen. Der Staat »schöpft« das Recht erst, wenn es »aus dem Gröbsten heraus« ist. Dies Gröbste, die ersten Ansätze, Keime, Ahnungen, Forderungen, Programme, Ideale leistet nicht der Staat, sondern das Volk. Der Staat hingegen arbeitet mit dem schon faßbaren, begrifflichen, gestaltlichen Recht. Er faßt es zum Gesetz und arbeitet alsdann mit ihm in dieser neuen, fertigen Form. Das Volk und die »Volksvertretung« sind also vor dem Staat beschäftigt mit dem Recht. Sozusagen in seinem embryonalen Zustand ist es Volkssache. Zur Staatssache wird es erst, wenn »eine Staatsaktion« daraus gemacht werden kann, nämlich ein Gesetz.

Der Staat waltet also des Rechts nur und erst auf der zweiten Stufe der Ausbildung des Rechts. Er setzt ganz anders geartete, staatsfremde Geistesträger im Volkskörper voraus, die das Recht erst einmal bis zu dieser zweiten Stufe heranführen.

Der Staat ist für das Recht nur da im zweiten Aggregatzustande, dem der Gesetzlichkeit.

So enden wir da, wo wir begannen. Das Gesetz und das Recht wird durch den Staat nicht positiv gemacht, sondern es kann erst gesetzt werden, wenn es Zeit ist. Die Zeit muß erfüllt, die Stimmung bereit, die Abstimmung erfolgt sein. Diesen äußeren

Kennzeichen der *Reife* des Rechts gesellen sich hinzu die Urteile eines königlichen Richterstandes. Denn je besser das Gesetz, desto eifriger wird es vom Richter nach Analogie angewendet, je schlechter das Gesetz, desto eifriger wird es e contrario ausgeschlossen werden. Noch so »positive« Gesetze sind allein durch ihren Positivismus, d. h. ja nur ihr »Gesetztsein«, noch nicht gerecht.

Ist so der Staat nicht unbedingt Herr über das Recht, so ist das Recht umgekehrt ganz und gar nicht Herr über den Staat. Der Staat selbst kann niemals nur staatsrechtlich geregelt leben. Er ist und muß sein in seinem Innern reibungslose, selbstverständliche, d. h. stumme Gewaltgliederung in Herrschaft und Dienst. Er lebt durch Imponderabilien, d. h. durch irrationale Bande der Treue, Gefolgschaft, der Sitte und des Zwangs. Aber seine Teile sind unablässig im Anmarsch, um aus dem Staatsdienst auf Amtsrechtsboden hinüberzutreten. Sie streben unausgesetzt danach, Dienste in Rechte abzuwandeln und dadurch frei zu werden. Volksfreiheit und Staatsdienerschaft stehen in ewiger Wechselwirkung.

Aus diesem Verhältnis des Staats zum Recht folgt, daß niemals das geschriebene Gesetz den Staat wirklich erfassen und beherrschen kann. Der *innere* Aufbau des Staats bleibt trotz aller Verfassungen niemals im Banne des Rechtssatzes. Umgekehrt folgt, daß der Staat unrecht tun kann und also gewiß auch oft unrecht tut. Er wird desto eher unrecht tun, je ungefragter er handelt. Denn er ist dazu da, Recht unter Freien zu setzen. Er verletzt die Freiheit, wenn er nur, Macht, die er ist, ungetrieben und unangesprochen, seinen Befehl als Recht aufdrängt. Ein Staatsbefehl ist noch nicht Recht. Das Kennzeichen des Rechts zum Unterschied von Sitte, patriarchalischer Herrschaft, von Befehlsgewalt der Macht und von Zwang ist seine Besprechbarkeit, seine Geburt aus Sprache und vernünftiger Satzung. Je »parlamentarischer« dabei Recht zustande kommt, desto echter ist sein Rechtscharakter. Sprechen ist aber die lebendige Tat des Geistes an den Dingen der Wirklichkeit. Nur die flüssigen, niemals fer-

tigen Wellen der Sprache vermögen die harten, unvernünftigen, natürlichen Dinge der Gegenwart und die erstarrten nationalen, vom Ahn ererbten »vaterländischen« Einrichtungen unablässig den Forderungen der unsichtbaren Gerechtigkeit zuzutreiben.
So löst sich durch das Mittleramt der Sprache der Zwiespalt, daß alles Recht vom Staat ausgesprochen, gesetzt wird, und daß trotzdem der Staat untertan bleibt dem Urteil des Rechts. Die wirklich gesprochene Sprache in Volk, Presse und Parlament verhindert, daß der Staat zu stummem Zwang fleischgewordener Ordnung hinabsinke, das Recht in die luftige Freiheit begriffgewordener Vernunft entfliehe; sie sorgt dafür, daß der Geist durch das rechte Wort zur rechten Zeit in und bei den Dingen bleibe[1].

---

[1] **Aristoteles, Politik I, 2, 10:** „λόγον δὲ μόνον ἄνθρωπος ἔχει τῶν ζώων. ἡ μὲν οὖν φωνὴ τοῦ ἡδέος καὶ λυπηροῦ ἐστι σημεῖον, διὸ καὶ τοῖς ἄλλους ὑπάρχει ζῴοις . . . ὁ δὲ λόγος ἐπὶ τῷ δηλοῦν ἔστι τὸ συμφέρον καὶ τὸ βλαβερόν ὥστε καὶ τὸ δικαιον καὶ τὸ ἄδικον. τοῦτο γὰρ πρὸς τὰ ἄλλα ζῷα τοῖς ἀνθρώποις ἴδιον, τὸ μόνον ἀγαθοῦ καὶ κακοῦ καὶ δικαίου καὶ ἀδίκου καὶ τῶν ἀλλων αυθησιν χειν' ἡ δε τούτων κοινωνία ποιεῖ οἰκίαν καὶ πόλιν.

DIE ÄRZTLICHE SPRECHSTUNDE

einmal nicht von unten her behandelt

Brief an einen Arzt

Lieber Hans,
Hier sende ich Dir den Aufsatz des Hönigswaldschülers, der eine Sprachklinik leitet. Er schreitet ein bißchen über die Objekt-Subjekt- und Leib-Geist-Zweiteilung hinaus, wie das heute bereits zum guten Ton gehört. So erwähnt er das »Guten-Tag«- und »Lebewohl«-Sagen. Indessen macht er da auch seinen ernstesten Fehler. Die Wahrheit in menschlichen Beziehungen bewährt sich nämlich erstens darin, daß bei einer ernsthaften Begegnung die Partner am Ende nicht mehr dieselben sind, die sie am Anfang waren, und zweitens darin, daß bei einer beruflichen Konsultation der Konsultierte für sich Autorität – schon kraft seines Amtstitels oder Doktorgrades – und das heißt: Überlegenheit, in Anspruch nimmt. Infolgedessen macht es sich die heutige Mode zu bequem, wenn sie sich auf die Maßstäbe des unverbindlichen Zwiegesprächs, des Wald- und Wiesendialogs beruft, nur weil »Dialog« und das pathetische »Ich und Du« zum guten Ton gehören. In dieser Tonart bleibt es leider fruchtlos. Diese zwei Punkte sind sogar Viktor Weizsäckers Schule entgangen. Schuld an dieser Auslassung sind zwei herrschende Irrlehren. Die eine Irrlehre besteht darin, von einem angeblichen Selbstbewußtsein jedes einzelnen an und für sich, auszugehen. Sie wird dadurch widerlegt, daß unser Selbstbewußtsein von unserer Anerkennung oder Nichtanerkennung seitens anderer bestimmt wird. Die zweite Irrlehre ist die rohe Unterstellung der Logik und der Psychologie, es hätten unsere Mitteilungen aneinander alle eine und dieselbe Macht, Dichte und Stärke. Die beiden Trugschlüsse berauben den Vorgang einer

Konsultation seines Gefälles und seiner Bedeutung im Heilungsprozeß. Gegen diese beiden Irrlehren möchte ich zweierlei vorbringen.

1. Während ich mich dem Arzte öffne, und während er meine Krankheit kennenlernt, wird eine Spaltung meiner Person geheilt.

2. Die Beschwerde des Patienten ist ein formenstrenger Gesellschaftsprozeß, der in dieselbe Gruppe gehört wie die Totenklage und die gerichtliche Klage. Es teilt nämlich mit diesen Klagen die Eigenschaft des Außergewöhnlichen, mit dem man »aus sich herausgeht«. Wir gehen aus uns heraus um verebbendes Leben vor Vernichtung zu retten. Klagen sind nicht Tatsachenfeststellungen; sie sind Versuche, das Leben zu verlängern. Daher sind sie selber Akte im Lebensprozeß und nicht bloß Ergüsse über Leben oder Leib im allgemeinen.

Bevor ich das genauer ausführe, möchte ich von einer Erfahrung mit mechanisierten Ärzten von vor zehn Jahren sprechen. Damals trennten sie meinen Körper, das Objekt ihres Eingriffs, und »mich«, den letzteren als ein Subjekt, das man freundlich zu behandeln und durch Höflichkeit aus dem Wege zu räumen habe. Ihre Drogen raubten mir die Besinnung, aber sie weigerten sich, mit »mir« in diesem Zustand fertig zu werden; das überließen sie meiner Frau. Eine dauernde Beschwerde ist nachgeblieben. Keinen Augenblick war ich für sie die einheitliche wirkliche Person. Ich blieb für sie eine störende Kombination zwischen einem Leib, der ihnen gehörte und einem hinderlichen Bewußtsein, das es zu eliminieren galt, als ein Hindernis.

Nun etwas mehr über die zwei Irrlehren. Wenn der Doktor »Guten Morgen« zu dem Patienten sagt, so behandelt er ihn als Herrn A. d. h. als einen Mitbürger der Stadt. Am Ende der Konsultation ist die Ursache, wir wollen sie X nennen, die den Patienten zum Arzt geführt hat, dem Arzt bekannt und ist nun Teil des Bildes, das er von seinem Gegenüber hat; der wirkliche Patient ist nun (A plus X). Und damit, daß der Doktor dies weiß, wird auch der Patient verändert. Denn Wissen ist Macht.

Weil dem so ist, gibt es den Hippokratischen Ärzteeid. Denn dieser Eid versucht, die Folgen dieser Macht zu beschränken. Aber für das Verständnis der sozialen Beziehung muß ich einmal die entgegengesetzte Haltung einnehmen. Es kommt darauf an, daß sogar der Eid des Hippokrates nichts an den realen Machtverhältnissen ändern kann. Zunächst ermächtigt das Wissen den Arzt, den Patienten zu verändern. Der Marxismus hat den Liberalen entgegengehalten, daß ihr Wissen Macht sei. Sie haben verständnislos diesen Vorwurf entgegengenommen, weil sie ja eine sprachlose Denklehre im Kopfe hatten. Abseits von Kapital und Arbeit können wir in der Sprechstunde den Logos am Werke sehen, das Gespräch, in dem die Macht des Wortes Wissen und Geheimnis zusammenführt. Es hat nämlich der Patient – oft sogar sehr lange – mit der einen Front gegen die Gemeinde gelebt und mit der anderen, seinem X, in sich selber. Da wir nun an einer allgemeinen Unterhaltung teilnehmen, und nicht Denker in erster Linie sind, sondern Mitglieder, so hat der Patient versucht, sein eigenes Selbstbewußtsein mit den Eindrücken, die er in der Gemeinschaft hervorruft, in Beziehung zu setzen. In der Gemeinschaft gelten wir im Zweifelsfalle als gesund. Das will sagen, daß wer uns auf der Straße begegnet, uns für normal gesund hält. So kommt es, daß die Leiden, jenes X, das den Patienten quält, von jeder vernünftigen und wohlerzogenen Person soweit ausgeschaltet wird, daß er als ein »normales« Mitglied an der gesellschaftlichen Unterhaltung weiter teilnehmen kann.

Die Folge ist, daß zu der Rede der Außenwelt, die ihn A nennt, sein Inneres, das sich für A plus X erkennt, einen Zusatz macht. Dabei hat es seinen guten Sinn, daß wir diesen Zusatz X nennen. Denn die bloße Tatsache, daß die anderen nichts vom X wissen, bewirkt, daß auch ich selber seinen Inhalt nicht wirklich begreifen kann. »Weiß doch niemand, was ich weiß, daß ich Rumpelstilzchen heiß«, ist eine halbe Wahrheit. Denn weil niemand sonst weiß, wie er heißt, weiß Rumpelstilzchen selber auch noch gar nicht, was es bedeutet, diesen Namen zu tragen. Ich kann mein Geheimnis also selber auch noch nicht in seiner vollen Bedeu-

tung wissen, solange es nur mein Geheimnis bleibt! Jedem Träger eines X, seines geheimen Kreuzes, fehlen nämlich die Mittel, diesem die rechte Proportion beizulegen. Deshalb kommen Deine Patienten zu Dir in zweierlei Gestalt. Die Einen haben den Umfang ihres X grob überschätzt; die anderen haben ihn ebenso grob unterschätzt. *Geheimnisse haben kein Augenmaß, denn niemandes Auge sieht sie!*

Eine zweite, ebenso wichtige Folge des Getrennthaltens von A und X, von Erscheinung und Wirklichkeit besteht darin, daß sie dadurch in zwei Tatsachen zu zerfallen beginnen. Denn solange die Gemeinde mich für A hält, ich aber außerdem mein X trage, führt dies »außerdem« zu einer inneren Verfassung, in der ich meinen Zustand ansehe, als ob er wirklich aus A plus X, oder vielleicht aus A minus X bestehe. Aber A minus X oder A plus X sind Abstrakta, die der Wahrheit widerstreiten, daß wir unter allen Umständen, und was immer wir sein mögen, eher Eins als Zwei bleiben sollten. Helen Keller ist durchaus nicht ein A, ein normaler Mensch, minus Gehör, minus Augenlicht. Sie ist vielmehr Helen Keller, eine einzigartige Einheit von reiner Unzerlegbarkeit. Ja, solange die Außenwelt sie als ein A minus X minus Y, als die unglückliche blinde Taubstumme ansah, war ihr nicht zu helfen. Ihre abstrakt bemessene Normalität und ihre X und Y Mängel blieben unversöhnt nebeneinander stehen, als mechanische Subtraktions- oder Additionsaufgaben. Nur der konnte Helen Keller helfen, der diese Zerteilung vergaß und in Helen Keller ein einzigartiges Menschenkind anerkannte, bei der es nicht mehr darauf ankam, daß sie blind und taubstumm war. Infolgedessen erwirbt mein Arzt, der meine Leiden anhört und erkennt, nicht nur Daten für seine Diagnose. Er zwingt den Patienten selber zu einer neuen Aussöhnung mit sich selber. Denn nun besteht der Patient nicht mehr aus dem einen Mann, der mit »Guten Morgen« das Zimmer betrat, und dem anderen, dem mit dem X-Leiden. Wenn er nämlich Lebewohl sagt, weiß er, daß dieser eine Mann, der Arzt, durch seine Diagnose den äußeren und den inneren Menschen in ihm, dem Patienten, durch

sein Augenmaß besser in Zusammenhang gebracht hat, als er zuvor für sich selber oder für die Gemeinde zusammenhing.

Die Aufzeichnung unseres Freundes läßt mithin den Hauptpunkt aus, die Tatsache nämlich, daß der Mann, der den Doktor am Anfang mit Guten Tag begrüßt, und der Mann, der ihm am Ende dankt, sich aus dem mechanischen und das heißt halbtoten Zustand bloßer Nebeneinanderstellung seines A-Bewußtseins und seines X-Leibes, zu der Freiheit erhoben hat, sich als eine ungeteilte und unteilbare Einheit zu akzeptieren. Auf jeden Fall ist er nicht mehr ein öffentlicher A mit einem Geheimnis X; sondern wenn wir nach einer Formel suchen, könnten wir nur eine Funktion schreiben, etwa A F X oder A mal X. Der Ausdruck müßte andeuten, daß ich unvergleichlich geworden bin, weil A und X sich durchdringen.

Deshalb mißbillige ich die statische Vorstellung, so als verlasse ein und derselbe Mensch das Sprechzimmer, der es betreten hat. Ich könnte auch vom Arzt einen ähnlichen Beweis antreten – den kannst Du aber selber führen. Es mag aber genügen, daß des Patienten Umwandlung ernst genommen wird. Der Zeitbogen vom Eintritt bis zum Verlassen des Sprechzimmers wird auch von denen, die »Dialog« sagen, nicht ernst genug genommen. Ich gebe zu, daß die meisten Leiden, für die zum Arzt gelaufen wird, zu geringfügig sein mögen, um die hier angenommene Spannung zu erzeugen. Aber Anteil an ihr hat auch das geringfügige Leiden, weil man ja erst dem Arzt alle Symptome intim anvertraut. Und es ist eine hoffnungslose Unsitte, diese geringfügigen Ereignisse nicht ins Licht der grundlegenden zu rücken.

Damit komme ich zu Punkt 2, dem sprachlichen Vorgang. Er muß verkannt werden, solange die niederen Vorgänge die höheren erklären sollen. Die Biochemiker und die Physikochemiker, die physiologischen Psychologen, die psychologischen Soziologen, die soziologischen Juristen, die kanonistischen Theologen – sie alle wetteifern darin, den Herrgott aus den Elektronen und die Seele aus den Drüsen herzuleiten. Wenn so der Prophet aus

dem quakenden Frosch hergeleitet wird, lacht niemand. Haben wir doch auch schaudernd zuzuhören, wie aus des Säuglings Lallen die zehn Gebote und Shakespeare sich »entwickelt« haben sollen. Du aber wirst mir glauben, wenn ich sage, daß Babies sprechen lernen müssen, damit sie die zehn Gebote verstehen können, und daß man für dies hohe Ziel es in Kauf nehmen muß, daß sie schwätzen und schwatzen, und viele zeitlebens Schwätzer bleiben und sich nie zu einem einzigen echten Gebot aufschwingen. Wegen der zehn Gebote, wegen Shakespeare ertragen wir den Unsinn des Niederen. Das Niedere hat erst Frieden, wenn es dient. Die Elektronen erfüllen nicht dann ihre Aufgabe, wenn sie die Seele erklären sollen, sondern dann, wenn sie zu Hilfe gerufen werden, um unser Leben zu verstärken und zu stützen. Die Krücke, die sie bieten, erklärt nicht meine Sehnsucht zu tanzen. Die Krücke wurde erfunden, damit ich in Annäherung an meine höchste Bewegung, den Tanz, mindestens humpeln darf.

Angewendet auf die Sprechstunde, stößt die Wahrheit: das Höhere erklärt die niederen Behelfe, auf die heute geltende Maxime, daß alle Äußerungen sich aus ihrer plattesten Form, dem formlosen Gerede und dem unverbindlichen, »man so sagen« erklärten. Dann wäre das Geschwätz in der Sprechstunde allerdings noch nicht selber ein Vorgang in der Therapie. So sieht es Z an. Aber wer vor dem Sprechen Achtung hat, sieht es anders an. Die Klage eines Patienten hat eine Gestalt strenger Form, und sie muß mit den höchsten Formalitäten, die wir kennen, zusammengerückt werden. Die machtvollsten, formgebenden Äußerungen sind Werbung und Klage. Der Freier beschwört in seiner Werbung einen neuen Gemeinschaftskörper herauf. Jeder Wahlfeldzug ist eine Form der Werbung, und er hat es auf eine neue Eheschließung abgesehen. Jede Totenklage ist eine Bestattung und Trauerfeier um einen erzwungenen, unleugbaren Abschied, ist ein Verzicht, den wir uns verzeihen müssen, um nicht durch Untreue den Rachegeistern zu verfallen. In Freite und Totenklage verändern wir den Zeitraum, der uns Gegenwart heißt, in der Werbung nach vorwärts, in der Toten-

klage nach rückwärts. In der Trauer verzeihen wir dem Tod, aber wir halten fest an dem Leben, das ausgehaucht ist, in dem Akt der Trauer. Indem wir innehalten, über den leiblichen Todesaugenblick hinaus, erheben wir unser Leben mit dem Gestorbenen über seine leibliche Vereinzelung, und unsere eigene Vereinzelung in den Zeitbogen, in dem es weder Früher noch Später geben kann. Wenn Gott die Welt erschaffen hat, dann stehen die ersten Weltalter genau so vor ihm wie das unsere oder die nach uns. Deshalb rührt die echte Erfahrung einer Totenklage an die Wurzel unseres Glaubens, wo das Sterben einzureihen sei. Das abgelaufene Zeitalter hat mir einreden wollen, ich müsse über meine eigene Sterblichkeit oder Unsterblichkeit nachdenken. – Dieser Unsinn wurde notwendig, weil ich mir das Leben von A bis Z aus dem eigenen Leben zwischen meiner Geburt und meinem Tod zurechtzulegen hatte als ein verständiger Mensch. Das kann aber niemand. Napoleon I. fragte einmal seinen Hof, was bei seinem Tode passieren würde. Da niemand antwortete, sagte er belustigt: »Ihr alle werdet erleichtert ausrufen: Uff!« Auch wir erleben den Tod in denen, die wir lieben und fürchten, nicht aber an uns selber. Wir erfahren, daß wir zwar nichts von unserer eigenen Unsterblichkeit wissen können, aber sehr wohl wissen wir, daß jeder, den wir geliebt haben, jenseits des Grabes auf unsere Liebe angewiesen bleibt. Das Kerngeheimnis des Christentums ist in Jesu Glaubenskraft, die Liebe seiner Zeitgenossen preiszugeben und schwach und hilflos zu Lebzeiten zu bleiben, damit er von jeder kommenden Generation geliebt werde und so aus ihrem jeweils neu aufspringenden Glauben das ewige Leben und die Herrschaft empfange.

Totenklage, jede Klage ist daher mitnichten der Ausbruch eines Moments. Sie ist im Gegenteil der Einsatz in einen weltgeschichtlichen Zusammenhang, dem Aushauchen der leiblichen Lungen zum Trotz. Die Klage ist immer der erste Schritt in eine neue Wiedergeburt, genau wie Freite der erste Versuch ist, eine Geburt hervorzurufen! Alle Hochsprache nimmt an der Würde von Wiedergeburt und Geburt, Klage und Freite teil. Es ist also

kein gewöhnlicher Schritt, der mich zum Arzte führt. Rechtsanwalt, Arzt, Beichtvater, jeder Sachverständige verknüpfen mir meinen Alltag mit einer höheren Ordnung. Wer den Arzt aufsucht, will das Licht und die Wahrheit des feiertäglichen Wissens unseres Geschlechts hineinholen in seinen Werktag, und daher werden die Werktagsarbeiter und der Feiertagsgläubige in mir verbündet, wenn ich ins Sprechzimmer getreten bin. Englisch würde man beredt unterscheiden können, daß sich mein »I«, meine Person über »poor me,«, mich armen Schlucker beklage. Leider ist im Deutschen dies »me«, dieser bescheidene, arme Konrad für mein Leibeswesen verloren gegangen. Das rührt von Herrn Martinus Luther her, der des Priesters Sündenbekenntnis in der Agende mit »Ich« stehen ließ. Vor achtzig Jahren sahen sich die Lutheraner in USA genötigt, dies »I« beim Gottesdienst aufzugeben und in »Wir« umzuändern. Die Nazis haben das fünfzig Jahre später auf ihre brutale Art auch in Luthers Heimatland herbeizuführen versucht. »Wir« statt »Ich« zu schreien. Aber man kann kein »Wir« aus Ichen zusammenleimen, sondern der angeredete arme Konrad, dieser zarte »mir«, »meiner«, »mich«, lebt lange friedlich unter den Augen seiner Mitmenschen, ehe er aufsteht und »Ich« sagt, und seine Stimme an und für sich erhebt. Nun, eben dies passiert in der Sprechstunde, daß da »Ich« von »mir« erzähle, daß Ich mich vorstellte, das göttliche, personale Ich mein irdisches und vergängliches Mich. Deshalb spreche ich im Sprechzimmer hochdeutsch, so gut ich kann, je mehr ich Person bleiben möchte trotz meiner Krankheit. Dem Arzt von heute ist »das Volk« so lange angepriesen worden, daß er recht leutselig den Bauern aufs Maul schaut und stolz ist, wenn er sie in ihrem Dialekt gut verstehen kann. Aber wenn er den Feiertag in den Patienten nicht hineinläßt, dann dankt sein Patient ab, und dann wird seine Klage nicht wahrhaftig wie ein jedes Bruchstück echter Klage, sondern bloß geschwätzig wie das Gelabere der Mutter Rainer Maria Rilkes, die nie ohne Anrufung Gottes und aller seiner Heiligen den Mund auftat. Dann wird die Glaubensenergie und die Verein-

heitlichungskraft seines Patienten nicht eingesetzt in den Heilungsprozeß. Die Chemie oder die Chirurgie allein beginnen dann zu herrschen. Denn der Arzt kann allerdings jedes Leiden auf die Ebenen der Quantität oder der Organizität hinunterdrücken. Er kann des Paracelsus Warnung in den Wind schlagen, daß jedes Leiden aus fünf verschiedenen Sphären stammen mag: der mechanischen, der organischen, der bewußten, der leidenschaftlichen, der geschichtlichen. Wenn er aber dem Patienten nicht bloß aufs Maul schaut, sondern auch auf den Mund, dann werden die Symptome der augenblicklichen Erscheinung auch zu Symptomen der Hoffnungen, der Liebe und des Glaubens seines Patienten heraufdienen. Hat des Patienten Geheimnis kein Augenmaß, solange es sein Geheimnis bleibt, so bedarf das vom Arzt ausgehende Augenmaß seines Sinnes für die Macht der Rede und des Schweigens der Patienten. Denn ohne den Glauben, die Liebe, die Hoffnungen dieses Patienten, diese drei Höhenlagen unserer hohen Sprache, nützt dem Arzt sein Augenmaß wenig[1].

»Ich sehe, was ich sehe«, mag er rufen. Aber die Größe des Vertrauens, die darin sich bekundet, daß der Patient sich ihm mitteilt, rückt das Gesehene erst in seine volle Bedeutung. Und wenn er diesen Patienten nicht zu seinem wahren Hochworte kommen läßt, hat er ihn noch gar nicht wirklich gesprochen. Der Name »Sprechstunde« ist dann ausgehöhlt. Des Arztes Versagen führt zu einer »Sehstunde«, wenn der Doktor Sagen und Reden bereits für Sprache hält. Die Sehstunde steht am Anfang in dem flachen Guten Tag zwischen zwei Unbekannten. Dann aber wächst der Wortwechsel zu der Vollmacht der Hochsprache empor, aus der heraus wir alle erschaffen worden sind und immer neu erschaffen werden können.

Dein Eugen.

---

[1] Ausführlich werden die fünf Sphären von der Schwerkraft bis zum Gottesgericht dargestellt in meiner Schrift »Heilkraft und Wahrheit«, eine Konkordanz der kosmischen und der politischen Zeit. Stuttgart, 1951.

DIE RASSE DER DENKER ODER DER SCHINDANGER DES GLAUBENS

1. Das falsche Dilemma

> »In den Sprachen stekket ein weit anders und ein gantz überirdisches verborgen, welches nicht unseren Leib, sondern die Seele einnimmt.«
>
> I. G. Schottelius, Stammwörter, 1663, 74

Die unerhörte Behauptung der Denker geht dahin, daß sie erst denken, und dann erst das, was sie denken, mit Hilfe der Sprache als ihres Werkzeuges, uns verraten.

Aber manchmal verraten sie statt dessen sich selber. In der Denkerdynastie von Plato und Aristoteles zu Thomas v. Aquino und Kant besteht zwar die Fiktion von einem gottgleichen Nous, einem Denken an und für sich, aber einige Gehilfen dieser reinen Denker verraten uns, was damit gemeint ist. Die Schüler des Pythagoras z. B. sagten nie: dies hat der Meister gedacht. Sie sagten beherzt: αὐτὸς ἔφα, auf deutsch: »Er selber hat es gesagt.« Hier wird auf die Fiktion eines Vorranges für das sprachlose Denken des Pythagoras rundweg verzichtet: Worauf es ankommt, ist nicht, was der Meister gedacht hat. Er hat das und das gesagt: Das können wir wissen, und daran können wir uns halten.

Aber sogar in den angeblich reinen Denkvorgang hinein leuchtet manchmal das unbefangene Wort eines Schülers, und davon will ich ein beredtes Beispiel geben und erläutern. Thomas v. Aquino, in Nachfolge des Aristoteles, spricht von der Ratio rerum. »Ratio« ist das Urwort für Raison, reason, Vernunft, also die Musterworte für das auf das Sprechen hinunterblickende Denken. Der Herausgeber des Thomas, Lachat, kommentierte ihn 1880; Lachat erinnert uns zunächst daran, daß dem lateinischen Wort »Ratio« bei Aristoteles nicht nur »Nous«, Denken, ent-

spricht, sondern ebenso oft »Logos«, also Sprache. Nachdem Lachat so die lateinische Herrschaft der Ratio im griechischen Sprachprozeß bei Nous und Logos verankert hat, erläutert er den Begriff der Ratio bei Thomas mit diesen Worten: »Raison des choses, ratio rerum, le premier terme est la traduction de Nous ou de Logos, esprit ou verbe... Ces Mots signifient *ce par quoi l'intelligence raisonne ou se parle à elle-même.*«[1] Wenden wir das an, dann wäre z. B. die Staatsraison »das Vermögen, kraft dessen die Intelligenz über den Staat räsonniert *oder mit sich selber spricht*«. Herrlich, wie hier Lachat, um das vermeintlich absolute Denken zu erläutern, es als ein Gespräch der Intelligenz mit sich selbst beschreibt. Er hat natürlich recht, daß alles Denken ein Selbstgespräch, ein in das Innere eines einzelnen verlegtes Gespräch ist. Durch den angeblichen Träger dieses Gespräches, »die Intelligenz« als solche, verdeckt er die schlichte Tatsache, daß nur weil wir miteinander gesprochen haben, jeder einzelne unter uns im Selbstgespräch solche wirklichen Gespräche nachzusprechen oder nachzudenken, fortzuspinnen oder zu berichtigen vermag, wie jeder, der vom Rathaus kommt, nur zu gut weiß. Der Satz Lachats »die Raison der Dinge ist eine Redewendung, die das bezeichnet, durch das die Vernunft mit sich selber spricht«, ist eine unschätzbare Wahrheit, denn sie plaudert aus der Schule. Wir denken über das, was zuerst gesprochen worden ist, und dessen Erörterung wir in unser Inneres verlegen und hier in unseren Selbstgesprächen weiter verfolgen.

An dem Wort »Ratio« selber wird also Aristoteles, wird Thomas v. Aquino zum Einhalten genötigt. Des Denkens eigene Geisteskraft ist Ratio. Aber auch die den Dingen einwohnende Ordnungsgestalt heißt Ratio. Als die reinen Denker das Denken vom Sprechen losrissen und das Verhältnis zwischen Sprechen und Denken auf den Kopf stellten, setzten sie eine weitere Auftrennung der Vernunft in Gang: Seit das Denken »diese Intelli-

[1] Ich verdanke den Hinweis auf Lachat Leo Spitzer, Essays in Semantics, New York, 1948, S. 151, der dort »Rasse« behandelt.

genz, die mit sich selber spricht«, für sprachlos galt, spaltete es sich wiederum in subjektives und objektives Denken. In dem Wörterbuch von Lalande, Vocabulaire de Philosophie, steht unter raison, man müsse mit Cournot unterscheiden, »la raison des choses« als ein objektives Erklärungsprinzip der Dinge von der subjektiven raison de l'homme.

Wenn aber die Spaltung die Schizosomatik des schönen Geistleibes der Gemeinschaft durch die Vereinzelung in lauter »Denker« einmal eingesetzt hat, geht sie unaufhaltsam weiter. Seit siebenhundert Jahren jagen die Karnickel des Denkens nach ihrem eigenen Schwanz, und es ist das Wort Ratio, Raison, Reason selber, das in dieser lustig-traurigen Springprozession immer weiter auf den Hund kommt.

Logos heißt Gespräch – wie im Evangelium Johannes –, bevor die griechischen Denker mit ihrer Idee vom Denken ohne Sprechen uns verrückt machen, bevor Plato im Kratylos zu den Torheiten der seichtesten Aufklärung die Einleitung schreibt.

Nous, Denken, tritt an die Stelle des Logos, um die Eitelkeit der Philosophen zu füttern. Ihnen tut das bescheidene Wort »Selbstgespräch« nicht Genüge. Aus Logos wird deshalb Nous. Aus Nous wird Ratio, was Rechenschaft, Berechenbarkeit, Typizität, bedeutet. Ratio wird objektiver Erklärungsgrund der Dinge und subjektive Daseinsordnung aller Gedanken. Aber ratio geht weiter ihren Weg:

So braucht das Thomas-Lexikon elf enggedruckte Seiten, um den Weg dieses Wortes ratio von oratio, Rede, logos, bis hin zu Vorstellung, Begriff, Art und Weise, Beziehung, Auffassung, Anschauung, Rücksicht, Gesichtspunkt, Verhältnis, Bewandtnis, Bedeutung, Sinn, zu belegen. Da der Wörterbuchverfasser Schütz nicht die Naivität Lachats besaß, so stellt er den Hergang auf den Kopf und schließt den Artikel ratio mit der achtzehnten Bedeutung des Wortes als – – – Rede! So unbegreiflich bleibt ihm die Herkunft der ratio aus dem logos, aus der Rede. Indessen die siebzehn vorher von ihm aufgezählten Bedeutungen für ratio werden nur dadurch entwickelt, daß der ratio Ur-

sprung und Abstammung aus dem logos verdrängt werden mußte. Der Denker soll ja nicht vom Sprecher abstammen: also stammt sein Denken nicht von der Sprache ab! Die Eigenständigkeit der Philosophie verlangt, daß die Herkunft der Ratio aus dem Wort geleugnet wurde. So beginnt das Wörterbuch für Thomas mit der angeblich ersten Bedeutung für ratio wie folgt: »ratio – a) Vernunft, Verstand im Sinne einer Substanz, vernünftige Substanz«.

Kenner der Verirrungen des Geistes werden sogleich bemerken, wie das Abschneiden des Denkens vom Sprechen die groteske Erfindung einer »Substanz« nötig macht[1]. Nur weil ratio kein Selbstgespräch sein soll, muß es plötzlich »eine vernünftige Substanz« geben, eine der unheilvollsten Erfindungen der Gnosis, einer vereinsamenden Erkenntniswut, die jedes Zeitalter und jeden einzelnen bedroht. So hat sich gerade in dem Kirchenlehrer Thomas die radikale Trennung der Substanz Vernunft von dem bloßen Mittel der Sprache vollzogen, und er hat den fürchterlichen Satz niederschreiben können, es gehöre die Sprache zu den natürlichen Dingen! Aristoteles und alle Naturforscher wußten es besser. Denn sie lehrten – so steht es noch bei Galilei –, »Die Natur unternimmt nur das, was ohne Widerstand geschieht.«[2] Sprechen aber ist geradezu die Herausforderung des Widerstandes, ist das schlechthin Unnatürliche, die Natur überwindende, Friedenstiftende, weil dem natürlichen Tode gewachsene Unnatur.

Wurde die ratio aber einmal aus ihrem gesellschaftlichen Mutterboden, dem logos, herausgerissen[3] und für eine besondere

---

[1] Heinrich Dörie »Hypostasis« Nachrichten Göttinger Akademie 1955, 35 ff.

[2] Galileo Galilei, Die beiden neuen Wissenschaften, Erster Tag 61.

[3] Für Leser, die den Jargon der Fachsprachen nicht verfolgen, will ich ein Beispiel aus der Feder meines verstorbenen gelehrten Freundes Wilhelm Kroll hersetzen. Er schrieb 1936 in Glotta 25, 155: »Ich will die Möglichkeit nicht abstreiten, vermisse aber jede ratio.« Am entgegengesetzten Ende der Bedeutungsspanne steht die im New England Dictionary 8, 1, 212 angegebene: »reason«: a fact, event, or incident.

Substanz ausgegeben, so war sie dem Verhängnis ausgesetzt, das jedem in die Welt hineinfallenden Geschöpf droht. Die ratio konnte seit Thomas alles werden, und das Seltsame in der Geschichte ist, daß sie am Ende auch wirklich alles geworden ist. Ratio ist unter uns in ihr reines Gegenteil umgeschlagen. Das viel berufene Wort »Rasse« ist aus ratio abgeleitet. Was logos bei Aristoteles, Vernunft bei Thomas war, ist die Rasse bei Gobineau! Unsere Wörterbücher beruhigten sich vor 1933 dabei, »Rasse« für arabisch-semitisch zu erklären. Schon das wäre ja betrübend für die Arier, wenn sie den Namen für ihre Gottheit »Rasse« den Semiten nachsprächen. Aber inzwischen ist diese geistlose Auskunft unhaltbar geworden. Leo Spitzer hat Rasse über die nötigen Zwischenglieder in den Bedeutungen »Exemplarisch«, »Typisch«, »Markant« auf Ratio zurückgeführt: race de rois, race de chiens sollten die das eigentliche Wesen und den Begriff des Königs oder des Hundes besonders deutlich verkörpernden Wesenheiten bezeichnen. Aus der den Dingen innewohnenden Vernunft, der objektiven Ratio ist so die Dingserie geworden, deren Angehörigen man sozusagen die Vernunft dieses ihres Begriffs am besten unmittelbar abliest. Aus dem subjektiven Benennen der Dinge durch die Denkkraft der Ratio ist also in siebenhundert Jahren die Nennkraft der Dinge selbissima[1] geworden, die so ausgesprochen ihre Eigenart zur Schau tragen, daß wir sie als rassisch, als die Art am vernünftigsten verkörpernd anerkennen. Am Anfang hat Adam den Dingen einen Namen gegeben. Im Greisenalter der Welt lesen wir den Dingen ihre Rationes ab!

Rasse ist das Endprodukt der Welteroberung in dem Jahrtausend seit den Fahrten der Nordmänner, der Normannen, bis zur Astronautik. Diese Weltunterwerfung sah vom Sprechen grundsätzlich ab, denn sie wollte hinter die Natur der Dinge dringen

[1] Ich setze hier »selbissima«, weil »selbist« tatsächlich der Superlativ zu »selb« ist. Manu Leumann, Homerische Wörter, 1950, S. 108, handelt von dieser seltsamen Aufbäumung der »Selbste«.

und setzte daher die rein aktive Ratio, einen über die Gegenstände denkenden Verstand, als Ausgangspunkt an, abgelöst vom Logos. Eine nicht mithörende Natur wurde untersucht. Dieser gigantische Säkularisierungsprozeß der Weltentdeckung löschte alle Namen aus. Echte Naturforschung wischt in ihren Analysen alle älteren Benennungen weg, sogar »das Beste« laut Pindar, das Wasser, wird »H_2O«. Es war oder ist aber die Tücke des Objekts, daß es seinen ungesprächigen Subjekten, den Forschern, an die Stelle ihrer sprachlosen Ratio sich als Rasse, als ihre eigene unzurückführbare Staatsraison entgegensetzte. »Rasse« heißt: sint ut sunt ant non sint. Du mußt mich nehmen, wie ich bin. Nie werde ich mich ändern. Daß die Natur starr auf ihrem Sinn beharrt, wußten wir immer. »Treibe die Natur mit der Heugabel fort, sie kehrt gewiß immer zurück.« Aber in dem aus Ratio objektivierten Worte Rasse redet dem Denker, redet uns Denkern, die über der Natur zu stehen meinten, da wir doch dank unseres Wortes die Wandlungen der Dinge betreuen, die Natur gründlich hinein. Wie der alte Fritz die Menschheit »cette maudite race« nannte, so sind nun die Denker selber eine Rasse, ein Naturtyp. Die Annahme des Thomas von Aquino, das Sprechen sei ein werkzeugartiger Naturvorgang, hat sich gerächt. Eine deutsche Mathematik, eine arische Religion, eine germanische Rasse sind die Folgen einer Natur des Logos, einer Natur der Sprache. Ratio, aus Logos ins Lateinische übersetzt, ist heute Rasse, d. h. ein Teil des bloßen Naturkleides des Dinges Mensch. In Deutschland müssen alle Studenten Vorlesungen über das viehische Thema hören: »Was ist der Mensch?« Wer ist wohl die Menschenart, die solche Rassenfragen aufwirft? Wie darf jemand fragen: Was ist der Mensch? [1] Ein Naturforscher, für den der Geist, der uns zu Menschen adeln sollte, selber eine bloß sachliche Eigenschaft des Dinges Mensch geworden ist. Logos – Ratio – Rasse, noch von Johannes über Thomas zu Hitler, sind

[1] Darüber »Das Geheimnis der Universität«, 1958, das Kapitel »Was ist der Mensch?«

zwei einander entsprechende Triaden. Wird das offenbare Rätsel der Sprache erst einmal durch gnostische Substanzen ersetzt, dann ist das Chaos die Folge. Wir sprechen doch nur in der Wahrheit, kraft der alle Menschen zusammen singen und miteinander Frieden schließen, damit die Eintracht unter uns, den im Leibe Getrennten, herrschend werden könne, damit diese uns bestimmende Frage, *Wer ist dieser Mensch?* über die uns nur beschreibende Hunderassenfrage *Was ist der Mensch?* siege. Wer unsere Rassen wie Hunderassen beurteilt, ohne die Verwandlungskraft der Sprache, läßt uns tief unter die ja vor diesem Fall geschützten, weil stummen Tierrassen sinken. Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode.

Zur Rettung des heiligen Thomas im Zeitalter der Rasse hat 1934 der ebenso geistvolle wie gläubige Katholik Joseph Bernhart einen beachtlichen Weg eingeschlagen. Er hat damals in einer Ausgabe des Aquinaten[1] das Wort »Ratio« mit »Berede«, rationes mit »Bereden« übersetzt. Auf diese Weise wollte Bernhart die Ratio zu einem Sprachvorgang zurückrevidieren und so hätte das vom Logos über Ratio zu Rasse zurückgelegte Verhängnis freilich abgewendet werden können. Bernhart schreibt (I, s. XXXII), ratio ist mit Vernunft übersetzt, sofern es nicht eine andere Bedeutung hat. *»Ratio« erscheint (nämlich häufig) als »das Berede«*, ein Neutrum, nach dem Vorgang von *Gerede*, wenn die Beziehung einer Sache für unsere *antwortende* Vernunft gemeint ist. Bernhart beruft sich auf einen mittelhochdeutsch schreibenden Übersetzer, der den Satz »quidquid pertinet *ad rationem boni*, conveniens est deo« verdeutscht habe. »Alles, das da behoret zu *der reden der Gutheit*, das bekommt Gott.«

Bernharts Versuch ist freilich ein nachträglicher geblieben. Die Tradition Aristoteles – Thomas – Fichte – H. St. Chamberlain ist ihren Weg in den Abgrund zu Ende gelaufen. Neue Ausgaben des Thomas und weise Randbemerkungen werden daran

---

[1] Alfred Kroener, 1934, Summe der Theologie I, B. XXXII.

nichts ändern. Dem Worte Ratio ist nicht mehr zu helfen, durch unseren guten Willen genauso wenig wie dem Thomismus im ganzen. Philosophien haben eben ihre Zeit. Es ist ein Mißverständnis, irgend einer bestimmten Philosophie Ewigkeitscharakter beizulegen. Die Philosophie ist eines Zeitgeistes Ausdruck. Thomas hat um die Wahrheit ehrfurchtgebietend gerungen, aber während sein Offizium für die Liturgie des Fronleichnamfestes ewig wahr bleibt, wird seiner Prosa nur der gerecht, der sie in seiner Zeit läßt. Ein Satz, wie der des Thomas, natura nihil est aliud quam ratio cuiusdam artis, scilicet divinae indita rebus qua ipsae res moveantur ad finem determinatum[1], zeigt natura und ratio in hoffnungslosem Ringen: die Natur sei nichts anderes als »das Berede« der göttlichen Kunst, die den Dingen so innewohnt, daß sie das ihnen bestimmte Ziel erreichen. Da wären wir ohne die Worte Natur und Ratio genau so klug oder genau so dumm. Wir werden hinfort ohne diese Worte auszukommen haben. Die Dinge sind eben gerade nicht »Natur«, sondern Kreaturen, ins Leben gerufene Geschöpfe. Ihre Namen, auch wenn diese wechseln, bleiben ihr Anteil als Geschöpfe an Gottes Sechstagewerk. Sie sind, die sie heißen, und sie heißen, die sie werden.

Es ist mit dem Sterben und Auferstehen von Worten und Namen genauso ernst wie mit dem leiblichen Tod. Die Rasse der wahren Denker wird nur durch die gebildet, die frisch denken und die gestorbenen Worte ausscheiden. Philosophien müssen rechtzeitig beerdigt werden. Die Jesuiten wissen, daß der Thomismus tot ist. Nur hoffen sie, daß wir anderen ihn für sie mit begraben werden. Das ist nicht fein. Das Tröstliche aber und das Rettende ist auch in der Gefahr nicht fern. »Ratio« hat nämlich nicht nur bei Rasse geendet, seit man ihr den ewigen Ursprung aus der Nennkraft des Logos absprach. Ratio hat seit dem Aquinaten einen zweiten Abstieg genommen in die Welt, ebenso unaufhaltsam wie in Rasse, aber nun nicht in die sprechende, son-

[1] Thomas in 2 Phys. 14 f.

dern in die zählende Menschheit. Arisch, germanisch, deutsch reden die reinrassigen blonden Bestien. Aber planen, rechnen, wirtschaften – das tun die Manager der klassenbewußten Materialisten, weil sie mit den ihnen anvertrauten Arbeitskräften nicht im Gespräch sind, sondern für sie oder über sie eine Theorie befragen und sie als Menschen materiell einplanen, d. h. mit ihnen Schindluder treiben auch ohne ihr Wissen. Ratio ist bei Calvin die über die Bewußtheit der Gläubigen hinauf zu Gott reichende Planung ihres Wandels. Ratio ist da der Heilsplan.

In Calvins Institut steht immer dann Ratio, wenn wir Plan, Heilsplan, Programm, Ökonomie, Budget sagen möchten. In der calvinistischen Ethik wird daher das wirtschaftliche Handeln für berechenbar angesehen. Das ist nicht zu verwundern. Überläßt unser Denken sich seinem Hang, aus dem Gespräch herauszutreten, so wird es nur noch reflektieren, es wird zum Spiegel der Welt; und je reiner es über die Welt nachdenkt, desto mehr wird es sie ordnen zu dürfen und vorausberechnen zu können glauben. Rasse wird aus Ratio, wenn an Stelle der den Tod bekämpfenden, uns Geschöpfe ins Leben rufenden Sprache ein bloßer Naturlaut »Sprache« geglaubt wird. Dann gehört der Stil meiner Denkweise zu meiner angeborenen Natur. Mein Sprechen wird rassisch. Meine sprachlose Seite aber, der Hunger, macht mich zur Klasse. Klassen und Massen werden die Aufgaben des Plans, dessen also, zu dem nun, dank unserer Ungesprächigkeit, unsere »ratio« zusammenschrumpft. Ich »plane« die Menschen, sobald ich aufhöre, mit ihnen als meinen Mitarbeitern zu sprechen, sondern statt dessen bloß über sie als Kapital und Arbeit nachdenke. Die Ökonomen haben sich angemaßt, Theorien über die Wirtschaft aller anderen Menschen aufzustellen. Hier wird also nicht die Sprache zu bloßer Natur heruntergedrückt, wie in der Gleichung Ratio – Typus – Rasse. Sondern die verökonomisierte Menschheit wird statistisch erfaßt und so wird sie ohne Rücksicht auf das, was sie selber sagt und spricht, geordnet. Das besagt die Lehre vom Klassenkampf: Klassen können, trotzdem sie miteinander sprechen könnten, trotzdem stumme oder ge-

nauer: taube Natur füreinander werden. Die Befreiung durch das Gespräch kann von den Ökonomen nicht anerkannt werden; denn sie huldigen der Rangordnung der Physiker. Laut ihrer erklären Zahlen ein Objekt am besten; Worte schon weniger gut; und die ererbten Namen haben gar nichts zu sagen!

Die kapitalistischen Ökonomen ordnen uns statistisch. »You are statistically unimportant«, sagte mir einer von ihnen. Damit war ich für ihn erledigt. Wo Zahl, Wort, Namen als erstens, zweitens, drittens gelten, da ist die Masse maßgebend. Aber siehe da, das ist gerade das einzige, was die Masse nicht kann: einen Maßstab kann sie nicht liefern. Die Sprache des Maßstabs beginnt in Namen, fährt fort im Gespräch und faßt zusammen in Zahlen. Calvins Übersetzung der Ratio mit Plan hat den Geist des Kapitalismus freigesetzt; des Aquinaten Verdrängung des Logos durch die Ratio endet heute im Rassenwahn. Die griechisch-römische Entfremdung der Ratio von ihrem »Gegenstand« Mensch ist etwas so Besonderes, daß Serben und Türken diesen Begriff als Fremdwort »razumzja« übernehmen mußten[1]. Diese Rasse der Denker gabelt sich heute in Idealisten und Materialisten. Die Spaltung verbessert aber die Lage nicht. Die Rassisten lassen nur Leute der gleichen »Rasse« ins Gespräch kommen. Damit wird aus dem Logos, der die Teilnahme aller ersehnt, das Gerede einer Berufskaste, entweder des Subjekts der Theorie oder des Objekts derselben Theorie, der »Wissenschaft« oder ihres »Gegenstandes«.

Die erkannte, von der Wirtschaftstheorie gefundene »Ratio« kann anderer Menschen Verhalten vorhersagen. Damit ist sie an die Stelle der nur geglaubten, aber unerkennbaren »Ratio« Gottes getreten, der von der heutigen Philosophie verlachte (Beispiel Karl Löwith) Heilsplan ist durch das Uhrwerk einer Planwirtschaft soweit ersetzt, daß wir uns gefallen lassen, eingeplant zu werden. Damit würden wir selber »rational« oder rationalisiert und dem Ausdruck »Ratio« steht auch hier die glorreiche

[1] Glotta, 26 (1935) S. 34.

Wendung vom Geist auf die Vergeisteten bevor. Werner Sombart, dies seltsame Produkt aus den »-ismen« zweier Jahrhunderte, hat das Wort Ratio in der Übersetzung als »Vergeistung« der Arbeit und der Wirtschaft immer neu beschrieben. Wir selber würden so »objektiver Geist«, »Ratio«, würden gerade als »Ratio« ein endgültig geplantes, »vergeistetes« Stück Welt. Damit hat, wie im Wort »Rasse«, die Überhebung der Denker auch in der Wirtschaft die Grenze zwischen Welt, Mensch und Gott verwischt. Die Arbeiter waren damit zu Weltdingen- berechenbar und außerhalb des Gesprächs der Theoretiker- herabgesetzt. Denn ihre Lebensverhältnisse dürfen nun von Ökonomen und Soziologen in absentia der Opfer dieser Rationalisierung verhandelt und entschieden werden. Jedesmal, wo das geschieht, endet eine Welt. Denn die Grenze zwischen Welt und Menschen entspringt jedesmal aus der wiederentdeckten Solidarität aller Menschen als Gesprächspartner, innerhalb einer stummen Dingwelt, jeden Tag neu[1]. Darum rief ich nach sieben Jahren in Heer und Fabrik 1922 die Arbeiter zu Gesprächspartnern aus, die im Gespräch mit den Ökonomen das erste Wort hätten. Sie mußten aufhören, stumme Zuhörer der Gelehrten zu bleiben, wie der arme Werwolf in Morgensterns Gedicht. Ich erteilte dem Dreher Eugen May das erste Wort und wandelte die Wirtschafts*theorie* in eine *Antwort* um, die auf die Fragwürdigkeit des Wirtschaftenden und auf seine Leiden unter dieser Fragwürdigkeit antworten solle. Die Schrift (»Werkstattaussiedlung« ist ihr Name) ist mehrfach in den letzten Jahrzehnten zum Neudruck vorgeschlagen worden, und zwar ohne mein Zutun. Sie erfreut sich also eines guten Rufes. Aber Schule hat sie nicht gemacht. Denn die Neudrucke sollten alle, »der Kürze wegen«, ohne das erste Wort Eugen Mays gedruckt werden. Das heißt, daß geistloser Größenwahn unter Soziologen und Ökonomen weiter wütet. Glauben sie denn, sich selbst

[1] Bis 1917 schuf nur der Kredit diese Solidarität! Nachgewiesen in meiner »Vollzahl der Zeiten« = Soziologie II, 1958.

aufzugeben, wenn sie nicht mehr als die Fachleute das erste Wort behalten? Lieber kastrieren sie eine Schrift, deren Hauptsinn doch darin besteht, den Fachmann in die dienende Rolle eines Zuhörers zu verwandeln. Denn wie bei »ratio« auch »Rasse« im Ökonomischen als das dreist mit sich selbst anfangende Denken auf die Objektseite überspringt und zur »Sache«, »Tatsache« und »Ursache« wird, kann der Leser im New English Dictionary VIII, 1, 168 bis 212 nachlesen.

Ein Pietist, ein Herold der entsagenden Arbeitsethik des Kapitalismus, Philip Spener (1635–1705), hat diesen Abstieg der »uns noch unbekannten ›Ratio‹ des göttlichen Meisters« in die theoretische Einsicht an seiner Stelle seiner »Theologischen Räte ersehnt und die freiwillige Erniedrigung des wirtschaftenden Menschen in die geschöpfliche Welt wird aus dieser Glaubensquelle heraus auch künftig ihre Würde und Ehre beziehen. Aber sie wird eben des Geschöpfes eigenes Walten, das Seufzen der Kreatur, um so deutlicher hörbar machen[1]. Bis aber diese Unterscheidung zwischen meiner Rationalisierung und meinen Seufzern in Kraft tritt und die schamlosen Pläne über Arbeiter oder Angestellte oder Kaninchen oder Patienten oder Objekte des Fachs unterbindet, müssen wir wohl die Ökonomen und Planer und Soziologen dadurch einschüchtern, daß wir sie damit bedrohen, selber eingeplant zu werden. Meine verewigte Freundin Dorothy Thompson und ich begaben uns einmal nach Washington, um die Zentralisierung des freiwilligen Arbeits- und Friedensdienstes durch die Bundesregierung hintanzuhalten. Miß Thompson sprach vor einem »Parterre von Königen«, nämlich all den Häuptern der Riesenverwaltungen, den Staatssekretären und Unterstaatssekretären. (Allein das Landwirtschaftsministerium hat etwa 100000 Angestellte.) Miß Thompson beschwor sie, den örtlichen Gruppen etwas von dem Vergnügen zu belassen, das

[1] Es ist Max Webers Verdienst, auf diese Stelle bei Spener hingewiesen zu haben. »Die Protestantische Ethik und der Kapitalismus« in Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie I, 142 (Anm. 3 von S. 141).

sie, die hauptstädtische Bürokratie, selber an ihrem Regieren empfände. Sonst werde, was dem gemeinen Manne recht ist, auch denen, die ihn einplanen, zustoßen. Denn wenn schon »Zirkus Mensch« wie Aage Madelung 1919 voraussah, uns befiehlt, daß wir alle getestet und rubriziert und elektrohirnisiert werden, so muß eben die Ketzerei über die eingeplanten Arbeitskräfte mit der Ketzerei über die getesteten Generalfeldmarschälle, Staatspräsidenten und Ökonomen wettgemacht werden.

Dahinter steckt ja aber die sehr einfache Lösung, daß meines Hirnes »Ratio«, das unpersönliche Denken, nie über einen Mitmenschen erhoben werden kann, ohne daß Unrecht geschieht. Nur dem Verbrecher darf so begegnet werden, aber sogar ihm erst nach Anhören. Jedes Fachmannes Ratio muß durch Gespräch mit dem Objekt, dem Gegenstande dieses Nachdenkens, korrigiert werden können. In dem Gespräch hört das Objekt auf, Objekt zu sein. Denn die Sprache, die wir miteinander sprechen ist jeder Theorie meiner und Deiner Fachkollegen überlegen. Die Rangordnung zwischen dem Gespräch wirklicher Menschen trotz der Verschiedenheit ihrer Fächer und dem »Denken« einer durch Abstakta verbundenen Fachklerisei steht heut' auf dem Kopf. Aber Kriege sind zu wichtig, um sie den Generälen zu überlassen, hat Clemenceau gesagt. Nun, die Wirtschaftstheorien über eingekaufte, eingeplante, sozialversicherte Arbeitskräfte und die Rassentheorien gezüchteter Hundsfötter stürzen uns in endlose Kriege. Daher sollten beide vor dem Ende des zweiten Milleniums hinter uns zurückgelassen werden. Der Friede ist zu wichtig, um ihn den Fachleuten zu überlassen.

Der Mißbrauch unseres Grundrechts, miteinander zu sprechen, wie uns der Schnabel gewachsen ist, Mann und Frau, jung und alt, braun und weiß, reich und arm, dumm und klug, gelehrt und erfahren (siehe dazu »Mündig, Unbefangen, Unentbehrlich« im Ersten Teil) in seine Heruntersetzung unter die Theorie hat seltsamerweise dort am schnellsten sich tot gelaufen, wo die meisten von uns es noch in schlimmster Blüte vermuten, in Sowjet-Rußland. Es ist kaum zu glauben, aber wirklich wahr, daß

gerade den Diktator Stalin vor dieser Mißachtung der Sprache durch die Theoretiker geschaudert hat.

Bereits 1950 hat er versucht, die Revolution in Permanenz abzublasen und die nächste Generation von der Besessenheit, mit der Theorie immer weiter Revolution machen zu müssen, zu erlösen. Dazu war er genötigt, die Sprache aus der idealistischen und materialistischen Dogmatik herauszuholen. Er entzog sie dem Anspruch der Klassen, sich des Werkzeugs Sprache zu bedienen. Er endete damit die Weltrevolution, soweit an ihm lag. Denn er widerrief, daß die Sprache Ideologie sei. Er leugnete in seinen drei Sprachbriefen[1], daß die Sprache Theorie, Mittel, Reflexion der Klassenkämpfe sei. Nein, sagte er, Sprache sei etwas Drittes: Sie – der Leser mag staunen – sei die Friedensstifterin. So sei sie etwas drittes, weder Idee noch Materie. Sie schließe Frieden zwischen Kämpfenden, ob nun Völker oder Klassen oder Religionen. Wie schön wäre es, wenn die Philologen in hundert Jahren auch zugäben, daß, wie der zu früh verstorbene Julius Stenzel es in einem lichten Augenblick ausgedrückt hat, wir alle bestenfalls »den Verständigungsprozeß fortsetzen dürfen, den die Sprache längst angefangen hat«.

Inzwischen aber kann das Abrutschen der ratio in ihre beiden objektiven Gegen-Stände, in Rasse hier, in Planwirtschaft dort, unsere Einsicht stärken, daß nur als Zubehör unserer Namen unsere Worte ihren Sinn behalten. Vor sechzig Jahren schloß der seltsame Kritiker der Sprache, Fritz Mauthner, seine fast zweitausend zur Vernichtung des Wertes der Sprache geschriebenen Seiten mit einem Beispiel: »Wenn wir in einem gelehrten Buche lesen: ›Man macht aus dem Hypnotismus mehr Wesens, als dem Wesen dieser Erscheinung zukommt‹, so gehört einiges Sprachgefühl dazu, zu erkennen, daß in diesem Satz das Wort ›Wesen‹ in fast entgegengesetzter Bedeutung gebraucht wird.

[1] In meinen »Europäischen Revolutionen«, 3. Ausgabe, 1961, S. 502 ff., sind die Briefe behandelt. Heinrich Pridik, Histor. Materialismus, 1954, Düsseldorf, S. 44 ff., vergleicht sie den Briefen des Apostels Paulus!

Einmal als äußeres Gerede, das andere Mal als das Innere, das man aber nicht kennt[1].« Wie sehr erinnert uns hier die Spaltung von »Wesen« in außen und innen an die dem Galvanometer ähnliche Auseinanderspaltung von Ratio in subjektiven und objektiven Sinn. Sollte das nicht daran liegen, daß alle unsere Worte dem Schicksal verfallen, dem ratio verfallen ist, sobald sich das Wort von seinem verantwortlichen und namentlichen Sprecher abzutrennen versucht? Die Dogmengeschichte jedes von seinem »Nenner« abgelösten Wortes berichtet ungefähr dasselbe Geschick. Es wird verdinglicht. In der schwedischen Sprachzeitschrift »Eranos« hat Lundström 1958 eine Liste solcher Abfallsvorgänge aufgestellt: Aus generatio wird ›id quod generatum‹ est‹; aus odorationes werden die Nüstern; aus contemplatio wird ›une chose qu'on voit‹[2]. So also wurde auch ratio das, was man sich am meisten in diesem bestimmten Fache denkt: und das ist in der zum Objekt gemachten Menschenwelt einmal der berechenbare Magen, das andere Mal die vorbedachte Fortpflanzung. Beidemal, als angeblich wissenschaftlicher Ökonom und als angeblich wissenschaftlicher Rassezüchter, überhob sich die ratio ins namenlose bloße Denken und fiel daher um so tiefer in ihr eigenes bloß Gedachtes hinunter. Aus der »reinen« Theorie wurde ihr höchst unreiner Gegenstand[3].

Vorsichtige Theoretiker der Ökonomie wissen längst, daß sie mit jedem Wort »über« den Stand der Ökonomie in die Börse und in die Ökonomie eingreifen. Die Bankiers, die Regierungen, die Aktionäre und Spekulanten greifen begierig jedes angeblich wissenschaftliche Urteil über den Stand der Ökonomie auf. Somit greift der, dessen Worte aufgegriffen werden, in die Ökonomie ein, und zwar in ganz unbegreiflichem, geradezu Riesen-Maße. Alle drei Vorgänge, das Aufgegriffenwerden, das Unbe-

---

[1] Kritik der Sprache, III, 1902, S. 541.

[2] Eranos, Vol. 56, 185 ff. Weiteres Material gibt V. Bulhart, Tertullianstudien, Wiener S. B. Bd. 231, 5. Abhg., 1957, S. 10.

[3] Dem Wahn vom reinen Denken widerspricht mein »Ich bin ein unreiner Denker«, Geheimnis der Universität, 1958, S. 97 ff.

greifliche dieser Massen-erregung, und das Eingreifen, sind die höchst irdische Wirklichkeit einer angeblich bloß begreifenden, sozusagen überirdischen, uns Wirte als Objekt betrachtenden Wirtschaftstheorie. Es wird so jeden Tag vor unseren Augen die ratio, die Theorie der Volkswirtschaft, oder die Theorie der Rassezüchtung oder Eheschließungen, zu der Sache, über die sie angeblich rein theoretisch nachdenkt. Die einzige Abwehr dieses Irrsinns besteht darin, den Namen oder die Namen der Theoretiker immer dazuzusetzen. Wer sagt: eine Wirtschaft muß nach dem Ausverkauf ihrer Läger lebhafter werden, oder Schrottpreise, die anziehen, verkünden Hochkonjunktur, muß dazusetzen, *wer* so lehrt, und wer er selber ist, der das sagt. Die Namen der Träger einer »Theorie« sind die einzigen Schutzmittel gegen eine grenzenlose Wirkung dieser Theorie, dieser Ratio. *Wessen* Ratio, muß ich wissen, bevor ich auf Rasse, Klasse und Masse hereinfalle.

Bei Sophokles im Ödipus gibt es einen Vers, der diese Eingebundenheit von Sein und Name, von Heißen und Leben schlagwortartig feststellt. Da heißt es von Ödipus, der nach seinem Schwellfuß (pus = Fuß, Oidi = Schwellen) hieß: »So kam aus diesem Zufall Dir Dein Name, der Du nun bist.« (Vers 1036).

In uns Menschen treffen Heißen und Sein aufeinander. Wir sind der, der wir heißen. Goethe heißt Goethe; ja, aber er ist es auch. Denn die unbegreiflich hohen Werke sind nur herrlich wie am ersten Tag. Und das heißt: in ihrem Zusammenhang! Träger des schöpferischen Auftrags in die Welt hinein, muß sich jeder von uns der Aufgabe stellen und sie durch seinen Namen zugleich einschränken. Die Keynessche Theorie und die Rassetheorie wird durch die Namen ihrer Erfinder unschädlich gemacht. Werden aber die Denker zu einer namenlosen Rasse, geht die Welt zugrunde. Es ist noch nicht oft darauf geachtet worden, daß Subjekte sich in Objekte ihrer eigenen Anschauung sprachlich wandeln. Ob die Ursache hier darin zu suchen sei, daß der vokativisch Aufgerufene, der vom Logos Berufene nicht ungestraft dieser seiner Aufgerufenheit uneingedenk wird, ist uns noch wenig

bekannt. Im Vokativ wendet sich der Mensch um, aus seiner bisherigen Richtung in die des Anrufs und wird in dieser Umdrehung »konversationsfähig«, was schon die alten griechischen Grammatiker gewußt haben[1]. Der Denker, der das vergißt und sich für einen Nominativ, ein Ich hält, übernimmt sich. Denn der Nominativ ist ein Adversativ, ist der Fall, in dem ich von jemand spreche, von dem ich mich wegwende. Da also wo der Vokativ mich hinwenden macht und daher conversativus heißen dürfte, ist der Nominativ der Fall, in dem sich der Sprecher von dem, den er im Nominativ bespricht, zu Dritten hin und von dem Nominativ abwendet. Der Umfall von ratio zu Rasse und Berechenbarkeit, also aus nominativem Subjekt zu akkusativischem Objekt deutet auf eine Sprachbewegung, die dem zustößt, der sich aus seinem »conversativ«, aus seiner Einbettung in den ihn ansprechenden Logos herausreißt. Wo die Linguisten wertfrei »Entwicklungen« beschreiben, liegt also möglicherweise Verfall und Entartung vor.

Daß ein lebendiger Zusammenhang zwischen Conversativus = Vokativ, Nominativ = Subjekt oder Adversativus, und Objekt = Akkusativ, bestehen mag, möchte ich aus einem biblischen Beispiel belegen. Denn es enthüllt denselben Zusammenhang der drei Haltungen, die Haltung aus dem Gotte, d. h. *aus* der Übermacht des Logos, die Haltung aus oder besser *in* uns Menschen, und drittens die Haltung, die *durch* das objektive Verhalten von Dingen ausgedrückt wird. Damit wäre der Sprachzwang, immer drei Ebenen, die göttliche, die menschliche und die dingliche, gleichzeitig offenzuhalten, belegt. Hier ist das Beispiel, Lukas II, 14.

Derselbe Text, der Engelssegen zu Weihnachten, wird griechisch, lateinisch, deutsch auf Gott, auf Mensch und auf Welt verteilt verstanden, dieser Segen, der in Bethlehem aramäisch erklungen sein wird[2]. Die Engel sangen zu Weihnachten

---

[1] Darüber meine »Übermacht der Räume« (= Soziologie I), 1956, S. 156.

[2] George M. Lamsa, Gospel Light, 1936 Philadelphia, p. XV ff.

laut Lukas	laut Hieronymus	laut Luther
EHRE sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden		
DEN MENSCHEN SEINES WOHLGEFALLENS	DEN MENSCHEN GUTEN WILLENS	UND DEN MENSCHEN EIN WOHLGEFALLEN.

Der Friede ist also bei Luther ein Gegenstand unseres Genusses, ein Objekt unserer Wahrnehmung, mit anderen Worten: er liegt vor uns in der Welt. Bei Hieronymus ist er ein Attribut bestimmter Menschen; er ist ein Attribut derer, die guten Willens sind. Beim Evangelisten schließlich definiert die freie Gnadenwahl des Schöpfers den Personenkreis, der den Frieden hat.
Nun muß aber der Leser gewarnt werden, unsere Beobachtung nicht mit einer der vielen längst laut gewordenen Kritiken an den Bibelübersetzungen zu verwechseln. Daß die Übersetzer abweichen, interessiert uns nicht. Indessen wird hier zwischen Gott, Menschen und Sache abgewechselt. Dieser trinitäre Wechsel entspricht dem Trivium, dem Dreiweg aller sprachlichen Äußerungen. Wie Komplementärfarben erleuchten sich die drei Wendungen gegenseitig. Solange wir nur eine der Hunderte von Übersetzungen mit dem griechischen Text – der auch kein Urtext ist – vergleichen, würden wir tadeln oder loben. Hingegen wollen wir nur beobachten, wohin der menschliche Geist strömt. Und wir finden, daß er drei Wege einschlagen kann, von denen keiner falsch und keiner richtig ist; denn alle drei sagen ein Stück Wahrheit aus. Gott schafft uns Menschen in seine Welt hinein. Und so muß in uns laut werden:

Entweder:	Wie die Welt nach seinem Schöpfungsakt sich darstellt. (Luther)
oder	Wer seine menschlichen Werkzeuge dabei gewesen seien. (Hieronymus)
oder	Welchen seiner Schöpfungsakte wir in diesem Augenblicke ihm nachrühmen. (Lukas)

Für die Leser, deren Gotteserlebnis sich auf die Göttin der »Kunst« oder den Gott der »Wissenschaft« beschränkt, sei der

Zugang erleichtert, indem ich sie daran erinnere, wie oft sie lesen oder sagen:

Entweder 1. »Die Kunst des 17. Jahrhunderts fand in diesem Gemälde seinen Höhepunkt« und ähnliches.
oder 2. »Der Künstler hat hier sich selbst übertroffen.«
oder 3. »Dies Kunstwerk schrie förmlich nach seiner Abrundung in einem Vorspiel« und dergleichen mehr.

Im Leben geht es ähnlich zu, denn wenn ein Kranker durch die großartige Meisterhand eines Chirurgen gerettet wird, so kann und wird die dankerfüllte Familie jubeln: 1. Der Arzt hat ihn gerettet. 2. Seine gesunde Natur hat gesiegt. 3. Gott hat geholfen. Nur ein Narr aber wird zwischen diesen drei Sätzen einen einzigen allein gelten lassen. In ein und demselben Absatz kann ich die Entdeckung der Quantentheorie einen Fortschritt der Wissenschaft oder eine Tat Plancks oder ein Aufleuchten der ewigen Wahrheit im Geiste des redlichen Forschers nennen.
Künftig wird diese Dreifaltigkeit, dieser Zwang unseres Bewußtseins, sich nach allen drei Richtungen zu entfalten, unsere Aufmerksamkeit erheischen: zu der Götter Ratschlüsse hinauf, hinunter in die Ursachen der Welt und der Dinge und auf der menschlichen Ebene hinein in die Seele eines Mitmenschen verlangt jedes Ereignis verfolgt zu werden.
Jener Weg »vom Himmel durch die Welt zur Hölle«, den der Faust nennt, enthält ein bißchen davon. Dante tastet nach der selben Dreifalt. Denn bei ihm zappelt der Vereinzelte, der auf sein Selbst beschränkte Sünder wie ein hilfloses Weltding in der Hölle. Er ist auf eine Ursache, auf seine Sünde so eingeengt wie die Steine und Dinge der toten Welt. Wen seine einzige bloße Ursache bestimmt, der ist in der Hölle, tot.
Im Fegefeuer Dantes hingegen kennen die armen Seelen bereits die Freundschaft. Sie haben Freunde und Mitmenschen. So sind sie so wie auf der Erde wir Sterblichen weder in der Hölle – denn wir sind nicht allein – noch im Himmel; denn noch sind wir in Klassen, Rassen, Massen zertrennt, daher ohne die

Einheit Gottes, aber bereits sozial verbunden und eingegliedert.

Im Himmel Dantes aber: da lieben sich sogar die Gegner. Und erst da, wo sich die Feinde befruchten und aufeinander wirken, tritt die Schöpfung Gottes in ihre wahre Gestalt. Die Feindesliebe läßt uns die Wege Gottes mitwandeln.

So hat also auch Dante sich die gleiche Frage vorgelegt, die seit der Fleischwerdung des Wortes durch die glorreiche Dreieinigkeit von Göttern. Menschen und Dingen, von Welt, Menschheit und Elohim offen gelegt ist.

Sogar banal verläuft jeder göttliche Blitz des Genius den dreieinigen Weg, vom Himmel durch die Welt zur Hölle. Das lehrt der vor 140 Jahren in Berlin zurückgelegte Weg der »göttlichen« Arie Carl Maria von Webers im Freischütz aus den Gefilden der *Hohen Kunst* in der Berliner Oper, zu den Wohnzimmern der *Höheren Töchter* an ihren Klavieren bis *hinunter zum Gassenhauer* im Hinterhof, wo es vom Leierkasten erscholl: »Wir winden Dir den Jungfernkranz aus veilchenblauer Seide . . .« Hoch, erhöht, hinunter: die drei Stockwerke des über uns erhabenen, des uns bildenden, des von uns unterworfenen, das sind wie die drei Personen in uns allen, Dich, Mich und Er, d. h. des Inspirierten, des Gebildeten, der Menge. Bevor wir sie nicht alle drei durchwandelt haben, haben wir noch nichts *wahr*genommen. Denn die Wahrheit ist nur dem zugänglich, den sie verwandelt. Aber an dem biblischen Text zeigt sich, daß wir nicht in einem einzigen der Stockwerke der Wahrheit gleichsam zufällig stecken bleiben müssen. Dank des Urtextes kann man den Übersetzern Zeit geben, zu variieren. Der Papst Leo XIII. hat das so ausgedrückt: »Man muß den Gelehrten Zeit geben zu irren.« Im Laufe der Zeit kommt auch die Rasse der Denker am Ende auf die Wahrheit, vielleicht nicht die einzelne Generation der Denker, aber die ganze Rasse im Verfolg ihrer Generationen.

Der Stand der Forschung verurteilt jeden Gelehrten, in die schweren Irrtümer eben dieses jeweiligen »Standes« der Wissen-

schaft verstrickt zu werden. Jeder Krebsforscher zum Beispiel ist fünfzig Jahre lang offiziell, und das heißt von Amts wegen, verurteilt gewesen, die Jagd nach dem Krebsbazillus mitzujagen. Die Jagd war vergeblich. Das wurde schon 1923 festgestellt[1]. Jedoch erst 1963 spricht es sich herum. Aber der Arzt, der helfende und heilende Arzt in eben diesen Forschern blieb trotzdem auch zwischen 1923 und 1963 verpflichtet, lieber das dümmste Hausmittel neben der Bakterienidee gelten zu lassen und miteinzusetzen als sich auf den Stand der Forschung herauszureden. Die Herren Akademiker haben diese Pflicht amtlich geleugnet. Die berufenen Ärzte, die Schweningers und Richard Koch, haben sie immer anerkannt. Denn am Krankenbett spricht nicht nur das beste Wissen; da fällt auch ein unmittelbarer Strahl auf das beste Gewissen[2].

Heilen ist wichtiger als Wissen und auch alle Lehre ist Heilung; nie ist sie bloß Wissensvermittlung. So wenig wie ein Arzt kann darum ein Lehrer, der von Ehe oder Politik sprechen muß, darauf warten, bis die Erforschung der Familie oder des Staats an ihr Ziel gekommen ist. Übermorgen mag die Forschung mehr wissen. Aber gelehrt werden muß sofort. Die preußische Verfassung von 1850 wies den Staat in seine Schranken mit dem großartigen Satz: »Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.« In diesem Satz geht die Forschung voraus und die Lehre folgt nach. Aber Dich, der Du Deine Tochter lehren mußt, nimmt der andere Satz in Pflicht: »Lehre ist notwendig; denn Weisheit muß unvergeßlich bleiben, auch wo es an Forschung gebricht.« Dank dieses Vorrangs der Lehre vernimmt derselbe Forscher, der alles bezweifeln soll, gleichzeitig auf dem entgegengesetzten Ohre die Stimmen der Weisen, und so kann er den »Stand« der Forschung mit Hilfe des »Stromes« der Weisheit korrigieren. Zwei Stimmen bleiben im lebendigen Menschen im Gespräch: die

[1] von Rudolf Ehrenberg.

[2] Dazu »Helfen und Heilen« von Viktor v. Weizsäcker, Schildgenossen, 1927. Dieser großartige Aufsatz dieses großartigen Arztes ist nie neu gedruckt worden!

Stimme Gottes und die Stimme der Wissenschaft. Sie bleiben es deshalb, weil der Stand der Forschung und der Strom der Lehre sich wie aktiv und passiv verhalten. Der Forscher will, kann, weiß, denkt. Der Lehrende hört, vernimmt, soll, darf. Kein Ausspruch aber ist wahr, wenn er nicht sowohl aktiv als auch passiv durchkonjungiert werden darf. Demselben Denker, der ausruft: »Ich glaube nichts«; »ich bezweifle alles« muß immer ein Leser, eine Geliebte, ein Student gläubig nachsprechen: »Er glaubt nichts: wie großartig! Ich glaube ihm.« »Er bezweifelt alles: wie kühn. Ich zweifele nicht an ihm!« So führt in uns allen das Geschlechtswesen, das weiblich-männliche, das aktiv-passive, sprachlich das »Medium« einen Kampf mit dem bloß aktiven Fachmann[1]. Denn der Fachmann hat die unendliche Zeit des Ganges der Forschung im Auge. Den liebenden Menschen aber hält der Augenblick des Leidens im Griff. Schrecklicher Doppelzwang zum Augenmaß ergreift uns: daß die Menschheit unendlich viel Zeit vor Augen haben soll und daß dieser Mensch keinen Augenblick zu verlieren hat. Der Logos in jedem von uns umströmt uns in zwei gleichzeitigen und doch einander widersprechenden Sprachformen als Begriffe und als Ergriffenheit. Das Fernste ins Auge fassen muß der Geist in uns: er begreift. Dem nächsten Augenblicke dienen aber muß die Seele: sie wird ergriffen.

In meinem Werke über den Charakter der Nationen, in den »Europäischen Revolutionen«, erkläre ich die väterliche Neigung der deutschen Systematiker, Akademiker, Professoren, aus ihrer besonderen Aufgabe als der fürstlichen Räte. Da wird auch erzählt, wie die Engländer sich aus dieser seit 1517 eingesetzten Vorherrschaft der Fachleute und Geheimräte herausgewunden haben zugunsten der Geistesgegenwart. Von 1641 bis 1688 haben die Briten das geleistet. Die Wissenschaft denkt nach

[1] Die deutschen Universitäten haben sich von diesem Vorrang gläubiger Lehre über die Bruchstücke neuer Forschung losgesagt. Aber im Schweizer Zivilgesetzbuch Eugen Hubers ist die »Bewährte Lehre« eine der Quellen des Rechts. Das trennt die Reichsdeutschen und die Schweizer.

und denkt voraus. Aber in der Geistesgegenwart stoßen die zwei Ströme des Geistes aus alter Lehre und aus künftiger Forschung in Deinem Herzen aufeinander. Das Wort »Geistesgegenwart« wird bis heute im Lande der Reformation nicht in seiner Dialektik vernommen. Frage ich einen deutschen Studenten nach dem Sinn von Geistesgegenwart, dann zuckt er die Achseln. Sie interessiert ihn nicht. Denn er hält sie für einen bloßen Punkt in der Zeit. In Wahrheit aber ist Geistesgegenwart der Liebesakt zwischen Verstand und Vernunft, ist das Ereignis einer Hochzeit zwischen Geist und Seele.

Deshalb, weil 1918 unser Geist von der Widerlegung unserer Ziele und unsere Seele von unserer Niederlage überwältigt wurden, hieß meine Schrift aus dem Zusammenbruch von 1918 »Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution«. Denn sie suchte nach der damals allein möglichen Geistesgegenwart aus dem Doppelschmerz unserer Widerlegung und unserer Niederlage. Die Mannsen aber, von Erich Ludendorff bis zu Mathilde, mit ihrem: »Immer wieder Krieg« und die Weibischen mit ihrem »Nie wieder Krieg« haben in ihrer seelischen Impotenz diese Hochzeit nicht vollziehen können. Hitlers Unzulänglichkeit wurde daher das schreckliche Zeichen eines Zeitalters ohne Geistesgegenwart. Beide, die Geistesstolzen und die seelisch Wunden verschanzten sich hinter der bloßen Unzulänglichkeit. Und so wurde der Weltkrieg nochmals durchexerziert. »Angetreten«, »das Ganze halt« hieß es. Mit einer für Carlchen Miesnick so tröstlichen Wiederholbarkeit des Lebens wären wir in der Tat alle Geistesgegenwart los. In der Schule und auf dem Exerzierplatz wird alles wiederholbar, vom Examen schreiben bis zum Griffekloppen. Von 1933 bis 1945 wurde nachexerziert und »geschulungslagert«. Jene bescheidene Geistesgegenwart, die von der Entdeckung Amerikas durch Columbus und der Emanzipation Rußlands durch Lenin Notiz genommen hätte, galt für überflüssig. Hitler hat Amerika am 8. Dezember 1941 den Krieg erklärt und er hat Rußland bis zum Ural erobern wollen. Er lebte nämlich in dem kleinen Europa aus Mercators

Projektion vom Jahre 1555. Sein Hirn aus Braunau am Inn entsprach dem Reiche Karls V., vor der Entstehung von Preußen und Österreich-Ungarn, ein rejeton ohne jede Geistesgegenwart, unzugänglich der aus vier Jahrhunderten entstandenen Welt, bot er sich allen denen als Christophorus an, die in den Fluten des nationalen Unglücks zu ertrinken fürchteten. So hat es keine Geistesgegenwart in Deutschland damals geben sollen. Wer sie zeigte, wie der Kreisauer Kreis, wurde hingerichtet. Unzugänglich sollten Geist und Seele bleiben. Der Selbstmord ist das Kennzeichen der Unzugänglichkeit. Deshalb erkennt das christliche Menschenalter den Selbstmord nicht an. Denn aus der Welt, der unzugänglichen, tritt seit Ostern das zugängliche Menschengeschlecht Stunde um Stunde geistesgegenwärtiger heraus. Der schlechteste Charakterzug des Fachmanns und des Berufsmenschen, seine Unzugänglichkeit, hat sich des Wilderers aus Braunau bedient, um die Geistesgegenwart zu leugnen, das Gewissen im Gegensatz zum Wissen, die seelische Erfahrung des Novembers 1918 im Gegensatz zu den Begriffsträumen, die Wirtschaft des Globus im Gegensatz zur Ökonomie der einzelnen Nation oder Klitsche.

Eine jede Rasse der Denker – Physiker, Psychologen, Historiker, Juristen – ohne Geistesgegenwart verfällt dem Sog des Selbstmordes. Die Sprache aber verfehlt ihren Zweck, wenn Geistesgegenwart von ihr nicht proklamiert wird. Das Kerygma, die Proklamation, der Sinn der Sprache ist nämlich die Erschaffung von Geistesgegenwart. Und das wiederum ist nur ein anderer Ausdruck für Friedenschließen. Wo wir nicht den Frieden schließen, da bricht der Krieg aus.

Im Ersten Teil ist dem Leser die englische Schrift von 1675 vorgestellt worden, in der mit noch heut unübersetzbarem Wort »God's Conversableness« gerühmt wird. Das Wort hat Oliver Cromwells Kaplan gegen die Systeme der deutschen Akademiker und der deutschen Fürstenstaaten geschrieben. Denn die fachmännische altkluge Prägung des Berufsmenschen, die Ratio der systematischen Bildung sollte mit dieser Umgänglichkeit

Gottes bekämpft werden. Die Räte der Fürsten sollten dem gesunden Menschenverstand zugänglich bleiben. Kühn hat John Howe zur Überwindung des geistlosen Fachmenschen die »Reason«, den Geist in zwei Ströme zerspalten. Er schrieb: »Die umfassende Form von ›Reason‹ ist ihre Doppelgestalt als Umgänglichkeit Gottes und als Berechenbarkeit seiner rationalen Welt.« Untrennbar gleichzeitig, und doch trennbar im Stil sollen wir auf Gott hören und die Welt verstehen, der Philosoph so gut wie der Physiker (»Immanuel, Du wirst doch nicht!«; »Das spezifische Gewicht von H_2O ist 1«). Solange sie gleichzeitig vernehmbar bleiben, gerinnen die Denker nicht zu einer Rasse. Denn solange entartet ihr Denken nicht zur Besessenheit. Sie bleiben plastisch, und jeden Augenblick kann ein Anruf ihres Gewissens sie aus ihrem Wissen herausreißen und umschaffen. Die Aufdröselung der in uns allen verkörperten Sohnschaft in Rassen der Denker oder in Rassen ihrer Opfer wird dann unmöglich. Das heute erst noch geschaffen werden behält den Vorrang vor dem schon immer so gewesen sein. Es hat ungeheuere Folgen, wenn den Denkern diese Geistesgegenwart abhanden kommt. Denn dann gilt nicht die Gegenwart, sondern der Historismus. Die Wirkungen eines Konzentrationslagers von 1936 erschienen statt dessen den Erbbiologen, Medizinern, Psychologen, die Gutachten über diese Wirkungen abgeben, als »anlagebedingt«. Der Leser wolle im letzten Kapitel dieses Teiles »Angewandte Seelenkunde« sich gütig davon überzeugen, was passiert, wenn aus »Psychologie« »Seelenkunde« gemacht wird. Die Opfer der Tierquäler brauchen dann nicht entschädigt zu werden. Ihr Schaden ist eben »anlagebedingt«, statt hervorgerufen durch die Verbrecher. »Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig« steht über der Gutachtenpraxis der deutschen Mediziner zu den Opfern der SS. Wie könnte es anders sein, wo die Ratio der Denker die Menschen als Objekte naturwissenschaftlich behandelt, statt auf sie als Mitmenschen zu hören? Hand und Ohr sind uns nicht zum selben Ende verliehen. Der behandelnde Arzt und der vernünftige Arzt sind zwei Naturen;

Menschliches lehrt die Hand, Göttliches das Ohr. Deshalb muß Gott in jedem Augenblick Mensch werden. Und das heißt bei John Howe »God's Conversableness«. Wird Gott nicht Mensch, dann glauben die Fachleute nicht mehr, daß wir Menschen Ereignisse sind. Wir halten unsere Mitmenschen alsbald für Objekte, für Gegenstände unseres Verstandes. Die Zeit wird zur vierten Dimension des Raumes der Physik, die Dinge erscheinen als anlagebedingt. Wie aber ist es, wenn dieser selbe Gutachter berufen werden will? dann zappelt er wie der Fisch am Köder an der ihm verheißungsvoll winkenden Zukunft. Derselbe Gutachter, der dem Opfer als »anlagebedingt« die Entschädigung abspricht, verspricht hoch und teuer, wenn er nur berufen werde, die in ihn gesetzten Erwartungen zu erfüllen, ja zu überbieten. Mit anderen Worten, da, wo der Gutachter lebt, da wird er unter dem Anruf zum geistesgegenwärtigen Geschöpf. Wie jedes Gottesgeschöpf ist jedes Ding ein fortwährendes Ereignis, ein von Gott eingesetztes Wort, also auch unaufhörlich umschaffbar, umstimmbar, den »Erbanlagen« zum Trotz. Und der Gutachter nimmt dies Vermögen für sich selber unbedingt in Anspruch! Weshalb wäre also das Opfer der Haft nicht auch ein Ereignis statt eines anlagebedingten Dinges? Die Wortbildung »anlagebedingt« ist doch reiner Schwindel, weil darin »das Ding« zweimal erscheint, in »Anlage« und in »bedingt«. »Die Rasse« ist ja eben der aus Verdoppelung entstandene Denkfehler der namenlos bleiben wollenden Rationalisten, die das in die Welt von ihrem Verstand hineingedachte verdinglichen.

Der leidende Mensch, mit dem die ihn nur behandelnden Fachleute nicht mitleiden wollen, wird zum Gegenstande. Die Gegenwart aber bleibt unerschaffen. Die Wisser entziehen dem Eingriff Gottes ihr eigenes Wissen und ihre Patienten. Diese wissenschaftliche Welt hat alsdann der Teufel geholt. Sie leugnet dann die Grundlehre des Christentums, kraft der Gott immerfort wieder Mensch werden muß und die Menschen begeistert, denn nur Er ist Geist und wir sind nur Seelen. Die wissenschaftliche Welt aber brüstet sich ihres eigenen Geistes ohne Seele.

So wird sie zu Rassen von Fachleuchten, wird selber zu »Welt«. Und als bloße Welt leugnet sie jenes großartige Duett des bis heut ins Deutsche unübersetzten Wortes, dank dessen die englische Gentry im siebzehnten Jahrhundert sich dem Hochmute der Geheimräte und Vollakademiker entzogen hat:
»The comprehensive form of reason is its conversibleness with God and with His rational universe.«
Als ich 1930 als Leiter eines Archivs für Angewandtes Recht bei den englichen Juristen nach den Grundsätzen fragte, die in den Wirtschaftsstreitigkeiten den Entscheidungen zugrunde liege, da antworteten sie: Jeder Fall liege anders und es werde daher nur von Fall zu Fall entschieden. Und als ich selber auf dem Wege nach Oxford, wo ich dozieren sollte, in London einen Arzt aufsuchte, damit er mir meine heftigen Schmerzen stille, da untersuchte er mich, erkundigte sich nach meinem Beruf und schloß: »Sie haben Schmerzen. Aber dafür müßte ich Sie längere Zeit behandeln. Nun sollten aber weder Offiziere noch Professoren je länger als 14 Tage in ärztlicher Behandlung sein; denn sie müssen selbstvergessen leben. Haben Sie lieber Ihre Schmerzen und fahren Sie nach Oxford.« Das war ein großer Arzt; denn er wußte viel und glaubte viel.

2. Das heilende Trilemma

Die vorstehende Untersuchung darüber, wie es zu den Rassen der Denker im heutigen Wissenschaftsbetrieb gekommen ist, steht nicht allein. Erich Heller hat dies Münden des faustischen Menschen in eine »Rasse von Zauberlehrlingen« gleichzeitig beschrieben[1]. Mir aber liegt ob, nun auch meine eigene Redeweise vor das Gericht unserer neuen Einsicht zu ziehen. Denn ich bin mit dem Satz über den britischen Arzt am Schluß des Kapitels der selben Sünde bloß, die ich den Fachleuten vorhalte. Ich muß

[1] »Merkur«, 1963, Nr. 1

mich jetzt selber zum Objekt meiner Verurteilung machen. Habe ich doch mit dem typisch idealistischen Satz geendet: »Er wußte viel und er glaubte viel.«

So wie der Satz da steht, gehört er selber in die von mir aufgedeckte fehlerhafte Denkwelt der letzten 800 Jahre. Denn Seele und Geist, Nennen und Sprechen, sind da zu unheiligem Brei gemischt. Den Satz hätte ich auch gleich nach dem Abitur bloß aus meinem Schulranzen hinschreiben können, also bevor wir die drei Geschosse: Namen – Worte – Zahlen neu errichtet haben. Namen stehen über meinem Scheitel. Worte stehen mir vor Augen. Zahlen kommen mir zur Hand.

Der Satz: »Er wußte viel und er glaubte viel« hat hingegen etwas Einschläferndes wie alle bloß gleichgültigen und formularmäßigen Sätze. Solche Duale entspringen einer bequemen Selbstberauschung mit der eigenen zweigliedrigen Logik oder Ratio. Denn wo ein Verstand, eine Ratio sich nicht bewußt einer namentlichen Gewalt, einer göttlichen Macht unterstellt und nicht ehrlich im Namen dieser Macht zu anderen der selben Macht gehorchenden Glaubensgenossen spricht, wo er also namenlos bloß in Worten denkt, da sinken seine Worte zu bloßen Begriffen herunter, die seine eigene ratio hochmütig selber definiert, und da fällt er selber zur Zahl hinunter. Man kann dann solche Idiotien lesen: »X nenne ich willkürlich dies und dies«, oder »Mit y meine ich im folgenden den Nabel des Buddah«. Man endet dann bei Hegels Definitionen wie die berühmten der »partiellen Negation des relativen Umsichseins der Kausalität des absoluten An- und Fürsichseins« für »das zerrissene Muttergotteshemde«. Wo wir unsere eigenen Worte frech definieren, sinken sie aus ihrem mündlichen Gruppenwert zwischen den Namen zu unseren Häupten und den Zahlen zu unseren Füßen zu meinem bloßen Handwerkszeug hinunter; Begriffe flüchten aus der Sprache. Echtes Sprechen geschieht nämlich ohne Willkür; wer unwillkürlich schreibt oder spricht, den drängt es, etwas Notwendiges Wort werden zu lassen. Die Wahrheit ist unwillkürlich. Definieren hingegen ist das freie

Unternehmen entweder der privaten Willkür oder aber der anerkannten gesetzgeberischen Autorität. Einer meiner Studenten z. B. schrieb den unüberbietbaren Satz: »Das, was ich willkürlich Gott nenne...« So sehr ich die Rechtsbegriffe des Gesetzgebers ehre, so gleichgültig sind mir die Definitionen der Nationalökonomen, Soziologen, Ethiker und Psychologen. Sie stehen, wie v. Gottl das genannt hat, unter dem Götzendienst ihrer eigenen Begriffe. Diese Pseudogesetzgeber mögen definieren, soviel sie wollen. Sie haben nicht die Autorität von Gesetzgebern – und gerade ihrer Pseudoautoritäten bin ich vielleicht selber aufgesessen, als ich schrieb: »Er wußte viel und er glaubte viel.« Ich habe nämlich damit das bekannte logische Schema von Glauben und Wissen aufgegriffen. Wer aber »Die Rasse der Denker« verstanden hat, der wird einer solchen Alternative kein Vertrauen mehr schenken. Denn in diesem Dilemma »er wußte viel und er glaubte viel« wird die Macht, in deren Namen die Spaltung in Wissen und Glauben stattfindet, nicht angerufen. Ist es die Medizin, ist es die Nächstenliebe, ist es die Gleichgültigkeit, ist es das kirchliche Credo, oder ist es der gesunde Menschenverstand, ist es der Weltgeist oder ist es die menschliche Seele, ist es das Fach des Arztes, denen hier das Wissen zugeschrieben wird? Bequeme, herrlich gewünschte Unklarheit wattiert also meinen Satz »Er wußte viel und er glaubte viel«. Es sind Wieselworte wie »Der philosophische Glaube«, wertlos. Die erste Satzhälfte sagt zuviel, die zweite aber zuwenig, um sich über eine wertlose Plattheit zu erheben. Das sei zunächst aufgewiesen: »Er wußte viel« scheint das ganze Wissen meines Gegenübers zu umgreifen, also auch seine Weisheit, seine Lebenserfahrung, kurz auch vieles, was andere Sprecher unter des Arztes Glauben subsumieren würden. Klar würde der Satz, wenn ich z. B. schriebe »Er wußte viel Medizin«. Die ganze Heilkunde war ihm vertraut. Redete ich so von ihm, dann würde ich sein Wissen ehren. Beim Arzt gehört sein Wissen zu seiner fachmännischen Person. Wie eine Insel des Wissens schwämme dann des Mediziners Wissen auf dem Ozean der Wirklichkeit;

so verändern sich durch den schlichten Zusatz »Er wußte viel Medizin« die Konturen seines Wissens selber. Denn das medizinische Wissen gibt sich deutlich immer nur als ein Teilstück in der Bekleidung eines ganzen Menschen. Die Einschränkung: »Er wußte viel Medizin« spricht ebenso bescheiden wie entschieden dem Wissen nur eine maßvolle Rolle in der Bestimmung meines Doktorfreundes zu. Es wird Raum für viele andere Qualitäten. Im Gegenschlag muß die Redensart: »Er glaubte viel« erweitert werden, nicht um sie einzuengen wie beim Wissen mit Hilfe des Zusatzes: »Er wußte viel Medizin«. Nein, der fehlende Zusatz zu »Er glaubte viel« müßte sozusagen die umgekehrte Eigenschaft haben, er müßte seinen Glauben aus einer toten Redensart zum Range einer wirkenden Lebensmacht erheben. Dazu muß der Leser einen Augenblick die Geduld haben, sich den bodenlosen Verschleiß des Wörtleins »glauben» einzugestehn. Niemand, so behaupte ich, von mir und allen meinen Zeitgenossen oder Lesern, einschließlich aller Friedhofsbeamten übermittelt einen deutlichen Sinn, wenn er sagt: »Er glaubte viel«. Ehe Leser und Schreiber sich hierüber nicht vereinigt haben, ist die Nutzanwendung aus »Den Rassen der Denker« nicht gezogen. Ich durfte deshalb nicht rührselig schreiben: »Er glaubte viel«, weil dieser Satz höchstens noch in Poesiealben für Backfische angetroffen werden sollte. Denn da braucht etwas nur gut zu klingen oder zu tönen, auch wenn es leer läuft.

Weder die Kirchen noch die Laien wissen heut zu sagen, was Glaube sei, wenn diese bloße Vokabel für sich steht.

Das sei zuerst nachgewiesen. Ich will dazu mit einem Sprachgebiet anheben, das genau halbwegs zwischen Liturgie und Umgangssprache sich ausbreitet, mit dem Gebiet des Rechts. Die Sprache des Rechts ist immer abgewandertes Sprachgut, abgewandert aus der Sprache des Gottesdienstes in weltliche Sprache. Andererseits ist die Sprache des Rechts immer noch eine Stufe höher, feierlicher, förmlicher als die Umgangssprache des Geschwätzes und bloßer Unterhaltung. Was sagt also die Rechtssprache vom Glauben? Nun, sie erklärt uns, weshalb seit minde-

stens einem Jahrhundert mit dem Worte »Glauben« allein nichts mehr anzufangen sei. Vor gerade einhundert Jahren – 1863 – erschien nämlich eine »rechtsgeschichtliche Untersuchung« von Ernst Zimmermann, einem hohen Richter, genannt »Der Glaubenseid«. Als ich das Buch entdeckte, wähnte ich, hier sei der Schwur auf die Hostie oder auf die Bibel, sei die Vereidigung auf das religiöse Credo geschichtlich behandelt. Als ich aber das Buch las, da wurden mir die Augen für die Schwäche des »Glaubens« schon 1863 geöffnet. Der »Glaubenseid« nämlich sei der Eid, den jemand schwört, der nicht sicher weiß! Der Glaubenseid ist ein Eid zweiten Ranges: »Ich weiß es zwar nicht, aber ich glaube es immerhin . . .«

Heut lassen Theologen und Psychologen diese juristische Seite des Wörtchens »Glaube« ganz beiseite sehr zu ihrem Schaden. Gemeiner Sprachgebrauch und Theologie werden von der Rechtssprache allenthalben durchsäuert, wie die Worte Gericht, Urteil, Wahrspruch, Untersuchung, Klage, Schuld ohne weiteres belegen. Die ganze Philosophie seit Kant ist leer geworden, weil sie nur noch verkappte Theologie war, hingegen die Sprache des Rechts und der gerechten Gemeinschaft ausstieß. Der Glaubenseid, den einer vor Gericht schwören muß, obwohl er etwas nicht weiß, stellt uns in des Lebens Drang; da muß auch ein demütiges »ich glaube« oder »ich glaube nicht« seine Wirkung vor Gericht tun. Wer darauf achtet, der wird nicht dem Irrtum verfallen, das Risiko des Satzes »er glaubte viel« zu unterschätzen. Weder ist es eine private Redensart noch eine sakrale Formel. Mein Glaube wird vom Gericht für einen sozialen Einsatz gehalten, der mich festnagelt, so sehr festnagelt, daß mir dafür ein Eid auferlegt wird. Damit hat der Glaube ebensoviel Abstand von meiner privaten Meinung wie von meinem amtlichen Befehlsbereich; trotzdem übt er ein Mitbestimmungsrecht aus, das den Cartesianern und den Thomisten unverständlich bleiben muß, da sie ja nur Denker und Gedachtes kennen, aber von der Mitwirkung vieler geistiger Glieder in der Sprache nichts verstehn. Die juristische Welt der Glaubenseide sollte uns helfen,

die Krisis des Wortes »Glauben« ernst zu nehmen. Wir kamen zu dem kuriosen widerspruchsvollen Ergebnis, es gelte »glauben« heute für ein zweitrangiges Meinen gegenüber dem Wissen; aber sogar in diesem inferioren Range habe es etwas Wichtiges zum geistigen Leben beizutragen. Seine Aussage habe Macht. Aber die Macht dieser »Fides«, dieses Glaubens sei bescheiden.

Indessen die Kirche wähnt, ihr Wort »fides« stehe dem Wissen noch mit gleichem Rang gegenüber. Und nirgends erwähnt sie, wo und wie die Gesellschaft der Menschen sich, sei es auf Wissen, sei es auf Glauben einläßt und verläßt. Heut muß daher das, was der Londoner Arzt mir geschenkt hat, Glauben, ohne jede Einmischung klerikaler, theologischer, philosophischer Formulare neu bestimmt werden. Dazu gebe ich ausdrücklich das faule Begriffspaar »Glauben und Wissen« preis. Er ist ein alter Ladenhüter, übrig aus vergangener Zeit, eben aus tausend Jahren dialektischer, antithetischer, logischer Alternativen. Wie »Glauben und Wissen« nichtssagend geworden sind, so sind es auch Leib und Seele, Subjekt und Objekt, Mensch und Welt, Führer und Masse, Geist und Körper.

Diese und unzählige andere solche Begriffsgegensätze gehören der Sprache der Bildung an; dies Bildungsdeutsch aber ist eher Schrift als Sprache. Die Bücher und Schulbücher, in denen Glauben und Wissen« spuken, sind enge Filter, in denen viele Züge der mündlichen Rede ausgeklammert, ausgesiebt und zurückgelassen werden. Das »logische Denken«, das Vielgerühmte, zeichnet die Schriftsprache der Bücher aus. In den Satzspiegel eines Buches treten keineswegs alle Züge lebendiger Rede hinüber. Und an der Erkrankung der Paare Glaube und Wissen, Einzelner und Volk, Wort und Gedanke usw. usw., kann gelernt werden, daß die Rassen der Denker aus der Schriftsprache stammen und mithin reduziert oder verarmt in logischen Antithesen denken. Entgegenkommend will ich die Kluft zwischen Schriftsprache und Buchbildung einerseits und reiner Mündlichkeit andererseits dahin bestimmen: in der Bildungssprache fehlt

das Triviale. Es wird also die Gebildeten schwerlich viel Überwindung kosten, wenn ihnen doch nur der Verzicht auf das Triviale nachgesagt wird. Das Wichtigste scheint ihren Denkprozessen ja zugestanden zu werden. Und wichtig wollen sie ihre Gedanken nehmen. Ich meinerseits begnüge mich gern mit der Rolle des Trivialen für mich und die noch Mündlichen.

Die These das Trilemma lautet nämlich: Es ist allein das Triviale, das dreigestalte Wissen, das uns dem erstorbenen Bildungstotenacker und Begriffsfriedhof des Aquinaten und des Descartes, des Plato und des Hegel, des Aristoteles und des Kant entreißen kann. Ohne den Zutritt des Trivialen werden heut die Rassen der Denker zu einer Gefahr für den Frieden. Nach dem trivialen Laien wird sich der Fachmann richten müssen, um sein gewissenloses Wissen durch des Laien unwissendes Gewissen aufzuwiegen.

Ich möchte dies Unfruchtbarwerden des gelehrten Jargons zusammenrücken mit der Erfahrung der letzten 60 Jahre in Sachen Weltrevolution und Weltkriegen. Denn das Herumspielen der Rasse der Denker mit allen Objekten unter der Sonne: Mensch, Volk, Wasser, Luft, Feuer wird im Weltalter der Bombe zur Torheit. Man *kann* an die Stelle der Seele das Denken dieses Knaben, dieses ewigen Primaners Descartes[1] setzen. Flugzeuge und Elektronenhirne, Atombomben und Wasserstoffbomben entsteigen den so rational verarmten, entseelten Fachgruppen von Spezialisten. Aber herrschen dürfen diese Fachgruppen der Physiker, Mathematiker, Buchhalter, Statistiker durchaus nicht. Knabenhafte Könner sind sie. Und wie der Krieg eine zu ernste Sache ist, um ihn den Generälen zu überlassen, so ist die lebende Erde ein zu liebes Geschöpf, um sie den Geschaftlhubern der Technik preiszugeben.

Mein englischer Arzt legte seine Technik beiseite, als er mich für ein Geschöpf erklärte, dem die Ehre zustehe, seine Schmerzen zu ertragen. Diese Trivialität wird in keinem Lehrbuch eines

[1] Ausführlich dazu meine »Übermacht der Räume«, 1956, (= Soziologie I).

Faches erwähnt. Und doch weist sie auf das wichtigste Trilemma für jeden Fachmann hin. Er *kann* nämlich immer mehr ausrichten als er ausrichten *darf*. Nur *der* Fachmann, der das, was er kann, auch wieder aufzugeben weiß, darf praktizieren! Denn die dialektische Logik seines Fachwissens schreit nach dem sie ergänzenden Dialekt, den das triviale Gewissen spricht. Das Dilemma des Fachmannes ist vom Dialekt seiner Wissenschaft geprägt. Aber das Trilemma eines Arztes, Lehrers, Feldherrn, Politikers wird erst im Zusammenstoß zweier Dialekte entfaltet: Der Dialekt des Könners ist die Fachsprache. Den Dialekt des Dürfers spricht in uns jener für trivial gehaltene arme Teufel ohne Abiturientenexamen. Dieser arme Teufel hat sich nie auf die blanken Antithesen »Glauben und Wissen« eingelassen. Er hat nämlich den toten Raum bloßer Begriffe deshalb nie betreten dürfen, weil er ein zeitliches Wesen geblieben ist, ein vorübergehender zu dieser bestimmten Stunde nur ein einziges Mal lebender Laie. Der spätere verheißungsvolle Fortschritt des Wissens bis in die fernste Ewigkeit ist ihm deshalb nichts nütze: Heut muß es sein getan, nicht dereinst. Ich will diesem trivialen Laien mit Hilfe des Wortes »Trilemma« zu Hilfe eilen. Wie wenn überall da ein »Dreiweg« sich auftäte, wo der Zeitpunkt die entscheidende Rolle spielt? Mag sein, daß wir logisch die Paare Glauben und Wissen, Kirche und Staat, Arbeit und Muße, Genie und Masse, Führer und Volk blankputzen können. Aber diese Logik versagt, wenn wir bescheiden fragen: Wann muß ich glauben? Wann muß ich wissen? Wann gehe ich zum Fachmann? Wann bin ich freies Volk? Wann bin ich führerhörig? Wann stößt die reine Logik auf meine unreine Existenz? Das Triviale ist der vorübergehende Augenblick, der flüchtige, in dem ich niesen muß, der einzige, der mein ist, obwohl ich gerade in ihm niese. Wehe dir, wenn du ihn als trivial behandelst und immer weiter nachdenkst, bis dein einziger Augenblick vorüber ist. Was du mit der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück. Das Wort »Trilemma«, übrigens ein uralter Ausdruck in der Logik, sei hier eingesetzt, um dem Trivialen eine Art Stolz oder

Standesbewußtsein einzuflößen und um es im Kreis der Fachsprachen als satisfaktionsfähig hinzustellen. Logisiert mag hier das Triviale Trilemma heißen.

Dem trivialen Trilemma also wende ich mich jetzt zu. Dem Quadrivium der freien Künste der »artes liberales« sind die Physik und die Mathematik entstiegen, die uns zu ihrem Objekt ausdörren und sich in ihr eigenes Schwert der Ratio stürzen. Das Trivium, das mit dem Quadrivium die sieben freien Künste bildete, enthält »nur« Grammatik, Logik und Rhetorik. Wie, wenn sich das Verhältnis heut umdrehen soll? Wenn das Quadrivium heut so banal wird wie ein Kühlschrank? Dann wird die Grammatik womöglich uns zu Rutengängern des Lebenswassers ausbilden müssen.

Im Bereich der Zahlen geht es ohne Dialekte ab. Da gibt es nur das Dilemma: Was ist falsch? Was ist richtig? Die Zahlenvernunft ruft in all ihren Verehrern dieselben Exempel hervor.

Aber wo wir Worte miteinander wechseln, da darf niemand dem anderen zum Munde reden. Während der eine Mathematiker und der andere Mathematiker dasselbe an die Tafel schreiben sollen, darf ein Kind nie so reden wie ein Alter, ein Patient nicht so reden wie ein Arzt. Wehe dem Lehrer, dessen Primaner ihre Aufsätze so abfassen, daß ihr Lehrer sie geschrieben haben könnte. Das wäre dann *sein* Aufsatz und sie hätten ihren eigenen Aufsatz noch gar nicht geschrieben. Worte, anders als Zahlen, eignen erst dem, der in ein und derselben Sprache, die er mit Millionen teilt, trotzdem anders spricht wie alle anderen, weil er einen eigenen Namen trägt. In einer und derselben Sprache aber beileibe nicht mit den selben Worten muß jeder von uns die Wahrheit sagen. Es bleiben nämlich in jedem, der die Ehre hat zu sprechen, seine Worte leibhaftig seine. Sie, die Worte, genau wie der eigene Name, eignen ihm und dieser Einwurzelung in eines Menschen leibhaftige Existenz verdankt das Wort seinen erlauchten Rang über den Ziffern; Ziffern können niemandes Eigentum sein. Die Zahl ist fungibel. Jedes Wort aber verkörpert Eigenart. Zwar heißt es mit Recht, daß sogar eine Statistik

aus Zahlen nur von dem wirklich verstanden werde, der sie selber verfaßt habe. Aber das erweist eben den Rang der Worte. Denn ehe der Statistiker seine Worte zu Zahlen abstrahierte, eigneten ihm eben die Worte, welche diesen allen offenstehenden Zahlen allein Sinn geben. Wer also seine Statistik lesen will, muß erst seine Sprache sprechen lernen.

Bei meiner Untersuchung der trinitarischen Glaubensformel des Credo von 325 im 1. Bande des »Alters der Kirche« habe ich auch alte Rechtsformeln herangezogen, um zu zeigen, daß unsere Vorfahren einen Lebensvorgang dramatisierten, während wir toten Seelen mit den Riesenköpfen einen Denkvorgang logisieren. Die fünf Akte eines Dramas bilden nicht die logischen Absätze eines »Syllogismus«. Vielmehr bilden sie die beredten Gegensätze verschieden sprechender Personen. Syllogos heißt alt-griechisch Gespräch, also nicht etwa das, was wir heute eine logische Beweiskette, einen Syllogismus nennen. Der Syllogos eines Dramas hat zwei Eigenschaften, die dem logischen Schluß abgehen. Man vergleiche das Problem der Braut von Messina auf logisch und auf dramatisch.

I. Logisch:

Wer tötet, muß sterben.
Don Cesare hat seinen Bruder getötet.
Also muß Don Cesare sterben.

II. Dramatisch:

Don Manuel redet von seiner Schwester als Schwester.
Don Cesare redet von seiner Schwester wie von seiner Geliebten und wähnt, Manuel sei ein Nebenbuhler. Der tötet seinen Bruder.
Die Mutter appelliert an Don Cesare als Bruder beider, Don Manuels und der Braut.
Don Cesare sagt: »Die Tränen sah ich, die auch mir geflossen;
Befriedigt ist mein Herz, ich folge dir.«, und tötet sich.

Die zwei Glieder, die im logischen Rechenexempel fehlen, sind der Wechsel in der Sprache, bald Sohn bald Liebhaber, bald Bruder werden angeredet. In den Tränen der Mutter verschmilzt der eifersüchtige Liebhaber mit dem Sohne und dem Bruder. *Er*

erweitert seine Identität. Das ist logisch unmöglich und unzulässig. Zweitens: Damit diese verschiedenen Dialekte der wirklichen Lage laut werden können, wird Zeit gebraucht. Wer sich wandeln soll, muß sich Zeit nehmen. Zeit kommt aber nur im Drama, nicht im Syllogismus zur Geltung. Die Braut von Messina ist kein Rechenexempel, denn es werden mehrere Dialekte gesprochen und ein erheblicher Zeitablauf ist ihr wesentlich. Also klafft zwischen Logik und Dramatik dieselbe Kluft wie zwischen Pädagogik und Politik, zwischen Schulzimmer und einer Entscheidung über Krieg und Frieden.

Dies wird heute eine Wahrheit ersten Ranges, weil die gesamte Menschheit zu Verschulten, Gebildeten, zu Voll- oder Teilakademikern objektiviert wird. Bei diesem Bildungsprogramm steht die Sprache auf dem Kopf, weil in ihm die Zahlen für glaubwürdiger gelten als die Worte, die Worte für nützlicher als die Namen, jede Zeitersparnis für besser als das langsame Sich-Bewähren. Nur Namen können eine Bewährungsfrist überspannen und überdauern. Weder Zahlen noch Worte verpflichten über den Augenblick hinaus. Diese Tatsache wird von den Akademikern gehaßt und weggeschwindelt.

Von einer evangelischen Akademie in deutschen Landen flog mir ein Jahresprogramm auf den Tisch: Es gab da nichts, was nicht binnen 12 Monaten behandelt werden sollte: Hölle und Himmel, Industrie und Ackerbau, Krieg und Frieden. Aber vermutlich mit Stolz war jeder einzige Personenname von Adam bis Hitler weggelassen. Wer sprechen werde, wurde klüglich verschwiegen. Worte und Zahlen allein sollten locken. Das sind falsche Köder, eben die falschen Köder einer nur noch examinierten, informierten, zensierten, vollgestopften und nirgends zur Nachfolge berufener Vorgänger aufgerufenen Menschheit. Dies Programm einer evangelischen Akademie ist also reines Heidentum. Denn das Christentum kam nur deshalb in die Welt, um die Scheitelhöhe der Namen, in denen Heil ist oder Unheil, über die Augenhöhe unserer Worte und die Bordschwellen unserer Zahlen für jeden Geschichtstag zu erhöhen. In Gottes

Namen soll alle bloßen Zahlen und Worte der Teufel holen. Wo nämlich Worte und Zahlen allein gelten sollen, da drückt man alsbald auch die Worte auf das Niveau der Zahlen hinunter. Die Worte werden dann nämlich »definiert«. Man schnitzt Begriffe. Der Begriff sucht aus dem Wort das Zahlennächste herauszupressen. Aus den hundert Bedeutungen eines im Gedicht lebenden Wortes quetscht der Begriff eine einzige aus. Eben weil alle Fächer namenlos »Begriffe kloppen«, wie das Militär Griffe, so ist auch das reichhaltige hundertdeutige Wort »Glaube« denaturiert worden. Als Begriff ist es nur noch »Meinung«. Statt alle die Erfahrungen zu decken, in denen wir unsere eigene Erschaffung erfahren, so wie wir es meinen in dem Satze: »Ein Mann – ein Wort«, ist heut der Begriff »Glaube« auf den Glauben an das Tridentinum oder den Katechismus reduziert worden. Die Theologen selber beginnen diesen definierten Glauben kraftlos zu finden, sie flüchten aus der lebendigen Zeit des Glaubens in die toten Räume der Hoffnung. Dabei fehlt das Wort »Hoffnung« in allen vier Evangelien. Während der Gläubige sich im Schmelztiegel Gottes weiß, gilt den klugen Theologen wie Laien die technische Welt als die fertige Welt. Das Gerede von unseren technischen Leistungen betont unausgesetzt unsere eigenen Fertigkeiten. Und Fertigkeiten machen den, der sie hat, allzu fertig; fertig im Urteil, fertig in der sogenannten Weltanschauung, hoffärtig, aber auch fix und fertig für seine Psychotechniker, Statistiker, Rasseforscher. Die Fides hingegen erhält uns vorläufig, harrend, voll des Unbegreiflichen. Wo sie abstirbt, wird statt ihrer das Hoffen, dies angenehme Erwarten der eigenen Wünsche, des uns schon als angenehm Bekannten, seine Triumphe feiern. In einer angeblich fertigen Welt, da kann man freilich höchstens noch hoffen, nämlich auf jene fertigen Bestandteile der Welt, die einem gefallen. Arme Fides! Einst erlaubtest Du Gott, unsere Vorstellungen weit hinter sich und über uns zu lassen. Jetzt hofft jeder, so als ob er wüßte, was hoffenswert sei. Wer glaubt, dem werden seine Hoffnungen unwichtig!

Nein, dem Worte Glauben im Gegensatz zu Wissen fehlt heut die Kraft. Kein klarer Sinn ist ihm abzugewinnen. Das denkende Subjekt, der Fachmann, hat sich zu lange aus Selbstvertrauen dem Vertrauen an einen ihn gerade jetzt umwandelnden, »conversablen« Gott entzogen; er hat den lebendigen Gott eingemottet als Natur, Fatum, Rasse. Nun weiß die Armee der Fachleute im Bann ihrer verengten Zeitvorstellung gar nicht mehr, daß sie weder Gegenwart noch Vergangenheit artikulieren kann, wenn wir nicht in der Zukunft unsere Heimat haben. Die Wissenschaft leugnet und zerstört diese Heimat.

Wer nur hofft und nur begreift, der nährt sich von den Abfallprodukten seiner Gestrigkeit, von seinen Ersparnissen, wenn Ihr das lieber hört. Wer hofft und wer daher bewußt leben will, der ist aus dem Schöpfungsprozeß ausgeschieden. Er steht ihm gegenüber als ein schon festgestellter, bereits gestern fertig gewordener und festgelegter Mensch. Von daher kann er riesige Bauten errichten, aber selber kann er kein Baustein der Schöpfung mehr werden. Er kann den Staat aufwerten oder abwerten. Aber er selber ist entwertet.

Um uns her finden wir lauter Begreifende und lauter Hoffende, also lauter Leute mit Zwangsvorstellungen. Unter ihnen ist es mit der bloßen Enthüllung nicht getan, daß sie zu einer Rasse der Denker entartet sind. Denn eine andere Menschenart erkennen sie nicht an.

Wir müssen sie mit neuen Greifzangen ausrüsten, damit sie statt zu begreifen, das Ergriffenwerden in den Griff bekommen. Da zum Glück jeder unausgesetzt diese triviale Erfahrung macht, müssen wir nichts Neues erfinden, sondern das Triviale wichtig machen. Statt des Dilemmas der Alternative der Logik müssen wir die Trilemmas populär machen, aus denen der lebende Alltag besteht. Das Trilemma ergreift uns jedes Mal, wenn wir das Zusammenleben mit unseren Mitmenschen, diese Trivalität, ernst nehmen.

Deshalb frage ich mich nun trinitarisch oder trivial oder trilemmatisch, wenn das gedankenvoller klingt, wie der Londoner

Doktor sein Dilemma gelöst hat. Dann finde ich, daß er sich auf ein logisches Dilemma nicht erst eingelassen hat, weil ich ihm dauernd in meiner eigenen Art lebendig blieb. Ich hatte die ganze Zeit in seinem Innern etwas zu sagen und mitzureden. Das ist der Grund, weshalb ich meine Floskel »Er wußte viel und er glaubte viel« als eine Floskel verwerfe. Wo der Alchimist noch Einzelheiten sah, zerlegt die moderne Chemie. Nun, auch die Vokabel »glaubte« zersetzt sich wie ein chemischer Körper, wenn ich sie heut wirksam formulieren muß. Sie zerfällt in zwei ganz verschiedene Zeitworte, in das Verbum: jemandem etwas zutrauen, und das ganz andere: jemandem etwas anvertrauen. Im ersten Satz ist der Herr Jemand wichtig; im zweiten Satz muß »etwas« gerettet werden. Unsere zweite Satzhälfte muß also verdoppelt oder verdreifacht werden: Er, der Doktor, traut mir eine Sinnesänderung zu. Und »Etwas« Entscheidendes wird ihm und mir zusammen anvertraut. Beiden von uns wird etwas befohlen, was zum ersten Male geschehen soll. Dazu muß er aufhören, Arzt zu sein, und ich höre auf, Patient zu sein!

Daß es wie zum erstenmal zu geschehen hat, erweist sich an den zwei Schranken, die entgegenstehen. Dem Doktor droht der Verlust seines legitimen Einkommens. Der Akt ist also unvorteilhaft; und der Arzt ist der Dumme, wenn er sich auf ihn einläßt. Mir aber bleibt der Wunsch unerfüllt, der mich zu ihm geführt hat, die Schmerzen loszuwerden. Die Lage ist also absurd. Weder seine Aussicht, Geld zu verdienen, noch die meine, schmerzfrei von dannen zu gehen, sollen erfüllt werden. Was in aller Welt haben wir aber dann überhaupt miteinander zu schaffen? Auf der Ebene von Geld und leiblichem Schmerz haben wir uns verfehlt und wären daher besser nie bekannt geworden. Aber selbst der größte Skeptiker wird spüren, daß er dieses Wörtlein »besser nie« nicht gebrauchen darf. Was nämlich geschehen ist, beruht gerade auf dem Fehlschlag der beiden Erwartungen: Hie Honorar, hie Schmerzfreiheit. Mithin wird der Fehlschlag zum Trittbrett des Erfolgs. Er schlägt in einen Sinn um, den einzig mein vergeblicher Besuch hat herbeiführen kön-

nen. Daß ein Doktor sein Honorar verhindert und ein Kranker seine Schmerzen behält, ist verrückt. Aber beide Dummheiten, seine und meine kombiniert, erschaffen eine neue vorher nicht dagewesene Qualität. Die Eigenart seines und meines Lebens hat sich verändert. Beiden wohnt etwas inne, was vorher nicht da war. Wer glaubt, will die Schaffung noch nie dagewesener Eigenschaften zulassen. Dieser Arzt hat mich, einen Patienten, in seinen Gehilfen umgewandelt, so, wie Gott dem Adam die Eva zur Gehilfin gegeben hat. Mein Mannesstolz fühlt sich nicht beleidigt, wenn ich mir diese weibliche Rolle meiner Seele als des Arztes Gehilfin eingestehe. Das Buch Genesis hat die sinnliche Anziehung der Geschlechter überboten durch ihre Körperschaftsbildung als eines Helferpaares. Für meinen leiblichen Schmerz hätte ein Wald- und Wiesenarzt genügt, wie eine Dirne für Adam. Aber jenseits der Lust beginnt erst Ehe. Jenseits der Schmerzen begann mein Teamwork mit dem Doktor. Leibliche Lust und leiblicher Schmerz schaffen Bedürfnisse. Mag die Technik immer mehr dieser Bedürfnisse befriedigen, so ist doch die Bedürfnisbefriedigung eine Schraube ohne Ende. Weshalb? Bedürfnisbefriedigung ist etwas Dürftiges, weil sie süchtig macht. Die sachliche Leistung, mit der ein Bedürfnis befriedigt wird, ist bezahlbar, berechenbar, eine Quantität. Nun kommt keiner Quantität, auch nicht einer Billion Dollar, die Qualität zu, Frieden zu stiften. Mein Doktor wußte, daß er zwar mein Bedürfnis befriedigen könne, aber daß mir das keinen Frieden verschafft hätte. Denn worauf es ankam, das war die Hervorrufung einer neuen in mir bis dahin fehlenden Qualität. Und die ist nie mit Gold aufzuwiegen. Sie ist wie alle Beseelung nur gratis zu haben. Bezahlung für Qualität nehmen, heißt im Kirchenrecht Simonie. Indem wir den Glauben als die Schaffensbedingung des nächsten Friedens oder des Weitergehens der Schöpfung anerkennen, wird er notgedrungen zu einer Wahrheit in dreierlei Gestalt. Denn die Schöpfung hat einen Schöpfer, der hervortritt, wenn er ins Leben ruft, sie hat viele dienstbare Dinge und Geschöpfe, die auf Beschäftigung warten und die wir die Welt oder

die Dinge oder das Sachliche nennen. Schließlich aber und vor allem ändert sie die Sozialordnung in jedem Schaffensakt an jedem Schöpfungstag. Denn Gott spricht uns immer in der Einzahl an: O Mensch! Auch in der Sprechstunde standen Arzt und Patient als ein homo sapiens insipiens vor ihrem Schöpfer. Unter seinem Blick mußten sich entweder Arzt und Patient so verhärten, daß sie sein Angebot verpaßten und nach Schema F verfuhren, oder aber sie mußten sich entschließen, eine vorher noch nie dagewesene Arbeitsgemeinschaft einzugehen, hinter der Arzt und Patient verschwanden. Der Singular der Anrede: Es ist dir gesagt, o Mensch, ist immer der Anruf, der eine Umgruppierung erzwingen soll. Patient und Arzt: Routineleistungen werden ausgetauscht. Gläubiger Mensch und sein Gehilfe: sie verkörpern eine neue Solidarität für einen neuen Zweck.

Das Urwort ergeht also immer trinitarisch: Aus dem uns zu Hörern umschaffenden Schöpfer, dem Gott, der uns sprechen macht, stammt es. In eine neue Gruppierung gliedert es den hörenden »Adam«; denn unter der Wucht des Anrufs: »Es wird dir zugerufen, o Mensch«, entscheidet sichs, wer zu der Gruppe hinübertritt, die den Zuruf auf sich bezieht.

Indem so eine unvorhergesehene Gruppe hervorgerufen wird, wird ein bisher für unmöglich gehaltener Friedensakt, ein neues Weltgeschehen verwirklichbar. Die Welt der Dinge wird aufs neue regierbar, weil die Erschaffung der Welt in ihre nächste Stunde eingetreten ist.

Damit das verschlissene Wort Glauben neu leuchte, will ich es noch einmal übersetzen: wir leben nicht in einer notwendigen Welt, sondern in einer notwendbaren Welt. Glauben schüttelt die Todesworte Natur, Schicksal, Gesetz ab. Die sind für den Unglauben notwendig. Aber weil Gott uns alle zusammen mit »O Mensch« anredet, so läßt sich nie voraussehen, wer heut zum Zuge kommen muß, um seinen Sohn zu verkörpern. Da wo trotz der fachlichen Arbeitstrennung in freiem Gliedertausch gehorcht wird, wendet sich eine Not. Glaube an den Schöpfer von Neuem aus einem bisherigen Nichts, Glaube an unsere Glied-

werdung in der Zusammengehörigkeit aus einer bisherigen bloßen Menge und Glaube an die Erschaffung des nächsten Weltdinges in diesem Augenblicke. In diese drei Richtungen reicht der dramatische Glaube, der jedem Menschen seinen Dialekt und dem Zeitablauf Macht gewährt. Wo diese drei Glaubensweisen zusammenwirken, da ist es eine nüchterne Erfahrung, daß Welterschaffung weitergeht. Aber für dies Trilemma wird die Floskel »Er glaubte« künftig nicht ausreichen. Wem es ernst ist, der wird wohl oder übel drei Sätze bilden müssen. Diesen Preis – wie im Munde der Engel über Bethlehem[1] – wird das dritte Jahrtausend für das Drama anlegen müssen, weil das zweite Jahrtausend einem sterilen Logismus ohne Zeitgewährung verfallen ist. Zahlt das dritte Jahrtausend diesen Preis nicht, besinnt es sich nicht auf Nicaea, bekennt es sich nicht zur zeitenschaffenden, Menschen gliedernden Trinität, dann ist es zu Ende noch bevor es angefangen hat. Es zerstört dann sich selber.

[1] Oben S. 627.

DAS VERSIEGEN DER WISSENSCHAFTEN UND DER URSPRUNG DER SPRACHE

I.

Die geistige Tätigkeit der europäischen Menschheit stockt. Ob die schottischen Arbeiter Home rule für Schottland proklamieren, ob die Völkischen Wodan restaurieren, ob die Franzosen das linke Rheinufer reklamieren – überall wird geistig rückwärts gelebt[1].

Das engere Gebiet der Wissenschaft ist noch offenbarer einer Vertrocknung und Verödung ausgesetzt – etwa dem Zustande am Ende des 18. Jahrhunderts vor dem Aufbruch der Romantik vergleichbar. Man nehme die letzten Werke dreier Koryphäen der Altertumswissenschaft – einer Wissenschaft, die doch immer ihre besondere beispielhafte Bedeutung hat – von Eduard Schwartz den Thukydides, von Wilamowitz den Plato, von Eduard Meyer die Entstehung des Christentums – welch ein

---

[1] In der geistigen Bewegung der Gegenwart fällt auf, daß die Mobilisierung des Geistes nach zwei Richtungen hin versucht wird: einmal zum Abbau des alten Weltbildes, der von verschiedenen Gebieten her in Angriff genommen ist und stetig sich vollzieht, zugleich aber machen sich Bestrebungen geltend, durch neue Organisation des Wissens und der Bildung die lange Entfremdung von Volk und Geist zu überbrücken und unmittelbar ins Leben hineinzuwirken. In der vorliegenden sehr bemerkenswerten Abhandlung sehen wir einen solchen doppelten Versuch von der positiv religiösen Seite her, neue Wissenschaft praktisch zu machen. *Der Herausgeber*

(Efraim Frisch) im Neuen Merkur, Juli 1925, Band 8, Nr. 10

Absichtlich habe ich ein 1960 geschriebenes Kapitel zum Versiegen der Wissenschaften durch diesen Essay ersetzt, damit es klar werde, daß unser Werk einer Zeitebene von mindestens einem halben Jahrhundert angehört.

Rückfall in Barbarei. Oder man nehme die letzten soziologischen Systeme – welcher Mangel an Sachen, Tatsachen, Bildern, Anschauungen gegenüber der Kraft eines Mohl, Riehl, Lorenz v. Stein! Man blättre in den letzten Darstellungen der deutschen Geschichte: Haller, Schäfer (Wilhelm und Dietrich) oder Below – welche Farblosigkeit; nur in Substantiven wird uns die Geschichte in die Ohren gehämmert und um die Ohren geschlagen. Sie ist nicht Geschehen, Strom, Leben, sondern Stück für Stück wird sie hervorgezerrt, etwas Starr-Unbegreifliches, Sinnlos-Verunglücktes. Ohne Seele ist sie nicht einmal tragisch. In der »an sich« lebennächsten Wissenschaft, der Nationalökonomie, ist die Ebbe oft besprochen.

Der Eindruck des Versiegens vollendet sich angesichts der Selbstbiographien, die jetzt gesammelt nach Fächern erscheinen. Denn er wird durch die Reflexion darüber, daß man keine Biographie im geistigen Sinn hat, noch unterstrichen. Man hat es dort gleichsam schwarz auf weiß und aus der Wissenschaft eigenem Munde. Zeiten solchen Versiegens des geistigen Stroms hat es schon vielfach gegeben. Gern klagt man dann die einzelnen Geistesgebiete an, die Dichter oder Denker oder Politiker. Man hat nie etwas damit gebessert. Sie können nichts dafür. Sie alle leiten den Strom des Geistes nur weiter. Sie sitzen nicht an der Quelle; sie sind bloße Unterlieger, die das Wasser auf ihre Mühlen leiten. Wenn zu wenig Wasser herabkommt, stehen ihre Mühlen still oder haben nicht den nötigen Druck, um echtes Korn zu mahlen. Man kann beklagen, daß die Mühlen dann nicht stille gelegt werden, sondern die Müller erst recht eifrig den Schein aufrechterhalten, daß mehr als das Klappern der Räder zu ihrem Handwerk gehöre. Aber daß man gerade jetzt die Wissenschaft übergründet mit lauter neuen Fächern, ist doch eine verzeihliche Schwäche. Jedermann hält seinen Betrieb und Apparat auch in Notzeiten gern so lang es nur eben geht in Gang. Die Hauptsorge muß doch sein, weshalb die Bäche versiegen, auf die all unsere Geistesmühlen angewiesen sind.

Das Versiegen der Wissenschaft, des europäischen Geistes, hat

seinen Ursprung eben dort, wo auch die Kraft und die Fruchtbarkeit von Wissenschaft und Geist entspringt.

Das allgemein zugestandene Versiegen bietet Gelegenheit, dorthin an die verödete Ursprungsstelle gefahrlos vorzudringen. Wenn etwas ausgeht, versiegt und versagt, wird man ja hellhörig und hellsichtig.

Um des Versiegens der Wissenschaft willen fragen wir nach dem Ursprung des Geistes, nach dem Ursprung der Sprachquelle, der unser Leben durchwässert, ohne den wir verschmachten. Wir werden dabei von einigen großen Erscheinungen ausgehen, die das Versiegen anzeigen und symptomatisch verkörpern.

Als Darwins Entstehung der Arten ins Deutsche übersetzt werden sollte, machte die Wahl des deutschen Titels Schwierigkeiten. Das englische Wort »origine« schien besser mit Ursprung als mit Entstehung übersetzt zu werden, wie man ja auch Taines »Origines de la France contemporaine« mit »Ursprünge des modernen Frankreich« übersetzt hat. Daß man bei Darwins Buch sich dann für das geruhige, dem Wort Entwicklung näher anliegende »Entstehung« entschieden hat, das war zugleich Mittel und Anzeichen dafür, welch gewaltige Bedeutung das Buch für uns gewinnen würde, viel größere als in England. Bei uns nämlich geriet es nun ohne weiteres in den Strom der allgemeinen Entwicklungsmanie hinein, von der das theoretisch geschichtlichste aller Jahrhunderte, das neunzehnte, ergriffen war. Darwins »Entstehungsgeschichte« trat neben viele ähnliche; dazu gesellten sich dann die beliebten »Grundlagen« aller Art, vor allem »des neunzehnten Jahrhunderts«, sie alle als Verfechter des Entwicklungsgedankens. Damit schien der Automat des allmählichen Fortschritts der Weltgeschichte gesichert.

Das Wort *»Ursprung«* verschließt sich solcher Weltbetrachtung. Es setzt einen plötzlichen Eintritt, einen Sprung, voraus. Wir denken dabei heute wohl am liebsten an das Aufspringen einer Quelle, also an ein Ereignis, bei dem es zunächst offen bleiben kann, wer eigentlich der Träger des Vollbringens ist, ob die Quelle selbst, oder ein anderes Ding, oder eine höhere Gewalt.

Aber das mächtige Überraschen eines plötzlichen und einmal aufspringenden Quells gibt der Frage nach dem Ursprung einen kräftigeren, geheimnisbereiteren Charakter. Und so hat man die Frage nach der »Entstehung« des über die Menschheit ausgegossenen Sprachstromes meist in die Form nach dem *Ursprung* der Sprache gekleidet, weil man die Wichtigkeit dieser Frage fühlte. Ist die Sprache von Gott in einer Art Magie dem Menschengeschlecht eines Tages in die Wiege gelegt worden, oder hat das schlaue Tier, der Mensch, sich die Sprache als Verständigungsmittel ersonnen? Das war die Preisfrage, in die sich die Menschen des 18. Jahrhunderts gern vertieften. Bekannt ist Herders Bearbeitung dieser Aufgabe geworden. Beide Parteien, die Schöpfungstheorie und die Erfindungstheorie, stimmten in einem Punkte überein: die vormals »ursprünglich« Ereignis gewordene Sprache, ob nun ausgedacht oder eingesenkt, sei ein für allemal da. In ihr sei alles gleicher Art, gleich sprach- und geistvoll. Es gab danach also zwar höhere und niedere, poetische und prosaische, natürliche und gekünstelte Sprache; aber das waren doch alles nur Gradunterschiede der einen Sprache. Der Leib des geistigen Lebens schien beiden Parteien so unabnutzbar und brauchbar wie irgendein Mechanismus. Während der Leib des körperlichen Daseins uns Menschen auf Schritt und Tritt vor die unangenehme Entscheidung stellt, ob er mit der oder jener Erscheinung am Leben oder am Sterben sei, schien der Sprachleib unverwüstlich. Weder die Sprache als Gottesgabe noch die Sprache als Werkzeug schien etwas anderes als eine *ein für allemal* gegebene und wirksame Apparatur des Geisteslebens.

Wir, in der Epoche des Dadaismus, des Lallens der Poesie, des Spezialismus, des völlig ungenießbar gewordenen Nebeneinanders von 1001 Fachsprachen in den Wissenschaften, und schließlich des babylonischen Sprachenstreits von 2002 kleinen und kleinsten Nationen treten an die Frage nach dem Ursprung der Sprache mit ganz anderer Besorgnis heran. Es scheint uns, daß da, wo die Sprache entsprang, auch der Grund zu ihrem Verfall gelegt worden sein müsse. Neben dem Ursprung, im Ur-

sprung muß auch der Keim zu einem Zersprung gelegen haben. Was springt, kann auch zu kurz springen; was aufspringt, kann auch niederfallen. Die Frage nach dem Ursprung der Sprache muß also die Kraft und das Versagen, die Herrlichkeit und die Jämmerlichkeit der Sprache, beides in Betracht ziehen; das ist aber ein Zwiespalt, den die bisherige Sprachphilosophie und ihr parallel die Zweige der Geisteswissenschaft noch niemals ernst genommen haben.

Wenn Krankheit und Tod über die Sprache Gewalt haben, dann ist mit der Auffassung des 18. Jahrhunderts nichts anzufangen, nach der es nur auf den ersten und einmaligen Ursprung der Sprache ankommt. Sondern dann kommt es darauf an, daß der zweifellos nur *einmal* im Vollsinn geschehene Ursprung *auch immer wieder* entspringen kann innerhalb des Sprachverfalls der Zeit. Ein Stückchen echten Ursprungs muß wie die Geburt im leiblichen Stammbaum das Sprachsterben jeweils wettmachen können. Denn die Auffassung, nach der die einmal entsprungene Sprache von Jahrtausend zu Jahrtausend aufgebraucht wird, ist gerade so töricht phantastisch, wie der Optimismus, der den Sprachstrom immer zunehmen und anschwellen läßt. An den Anfang die Vollkommenheit, an das Ende die Ausgezehrtheit zu setzen; oder an den Anfang die Urzelle, an das Ende den Sprachorganismus, das sind beides gleich wertlose Spielereien gegenüber den Tatsachen des Sterbens und Wiederkehrens, die uns umgeben. Diesen Tatsachen müssen wir ins Auge sehen, wollen wir den Blick für den fernen Ursprung schärfen.

Auf drei Gebieten trat uns heute das Versagen der Sprachkräfte entgegen: in der Politik durch den Nationalitätenhader, in der Wissenschaft durch die vielen Hunderte von Einzelwissenschaften, an denen allein seit dem Kriege schätzungsweise über hundert neu entstanden sein wollen, in der Poesie durch das Lallen der Lyriker, den Film der Dramatiker, den Keilschriftenstil der Expressionisten. Die Erkenntnis der Kräfte und der Grenzen, die der bestimmenden Sprache der Politik: der Befehlssprache der Gesetzgebung – die der Sprache der Tatsachen: der Prosa –,

und die der Sprache der Gefühle: der Poesie, innewohnen, ist daher unserem Geschlecht zur Lebensfrage geworden. Aber sie alle sind und bleiben eben nur Teile des Ganzen, und, so mächtig sie alle sich heute entfaltet haben, arme Drittelsfragmente der einen Sprache. Sie stehen in Arbeitsteilung zueinander. Miteinander schaffen sie täglich und verarbeiten sie täglich den Sprachstoff. Aber wo Arbeitsteilung ist, da ist auch schon die Gefahr der Einseitigkeit, der Sünde der Selbstsucht, die leblos macht. Das Wesen des Ganzen vermögen wir also weder am Imperativ des Rechtsgebots, noch am Indikativ des wissenschaftlichen Berichts, noch am Konjunktiv des lyrischen Gedichts zu erkennen.

II.

Wo ist die Kraft und wo ist der Maßstab für das Ganze, wo ist der Urquell, aus dem die verschiedenen Ströme sich abzweigen? Die gewöhnliche Lehre sagt: im Denken, im »Geiste«. Alles Sprechen sei Verkleidung, Einkleidung von Gedanken. Erst denke man, dann spreche man, heißt es. (Obwohl jeder Mensch weiß, daß er selbst es genau umgekehrt macht, dort wo er sich wirklich auftut.) Doch bleiben wir einmal bei diesem Grundsatz stehen. Auch er bedeutet mehr, als es scheint. Jedes Wort kleidet einen Ausdruck unseres Wesens ein. So wie jeder Mensch leiblich bekleidet ist von zahlreichen Gewändern, so sind die Worte die Kleider des Geistes, nie der Geist selber. Wenn wir mit einem unauffällig angezogenen Menschen zusammen sind, so sind wir an dies sein Bekleidetsein und an unser eigenes Bekleidetsein so gewöhnt, daß wir ruhig erzählen: ich habe heute Herrn Müller *gesehen*. Natürlich haben wir ihn nicht oder nur zum kleinsten Teile erblickt. Gesehen haben wir fast nur seine Kleider. Ihn aber haben wir durch seine Kleider hindurch wahr-genommen, d. h. für wahr und wirklich angenommen.

So glauben wir den lebendigen Geist zu »begreifen«, wenn wir eines anderen Worte und Sätze vernehmen; wir hören in der Tat

aber nur Worte, nur Gewänder, nur Kleider des Geistes, durch die er hindurchschimmert.

Wir Menschen sind einander zugänglich nur durch die Sprache. In uns einzelnen aber sondert sich eine Gedankenwelt heraus. Wie verhalten sich Gedanken und Sprache zueinander? Was ergibt sich aus ihrem Verhältnis für die Wahrheit menschlicher Worte überhaupt?

Alles Sprechen geschieht in Bildern, in Gleichnissen, und je mehr wir uns von seinem Bildwerk befreien möchten, um »rein« zu denken, desto unausweichlicher verfallen wir ihm. »Begreifen«, »denken«, »Satz«, »Glaube«, in jedem dieser Worte ist ein Bild abgelagert. Nie sind daher zwei Menschen sicher, daß sie hinter demselben Gleichnis: Gott oder Menschheit oder Welt, dasselbe in ihrem Innern sich denken, sich vorstellen. Ja, das Vorstellen, das Denken sieht sogar bestimmt bei jedem Menschen anders aus; denn es nimmt ja seinen Platz innerhalb eines schicksalsgetrennten Eigenbereiches, innerhalb des individuellen Denkens ein. Nicht zwei Menschen können dasselbe denken. Sie bilden es sich nur ein. Je mehr sie es sich einbilden, desto weiter pflegen sie voneinander entfernt zu sein. Am ehesten verstehen sich noch die Menschen, die eine Ahnung dieses Sachverhaltes haben, die da wissen, daß in Worten »keine Brücke führt von Mensch zu Mensch«, die großen Einsamen.

Nicht dem naiven gläubigen Menschen gilt dieser Nihilismus, wohl aber muß ihn der abstrakte *Denker*, der Philologe, Theologe, Philosoph, kurz das *begriffsgläubige* Individuum, das ja in jedem von uns seit Adam steckt, einmal durchleben. Gegen den Begriff und seine Macht über uns hilft nur radikale Skepsis. Denn der Begriff behauptet ja, an sich, abgesehen vom Hörer und seinem vernehmenden Verständnis, etwas Starres, Verblichenes, »Objektives«, Ding unter Dingen, zu sein. Wie der polytheistische Olymp der Antike aus vielen einzelnen, scharf umrissenen Göttergestalten, so besteht der Begriffshimmel des Denkens aus einer Fülle starrer, einzelner, abgegrenzter (»definierter«) Denkfiguren. Gegenüber diesem Polymythismus der Wissenschaften

gilt es, wie Fritz Mauthner es getan hat, den Begriff als den bloßen Schatten, den Eindruck zu durchschauen, den das lebendige Wort in den Geist des die Worte nachdenkenden Einzelmenschen, des philosophierenden oder rationalisierenden Individuums hineinwirft. Der Begriff, aus Mißtrauen des einzelnen gegen die Worte geboren, muß sich auch unser innigstes Mißtrauen gefallen lassen: Jeder begreift nur seine eigenen Begriffe. Der Begriff ist unvererblich, individuell.

Wir gehen über Mauthner hinaus, wenn wir sagen, der Umstand des Begriffs entsteht um das draußen gehörte oder gelesene Wort, das in den einzelnen eindringt. Dies einzelne Wort, oder genauer der Satz, wird nun im Verstand ausgeschüttet wie ein Sack Frucht beim Müller. Wie die Frucht in der Mühle gemahlen wird, so werden des Satzes Bestandteile ergriffen, bedacht und bezweifelt, zerlegt und geordnet, sie werden Wort für Wort umstanden und bestimmt und definiert und analysiert, sie werden gefüllt mit allem, was ich mir bei ihnen denke, entleert alles dessen, was ich mir nicht bei ihnen denke, bis sie mir zu klaren Begriffen geworden sind. Hernach greift der Mensch, zum Sprechen gezwungen, auf seine Begriffe zurück und versucht sich begreiflich zu machen bei einem anderen. Oft werden Lasten auf der einen Seite eines Fahrstuhls im Erdgeschoß eingeladen und in einem höheren Stockwerk auf der entgegengesetzten Seite ausgeschifft. Ein solches Emporschrauben nun der Worte findet in dem Zwischenraum zwischen Vernehmen auf der einen Seite und Sich-begreiflich-Machen auf der anderen Seite statt. Dies Sublimieren und Destillieren der Worte durch das Begreifen, die der Fahrstuhl des Gehirnes leistet, hat gewißlich Sinn als Zwischenakt, muß aber wie jeder Zwischenakt zum Vorübergehen bestimmt bleiben! Als Denkvorgang von unbegrenzter zeitlicher Erstreckung, als Selbstzweck, wird das Denken sinnlos und wertlos.

Trotzdem neigt der Verstand dazu, sich selbständig zu machen. Er will die Dauer des begrifflichen Schraubengewindes selbst bestimmen, das heißt, dies soll unendlich werden, das Denken

emanizipiert sich aus seiner Mittelstellung. Es will die Worte zeitlebens einkapseln und als Begriffe für sich behalten. Einen Liftboy, der seine Passagiere nicht schnellstens herausläßt aus dem Schacht, würde man bei den Ohren kriegen. So müßte auch beim Verstand verfahren werden. Aber das Gegenteil tritt ein. Gerade die vollkommene Einfachheit des wahren Zwecks aller unserer begrifflichen Erhebung über das Wort hat dem Verstande seinen Abfall erleichtert. Der Zweck des Begriffes ist, um das zu wiederholen, wieder in das lebendig gesprochene Wort zurückverwandelt zu werden. Worte wollen weiter gesagt werden. Wir denken nur deshalb nach über das, was wir hören, damit wir die Verantwortung dafür übernehmen können, es weiterzugeben. Wir klären das trübe Gemisch, das in uns einströmt, damit wir trinkbares Wasser dem Nächsten kredenzen können. Nun hat zwar jedes Ich den Trieb, seinen Verstand zu schärfen, in sich. Dennoch hätte der einzelne Verstand nie dem Rufe des Lebens widerstehen können. Das Denken des einzelnen hätte sich nie als Selbstzweck behaupten können. Aber die Verbindung aller Denkhaftigkeit in allen Denkenden hat hier dem Verstande geholfen. Das vereinigte Denken aller Denkenden schien plötzlich etwas himmelweit vom Einzelverstand Verschiedenes. Dies vermochte sich als solches selbständig zu machen in Gestalt der »Wissenschaft«. Als Wissenschaft, die »jeder« freie Mann betreibt, als »artes liberales«, wurde das Denken anscheinend überindividuell, überlebensgroß. Als »Baum der Erkenntnis« wuchs das Denken erfolgreich aus dem Leben heraus auf eine eigene besondere Ebene der Begriffe ohne Worte. Als Wissenschaft baute sich das Denken den Schacht seiner Begriffsarbeit aus zu dem imponierenden Gebäude der »Schola«, der Akademie. Hier war man nur, weil man dachte, »Cogito ergo sum«. Als Schuleinheit vermochte sich der Schacht des Universitätswissens aufzurecken in unaussprechlich dünne Luftschichten, in wahrhaft schwindelnde Höhen eisiger Lebensferne letzter, sublimster Abstraktion. Also der heidnische, männlich-logische Verstandesmensch, der in uns allen steckt, baut sich in ein riesiges allge-

meines Schulhaus hinein, in dem unberührt vom Wandel der Zeiten seit den ersten Tagen der griechischen Philosophie bis auf den heutigen Tag die Fäden der Begriffe weiter gesponnen worden sind. Das Wesen dieses Denkhauses reiner Vernunft ist es zu allen Zeiten geblieben, daß sich hier der Verstand selbst seine Begriffe setzt, daß sich die Inhalte der Schule von den äußeren »Veranlassungen« zum Denken radikal loszulösen trachten. Die Denkgemeinschaft des rationalisierenden Jünglings, der in uns allen steckt, sie abstrahiert von aller und jeder zeitlichen Bindung. Sie will für eine falschverstandene Ewigkeit denken, will lieber für jetzt auf die Bewährung des Worts verzichten, als nicht: »für immer« denken zu dürfen, sie sieht in der Sprache wie in der Schrift bloßen Stoff! Der Grieche nennt die Sprachlehre Grammatik nach den Buchstaben und Silben, aus denen die Worte geschrieben werden. Grammatik, von geritzten Zeichen genommen, ist ein Name, der den ganzen Sprechmaterialismus des idealistischen Griechentums enthüllt. Ihm wurde der Begriff zur Wirklichkeit, die Sprache aber »Buchstab« im wörtlichen Sinne. Die Trennung von Form und Inhalt, Geist und Ausdruck, Gedanke und Sprache, Begriff und Wort ist der ewige Mord, den alle Philosophie seit Plato begehen muß.

Fast bis heute hat sich dies Schulhaus der Antike, und zwar sowohl in Gestalt der Scholastik wie des Idealismus erhalten. Der junge Mensch, der ungeschichtliche, wurde immer wieder begieriger Student eines schicksallosen, ungeschichtlichen Begreifens. Heute aber wird den Insassen dieses luftigen Turms in ihrer Isolierung unheimlich. Die Würde des Philosophen, der seit der Ehrung Platos durch Dionys von Syrakus, seit der Begegnung Alexanders des Großen mit Diogenes außer Frage stand, wird heute von einer »unverständigen« Welt bedroht. Der Ort der Philosophie im Volksganzen wird von der Masse bezweifelt.

Wir müssen den Weg nüchtern zurückgehen, auf dem der Verstand zu seinen Ansprüchen als Philosophie und Wissenschaft gekommen war. Der Zusammenschluß der Schule hat das Rutenbündel der schwachen einzelnen Intellekte so stark gemacht, daß

sich das Denken des »transzendentalen Ich« dem Leben gegenüberstellen konnte. Wenn nun die Schulgründung auf falschen Voraussetzungen beruht? Wenn der Intellekt in jedem einzelnen so anders lautiert, daß keine Definition, kein Begriff wirklich fungibel, verkehrsfähig ist? Wenn es keine Gedankenmünze gibt? Wenn jeder mit seinen Begriffen allein bleibt? Das 19. Jahrhundert hat ja diesen Vereinsamungsprozeß des Begriffs und des Begreifers in lebendigen Gestalten, in Schopenhauer, Kierkegaard, am erschütterndsten in Nietzsche, uns allen vor Augen gestellt. In diesem Jahrhundert zerfällt der Bund des Denkens, den seit Thales von Milet und seit Parmenides alle Philosophen eingegangen waren. Denkend ist der einzelne konkrete Mensch allein. Es gibt keine reine Gedankenüberlieferung. Die Voraussetzung aller Schulphilosophie vom Verkehr der Denker durch Begriffe ist ein Wahn. Das transzendentale Ich hat sich nie durch Begriffe verständigt, sondern *trotz seiner Begriffe* durch die Liebeskraft der Denkergemeinschaft, die auf Mitteilung drängte. Der Idealismus hat von der Autorität über die Schüler, von der Liebe der Studenten zu ihren Lehrern gelebt, nicht von der Kraft des Denkens. Ohne Kraftabgabe, Kraftmitteilung bleibt das Wort Begriff. Begriffe aber gehören nur dem, der sie denkt, dem Individuum. Gerade der Begriff, den der Philosoph für allgemeingültig hält, gilt nur im einsamen, einzelnen bruderlosen Ich der Philosophie, diesem Ich, das so abgesondert von aller aussprechlichen Welt ist, daß es mit diesem Schaudernamen »das Ich« belegt werden mußte, mit einem Namen, gegen den sich alles Sprachgefühl aufbäumt, und der macht, daß Bauern, Frauen, Kinder, Arbeiter, Dichter ohne dies »Ich« selig werden müssen, weil sie es zeitlebens nie »begreifen« werden.

Zum Gelten des Begriffs gehört vielmehr noch ein zweiter Vorgang hinter dem des Denkens. Um zu gelten, muß der Begriff in den Kraftmitteiler, in das Wort zurückverwandelt werden. Nur das Geld gilt, das im Verkehr genommen wird. So ist ein Risiko bei aller Münzausgabe dabei, das Risiko, ob das Geld auch genommen wird; ob unser Begriff in Gestalt unserer Worte

sich Geltung verschaffen könne, das ist die Frage. Nur dort ist noch eine Sprache. Zwischen Unternehmer und Arbeiter ist zum Beispiel keine Sprache mehr.

Das Zeitalter des Historismus hat die Sprachen für etwas dauernd Vorhandenes angesehen, es hat sie erforscht, von Jakob Grimm bis Wilhelm Wundt hat man die Sprache als ein verbrieftes Eigentum angesehen, statt für ihr Leben zu zittern. Und doch hat schon Hamann, Herders großer Bruder, das Zittern verspürt um das Dasein, das nackte Da-sein und ewige Leben der Sprache überhaupt. Heute begreifen wir seinen gewaltigen Ausspruch, heute, wo die babylonische Sprachenverwirrung Völker, Klassen, Berufe, Geschlechte taub und blind gemacht hat: »Vernunft ist Sprache, Logos. An diesem Markknochen nage ich und werde mich zu Tode darüber nagen. *Wer nicht in die Gebärmutter der Sprache eingeht, welche die Gottesgebärerin der Vernunft ist, ist nicht geschickt zur Geistestaufe einer Kirchen- und Staatsreformation.*«

Menschliches Sprechen bleibt lügenhaft, können wir formulieren, soweit Abstraktes-Gedachtes und Gehörtes-Konkretes in der Aussprache unausgesöhnt, ohne von der ursprünglichen Liebeskraft, die den Sprechenden zum Hörenden trägt, verwandelt zu sein, weitergegeben zu werden pflegt. Der Logos der weltlichen Philosophie ist darum immer – und natürlich auch *nur* darum – objektiv genommen: Lügengeist, weil er bloß einen Teil der Sprachgewalt, den abstrahierenden, auf Gehörtes, Konkretes, anzuwenden beabsichtigt. Konkret und Abstrakt bedürfen des Vorgangs der communicatio als des dritten und sinngebenden Elements im geistigen Prozeß. Der Primat der »Gemeinde« über die Forschung, die Präexistenz des Sprechers vor dem Denker im geistigen Menschen, sind demgegenüber überall in Kraft zu setzen.

III.

Die neue Vorstellung vom Wesen der Sprache kann ganz unmittelbar fruchtbar werden.

Es gibt eine Stelle im Johannes-Evangelium, an der die Einheit der erhabensten Gedankenworte und des einfältigen Gutwettergespräches wunderbar hervorgekehrt wird. Gerade deshalb hat sie dem ganzen philosophischen Jahrhundert Ärgernis gegeben. Es gibt wohl keinen liberalen protestantischen Theologen, dessen Bibelkritik sich nicht an ihr versucht hätte. Denn Philologen und Philosophen müssen sich an ihr ärgern.

In den Abschiedsreden des Herrn an seine Jünger, Johannes Kapitel 14, ist soeben die letzte Wahrheit über ihn selbst den Jüngern eröffnet worden. Dann folgt – (hier von mir gesperrt und in eigene Zeile gestellt) – der inkriminierte Satz, und unmittelbar schließt sich das erhabene Gleichnis vom Weinstock an: *»Und nun sage ich es euch, bevor es geschieht, damit ihr, wenn es geschieht, Glauben habt. Nicht mehr viel werde ich zu euch reden; denn es kommt der Fürst dieser Welt, und an mir hat er kein Recht. Aber die Welt soll erkennen, daß ich den Vater liebe und daß, so wie der Vater mir seinen Befehl gegeben hat, ich handle.*

Steht auf, wir wollen fortgehen.

Ich bin der wahre Weinstock; und mein Vater ist der Gärtner ...«

So spricht niemals ein Philosoph, ein Denker. Die Philologen haben ganz recht, im System der »Theologie« ist für eine solche Wortfolge kein Platz. Aber Johannes ist kein Theologe, sondern er will die Sprache des Menschensohnes aufzeichnen; er ist Evangelist. – Der Menschensohn aber erniedert sich in jedem Augenblick auf die natürliche Ebene des täglichen Lebenswortes. Seine ewigen Worte wachsen nur aus dem alltäglichen Grunde einer irdischen Situation: »Steht auf, wir wollen fortgehen«. Der Geist mündet in die Quelle, aus der er aufsteigt, um derentwillen er selbst geschaffen ist, in die Sprache des Umgangs der

Menschen untereinander. Hier diese Jünger aus Fleisch und Blut, mit Eigennamen und Vatersnamen, sind angeredet. Sie erhalten keine Vorlesung geboten wie im Hörsaal der Schule. Das erhabenste Wort ist ebenso wirklich gesprochen aus der Not des Augenblicks, wie die sozusagen lebenstechnische Aufforderung: »Steht auf, wir wollen fortgehen«. Jesus spricht *Verschiedenes*. Denn er spricht nicht, um »Wahrheiten« zu verkünden, sondern weil die Jünger ihm in *jeder* Hinsicht folgen möchten. Wir können nur sprechen, wo man uns folgen will. Und aus der Bewährung der *einen* Hilfshypothese, die sich ja unmittelbar an dem wirklichen Aufstehen der Jünger bewährt, deren Verständnis die nächste Minute durch ihr Fortgehen evident macht, wächst die Hoffnung, daß auch die *andern* Worte, mögen sie noch so hoch hinaufreichen, mögen sie Jahrtausende statt Minuten zu ihrem vollen Verständnis brauchen, daß auch sie im Grunde des Lebens wurzeln und so einst an ihrem Tage völlig gehört, völlig begriffen werden können. Die Demut der Sprache des wahren Gottessohnes verkörpert sich in diesem plötzlichen Einschub. Es ist kein Einschub des Abschreibers oder später Korruption, es ist der Einschub, den das Leben selbst noch im höchsten Flug der Gedanken braucht, damit der Geist bei Sinnen, damit der Mensch bei sich und in der Welt bleibe. Johannes zeigt an diesem Beispiel, daß sein Herr niemals ein »Lehrer« oder »Denker« war, daß er allzeit auf Erden gewandelt ist in der direkten Rede der Erdenkinder. Jesus hat nichts Abstraktes lehren wollen, keine »Sätze«, sondern er hat uns leben gelehrt, und hier lernen wir die gesunde Art, unsere Vernunft zu gebrauchen. Denn es ist das Schwerste, das gesunde, unstarre Leben des Geistes zu leben.

So ist diese so winzige, so belanglose Stelle und ihr tragikomisches Schicksal bei der liberalen Bibelkritik eine wunderbare Bestätigung zu unserer These, daß die Sprache uns täglich neu schafft und sich täglich neu bewährt. Die Sprache überfällt den ganzen wurzelnden, fühlenden, liebenden, denkenden und schaffenden und aus allen diesen Quellen heraus sprechenden Menschen.

IV.

Wir schwatzen, plappern, reden, soweit wir Kinder sind, aber auch als Gesellschaftswesen, Amtsträger, Funktionäre der sozialen Ordnungen auf unteren abgeleiteten, abgeblaßten Ebenen der Sprache. Dort wechseln wir die abgegriffene Münze der Sprache aus zweiter und dritter und vierter Hand. Dort sind wir gehorsam dem gesetzlichen Leben des Naturguts Sprache. Hingegen wo die Seele vom Geist erweckt, die Hüllen und Fesseln der irdischen Gefängnisse sprengt, wo sie nur Seele, gottgeliebte Seele sein darf, da begeistert sie sich zur vollen Kraft der Ursprache, die jedes Ding beim rechten Namen nennt, die Menschen und Ereignisse tauft und prägt durch das Siegel der bildhaft kräftigen Benennung[1]. Gott will, daß wir die Dinge der Schöpfung nennen, damit wir sie bei ihrem Namen rufen, so wie er Adam bei seinem Namen gerufen hat und uns ruft. Der Mensch als Schaffender, der Liebe mit Liebe vergilt, tritt in sein Recht.

So bricht also dann, wenn die Seele rein und unverhüllt in Gottes Namen und um Gottes Willen aus den irdischen Kleidern der Konvention heraustritt und zu sprechen wagt, der Urquell der Sprache auf, aus der alle Sprachen auf Erden abgeleitet fließen. Diese Erkenntnisse nun bedeuten nicht weniger, als daß nicht nur das philosophische Ich, sondern auch der lyrische Subjektivismus des Künstlers unmöglich wird. Der Kult von Kunst und von Wissenschaft hört auf. Nicht die private Seele eines »genialen« Einzelmenschen glüht auf, wenn in begeisterter Wahrsagung und Liebessprache neue Bilder und Formen Wort werden. Sondern eine Seele kehrt dann zu Gott heim und findet die Sprache wieder, die immer und ewig von ihm in uns angelegt

[1] Alles hier Vorgetragene kann auf eine respektable Genealogie von Hamann über die verschollene Hälfte Herders und Goethes zu J. J. Wagner, Kierkegaard, Nietzsche, Cohen, Rosenzweig, Ebner, zurückblicken. Die herrschenden Schulen aber drehen nach wie vor das Verhältnis um und treiben allenfalls »Sprachpsychologie«.

ist. Es ist immer dasselbe, was er der Seele gebietet. Wir sind nicht Schöpfer der Welt, wir können keine Ameise schaffen. Aber wir sind die Schöpfer der Sprache. Durch den Geistesbund der Sprache werden wir zu Ebenbildern des Schöpfers. »Wir« erschaffen seine Welt zum zweitenmal als ihre Reiniger, Erneuerer, Verwalter. In allen Zungen erklingt immer nur ein Name und die Menschen rufen einander um seinetwillen mit Namen, und um seinetwillen bestimmen sie die Namen der Tiere, Pflanzen und Gegenstände auf der Erde, der Kreatur, die hanget und banget, damit sie durch Vermittlung des Menschen in die göttliche Weltordnung zurückfinde[1]. Nur dadurch, daß wir *Zweitschöpfer* sind, empfängt aber auch unser Schaffen seinen Sinn! Die ohne uns geschaffene Welt und das Schaffen von uns Geschöpfen sind also aufeinander angewiesen. Wenn der Geist nicht durch uns hindurchwirkt, fällt Weltnatur und Menschennatur beides ins Nichts. Durch uns hindurch wird die Schöpfung weiter und fertig geschaffen, aber nur dann ist das möglich, wenn Ein Geist sie und uns durchwaltet.

Mit Hilfe dieses Gebots der geistigen Liebe, das in uns gelegt ist, überwinden unsere Seelen täglich die Trägheit, die Verzagtheit und die Scham und Verstocktheit und brechen immer wieder durch in die Kraft, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Wenn wir sprechen, sind wir eben nicht allein oder einzeln, sondern wiederholen nur, was ein für allemal dem Menschengeschlecht als einer Einheit anvertraut ist. Gott spricht mit der einzelnen Seele um so mehr, je mehr sie nur als Blüte am Stamm seiner Menschheit ihm zuhört und antwortet.

---

[1] Vergleiche auch die grandiose Auslegung von Goethes Diwan in dieser Richtung bei Christian Florens Rang »Goethes selige Sehnsucht«. Neue Deutsche Beiträge, 1923.

V.

Der Leser soll sich aber nicht etwa an einen einzigen mystischen Punkt hoch oben im Gebirge, wo der Quell aufspringt, festgebannt glauben. Hier ist nichts Mystisches gemeint. Wir sind Wanderer in allen Höhen und Tiefen des Lebens, auch in der Ebene. Überall begegnet und grüßt uns die Sprache als etwas Alltägliches und Allvertrautes. Wie uns der Geist bei unserem Namen in der Einsamkeit der erhöhten Seele anruft, so entläßt er uns auch in die Sprache des Alltags, in die Geschäfte des Markts, in unser Volk, in unsern Staat, in unsern Beruf. Und nicht umsonst stehen die beiden Gebote untrennbar nebeneinander: Du sollst Gott lieben und deinen Nächsten wie dich selbst. *Der göttliche Ursprung der Sprache muß sich an seinen Früchten erkennen lassen.* Die Sprache darf nicht nur Geheimnis bleiben. Sondern (wie Jakob Grimm es unübertrefflich ausgedrückt hat), die Sprache hat dasselbe Doppelgesetz wie die Liebe: »Die Sprache ist allen bekannt und ein Geheimnis«. Eine Liebe ohne Geheimnis – die schamlose – ist wertlos. Eine Liebe ohne offenes Herauswirken und Wachsen ist kraftlos.

Wir müssen also zurückkehren in die Welt, und hier muß sich bewähren, daß wir die persönliche und vollkommene Sprache vernommen haben, vor deren »Einem geheimen Wort das ganze verkehrte Wesen *fortfliegt*« (Novalis); wir müssen um die Durchsetzung des Urworts in der Welt unter den Menschen kämpfen, auch auf die Gefahr, dabei zu straucheln, und die Worte herabsinken zu lassen ins bloß Technische, bloß Mechanische. Und wir müssen die Opfer der *Selbstbeschränkung* bringen, durch die uns eine solche Bekenntniskraft allein im Leben verbleiben kann. Damit münden wir aber bei dem Anfang unserer Darlegungen wieder ein. Dort hatten wir ja die drei großen Sprachteile des Imperativs, des Indikativs und des Konjunktivs, des Befehlens, Sagens und Singens vorweg ermittelt. Uns fehlte nur die Einheit zwischen Politik, Wissenschaft und Kunst, die jenseits am Ursprung der Sprache sich erneuern muß.

Begreifen wir nun das Schicksal der drei einzelnen Sprachzweige, das sie ereilen muß, wenn sie sich dieser Rangordnung und diesem Zusammenhang widersetzen? Sie verleugnen damit den Maßstab für ihre Kraft und ihre Grenze; sie werfen damit das Joch ab, unter dem alles Zeitliche allein das richtige Schrittempo behält: das Joch der Ewigkeit. Denn die Bedeutung der drei großen Redeweisen und grammatisch-literarischen Formen: der Rechts- und Sittengebote, der Wissenschaften und der Künste wird jetzt im Angesicht der *Ewigkeit* mit einem Schlage sichtbar: Imperativ, Indikativ und Konjunktiv (auch als Optativ zu bezeichnen) drücken ja nichts als unser Verhältnis zu bestimmten Abteilungen der *Zeitlichkeit* aus. Zuerst das Lied, diese Sprache des reinen Gefühls, »So laßt uns denn in vollen Zügen«, »Wenn ich ein Vöglein wär«, »Vivamus, mea Lesbia, atque amemus«, »O daß ich tausend Zungen hätte«, verklärt die Gegenwart, den Schlag unseres Herzens, der uns eben lebendig durchzuckt. Sie besingt das »Heute ist heut«. So schmückt *die Kunst* den wirklichen uns umgebenden Raum. Wir bemerken also: das Gefühl und der Gefühlston verklären den Augenblick.

Der Indikativ trägt die Erzählung, den Bericht, die Geschichte. Großmutter erzählt, Bücher berichten, Inschriften halten vergangene Großtaten fest. Der typische Gelehrte berichtet auf dem Katheder das, was er oder andere beim Lampenlicht überdacht haben, er improvisiert nicht. Er liest auch noch dann vor, nämlich aus seinem eigenen Erinnern, wenn er äußerlich frei spricht. Alle Lehre ist Erzählung von dem Lebendigen außerhalb des Augenblicks der Belehrung. Alle Wissenschaft ist die Totengräberin des Lebens. Aber gerade das ist die Würde des Indikativs der Prosa. Er verhindert die Wiederkehr dessen, was unsterblich ist. Das Leben braucht die ausdrückliche Bestattung durch unser Wort, damit es gereinigt neu erstehen kann. So ist die Wissenschaft der Bericht vom Tode alles Zeitlichen; des Indikativs die Kraft, mit der wir die Vergangenheit bemeistern, indem wir sie eben durch den Indikativ der Erzählung oder der

wissenschaftlichen Feststellung erst endgültig zur Vergangenheit machen. Die Prosa *bewältigt* das Leben.

Und nun die dritte Form, in der wir die Zeit *beschwören* durch die Kraft unserer Rede: die Form des Befehls. »Du sollst nicht töten«. »Ehre Vater und Mutter.« »Mir nach!« Die äußere Form des hier wirksamen Sprachnervs »Imperativ« ist in diesen drei Beispielen verschieden. Und doch sind sie alle einer Art als Gebote, die uns in die Zukunft hineingestalten wollen. Die Sprache des Rechts, der Herrschaft, der Politik ist, um mächtig zu werden über die Dinge und Menschen, ein Versuch, die Zukunft hineinzureißen, ist kategorischer Imperativ. Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart werden von Politik, Wissenschaft und Kunst vergeistigt. Nicht nur die Politik ist »Zeitgeist«. *Auch Wissenschaft und Kunst sind Geister eines der drei ewigen Zeiträume!* Alle drei zusammen vergeistigen die Zeitlichkeit.

Es ist also nicht Zufall, daß diese drei Formen die Grammatik des Verbums beherrschen. Denn sie ordnen auch unser Leben in jeder Sekunde, weil sie den Strom der Zeit, auf dem wir fahren, in seine drei Teile, Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart, auseinanderfalten. Die Vergangenheit bedenken wir (Wissenschaft), die Zukunft bestimmen wir (Gesetzgebung), die Gegenwart verklären wir (Kunst).

Heute haben sich alle diese Mächte verabsolutiert. Keine hört auf die andere; jede muß daher alles können wollen. Der Gelehrte will mit seinen Feststellungen die Zukunft bestimmen, der Künstler will mit seinem Schmuck seine eigene Weltanschauung predigen, der Politiker hat allein den Tag und die zufällig lebende Generation im Auge (er ist der Tageszeitung anheimgefallen), und indem er Gesetze für den Tag macht, hebt er das Wesen des Gesetzes, welches das Ewige für die Zukunft retten will, auf.

Die Krankheit der Sprachen wurzelt also darin, daß sie nicht mehr der Spiegel des Vergänglichen im Lichte des Ewigen zu sein vermögen. Es fehlt der Hintergrund des Geheimnisses, vor dem allein wir Menschen auf der Bühne des Lebens unserer

Tagesreden mächtig werden können. Wo der Sitz der Krankheit ist, da allein kann die Heilung entspringen. Die Menschen wissen heute nicht, was sie reden, »sie sehen nicht, was sie sprechen«. Mit der materialistischen Sprachwissenschaft des abgelaufenen Jahrhunderts halten sie die Sprache für etwas, das man ungestraft als bloßes Werkzeug handhaben kann, ob nun sorglos wie der Mann auf der Bierbank, oder sorgenvoll wie der Oberlehrer im Sprachreinigungsverein. Aber so erfreulich es ist, wenn ich ein Werkzeug poliere, wenn ich Fremdwörter ausmerze und »brauchen« nur mit »zu« verwende, das alles ist noch Sprachmaterialismus; wer die Anknüpfung der Sprachen an den Ruf und die Stimme des Geistes verkennt, für den bleibt die Sprache ein – mehr oder minder kostbares – Gewächs der Erde, ein Strauch, *der von unten nach oben wächst!* Nach dieser Anschauung verzweigt sich die Sprache allerdings, sie erhebt sich zu größeren Feinheiten und Höhen, differenziert sich und treibt als sublimste Blüten, Gebete und Psalmen hervor. Der Baum dieser Sprache wurzelt aber auf dem Erdboden und streckt nur seine feinsten Spitzen in den Himmel. Diesen Wahn hat Mauthner erfolgreich gestört, allerdings mit dieser Auffassung vom Sprachbaum erlosch ihm überhaupt die Kraft, an einen Sprachstammbaum zu glauben.

Wir hingegen dürfen über die Spalte der hundertfünfzig Jahre von Herder bis Mauthner dem Magier Hamann die Hand reichen und der Lehre der Heiligen Schrift: Der Stammbaum der Sprache wächst von oben nach unten, vom Himmel zur Erde.

Die Ursprache besteht also aus des Geistes Befehl an uns und aus unserer Antwort, der Sprache des ihn passiv Empfangenden. Hier bricht die Kraft der Sprache in ihrer Reinheit auf. Hier sind Bild und Gedanken eins, hier überströmen die Worte unmittelbar uns als Träger einer persönlichen Botschaft. Und nur hier ist das so! Nur hier gilt Goethes Wort – aber hier auch ganz –: »Sei das Wort die Braut genannt, Bräutigam der Geist.« Das bräutliche Verhalten der Seele ermöglicht Sprachschöpfung.

Von da aus tritt der Strom der Sprache in ein weniger stürmi-

sches Gefälle: die einmal gesprochenen Worte werden nun als kostbare Geschenke festgehalten und auf Kind und Kindeskind vererbt. Dazu bedarf es der Wissenschaft, der Kinderlehre, die den Schatz systematisch ordnet. Die Logik hat hier ihre gute und nützliche Aufgabe, einen gegebenen Geistesvorrat hinterher zu ordnen. Es bedarf ferner der menschlichen Satzung, die aus dem Schatz das auserwählt, auf das jeder hören muß. Schließlich bedarf es des Spiegelbildes des Geistesworts, der zeitentrückten Dichtkunst; indem diese von sich aus die zu ihrer Stunde aufgebrochenen Geistesworte auf natürliche Weise neu erzeugt. *Indem die Dichter, auch die geistlichen, wie Hölderlin es schön ausgedrückt hat, weltlich sein müssen,* entlasten sie uns arme Sterbliche, die wir es nicht ertragen würden, immer im Brennpunkt der göttlichen Anrede von oben zu verharren. »Am farbigen Abglanz haben wir das Leben.« Die Dichtkunst spiegelt im Diesseits die Majestät des Jenseits. Man braucht nur an Dantes Gedicht zu denken, um zu erkennen, wie hier der Dichter durch die Darstellung des göttlichen Gerichts auch schon seine Schrecken mildert, während die Apokalypse der Bibel im Gegenteil uns erst in diese Schrecken hineinreißen muß, da sie hier nicht Gedicht sondern Wirklichkeiten bedeuten. Die Dichter sind also die *Sekundanten, nicht die Geistesschöpfer selbst!*

Und von da aus erst nähern wir uns der Sprache des Alltags, des Umgangs. Hier werden die kostbarsten Urbilder der Sprache als Kleingeld verschlissen und verbraucht. Das Plauschen und das Schwatzen auf Gassen und Straßen ist unendliche *Wiederholung.* Die Mundart bewahrt daher das *ältere* Sprachgut auf; z. B. der Schweizer spricht heute noch mittelhochdeutsch. Die echte Schriftsprache (Goethe!) ist persönlich, die Volkssprache ist unpersönlich.

Philosophisch gesehen ist die Sprache wie der Turmbau zu Babel, von unten nach oben aus tausend und aber tausend Einzelsprachen der Stämme, Rassen und Nationen zusammengeschichtet. Und eine babylonische Sprachenverwirrung ist die Folge.

Wird aber die Wahrheit der Seele zugrunde gelegt, so hat diese

Verwirrung ein Ende. Vom Himmel auf die Erde reicht die Jakobsleiter der Sprache, und Engel steigen unablässig auf ihr nieder. Sie legen den Menschen Sein Wort ins Herz. Auf halber Höhe aber bleibt das Wort dem Menschen überlassen. Er nun übersetzt es in zahllose einzelne Sprachen, Formen und Typen, in Wissenschaft und Gesetzgebung und Dichtung. Aber die Sprachen der Kunst, Wissenschaft und Gesetzgebung veröden und zerfallen, wenn die Jakobsleiter in die Wolken verschwindet. Der Gegensatz der beiden Bäume, der von unten nach oben, der von oben nach unten wachsenden, ist der ewige Gegensatz zwischen Unglauben und Glauben. Wenn aber der Glaube sich anschickt, Fragen der Sprachgeschichte, der Sprachausbreitung und des Sprachbaues besser denken zu können als der Unglauben, wird die bisher heidnische Wissenschaft der Sprache sich zu ihm als zu dem fruchtbareren Axiom bekehren müssen. So stehen wir heute an einer Zeitenwende der Sprachwissenschaft.

VI.

Wir wollen aber zum Schlusse noch eine Frage streifen, deren Beantwortung dem Leser vielleicht die Zustimmung erleichtern kann. Denn dabei zeigt sich die Fruchtbarkeit dieser Axiome. Wie sind wir denn in das heutige verkehrte Sprachwesen hineingeraten? Wie kommt es, daß wir, und nun doch als Kinder der Welt von Goethe belehrt, erst heute als weltlich-wissenschaftliche Wahrheit wiederentdecken, was die Lehre der Kirche von jeher war? Weshalb hat man den Vorrang des Sprechens vor dem Denken, des Namens vor dem Begriff so lange übersehen können? Es ist dies nicht einfach böser Wille, Verstocktheit oder Eitelkeit des Gedankens gewesen, sondern hatte dort, von wo es herkommt, seine begreifliche und notwendige Ursache.

Die sogenannte christliche Welt ist ja bis heute nur zum kleinsten Teil mit christlichem Erbe gespeist. Zwei Drittel ihres Geistes stammen aus Hellas und Rom; Kunst, Recht und Wissenschaft, also gerade die große Dreiheit der weltlich-diesseitigen

Sprach- und Geisteskultur sind unsere Schuld an die heidnische *Antike!* Und der Antike hatte nun ein Mißbrauch, eine Volkskrankheit den Anlaß gegeben, daß der Gedanke gegen das Wort, der Begriff gegen den Namen auf den Thron gesetzt worden sind. Wir müssen uns, um das zu begreifen, einen Augenblick in die Geburtsstunde der Philosophie, d. h. der Wissenschaft, zurückversetzen, in die Zeiten des Sokrates und Platons nach Athen. Dort war das gesprochene Wort in den Rednerschulen bis zum Ekel entwertet. Der Sophist hatte die ernste Volksrede zur Rhetorik verdorben. Die Sprache, die längst in anderem Lande der zehn Gebote mächtig geworden war, diente der Belügung, dem akustischen Effekt, dem Ohrenkitzel, der pompösen Frisur und Dekoration. Die Kunst war es, die das Volk der Kunst, die Griechen, zu verderben drohte in ihrem Übergriff auf Politik und die Lehre durch Demagogie und Sophistik. Aber nicht nur als Rhetorik, auch als Mythos wuchs die Fülle der Sprachbilder den Griechen buchstäblich über den Kopf. Der unübersehbare Blumengarten der griechischen Mythologie drohte zu den indischen Wucherpflanzungen einer von Myriaden Gestalten bevölkerten Wortwelt auszuarten. Die Überkraft des Worts ohne Bewährung, in Mythos und Rhetorik vereint, war eine schier maßlose, erstickende.

Das führte zu dem mächtigen Rückschlag, den wir in Thukydides und Sokrates verkörpert sehen. Beide kommen aus der Rhetorik und beide überwinden sie. Beide sind aber von ihr eben durch ihren Kampf auch noch abhängig. Thukydides benutzt seine berühmten Reden (Perikles' Leichenrede!), um die Geschichtswissenschaft zu begründen, indem er das Parteiische der Rhetorik beibehält, aber durch Gegenüberstellung unschädlich macht.

Sokrates hingegen (oder Plato) geht dem Kunstbau des rhetorischen Klingklangs unmittelbar zu Leibe; er seziert diese aufgedonnerten Sätze und Stilblüten, er *zerstört den Sprachleib;* um sein unsterbliches Teil, den Geist der Wahrheit, zu retten. (Es ist ein tragikomisches Schicksal, daß dieser Plato heute von dem Kreis der Leibesanbeter für ihresgleichen gehalten wird.) Des-

halb schaut er hinter den Worten die ewigen, aber auch ewig-abstrakten Ideen[1]. Deshalb will er nicht hören, sondern begreifen, nicht seine Sätze hinsetzen, wie der naive Sprecher, sondern die einzelnen Worte dieser Sätze definieren. Platos Haß gegen die Rhetorik hat die Entstehung der Logik und Erkenntnistheorie hervorgetrieben (vgl. auch über das Unwort Grammatik oben S. 664), die »reine«, das heißt die abstrakte, auf Zahl und Maß und Gewicht erpichte Naturwissenschaft. Aus Platos Umwelt stammt unsere Mathematik (s. Eva Sachs, »Die fünf platonischen Körper«, Berlin, 1917). Plato hat auf das Erscheinen jeder neuen mathematischen Schrift mit der gleichen Sehnsucht gewartet, wie Einstein auf die Ergebnisse der englischen Expedition gewartet haben mag. Sie war ihm die Einzeldisziplin, die seine neue Denk- und Geisteslehre erstmals bestätigte! Thukydides und Plato hatten die Wort- und Rede-Verwahrlosung der Polis vor sich und haben daraus die Folgerungen gezogen, indem sie den prostituierten Sprachmantel vollends zerschlissen, und auf eine wortüberlegene zweite Sprache der »reinen« Formen drängten. Wo Zahlen und Kritik hinreichen, dort haben sie die unbefangene Erzählung wirklich vernichtet. In den heutigen Bildern der Naturwissenschaft ist ein eingehendes, sprachfreies Zahlengemälde gewonnen, deren abstrakte Notenschrift allerdings vor dem Todfeind Platos, der Rhetorik, unbedingt geschützt ist. Da ist eine Sprache hinter der Sprache, wie sie damit dann auch freilich nur eine abstrakte Natur hinter der, die der Bauer, das Kind, der Dichter sehen, beschreibt und beschreiben kann. Die Sonne geht auf und unter. Alle Naturwissenschaft kann daran nichts ändern. Aber sie zeigt, daß außerdem die Erde auf die Sonne bezogen werden muß. Wir kommen aus einem Zeitalter, das allein auf Kopernikus und sein sprachwidriges Denken das Leben gründen zu können glaubte.

Aber es gibt ein Leben, das an dieser Entwertung stirbt, für das

---

[1] Im einzelnen behandelt die Tragik des Griechentums meine Schrift »Zurück in das Wagnis der Sprache«, Berlin, 1957.

der Sprachleib der eigene Lebenskörper ist, und dies Leben ist heute durch den Sieg des griechischen Idealismus, der griechischen Zahlen und Kritikwissenschaft mitzerstört: das ist das Leben des *Volkes!* Die Vernunft des einzelnen wird durch begriffliche Schulung geläutert. Der Geist eines Volkes bedarf der mündlichen, vertrauenerweckenden Sprache. Das Erbe der Antike hat uns fast gänzlich um das ständige Hineinströmen der begeisterten Sprache des geistig berufenen Menschen in die Volkssprachen betrogen. Der politische Markt bleibt dem Massenredner, dem politischen Bänkelsänger, seitdem der Einfluß der Griechen den Geist des Propheten mehr und mehr in die Gefilde des »reinen« Denkens abrief und hier zu genialen Gelehrten ausprägte.

Wir haben heute nicht zu viel mündliche Rede (im weitesten Sinne des Wortes) sondern zu wenig. Trotzdem lassen wir all die Hilfstheorien und wissenschaftlichen Doktrinen, mit denen die Griechen des 4. Jahrhunderts ihren Auszug aus der Agora in die Hallen der Akademie begründeten, heute noch die Grundlagen unserer Logik, Erkenntnistheorie, Philosophie, ja Psychologie und Wissenschaftsgliederung bilden! Wo ist die unheidnische Sprach- oder Rechts- oder Natur- oder Geschichtswissenschaft? Sie alle haben ihre Grund-Sätze aus platonischer oder aristotelischer, aus sprachfeindlicher griechischer Logik. Wir stehen aber heute unter dem entgegengesetzten Stern als die Griechen. Unsere Not weist uns vom Begriff der Schule zum lebendigen Wort, vom gelehrten Bücherwurm zum glaubwürdigen Sprecher, von der Viel-Wissenschaft des Zufällig-Vergänglichen zu der Verkündigung des Ewig-Notwendigen. Wir müssen heute umziehen aus der Akademie auf die Agora, so schwer uns das – gedanklich-wissenschaftlich noch mehr als praktisch – fallen mag. Den weltlichen Werktag gilt es zu heiligen, durch echte Sprache, nach dem Vorbild der Kirche, die uns die Sprache des ewigen Sonntag vorgesprochen hat. Wir aber brauchen weltliche Volksordnung.

Seit hundert Jahren kämpft Europa diesen Kampf um die Heim-

kehr des verstiegenen weltlichen Geisteslebens in die durch seine Überhebung entseelten Völker. Daß wir nicht übertreiben, mag zum Schluß ein großes Beispiel zeigen, das wir dem Nachdenken unserer Leser herzlich empfehlen. Wenn einer, so hat Goethe das Singen und Sagen der Deutschen um 1800 ausgedrückt, verkörpert, zusammengefaßt. Aber es ist ihm das nicht anders gelungen als in der Form des »Dichters und Denkers«. »Populär«, ein Mann des Volkes ist er, der Kenner der Höhen und Tiefen, bis heute nicht, so wenig, daß er sich mit der Volkheit statt mit seinem Volke im Alter getrösten mußte. Aber er hat gewußt, was diese Trennung von Genius und Volk kostet. Dieser selbe Goethe nämlich, der vor hundert Jahren im Untergang des Heiligen Römischen Reiches den Gehalt des in diesem Reich gesetzlich gebundenen Volkstums im Gefäß seiner Person aufbewahrt hat, berichtet in seiner Lebensgeschichte am Ende des zweiten Teils: *»Schreiben ist ein Mißbrauch der Sprache, still für sich lesen ein trauriges Surrogat der Rede. Der Mensch wirkt alles, was er vermag, auf den Menschen durch seine Persönlichkeit, die Jugend am stärksten auf die Jugend, und hier entspringen auch die reinsten Wirkungen. Diese sind es, welche die Welt beleben und weder moralisch noch physisch aussterben lassen. Mir war von meinem Vater eine gewisse lebhafte Redseligkeit angeerbt; von meiner Mutter die Gabe, alles, was die Einbildungskraft hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig darzustellen, bekannte Märchen aufzufrischen, andere zu erfinden und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden . . . Mich begleiten jene beiden elterlichen Gaben durchs ganze Leben, mit einer dritten verbunden: mit dem Bedürfnis, mich figürlich und gleichnisweise auszudrücken. In Rücksicht dieser Eigenschaften, welche der so einsichtige als geistreiche Doktor Gall, nach seiner Lehre, an mir anerkannte, beteuerte derselbe, ich sei eigentlich zum Volksredner geboren. Über diese Eröffnung erschrak ich nicht wenig: denn hätte sie wirklich Grund, so wäre, da sich bei meiner Nation nichts zu reden fand, alles übrige, was ich vornehmen konnte, leider ein verfehlter Beruf gewesen.«*

Der lebende, achtzigjährige Olympier, der sich als Sprachkoloß in seinem Haus am Frauenplan als der Nibelungenhort des deutschen Sprachgeistes fühlen konnte, hat die Tragik dieses Zustandes längst nicht so stark betont, wie wir Nachlebenden es können und müssen. Goethe, der Dichter und Denker, verlangt heute unsere Nachfolge hinein in das große Sprachhaus Gottes. Die Welt muß freilich immerdar Welt bleiben. Aber ihre Wissenschaft, ihre Politik, ihre Kunst wird die Geheimnisse der sprachgeistigen Prozesse von dort lernen müssen, wo sie bis heute verwahrt und verwaltet werden, im Leben der Kirche. Auch der Volkskörper muß heute aus dem Geist wiedergeboren werden.

Zwischen Skepsis und Mystik taumelt unsere Zeit. Derselbe Mensch ist oft beides in einem. Der Skeptiker spricht: ich glaube nichts. Und eben deshalb wirft er sich dem Gegenpart, dem reinen Gefühl, in die Arme und sinkt mystisch vor allem und jedem in die Knie. *Wir sollen aber weder Gott noch der Vernunft abschwören.* Rationalismus und Mystik sind beide des Teufels. Damit allein bleiben wir dem Ursprung der Sprache treu. Dessen Geheimnis aber ist dies: der Ursprung der Sprache ist im Himmel; ihr Weg aber führt nach unten unter die Menschen, die sie aufnehmen müssen in ihre Herzen und Glieder. Wo aber das Wort nicht mit dem Herzen aufgenommen wird – und diese Verstockung tritt meistens sehr bald ein –, da wird die Sprache bloß als Gehirninstrument mißverstanden und entartet dann zu bloßem Stoff, der dem Gesetz der Schwere unterliegt.

Wir hatten eingangs gesagt, der Ursprung der Sprache müsse notwendig mit ihrem Verfall zusammenhängen. Hier ist also dieser Zusammenhang: Das Wort, das nur dem Gehirn, nicht aber dem Herzen einverleibt wird, das *ohne die Person* (siehe oben die Goetheworte!) zu uns kommt, wird damit seiner Ursprungskraft beraubt und fällt nun unter das gemeine Schicksal alles Irdischen: unter die Sterblichkeit; Mißbrauch, Entstellung, Irrtum, Verwerfung sind die Folge. Am Gefäß also, in das der Sprachstrom hineingerät, entscheidet sich sein Geschick. Daher rührt es, daß die Sprache die Wahrheit offenbart und trotzdem

unausgesetzt mißverstanden wird, daß Goethe eine Dornenhecke von Schriften um seine mündliche Natur anlegen muß, daß die Kirche wie ein Fels im Meer die Worte des Glaubens hüten muß. Die Sprache ist nicht schuld daran, sondern wir Menschen, die wir so oft vorziehen, nur das Schaltwerk der Gedanken statt des Glockenspiels des Herzens im Hören und Sprechen mitwirken zu lassen.

Die Wissenschaft, bisher am stolzesten darauf, daß in ihr »ohne die Person« objektiv gedacht wird, findet nirgends mehr ein gläubiges Volk, aus dem ihr Klänge des Herzens zur Verarbeitung im Hirn zuströmen. Die Laien sind alle verwissenschaftlicht und verphilosophiert. Sie haben ihren eigenen Geistesmut, ihre Ursprünglichkeit an den zentralisierten geistigen Apparat von Wissenschaften, Künsten und Presse verloren. Die Weiber vermännern, die Praxis ist theoretisch verblödet. So muß der Geist »naiv«, der Philosoph mütterlich werden!

Die Wissenschaft selbst muß darum heute persönlich werden! Das Versiegen des Geistesstroms, das die gelehrten Mühlen hohl klappern läßt, zwingt die Wissenschaft, den Quellzufluß jetzt – zum erstenmal in der Geschichte des Geistes – selbst zu betreuen: den Quell der Ursprünglichkeit und Uroffenbarung. Wenn das Leben abgeleitet ist, muß das Wissen ursprünglich werden. Nietzsches fröhliche, tapfere Wissenschaft ist das richtig geahnte Programm eines Alters-Zeitraums der Völker, in denen die Wissenschaft ihnen den lebendigen Odem einblasen muß, der von ihnen gewichen ist.

Das ist wirklich Umwertung aller Werte. Die Wissenschaft muß gläubig, empfangend, bräutlich werden, um den Bräutigam Geist zu empfangen. Sie, das Hindernis des Glaubens an das schöpferische Leben, wird nun zu seinem Eckstein. In diesem Augenblick, wo die Theologen vor dem Rationalismus und Agnostizismus kapituliert haben, werden wir Weltkinder gläubig. Uns treibt aber dazu nicht unser privates Seelenheil, sondern unsere berufliche Pflicht: Die wiedergeborene Wissenschaft soll ins Volk hinein mehr und besseres leisten. Sie soll es wiederherstel-

len. Der Ursprung der Sprache liegt heute nicht in Kirchen oder Künsten – er liegt heute in den Feldern der Wissenschaften. Das Denken muß sühnen, was es der Sprache angetan hat, indem es sich selber empfangen lernt, aus aktiv passiv wird. Die Wiedergeburt der Wissenschaft, das ist heute der Ursprung der Sprache.

DIE ZEITWEILIGKEIT DER SPRACHE

Vor zweihundert, ja noch vor einhundert Jahren zerbrachen sich die Meister der Sprache gern die Köpfe über den Ursprung der Sprache. Der Weg, auf dem sie sich diesem geheimnisvollen Ursprung näherten, gab Zeugnis von dem optimistischen Glauben der Aufklärung sowohl wie der Romantik in Sachen der Philologie. Man war idealistisch in seinen Erklärungen.

Denn man fragte nicht nach dem Versiegen, dem Schweigen, der Unfähigkeit zu sprechen. Sondern man erklärte die Sprache als eine zusätzliche Leistung zum natürlichen Leben von uns Menschen.

Der »natürliche« Mensch habe eines Tages die Sprache erfunden. Vorher habe er auch bereits gelebt, nur eben ohne Sprache. Nun aber begann er, wie man so schön zu sagen pflegt, die Dinge zu bezeichnen, und das auszudrücken, was er selbst dachte und denkt. Da »der Mensch« schon da war in den Gedanken der Sprachursprungserklärer, bevor er sprach, so wurde die Sprache sein Mittel, seine Gedanken auszusprechen. Das also galt als der Ursprung der Sprache bei Aristoteles wie bei Thomas von Aquino!

Idealismus, Aufklärung, Romantik vereinigen sich, in der Sprache eine Leistung zu sehen, die in der Natur wurzelt.

Bereits der Marxismus hat richtig erkannt, daß der Schritt in die Wissenschaft erst dann vollzogen wird, wenn die Krise zum Ausgangspunkt der Erklärung gemacht wird. Erst die Krankheit belehrt über die Gesundheit. Erst die Depression über die normale Produktion. Erst der Krieg über den Frieden. Dann erst hören wir auf, von einem willkürlichen egozentrischen Begriff des uns zusagenden Normalen auszugehen und alles das für die Ausnahme zu erklären, was uns nicht paßt. In Amerika z. B.

gilt der Friede als natürlich, der Krieg als unnatürlich. Also haben die Amerikaner die Kunst Frieden zu schließen, weder 1865, noch 1918, noch 1945 geübt. Der Friede war ja da, sobald nicht mehr geschossen wurde, dachte der gemeine Mann; er ließ daher seine Regierung jedesmal im Stich, wenn sie sich zu dem langsamen Weg in den Tatbestand »Frieden« anschickte. Die Präsidenten Andrew Johnson (nach Lincolns Ermordung), Woodrow Wilson und F. D. Roosevelt – sein schneller Tod täuscht heut darüber hinweg – werden im Stich gelassen. Dreimal ist der Friede nicht geschlossen worden. Dadurch wird ein Keil in die Zeitgenossen getrieben, der alles Regieren schier unmöglich macht. Denn nur ein Bruchteil erlebt nun, was allen widerfahren müßte, um Frucht zu tragen. Aber in den Vereinigten Staaten hat zwar jedermann »Die Depression« von 1929 bis 1933 miterlebt, aber nur ein winziger Bruchteil den ersten Weltkrieg. Dazu gehört eine wichtige Erzählung Goethes. Als die Häupter des Adels unter der Guillotine rollten und die Emigranten nach Deutschland in hellen Haufen flüchteten, traf er eine so geflüchtete adlige Französin 1795 auf der Straße in Gotha. Wer beschreibt sein Erstaunen, als sie ihm zurief: »Wahrhaftig, es mag noch in Frankreich zum Bürgerkrieg kommen.« So also sprach die gute Seele mitten im, ja sogar nach dem schrecklichsten Bürgerkrieg! Und Goethe fügt resigniert hinzu: Wenn die Menschen so wenig wissen, was sie am eigenen Leibe erfahren, wie soll man da je mit ihnen über höhere ihnen doch viel entferntere Wahrheiten sich vereinigen? Es wäre schon viel gewonnen, wenn die Masse der Zeitungsleser wüßte, daß sie keineswegs durch das Lesen der Zeitungen bereits echte Genossen im Schicksal und im Denkzwang sind.

Deshalb klingt also Sprechen oft hohl und »verlogen«. Als aber im Berliner Kultusministerium 1922 eine Tafel für die Gefallenen enthüllt wurde, und ein Kriegsteilnehmer von der Gefahr dieser Verlogenheit sprach, da rief ein alter Beamter aus der guten unerschütterten Zeit des Liberalismus: »Wer hat gelogen?« Die Aufklärung kennt nur subjektiv die Lüge und objek-

tiv die Wahrheit. Aber wir fragen mit dem Kriegsteilnehmer: Wer vermag denn die Wahrheit anzuhören und zu vernehmen? Wo entspringt also die Potenz, die Zeugungskraft der Sprache, kraft derer gehört wird, was gesagt wird? Wann wirkt eine ganze Gesellschaft verlogen? Sobald die Frage gefragt wird, die ja am Schlusse der Apostelgeschichte oder bei Goethe 1795 aufklingt, sobald also der Ursprung der Sprache in unsere Hör- und Überzeugungsfähigkeit verlegt wird, fällt die liberale These, daß die Sprache ein Mittel des Sprechers sein könne. Die Lüge, ja die mißbraucht des Hörers Überzeugungsfähigkeit. Aber sie setzt doch gerade seinen, des Hörers, gläubigen Gehorsam voraus. Wo die Menschen die gedrechselte Rede zu höflicher Unterhaltung verwenden, da wird nicht mehr gesprochen; da setzt die Verlogenheit ein. Mithin verfällt die Sprache gerade dann, wenn sie am genauesten ihrer Definition entspricht ein bloßes Mittel, ein Werkzeug zu sein!

Deshalb veröffentlichte ich nach dem ersten Weltkrieg, angesichts der Größe des deutschen und europäischen Unglücks, den hier voranstehenden Aufsatz: »Das Versiegen der Wissenschaft und der Ursprung der Sprache«. Das ist dreißig Jahre her. Aber die Sprachwissenschaft ist immer noch optimistisch und redet vom Reden statt vom Hören, vom Begreifen statt vom Ergriffensein. Ich habe noch in keiner einzigen philologischen Untersuchung die Frage nach den Körperhaltungen beim Sprechen auch nur zugelassen gefunden. Aber bei der stärksten Sprache sind immer die Hörenden und Sprechenden in die Knie gesunken. Die Sprache überwältigt die Menschen, oder sie ist nur Vorübung aufs Sprechen.

Tatsächlich hat die Aufklärung der letzten zweihundert Jahre – und die dem Historismus ergebene Romantik ist nur ein sentimentaler Oberton der Aufklärung[1] – jeden Unterschied zwischen überwältigender und gleichgültiger Sprache in Abrede ge-

[1] Vgl. meinen Kasseler Vortrag »Jakob Grimms Sprachlosigkeit« von 1952, jetzt neu gedruckt in »Das Geheimnis der Universität« Stuttgart, 1958, 111 ff.

stellt. Auch die Historiker werden Antiquare hat Paul York von Wartenburg von den letzten drei Jahrhunderten gesagt. Die Welt bleibe auch bei ihnen ein Mechanismus [1].

Uns ist die Sprache nicht erklärlich als Mittel zum Zweck. *Denn sie entreißt uns der Verzweiflung.* Dann aber kann die Leistung der Sprache nicht darin bestehen, als mein Werkzeug die Geschöpfe meiner Gedanken zu bezeichnen. Die Sprache kann nicht ein Mittel meiner Zwecke oder meines Verstandes sein; denn ich höre, weil ich an der Allmacht meiner selbst verzweifle. Ist die Sprache ein Mittel, um meine Gedanken auszusprechen oder auch sie zu verheimlichen, dann bleibt sie immer mir selber unterworfen; sie kann mich also nicht mir selber entreißen. *Aber gerade das ist die erste und letzte Erfahrung der Sprache.*

Der Säugling gelangt durch den Anruf seiner Mutter über sich selbst hinaus. Den heißblütigen Jüngling kann ein freundlicher Anruf vor wilder Ausschweifung leicht zurückhalten. Schwermut, Selbstmord, Verbrechen vertreibt ein einziges Wort, das zur rechten Zeit vernommen wird. Übermacht ist die Sprache, Vollmacht. Nie ist sie dem gleichgültig, der sie anhören muß.

Also irrt die optimistische, idealistische – und heute noch trotz aller Sprachgesetze vorkritische – Philologie bei ihrem Ansatz. Der gleichgültige Sprecher ist ein Sprecher zweiten Ranges. »La rose est une fleur« ist ein Satz aus dem Lehrbuch, und Schulbücher zerlegen vorher gesprochene Sätze. Sie umschreiben sie nämlich. Aber sie sprechen nicht mit Vollmacht. Sprache kann nicht aus den Sprachakten zweiten Ranges erklärt werden. Wenn Alan Gardiner seine Erklärung der Sprache mit dem Satze, »es regnet« beginnt, so ist er fürwahr ein Zeitgenosse und Zeuge des untergehenden Zeitalters vorkritischen Sprachidealismus, des Zeitalters, in dem die Sprache für vorhanden galt. Ich spreche aber im Zeitalter des Versiegens der Sprache. Verbindliche, überwältigende, machtvolle Sprache steht am Ursprung

[1] Paul York and Dilthey, 1925, S. 68. Dazu mein Buch vom Industrierecht, 1926, S. 117 f. und S. 132.

der Sprache. Alles klatschen, lehren, schwatzen, plappern, sich unterhalten, plaudern, sind ungeeignet, uns irgend etwas über die Sprache zu sagen, welche uns der Verzweiflung entreißt.

Die Sprache ist kein Werkzeug und kein Mittel. Sie ist ein Lebensvorgang, der uns in eine, unsere, nämlich in die uns bestimmte Zeit versetzt, und die uns an die uns zukommende Stelle weist. Sprechen heißt, sich an Orte begeben und Epochen angehören. Wo die Sprache diese beiden Versetzungen nicht vornimmt, ist sie nicht Satz und Sprache im Vollsinne mehr. Dann ist sie abgesunken und welk.

Die Sprache schafft, weil sie uns ernennt, versetzt und zu Angehörigen bestellt. Wie macht sie das?

Nun: wer spricht, wird abgewandelt. Denn sobald ein Mensch etwas fest versprochen hat, gilt er in den Augen seiner Mitmenschen nicht mehr als eine statistische Null, sondern als eben der, dem sie eben dies sein Versprechen glauben.

Zum Beispiel glauben die Hochzeitsgäste dem Bräutigam sein Ehegelöbnis in dem erstaunlichen Maße, daß alle, die von der Hochzeit hören, von da an die Braut mit dem Namen des Bräutigams ansprechen. Darum ist er von dem Hochzeitstage an der, der dies gesagt hat, bis zur Ehescheidung oder der diamantenen Hochzeit. Denn erst der Tod soll sie scheiden. Dasselbe bewirkt jeder ernsthafte Satz. Ich bin der, der eben dies gesagt hat, wenn ich will, daß man mich ernst nehmen soll. Das Kind braucht seine eigenen Worte sich nicht entgegen halten zu lassen. Der Erwachsene, dessen Name Haase ist, und der von nichts weiß, verschwindet in der vorgeschichtlichen Menge; nicht als leibliches Wesen ist irgend einer von uns mehr als ein Zahlenwesen, ein Typus. Nur, und erst dadurch daß wir beim Wort genommen werden, entschließt sich das Volk, uns eine persönliche Existenz zuzusprechen. Nun entscheidet sich alles ernste Sprechen mit einem Schlage von allem Gerede zweiten, dritten und vierten Ranges.

Wenn unser Beispiel einleuchtet – der Fahneneid, die Doktordissertation, das Schuldversprechen, der Kaufvertrag, die Wahl-

abstimmung, der Zeugeneid gehören alle zum ernsthaften Sprechen – der kann sich davon überzeugen, daß zur Auswirkung jedes ernsten Satzes – zum Unterschied von den Sätzen der Schulgrammatik – Zeit gehört. Das Eheversprechen soll ja erst der Tod auflösen. Die Abstimmung bindet auf die Länge der ganzen Wahlperiode. So langsam wirkt das Wort!

Indem also aus der statistischen Null oder Eins eine Person wird, die etwas gesagt hat, entsteht eine Zeitspanne. Sie, die Person, die das ernst nimmt, was sie sagt, kann dabei nicht etwa nur die Zukunft umspannen. Auch der Sänger der Vorzeit beschwört sie herauf, sowie der Gelobende und Schwörende sich und seine Hörer in die Zukunft reißt. In beiden Fällen ist dadurch, daß mit Ernst gesprochen worden ist, auch etwas Ernsthaftes passiert. Die Luft vibriert mit Spannung. Wer seiner Väter gern gedenkt, erhält eine Spannung aufrecht. Wie lange denn wird sich diese Anrede: »Väter« im Hörer des Sanges aufrecht erhalten lassen?

Denn dieser Name dauert ja nicht ewig. Die Macht erlischt. Wieder hilft uns unser Ausgang von der Angst des Nichts-zu-sagen-Habens, die Erhöhung der Hörer über den bloßen Augenblick wahrzunehmen. »Es war Dein Vater, der vor Troja zog...«, »das hebt die Seele schaudernd / dem immer wiederholenden Erzähler«, und das verzauberte noch die spätesten Römer in Nachkommen jenes Aeneas, gegen den Homers Griechen gezogen waren.

Die heutige Psychoanalyse schuppt ja schwächlich gewordene »Bindungen« an nur noch vermeintliche Väter und Mütter ab. Sie verwandelt die untrennbare Ehe aus zweien, dank derer sie nun wie ein Zwilling, mit Mutter- und Vater-Antlitz aus einem Wesen auf die Kinder blicken, zurück in die bloßen Geschlechtswesen, mit denen Sohn oder Tochter wie mit ihresgleichen umspringen können. Hier also erlöschen Namen und damit erlischt die Zeitspanne, während der das Kind Eltern hatte. Mithin ruhten sogar Vaterschaft und Mutterschaft auf der Spannung des Zeitbogens, währenddessen diese Namen Macht haben. Der

Bogen kann einstürzen. Und so ist es mit allen anderen gegenseitigen Anreden. Heute nenne ich dich Freund. Morgen auch. »Ach, du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester oder meine Frau.« Das heißt: Goethe erwarb sogar eine Vergangenheit hinzu zu seiner Gegenwart mit Charlotte von Stein. Aber dann stirbt diese Freundschaft. Und dieselbe Charlotte läßt auf ihren Grabstein setzen: »Sie hat es nie begriffen, die tief hier unten schlief...« Das Erlöschen des höchsten Namens, der je über ihr ausgerufen wurde: Die Freundin Goethes, ... dies Erlöschen hat sie nie begriffen. Aber das ändert nichts daran, daß es geschah. Zeiten erlöschen, weil Namen erlöschen.

Die Menschen versagen. Die Menschen entsagen. Die Zeit versagt. Das sind drei Redewendungen, die darauf hinweisen, daß Zeit am Sagen hängt. Nur angesagte Zeit bildet sich und bindet. Deshalb haben die Tiere keine Zeit.

Wo immer Menschen einander die Tageszeit entbieten, beginnen sie miteinander zu leben. Wo immer sie sich den Krieg erklären, verbieten sie dem Feinde dieselbe geschichtliche Stunde; er soll aus ihr weichen. Als Gotthold Ephraim Lessing das Monstrum der Hamburger »Landeskirche« in der Person ihres Hauptpastors Goetze unsterblich machte, da tat er das, indem er schrieb: »Und darum meine ritterliche Absage nur kurz; wenn ich in irgendetwas, das meinen Unbekannten betrifft – den Hamburger Reimarus – Ihnen das letzte Wort lasse, so will ich die Feder nicht mehr rühren.« Zwei Sprachen heben hier einander auf. Hier gibt es keine Versöhnung. Dieser Unversönlichkeit entspricht ein neuer Absatz oder Ansatz. Und deshalb gehört Goetze in die Zeit vor Lessing, und Lessing in unsere mit Lessing anhebende und die Goetzes hoffentlich ausschließende und nicht wieder erhebende Zeit. Goetzes Leser sind seine Pfarrkinder. Aber Lessing erschuf das vorher nicht existierende Publikum des deutschen Gebildeten. Das war nicht hamburgisch sondern deutsch! So wird Zeit durch Ansage – Tageszeit –, die der Muzzedin allen Gläubigen ansagt, wölbt die Hedschra, die Zeitrechnung Mohammeds, bis heute über allen Moslem, und

gar nichts anderes tut dies – und sie verfällt und bricht ab durch Absage. Wenn die Revolution zum Beispiel ausbricht, bricht die Ära zusammen. Wieder hat Goethe das bei Valmy anerkannt; es bricht eine andere Zeit an, aber eben in diesem angesagten Umbruch, der ausdrücklich anerkannt werden muß. Goethe schloß sich der neuen Zeitrechnung bei Valmy ausdrücklich an. Viele blieben zurück, weil ihnen die Zeit nicht zusammenbrach.

Im Worte Eidbrüchigkeit liegt diese geheime Beziehung des Brechens von Wort und Zeit zutage. Daher der sogenannte Eidbruch 1944/45 besagte: Die Lehren zweier Weltkriege hatten noch immer nicht alle Bewohner Deutschlands darüber belehrt, daß Gott die ganze Erde und alle Menschen geschaffen hat. Sie zogen Werwölfe und Nibelungen der Entzauberung der Menschheit vor. Das Brechen mit einer Epoche beansprucht also selber wiederum eine »*geraume*« Zeit. Der Zeitraum ist recht deutlich die auf das Durchdringen einer neuen Ära zu verwendende und zu verschwendende Folge von Augenblicken. In so einem Zeitraum steht gewissermaßen die Zeit still. Sie wartet in einer »Parousie-Verzögerung«, bis alle durch den neuen Bogen der anhebenden Epoche eingetreten sind.

Das neunzehnte Jahrhundert hat grundsätzlich diesen Zeitraum, der verstreicht, bis alle zu einer neuen Zeit bekehrt sind, für die eigentliche Zeit gehalten. Das Wort Zeitspanne ist daher fast verschwunden. Ähnlich wie Jüngling und Jungfrau und Greis und Meister und Stiften und Geschlechter im Sinne der Geschlechterfolge ist die »Spanne« abgestorben. Der Zeitraum erscheint den Büchern über die Sprache (Waag, Dornseiff, Kluge) als gleichwertig mit Zeitalter und Zeitspanne. Dieser Irrtum entspricht der Verwechslung von gleichgültiger und ergriffener Sprache. Und vielleicht helfen dem Leser gerade diese beiden Kontraste zusammen, um den Schlendrian der physikalischen Zeit und den Schlendrian der Sprachpsychologen als dieselbe seltsame Verkehrung unserer eigenen tagtäglichen Erfahrungen zu begreifen.

Erst muß die neue Epoche beim Bastillesturm ausgerufen sein,

der neue Äon muß hochgestemmt sein als ein neuer hochgespannter Epochebogen, ehe jener sekundäre Prozeß beginnen kann, daß nun immer mehr einzelne sich ihm zuwenden und auf ihn eintreten. Die Französische Revolution ist nicht bei Valmy ausgebrochen. Klopstock hat sie vielmehr schon 1789 erkannt. Nur der Weimarer Geheime Rat Goethe, ehrfürchtig wie er war, harrte des Moments, in dem er in dies Ungeheure hineingerissen würde. Für Goethe begann im Zusammenstoß des Weimarer Kontingents mit den Jakobinern notgedrungen die neue Zeit. Aber sie *brach da nicht aus;* nein, vor Valmy brach sie vielmehr *auf ihn ein.*

Es bedarf einer hohen Zeit, um die niedrig gestellten, alltäglich arbeitenden Völker zu bekehren. Daher heißt jeder namenändernde Tag eine Hochzeit. Goethe hat dies Hohe als die eigentlich bestimmende Macht, die unseren Alltag ordne, immer neu erkannt; er nannte nämlich den schaffenden Gott meistens »das Höhere«. Aber wir müssen ihm den weiteren Schritt abringen, daß ja dies Höhere gewiß nicht im Raume zu suchen ist; Gott und das Höhere bewohnen nicht den Montblanc. Nein, sie werden in hohen Zeiten angerufen. »Zu allen frohen Stunden, *erhöht* von Lieb und Wein...« hat auch Goethe gesungen. Die Völker aber haben längst vor ihm den Festtag Hochzeit genannt. Hochzeit ist jeder Tag eines Namenwechsels. Denn niemand kann ohne Erhöhung über den Alltag in sich diesen Bruch mit der Vergangenheit vollziehen, der in der Einkerbung eines neuen Namens sich ausspricht. Die junge Frau, die Mutter und Vater zu den Eltern ihres Gatten sagen soll, – wie könnte sie das ohne feierlichen Hochzeitstag?

Und hier entdecken wir nun den Zusammenhang, der aller Aufklärung völlig entgehen mußte, und der die Bühlersche und die Humboldtsche und die Schleichersche und die Wundtsche Sprachlehre über den Haufen wirft. Sprache wird nur auf »Hochzeiten« geprägte. Die Einengung dieses Wortes »Hohe Zeit« auf Vermählung ist grundlos, ebenso wie des Wortes Ehe, »Gesetz«, auf die Heirat. Der Feiertag ist der Geburtstag allen Sprechens;

die Alltage aber verwerten die Hochsprache. Dialekt und Hochsprache sind nicht der Gegensatz von Hauptstadt, Hof und Zentrale, zu Talschaft und Gegend. Dialekt und Hochsprache verhalten sich wie Feiertag und Alltag. Als die hochdeutsche Bibel in die Schweiz einzog, da blieb die Spannung Schweizer Dialekt und Deutsch erhalten. Als dieselbe Bibel aber in Holland holländisch von den Kanzeln gelesen wurde, da entschied sich, daß das Duitsche, das Dutch, also gerade die Urform des Deutschen, nun als eine eigene Hochsprache sich ausbilden müsse. Der Sonntag in der Schweiz und in Holland wurden bestimmend, wurden so konstitutiv, daß sie die Konstitution der Völkersprachen entgegengesetzt bestimmten.

Um diesen Sinn hoher Zeiten wiederherzustellen, nannte ich meine Verarbeitung des ersten Weltkriegserlebnisses »Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution«. Es ist sozusagen die Chronik der Jahre 1918 bis 1933, wenn ich berichte, wie dieser Buchtitel durchaus und durchaus und durchaus verspottet, mißdeutet und unverwendbar geblieben ist. Aber eben deshalb herrscht in Deutschland die grauenhafte Restauration. Eben deshalb gilt Hitler nicht einfach als Zusatz zum ersten Weltkrieg, und eben deshalb, weil die beiden Weltkriege nicht als ein einziges Geschehen behandelt werden, gelingt es nicht, hinter ihnen die neue Epoche, eben die »Nach den Weltkriegen« auszurufen. Wer aber auf diese neue Zeit nicht eintritt, der ist gezwungen, vom dritten Weltkrieg zu träumen. Die beiden Parteien unserer Zeit sind nicht Kommunisten und Kapitalisten, sondern jene, die aus den beiden Weltkriegen sich haben in eine Zukunft versetzen lassen, und jene, die mit ihren Vorkriegsbegriffen diese beiden begreifen möchten. Die deutsche Universität gehörte zu der zweiten Gruppe, wenn sie den Herzog von Cumberland zum gnädigen Schutzherrn der Universität Göttingen erhebt. Der Zeitergriffene sieht aber sehr gut den Epochenglauben darin, denn wo hoch, erhoben, Autorität, Ansehen, Hoheit uns begegnen, da handelt es sich um einen Rückgriff auf die Hochzeiten, auf die Hohen Zeiten und die Feiertage der Menschheit, aus

denen die Sprache entspringt. Zu »Erheben« ist erhebend. Und eben dies erhebende Gefühl scheint nach der scheußlichen Entformung von 1945 als unabweislich geboten. Besser Tote erheben, als gar nichts von den Höhenunterschieden bewahren, aus denen Sprache entspringt. Alle Sprache lebt von dem Gefälle zwischen Hochzeit, Feiertagen und Alltag. Wenn nur Alltage herrschen, dann ist es jedesmal höchste Zeit für einen Neuanfang. Denn wir sprechen nur unter der Hochspannung der angesagten Zeitspanne, einer Epoche. Ansonsten zerfällt die Sprache, so wie unter unseren Ohren das Deutsche nach 1933 plötzlich verfiel. Das wahre Deutschland von heute wurde am 9. November 1918 und am 5. Mai 1945 geprägt.

Es gibt übrigens zwei Arten des Zeitbrückeneinsturzes: zu viele angebliche Feiertage können dasselbe Unglück anrichten, wie der bloße Alltag. Als es einhundertachtzig Feiertage in Sachsen gab, brach die Reformation aus. Als es einhundertachtzig Feiertage in Spanisch-Amerika gab, fielen die Kolonien vom Mutterland ab. Bei den Nazis herrschte angeblich unausgesetzt Hohe Zeit. Davon muß sich noch heute das deutsche Land erholen. Die bloße Alltäglichkeit der Bonner Ära hat daran ihre gesunde Rechtfertigung. Aber sie ist in Gefahr sich totzulaufen.

Solch ein Totlaufen ist kein moralisches Urteil. Es gehört sich so. Denn wir leben nur, wenn wir irgendwohin gehören. Und nun ist das besondere an unseren Angehörigen und unseren Angehörigkeiten, daß sie sich vornehmlich über den jeweiligen Augenblick erheben müssen, um uns zu ordnen, zu bestimmen, zu leiten und zu richten. Das erste Geheimnis der Sprache, die wir an ihrem Versiegen studieren, ist, daß sie mehrere Generationen überdauert. Die Sprache, in der wir gehorchen, ansprechen, ansagen, versagen, ist niemals auf eine Zeit beschränkt, die kürzer dauert als unser bewußtes Leben. Sinnvoll sprechen läßt sich nur in solchen Lauten, die wir vor unserer Geburt und nach unserem Tod noch mit Nennkraft kreditieren.

Die Zeitspanne, die wir, wie etwa unsere Arbeitszeit, selber bestimmen, entnimmt ihre Worte immer einem weiteren Sprach-

bereich, einem Zeitalter, innerhalb dessen sie als ein Unterteil anerkannt wird. Die Sprache ist also auch deshalb nie ein Mittel zu unseren Zwecken, weil sie gilt, bevor wir gesprochen haben, und nachdem wir aufhören, zu sprechen. Die Sprache ist mehraltrig. Wer also sich dem Angesprochenwerden aussetzt, der tritt in eine überlebenslange Zeit ein.

Hier nun zeigt sich wieder ein eigenartiger Mangel unserer Epoche. Sie ist die erste Epoche, welche das Wort »zeitlich« anders gebraucht als alle vorhergehenden Generationen. Die Alten sprachen von den temporalen Ordnungen gegenüber der geistlichen. Im englischen Oberhaus sitzen die »Lords Spiritual und Temporal«. Aber dieses Wort »temporal« hat seinen Sinn heute verloren. Es meinte nämlich eben jenes Participium Präsentis, das wir auch im »Vorsitzenden«, im »regierenden« Fürsten finden. Also hieß temporalis nicht uhrzeitlich sondern *zeitweilig*, vergänglich. Es hieß zwar »vorübergehend«, aber es hieß niemals bloß für einen Augenblick. Ich weiß nicht, ob die Stoppuhr und der Fahrplan heute daran schuld sind, jedenfalls gibt uns heute die Redewendung von den zeitlichen Dingen nicht zu verstehen, daß die Weile, die sie dauern, die Dinge, immerhin kräftig den Anspruch erheben, zu dauern. Die Weile ist also ein ehrenvolles, gestifttetes, ausdrückliches Dasein. Zwischen Ewigkeit und Augenblick wölben sich unsere zeitweiligen Ordnungen und unsere Geschichtsepochen. Christus ist zwar Herr der Äonen, aber die Äonen erheben Anspruch auf unseren Gehorsam unter ihm. Das Zeitliche reicht von langer Weile bis zur Kurzweil, aber es *weilt!*

Dies aber haben sogar die Wörterbücher vergessen: Der biblische Ausdruck »Äon« wird fehl gedeutet. Im Kittel, dem berühmtesten aller gegenwärtigen Wörterbücher, ist das Wort vom »Herrn der Äonen« falsch übersetzt. Die Engländer haben es noch schlechter; in der englischen Bibel ist aus dem Herrn, der die Weltalter öffnet und schließt und der damit über Petrus steht, welcher bindet und löst, ein Götze geworden, der eine Welt ohne Ende, »world without end« regiere, also ohne die

Absage an die alten und ohne die Ansage der neuen Zeiten. Aber der Herr spricht jeweils sein Gericht aus über ganze Zeitalter. Und uns ginge doch das ganze Christentum gar nichts an, wenn ein zeitloser Gott dort angerufen würde, statt eines, der in die Zeiten eintritt. Von Ewigkeit zu Ewigkeit bedeutet also von Weltzeit zu Weltzeit! Karl Barth und die dialektischen Theologen behaupten, Gott sei nur ein einziges Mal erschienen. Da wären wir Zeitweiler ja schlecht dran. Denn wir müssen wissen, was die Stunde geschlagen hat; wir müssen die Toten ihre Toten begraben lassen. Wie können wir das, wenn Gott nicht die Epochen stiftet? Um dieses sein jeweiliges Stiften herum sind meine »Europäischen Revolutionen« geschrieben. Deshalb rührt sie kein Historiker an. Denn die offizielle Geschichtswissenschaft überträgt den Geschichtsprofessoren die Epochenbildung und die Epochenänderung. Dagegen hat schon Tholuck protestiert. Aber die Aufklärung, die aus der Geschichte eine Naturwissenschaft machen möchte, unterscheidet in ihrer Quellensuche nicht mehr die einzelne Tatsache und die Epoche, jenen Umbruch in der Zeitrechnung, der uns Zukunft und Vergangenheit zuspricht. Grauenhaft entwickelt sich das benannte Leben hörender, vernehmender, vernünftiger Menschen als eine allmähliche Folge ohne Unterbrechung. Aber ohne Bruch keine Geschichte. Sogar Thomas Mann's »Zauberberg« brauchte genau wie Jacobsens »Niels Lyne« den Krieg, um der Dekadenz ein Ende zu bereiten. Dies Abstellen auf den Krieg war Mann's Deus ex Machina. Kriege machen Epoche, auch für Historiker! Das war billig, aber wahr.

Menschliches Leben gibt es nur als ausdrückliches Leben. Die einzelnen Behauptungen der Mitlebenden kann die Quellenuntersuchung der Historiker widerlegen. Aber die Epoche der Französischen Revolution oder des Weltkrieges erklärt niemals der gelehrte Historiker, sondern wie alle Liebeserklärungen und Kriegserklärungen wird sie von denen ausgerufen, die an ihr sterben oder für sie sich aufopfern.

Die Sklaverei muß ausdrücklich abgeschafft werden; sonst ist

auch der Urenkel des Sklaven noch Sklave. Die Aufklärung hat sich da ein Wortspiel zunutze gemacht. Das Wort »erklären« heißt heute zweierlei: proklamieren und explizieren. Durch ein Taschenspielerkunststück hat sich der Historiker, der nur expliziert, an die Stelle der proklamierenden Zeitgenossen gesetzt. Und nun sagt er mit müder Handbewegung: »Bitte, ich erkläre doch. Mehr kann niemand. Und ich bin dazu viel besser qualifiziert als die armen, leidenschaftumflorten Zeitgenossen jenes Umbruchs. Ich bin doch sine ira et studio; ich bin gleichgültig, oder mir ist das, was ich finde, so oder so, gleichviel wert. Ich suche die Wahrheit.«

Das Wortspiel liegt nun darin, daß er für seine bloße Erklärung die Wahrheit jener feierlichen Erklärungen sich vorhalten muß, in denen Menschen ihrer höchsten Leidenschaft Ausdruck geben. Der Professor der Geschichte hat nicht Sachen oder Dinge zur Sprache zu bringen, sondern anderer Männer und Frauen Gelöbnisse und Erklärungen. Wie ernst waren diese? Waren sie derart, daß sie die Sprecher und Hörer zu Angehörigen der Zeit und des Landes machten, auf die sie sich beriefen? Starben sie für die neue Zeit, die alte Ordnung, für das Vaterland, für das Empire? Dem Historiker helfen also seine eigenen Erklärungen nichts, es sei denn, er kommentiere die »Erklärungen« derer, welche die Geschichte über sich haben hereinbrechen lassen. Die Gleichgültigkeit des Historikers ist nur so lange erträglich, wie er sie für seinen Mangel erkennt. Er ist den Kämpfern ums Recht, den Opfern der Inquisition, den Märtyrern des Kreuzes unterlegen, weil er gelassen in die Vergangenheit blickt. Wir können von jedem Historiker verlangen, daß er uns bezeuge, welche Zukunft ihn überwältige. Denn ohne diese, seine willige Unterlegenheit unter unsere Zukunft hat er keine Ahnung von der Vergangenheit damals, als sie Zukunft war. Der nur gelehrte Historiker . . . Goethe hat von ihm einfach gesagt: Um ihn versammelten Männer sich, die ihn einen Kenner nannten. Den wirklichen Historiker machen die Liebe oder der Haß. Hingegen der Kenner ist nur ein halber Mensch. Erst wenn ich weiß, wen

er anerkennt, kann ich mir den ganzen Menschen aus Kenner, Anerkenner, aus Überlegenem und Unterlegenem zusammensetzen. Dem bloßen Kenner gebührt keinerlei Achtung; er ist des Teufels, nämlich ein Despot der Vergangenheit ohne die Hörigkeit unter die Zukunft. Erst sie adelt uns zu Berufenen in jedem Berufe.

Geschichtsschreibung also ist die Wiederanerkennung des dereinst bereits Anerkannten. Es ist die gelassene Wiedererklärung des dereinst feierlich Erklärten. So verhält sich gelernte Historie zu den Feiertagen und Festzeiten eines Volkes wie der Werktag zum Feiertag. Der Historiker trägt die Schleppe der Epoche. Das ist seine notwendige und ehrenwerte Rolle in der Gemeinschaft, welche lebende Gegenwart dadurch erwirbt, daß sie allen Hörern und Sprechern Rollen zuweist, mit der wir an der Vibrierung der ausgerufenen Epoche und ihrer gültigen Namen teilnehmen. Gültige Namen sind nie gleichgültige Namen. Damit sie uns nicht gleichgültig werden, brauchen wir die Historiker.

All dies hat jeder Dichter und jedes Kind immer gewußt. Deshalb sprachen bei den Kelten die Dichter Recht; denn das rechte Wort zur Zeit ist die lebende Gerechtigkeit. Als das Reichsgericht 1923 endlich aussprach, Mark sei nicht Mark, als der oberste Gerichtshof in Washington 1935 für Recht erkannte, daß die Arbeit keine Ware sei, da dichteten sie.

Aber mit ihrem Gedicht erschufen sie eine neue Weile, in deren Spannweite arme Sterbliche neuen Frieden finden. Es ist die Sprache und nicht der einzelne willkürliche Mensch, die dem Augenblick Dauer verleiht. Sogar Goethe zahlte in seinem Vers der Aufklärung seinen Tribut, als er meinte, der Mensch verleihe dem Augenblick Dauer. O, verehrter Herr Geheimrat, wer ist dieser Herr »Der«? Nie genießt der die neue Epoche, der sie ausruft. Wie Moses bleiben wir alle außerhalb unseres gelobten Landes. Der Preis der Epoche wird in dem Vers: Nur der Mensch vermag das Unmögliche; er kann dem Augenblick Dauer verleihen, abstrakt gelassen. Eltern rufen ihre Kinder ins Leben. Revolutionäre öffnen die neue Zeit. Aber meistens nur, wenn

sie selber hinter ihr zurückbleiben. Denn die Revolution verschlingt ihre eigenen Kinder.

Als Wilhelm II. ausrief: »Ich führe Euch herrlichen Zeiten entgegen«, da enthüllte er ganz die Allmacht der Aufklärung, die alle Kaiserreiche am Ende zersetzte und auflöste, weil sogar die regierenden Fürsten nichts mehr von der Zeit und ihrer Setzung verstanden. Sie lebten im Raum; Deutschland z. B. war »saturiert«, also ohne Zukunft. Zeit wird nur von denen gestiftet, die uns nicht herrlichen Zeiten entgegen zu führen wähnen. Führer schaffen die Zukunft nie. Sie beherrschen die bloße Gegenwart. Sie enden im Nichts[1].

Ob dieser zeitlosen Zeit von vor den Weltkriegen, die in die Zukunft nur noch hineinschlitterte, ob dieser Zeitraum- und Abraum-Zeit, wurde Nietzsche wahnsinnig. Denn er sprach es aus, es wälze sich Europa in einer Tortur der Spannung der Katastrophe zu. Er hat das Stichwort, das uns vorwärtstreiben müßte: »Tortur der Spannung.« In ihm ist Zeit aus bloßem Sein, aus bloßem Zeitraum erneut zur Zeitspanne geworden.

Sobald denen, die sprechen, ihr Amt als Hörer und Sprecher wieder zum Amt der Zimmerleute wird, welche das Zeitenfloß zimmern, kann der Abgrund, der in jedem bloßen Augenblick gähnt, überbrückt werden. Jeder ist Zimmermann. Ich gebe ein Beispiel. Das Wort Europa hat seit Karl V. die Weltherrschaft der Europäer ausgedrückt. In Mercators Projektion auf unseren Landkarten, in den »Satinschuhen« von Claudel, in Nietzsches gutem Europäer sprach sich die Überzeugung aus, Europa führe. Europa habe Pflicht und Recht, die Welt zu entdecken, zu kolonisieren, zu bekehren, zu nutzen.

Aber heute hat sich Europa zweimal zerfleischt, und es hat Selbstmord begangen[2]. Es ist ein geographischer Begriff. Es hat den

---

[1] Kleist läßt den Varus in seiner »Hermannsschlacht« aus »Nichts« ins »Nichts« gehen.

[2] Vgl. meinen Aufsatz im »Hochland«, 1919: *Der Selbstmord Europas* und die genaue Geschichte des Namens »Europa« in den »Europäischen Revolutionen«, letzte Ausgabe 1961.

herrlichen Klang des Renaissancerufs: »Europa werde so groß wie Athen«, nicht mehr. »Grüße aus dem Erdteil Europa, der eine glorreiche Zukunft hinter sich hat«, schrieb uns ein Genfer 1939 nach USA. Kein Europäer könnte es heute seelisch ohne Amerika oder Rußland oder Indien oder Afrika aushalten. Leiblich auch hat es kein Europäer ohne die Care-Pakete ausgehalten. Das Wort ›Europa‹ ist zwischen 1914, wo »die Lichter über Europa ausgingen« (Edvard Grey), und heute, aus einem verheißungsvollen Namen ein bloßer Lehrbuchbegriff geworden. Im Schatten Amerikas oder im Schatten des anderen Titanen mögen sich Europäer zusammenschließen. Aber es ist ein Zusammenschluß innerhalb eines größeren, das sie überwältigt. Die Zweckeinigung Europas ist nur ein Nachholen von Vergangenem. Je gelassener man dabei verfährt, desto besser. Dem Vergangenen gebührt nämlich Gelassenheit. Die Zukunft erharren wir; die Vergangenheit kann warten.

Zimmerleute der Zeit, überbrücken wir zeitweilig jene gefährlichen Sekunden, in welchen es nur Vergangenheit oder Zukunft gibt und in denen die Gegenwart wie des Rasiermessers Schneide sich darstellt. Diesem bloßen Kausalzusammenhang entreißt die übernatürliche Nennkraft diejenigen, welche sich konjugieren und deklinieren lassen. Denn dank ihrer werden wir »zeitweilig«. Für eine Weile gebieten wir dem Augenblick. Vom Römergebiet und Römergebot, vom Imperium Romanum her wissen wir das schließlich längst. Denn nur weil ein und derselbe Name den römischen Bürger Julius Brutus und den letzten römischen Imperator verband, nämlich ›Römer‹, gibt es die Epoche der römischen Geschichte. In diesem Namen erging und erhielt sich eben diese römische und romanische Epoche als lebende Gegenwart, und ebenfalls in diesem Namen behauptete sich das Gebiet des Imperium Romanum. Zeit und Raum dieses Imperium Romanum sind also etwas ganz anderes als die Kantianer meinen. Denn Zeit und Raum sind nicht Formen unserer Anschauung. Wir schauen nicht zuerst, sondern wir hören. Und zwar gehören wir immer bestimmten Zeiten und ausgerufenen, gebotenen Räu-

men an, denn nur in solchen erwerben wir ein Bewußtsein. Den einzelnen Mitgliedern einer Epoche und eines Gebiets öffnet sich der eigene Sinn zum Widerspruch und damit zum Selbstbewußtsein, nachdem sie gehört und gehorcht haben.

Der gesamten Aufklärung und Akademik, dem Idealismus, der uns allen bestimmten Zeiten entreißen wollte, weil er in den Raum der »einen« Welt hineinwollte, ist der Grundirrtum Immanuel Kants widerfahren. Kant hat, ohne Widerspruch zu erfahren, behauptet: Der Mensch beginne mit Anschauungen; gehe zu Begriffen fort und ende mit Ideen. Kant hielt es nicht einmal für notwendig, dies zu beweisen. Jedermanns Erfahrung wird hier ins Gesicht geschlagen. Kein Mensch beginnt mit Anschauung. Wir beginnen mit Gehorsam und Antwort. Das Kind schaut sogar seine Mutter nicht an, sondern es *erwidert* das Lächeln der Mutter mit seinem Lächeln. Der Ursprung der Sprache erfolgt aus Gegenseitigkeit. Hätte das Kind nicht zurückgelächelt, hätte es nie sprechen geschweige denn denken gelernt. In seinem Lächeln wurde es zum Mitglied der glaubenden Geistesgemeinschaft. Denn Lächeln ist Entwaffnung. Der tierische Ernst läßt das Visier herunter. Der lächelnde Säugling kann eingeschlossen werden von dem Gesang der Geister.

Aber da die Aufklärung von Robinson Crusoe ausging, von dem Menschen mit dem Palmenzweige, der im Singular auf die Natur mit seinem natürlichen Geiste starre und sie anschaue, hat sich die Wahnsinnstheorie behauptet, es erfinde der Mensch die Sprache, um seine Gedanken auszudrücken.

Wir befrieden und befreunden uns gegenseitig, wenn wir jeder uns an bestimmte Orte und Stunden in der Teilung und Einteilung unserer Zeiten und Räume begeben. Die Sprachen sind die physischen Vorgänge, dank derer wir Ordnung stiften, und zwar zeitweilige Ordnung. Dadurch haben wir vor allen Tieren den Vorsprung unausgesetzt wechselnder Ordnungen. Die Bienen müssen immer eine Königin haben. Wir können zwischen Staatsformen wechseln. Denn wir rufen sie aus und schaffen sie ab. Wir sprechen eben miteinander und begeben uns eben des-

halb an immer wechselnde Plätze, und an jeden Platz nur auf eine bestimmte Zeit. Welche Gruppe dieses Wechselnde mißversteht und zeitweilig vergötzt, geht zugrunde.

Die Philologie hat diese Leistung der Sprachen nicht ernst genommen. Sie erklärt die Sprache für ein Verständigungsmittel, ohne zu merken, daß sich nur die verstehen, die Plätze im Leben gegenseitig anerkennen. Wer zu dem Mädchen, das er verführt, liebe Frau sagt, der beruhigt sie; er, Goethe, wird Christiane nicht verlassen. Und darauf allein kam es in diesem Falle an. Als er 1806 sich trauen ließ, da fügte er zu dem Vertrauen zwischen ihm und ihr nicht mehr hinzu, als daß er auch die Weimarer Klatschbasen ins Vertrauen zog. So hat er es selber empfunden und stark ausgesprochen.

Aber die Philologie hat eben auf der Seite Kants gestanden. Der heilige Thomas von Aquino hat in Hörigkeit auf Aristoteles die Sprache für etwas Natürliches erklärt. Er hat also der ganzen antiken Welt den Glauben, die Liebe und die Hoffnung abgesprochen, aus denen daraus das Wort ertönt! Und Dante hat stark die grauenhafte, lieblose Lehre der Thomisten berichtigt, als er die Inder selig und Siger von Brabant, den Gegner des Thomismus, den Verteidiger des Wunders der Sprache, heilig sprach. Der kontemplative Dominikanerorden hat die innere Anschauung verherrlicht und wohl deshalb die Ebenbildlichkeit der Menschenkinder nicht im Hören des Wortes fassen können. Aber wir können nichts anschauen, wenn wir es nicht benennen. Die Bauern im Hochgebirge »sehen« keinen der Berge, der keinen Namen trägt, hat Finsterwalder festgestellt. Ein neu Erschautes wird erst im Akt der Benennung anschaulich. Alle Entdeckungen und Erfindungen bestehen darin, daß wir schließlich alle sehen, was einen zuerst so ergriff, daß er es benannte, und uns eben dadurch seine Beachtung abzwang. »Was ist das Schwerste von allem? Was dir das Leichteste scheinet: mit den Augen zu sehen, was vor den Augen dir liegt.« Auch da ist Goethe gegen Kant im Recht. Das Nennen vollzieht erst die Anschauung. Eine Anschauung, die nicht bis zum Namen vorstößt,

ist nebelhaft und mag bestenfalls als Embryo gelten. Vermutlich sollte daher unsere krisengeprüfte, vom Versagen der Sprache her orientierte Lehre sich nicht mehr mit der alexandrinisch-idealistischen »Philologie« identifizieren. August Boeckh hat die Philologie klassisch als die Wiedererkennung des Erkannten definiert. Wir definieren unsere Zeiten und Räume ergreifende Lehre als *Philonomik*. So nämlich wie die Angelsachsen nicht von Biologie, sondern lieber von Bionomics reden, wie Ökonomik und Theonomie heute vordringen, so ist es nicht der als Wort mißverstandene Logos, der uns fesselt, sondern jener Logos, der einst griechisch ›Gespräch‹, gegenseitige Anerkennung bedeutet hat. Denn in der wunderbaren, weil nie natürlichen Sprachweile setzen wir uns an die Stellen und in die Stunden, »die das Gesetz uns befiehlt«. Jener herrliche Spruch auf die Spartaner macht das recht deutlich: »Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest uns hier liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.« Aber im Herodot steht nicht eigentlich Gesetz, sondern »Rhemata«, die feierlich gegebenen Geheiße. Und diese muß lieben, wer von der Sprache handeln darf. Denn Geheiße beraumen die Zeit an, aber »das Gesetz«, wie der deutsche Untertan das griechische Wort übersetzt hat, verwischt die zeitweilige Stunde des entscheidenden Wortes, eben des Geheißes, in ein ödes »von jeher«.

DAS UNAUSSPRECHLICHE

Zu jedem Zeitpunkt gibt es Unsagbares. Indem es sagbar wird, vollzieht sich Schöpfung. Seit die Welt erschaffen ist, ergeht ihre Erschaffung weiter mittels des Sagbarwerdens von bislang Unsagbarem.

Davon will ich ein Beispiel geben im Durchbruch des Wortes »natürlich« zur Zeit der Französischen Revolution. Schon unter Elisabeth von England (1558–1603) wurde mancher Fremde »naturalisiert«. Er konnte also zum »natürlichen« Engländer nachträglich durch Verleihung gemacht werden. Aber am Ende des 18. Jahrhunderts wurde man nicht nur durch Staatsakt künstlich naturalisiert. Nun hatte sich »Natur« bereits selbständig erhoben als Großmacht und erzwang für ihr Eigenleben die Zustimmung der Staatsbürger: Goethe schrieb als seinen Tribut an die große Revolution »Die natürliche Tochter«. Was aber ist eine natürliche Tochter? Es ist das uneheliche Kind, den der Name »natürlich« reinwäscht. Goethes eigene Kinder von Christiane waren »unehelich« und die Stadt Weimar nannte sie Bastarde. Goethe selber hat uns ein aufregendes Zeugnis dieser Spannung hinterlassen. Sein ältester Freund in Weimar, Herder, sagte ihm 1796: »Deine ›Natürliche Tochter‹ ist mir immerhin lieber als dein natürlicher Sohn.« Goethe entsetzte sich ob dieser herzlosen Äußerung; er sah eine Höllenfratz vor sich und hat damals für immer mit Herder gebrochen. Es ist anderthalb Jahrhundert später nicht einfach, die Tragweite des Herderschen Scherzwortes zu ermessen. Uns tut sich schwerlich ein solcher Abgrund der Lieblosigkeit auf, wie für den vom Kleinstadtklatsch belagerten Geheimrat Goethe. »Natürlich« war ein neues Wort damals; unfreundliche Namen für die außerehelich Geborenen entehrten sie. Um Goethes Wut zu begreifen, müssen

wir daran denken, daß seine Benennung für sein Revolutionsdrama »Die Natürliche Tochter« ihm selber neu in den Ohren klang. Für Weimar nützte es ihm nichts.

Tatsächlich hatte erst 1780 Beaumarchais in »Les Noces de Figaro« diesen natürlichen Sohn einer Laune hoffähig gemacht. Rousseau brachte dem Findlingsheim Kinder zu, die er als seine eigenen »natürlichen« Kinder stolz ausgab, um seine Unfähigkeit, Kinder zu haben, so zu bemänteln. Als »Figaro« in Paris aufgeführt wurde, gingen die Einnahmen an das Heim für uneheliche Kinder.

Heute braucht kein junges Mädchen aus dem Zimmer geschickt zu werden, wenn von einem Bastard die Rede ist. Der Geschlechtsverkehr außerhalb der Ehe ist naturalisiert. Etwas Unaussprechliches ist sagbar geworden. Statt Bastard heißt er der natürliche Sohn und braucht sich nicht beleidigt zu fühlen.

Man erkennt einen solchen Vorgang daran, daß die Vorsilbe »un« – wie in unehelich – durch ein eigenes Wort – hier »natürlich« – verdrängt wird. Es ist mir vergönnt gewesen, für mehrere geschichtlich großartige Augenblicke den Umschlag aus bloßem »un« in ein neues eigenes Wort aufzudecken. Ich habe gezeigt, weshalb es zweihundert Jahre gedauert hat, bis die sprachlose Schmach des Un-wortes »un« gesetzlich oder »il«-legitim durch »revolutionär« ersetzt werden konnte und heute die Welt sogar »revolutioniert« werden kann. Und da wo solange die Worte »volkstümlich« und »deutsch« von den Philologen verwechselt worden sind, habe ich zeigen dürfen, wie die Herrlichkeit des fränkischen Heeres und des fränkischen Rechts aus »un«-romanisch und »un«-lateinisch das Wort »deutsch« herausgemeißelt hat. Andere Geburten aus dem vorher Unaussprechlichen soll der zweite Band bringen. Diese Geburten sind denkwürdig. Denn sie sind die überwältigenden Geschehnisse, die wir Geschichte nennen. Wir erleben heute einen ähnlichen Prozeß für die Völkerwelt. Das Wort »international« galt den Nationalisten als Schimpfwort für vaterlandslose Gesellen. Ein Freund von mir wurde 1933 als Professor abgesetzt, weil er der

»Internationalen Liga für Menschenrechte« angehörte. Das Wort »global« von Globus läßt sich auf keine solche Abhängigkeit von national ein. So besteht Hoffnung, daß wir ihm, ohne vor dem Gezeter der Nationalisten in uns selber feige wegzulaufen, dem Erdenrund gerecht werden. Das Wort global gab es 1939 nicht in den Zeitungen. Ich selber ließ 1946 eine Schrift »Planetary Man« erscheinen. »Planetarisch« halte ich für beredter als global. Indessen leisten beide neuen Worte uns den Dienst, das wertlose »international« abzulösen.

Die Silbe »un« ist auch das Geheimnis der »negativen« Theologie. Danach ist Gott unendlich fern, unbegrenzt, unsichtbar, unerkennbar, unverständlich, unbekannt, unvertraut und unaussprechlich. Aber er ist zum Glück auch unendlich nah, grenzenlos leise, wohl vertraut, offenbar, unsere Lippen öffnend usw. Freilich die positiven Beschreibungen gelten für den, der die negativen mit »un« alle erfahren und durchlebt hat. Die dreifaltige Allmacht verlangt, daß wir erst einmal zugeben, sie sei unaussprechlich. Dann erst bricht ihre Vollmacht, von ihr zu zeugen, in uns auf. Das Unaussprechliche ist also der Widerstand, der Widerwart, bevor eine neue Gegenwart unseren Mund soll öffnen dürfen. Der Mund schwatzt, der ohne diesen Widerstand von dem Heiligsten plappern zu können wähnt. Mitten in unser Leben muß das Unaussprechliche gepflanzt bleiben. Goethe schließt den Faust mit dem Wort »Das Unbeschreibliche«, das er auf »das ewig Weibliche« reimt. In dieser Passivität unserer Empfänglichkeit widerlegte er sein Ketzerwort im Anfang des »Faust«: »Im Anfang war die Tat.«

Denn das Unbeschreibliche ist nur eine Abart des Unaussprechlichen. Und im Weiblichen tritt dem Sprecher Mann die Welt in der Gestalt *vor* dem Wort entgegen, gehorsam und schon zugehörig, aber noch unerhört. Das Unaussprechliche rettet das Geheimnis, daß, ehe wir mit dem Munde sprechen, auch unsere Ohren zur Stelle sein müssen; gleichzeitig seien männliche Tat und weibliche Erwartung, gleichzeitig bleibe Mund und Ohr. »So habe ich endlich dich erharrt: aus allen Elementen deine

Gegenwart« (Diwan). Denn nur dann kann das Wunder der Sprache einbrechen, kraft dessen Unaussprechliches aussprechbar werden darf.

Ganze Menschenleben scheinen den Sinn zu haben, Gefäße eines bisher Unaussprechlichen zu werden. Statt im neuen Einzelwort enthüllt sich der Sprachprozeß in dem Namen eines solchen Ersten Sagers. Luise Carnap hat in der schönen Biographie ihres Vaters Friedrich Wilhelm Dörpfeld, diesen gottbegnadeten Lehrer, darüber Sätze sprechen lassen, die unveraltet sind.

»Es war das ›Gegen-den-Strom-Schwimmen‹, das Alleinstehen, Alleinkämpfen, was ihm zuweilen schwer wurde, ihn müde machte. Es war ein ganz Bestimmtes, was ihm bei diesem Alleinstehen am drückendsten war, was ihm zuzeiten wirkliche innere Not bereitete. Über diesen Punkt hat er nie ganz sich ausgesprochen, nur aus einzelnen Andeutungen läßt es sich ahnen, worin dieser Druck bestand. Auch können dieselben, wie er selbst einmal sagte, nur die recht verstehen, die selbst in einem Stande, in einer Sache eine ähnliche Stellung eingenommen, eine ähnliche Aufgabe durchzuführen haben. Wir meinen die Aufgabe, wichtige, bahnbrechende Ideen und Wahrheiten in ihrer Tiefe, Bedeutung und Konsequenz erfaßt, und nun den inneren Beruf zu haben, mit allen Kräften für die Erkenntnis und Durchführung dieser Wahrheiten einzutreten, sie gegen Freund und Feind zu verteidigen, ohne Rücksicht auf sich selbst, sein Behagen und sein Belieben die ganze Persönlichkeit in den Dienst dieser Sache, dieser Ideen zu stellen. Da ist es kein Wunder, wenn dem Betroffenen zuweilen zumute ist, als müßten seine Kräfte versagen über dem Alleinschwimmen gegen den starken Strom. Oder wenn er wie ein tapferer Offizier, der nur seine Aufgabe im Auge hat, mutig vorgedrungen ist in die Reihen der Feinde, mit Preisgeben des eigenen Lebens den Seinen eine Bresche gehauen hat und, sich umblickend, plötzlich gewahr wird, daß er alleinsteht, mitten im Feinde, der von allen Seiten auf ihn eindringt, daß keiner der Seinen ihm beisteht, ihn schützt, sondern daß sie längst zurückgeblieben sind. In solchen Zeiten hat er jene Erfah-

rung, jene innere Not durchmachen müssen, die wir eben als das Schwerste bezeichneten. Es ist das Irrewerden am eigenen Beruf. Es kommen bange zweifelnde Gedanken: ist es auch das *rechte*, was du ergriffen hast und verteidigst? Ist es auch sicher *dein Beruf*, all dem Entgegenstehenden gegenüber so voll und ganz dafür einzutreten?«

Eine Andeutung über Erfahrungen solcher Art gibt er einmal in folgender Briefstelle:

»Aufsätze wie der Deinige erinnern mich an zwei Reflexionen, die mich bei Luthers reformatorischer Erstlingsschrift (95 Thesen) oft beschäftigt haben. Ich will sie hersetzen. Vielleicht können sie Dir nützlich sein. Der erste Gedanke ist dieser: Luther ist sich ohne Zweifel bewußt gewesen, daß es ein wichtiger, höchst bedeutsamer Schritt war, den er wagte. Noch gewisser ist aber, daß er nicht den tausendsten Teil der Nachwirkungen, der Nöte, der Kämpfe, der Gewissensbedrängnisse usw. ahnte, die daraus folgten. Wenn er das alles hätte voraussehen können – ob er dann wohl den Mut gefunden hätte, jenen ersten Wageschritt zu tun? – Der zweite Gedanke: Als er die Thesen entwarf und prüfte, wird ihm vielerlei Druck auf der Seele gelegen haben. Für das drückendste aber halte ich dies, daß *er keinen einzigen zuverlässigen Gesinnungsgenossen zur Seite hatte, mit dem er seinen Thesenentwurf durchsprechen konnte.*«

»Jenen ersten Gedanken findet man bekanntlich oft in den Schriften über die Reformationsgeschichte ausgesprochen; den zweiten habe ich dagegen niemals gefunden. Warum wohl nicht?«

Aber, so könnte man verwundert fragen, er hatte doch so viele treugesinnte Freunde, wie kann da von Alleinstehen die Rede sein. Und doch war es so, und die besten Freunde sahen am klarsten, daß es so war.

Doch wir können dies Alleinstehen, so schwer es für ihn war, um der Sache willen, der er gedient hat, nicht so übermäßig beklagen. Das Wort hat in gewissem Sinne recht: »Der Starke ist am mächtigsten allein.« In dieser Wahrheit, die seine Freunde mehr oder weniger mögen empfunden haben, liegt die Entschul-

digung für sie. Wie denn einer derselben, der doch mit Wort und Schrift öfter warm für ihn eingetreten ist, in Betreff jenes Punktes einmal äußerte: »Wir *konnten* ihm (in der Hauptsache) nicht helfen, wir reichten nicht hinan.« Von Vater habe ich nie einen Gedanken aussprechen hören, der etwas von dem Sinn jenes Wortes oder dieser Äußerung enthalten hätte, ihm ist mehr nur das Schmerzliche des Alleinstehens zum Bewußtsein gekommen. Uns Nachschauenden aber läßt jene Wahrheit die Erkenntnis aufgehen, daß das Alleinkämpfen, das Alleinarbeiten für ihn eine psychologische notwendige Fügung war.

Doch ein tröstlicher Ausblick in die Zukunft ist ihm in diesem Ringen noch beschieden gewesen: Aus der jüngeren Generation der Freunde und Schüler, bekannter und unbekannter, erwuchs ihm immer mehr eine treue Helferschar, die mit Wort und Feder sich zu seiner Sache bekannte und für sie eintrat, zu der er auch das gute Zutrauen haben durfte, daß, wenn er gefallen, sie seine Fahne ergreifen und weitertragen, die von ihm erkannten und vertretenen Wahrheiten erfassen und weiterbilden würden.

Auf eine andere Seite seines inneren Durchmachens glauben wir nicht eingehen zu sollen; nur mit einem kurzen Wort eines anderen, dem solche seelischen Erfahrungen aus dem eigenen Leben schmerzlich vertraut waren, sei eine Andeutung darauf hin gegeben. Carlyle sagt einmal: »Man muß für jegliches Genie, das man haben mag, teuer bezahlen. Es bedeutet vor allem Empfindlichkeit der Seele, und das wiederum schließt Leiden, Elend und Schmerz ein, das von der Natur unbewußt, von Menschen bewußt oder unbewußt über uns verhängt wurde. Es ist in Wahrheit eine schwere, schmerzlich zu tragende Last, wie fromm man sie auch immer auf sich nimmt.«

Jene vorher geschilderten inneren Erfahrungen waren es, die ihm einen tiefen Einblick in die Persönlichkeit solcher ringenden Geister aller Zeit erschloß und aus dem, was er von ihnen erzählt, wie er ihr Leben auffaßt, können wir den Schluß auf sein eigenes Durchmachen ziehen. Eine Briefstelle, in der er sich in dieser seiner Weise über Pestalozzi ausspricht, sei hier mitgeteilt:

»Was mich zu *Pestalozzi* hinzieht, ist zunächst nicht ein Individuelles, was ihm allein zukommt, sondern ein Allgemeines, was sich mitunter noch anderswo findet. Es ist das *Originale*, das *Naturwüchsige* in seiner Denkungsweise, Sinnesart und in seiner ganzen Persönlichkeit. Man verstehe – nicht das Absonderliche, Sonderbare, Originelle, sondern das Originale.«

»Es muß aber noch ein Zweites hinzukommen. Eine solche Persönlichkeit muß von einer ethischen *Lebensaufgabe* getragen sein, einen sittlichen Charakter haben; Kopf und Herz, Denken und Streben müssen zusammengehen.«

»Wo beide Stücke zutreffen, da findet sich in der Regel auch noch ein Drittes – ein (scheinbares) Mißverhältnis zwischen Wollen und Können, zwischen der Kraft und den vorgesteckten Zielen, ein Mißverhältnis, das um so größer ist, je stärker das Sehnen ist und je höher demnach das Ziel steht – also ein gewaltiges Ringen mit Hindernissen, sei es im Denken oder im praktischen Streben, mit inneren oder mit äußeren, kurz, das, was die Christensprache ›Kreuz‹ und die Volkssprache ›Querstriche‹ nennt, und der *Kampf* mit allen diesen Widerständen.«

»Die Persönlichkeiten, in deren Leben dieser Dreiklang ertönt – diese und nur diese sind für mich die eigentlichen Lichter in der Geschichte der Menschheit auf dem Wege zur Humanität –, die großen *Ziffern* in den hohen Stellen der Tausende und Zehntausende, die keuchenden *Lokomotiven* des langen, menschlichen Reisezuges nach dem Lande der Gesundheit, Freiheit und Mannbarkeit.«

»So die äußere Signatur dieser Persönlichkeiten.«

»Wo hat man aber die Wurzel, die Quelle dieser drei Eigenschaften zu suchen? Sie muß innen liegen, nicht außen – und tiefer als jene Eigenschaften.«

»Als diese Quelle und somit als das eigentliche Charakteristikum solcher Licht- und Kraftmenschen ist mir immer dieses erschienen, daß sie sich an dem Vorhandenen, Gegebenen, Gefundenen *nicht genügen* lassen konnten, daß sie nach etwas Besserem, Höherem, Vollendeterem begehrten – kurz, in der ›Sehnsucht‹.«

DES INDIVIDUUMS RECHT AUF SPRACHE

Jedermann

In diesem ganzen zweiten Teil sind die Äußerungen der Sprache als soziale Bänder aufgezeigt worden. Wort und Antwort oder Korrespondenz oder das Weitersagen von Mund zu Mund haben uns beschäftigt. Unterredung und Unterhaltung zwischen menschlichen Wesen war unser Thema. In diesen Gesprächen wurden die verschiedenen Menschen das, was sie berufen waren zu werden.

Unser Vorgehen widerspricht der Haltung des modernen Individuums. Denn solch ein Individuum will eine Sprache meistern lernen. Es will imstande sein, spanische Korrespondenz zu treiben, englische Zeitungen zu lesen oder wie in Amerika die Chemiker »Scientific German« als Hilfsfach für ihren Broterwerb sich anzueignen. Da diese Individuen in erster Linie aus der Sprache Nutzen ziehen wollen, so steht das Ich, welches spricht einsam und allein. Das Individuum, jedes Individuum will sich Sprachen aneignen. Als Privateigentum und als Macht hat die Sprache bestimmt auch einen individualistischen Aspekt. Der Leser dieses Buches aber hat in so vielen Abwandlungen den Charakter der Sprache als Binden und Lösen von Mitgliedschaften kennengelernt, daß wir nun auch dem Instinkt des Einzelnen Rechnung tragen wollen. Ich denke, jetzt ist das ein gefahrloses Unterfangen.

Ja, die Sprache dient mir und meinen Zwecken. Wenn ich akzentfrei spreche, dann fällt mir der Zutritt in eine neue Landesgemeinschaft leicht. Auch erfährt jedermann zu Zeiten, daß er sich aussprechen muß, weil er sonst zu ersticken droht. Und mit großer Befriedigung werden wir sprechen: »Jetzt laß mich aber endlich etwas sagen.« Daher soll dieses Kapitel sich die Frage

stellen: Was gewinnt der Einzelne durch Rede? Was geschieht mir, wenn ich spreche.

Das Zeitalter des Individualismus kann man politisch auf die Zeit von 1750–1917 datieren. Jetzt im Rückblick ist es leicht zu sehen, daß dem Zeitalter die Einsicht abging, es sei sein eigener Zeitgeist von der Sprache der ganzen Menschheitsgeschichte abhängig. Es ist leicht, heute zu sehen, daß der Geist einer sein muß von Anfang bis Ende der Geschichte oder aber, daß es überhaupt keinen Geist gibt. Aber die von der Lehre vom Zeitgeist geprägten Individuen werden uns diesen Punkt nie zugeben, bevor sie nicht innerhalb dieser erschreckenden Einheit für ihre eigene freie Rede eine sichere Ecke gewährleistet finden. Auch wenn der Geist einer ist, muß Sprache auch jedermanns eigenes Recht bleiben. Denn das ist des Individuums erster Anspruch.

So wollen wir in das Herz der Rede von einem rein individualistischen Gesichtspunkt aus vordringen. Läßt sich eine Ordnung entdecken, welche die Ansprüche des Herrn Jedermann garantiert, dann werden sich daraus auch vielleicht einige grammatische Ausdrücke ableiten lassen. Das wäre nicht wertlos, weil ja das, was für alle gilt, verlangen kann, allgemein gültig benannt zu werden.

Unser Sprachwissen kann nämlich als bloße Theorie sich nicht ausweisen. Das ist die Kluft zwischen Sprachwissen und dem Wissen von den Dingen der Welt. Denn meine Lage ist viel verzweifelter als die eines Zoologen, der die Kröten und die Walfische einteilt. Ich rede in diesem Augenblick von der Rede und ich spreche von der Sprache und schreibe über das Schreiben! Die Kröte und der Walfisch hören ja nicht, wenn der Zoologe über sie seine Vorlesung hält. Ich selber aber als einer von allen denen, die sprechen, höre meine eigenen Bemerkungen über Sprache mit an. Nun habe ich selber in mir den Menschen, der zu sprechen wünscht und der begierig ist, frei von der Leber zu reden. Dieser sprachgierige Menschen in mir selber hört zu, wenn ich meine Reden über den Sinn der Sprache vom Stapel

lasse. Sobald also der nachdenkliche Mensch in mir gelehrte Ausdrücke vorschlägt, wird mein Wald-und-Wiesen-Ich nervös. Es wünscht Sicherheiten für seine Redefreiheit. Unruhig wird es daraufhin meine gelehrten Termini sich angucken. Mithin wird es keine grammatischen Begriffe geben dürfen, es sei denn sie garantierten jedem Menschen unter der Sonne den Schutz seines angeborenen Rechtes zu freimütiger Rede. Der Schutz des naiven Menschen in mir selber ist also die Bedingung, unter der mein gelehrtes Wissen allein sich bewähren kann.

Das ist der Grund, weshalb am Eingang des Themas: Die Sprache des Individuums, die Frage vorher sich erhebt: Genügt es denn nicht, daß ein Mensch Mensch ist? Ist er nicht wirklich genug ohne die Sprache? Ist Sprache nicht einfach ein Zusatz an Macht, so wie man sagt: Wissen ist Macht? Sprache wäre dann Macht. Aber Mensch wäre ich ohnehin. Sprache wäre dann ein Werkzeug. Der Mensch ißt, schläft, verdaut, begattet sich, arbeitet, ist jung und wird alt. Genügt denn das nicht für seine Existenz? Weshalb genügt es nicht? Es ist seltsam: jedermann weiß, daß es nicht genügt. Fragen wir ihn aber weshalb, dann strauchelt er und weiß es nicht zu sagen.

Und doch ist der Grund für dies Ungenügen einfach. Die bloße Biologie enthält uns nicht, weil der Mensch erfüllen muß, was ihm verheißen ist. Der Mensch muß sich erfüllen, sich verwirklichen. Das ist ein merkwürdiger Ausdruck. Er läßt sich aber genau festlegen.

Wir nennen nämlich die Larve eines Insekts noch nicht das wirkliche Tier. Auch der Schmetterling ist noch nicht das ganze Wesen; die Raupe fehlt in der Benennung des Schmetterlings. Das Insekt verwirklicht sich nämlich nach unserem rein menschlichen Dafürhalten erst in allen Stadien seines Lebens zusammengenommen. Dieses Zusammennehmen aller Augenblicke des Lebensablaufs verdient alleine, die Wirklichkeit dieses Lebens zu heißen. Deshalb ist z. B. in uns Menschen das bloße Geschlechtswesen »Mann« oder »Weib« nicht der wirkliche Mensch. Auch der Greis oder der Säugling sind nicht das ganze Menschen-

wesen. Man beachte: »Wirklich« umfaßt immer mehr als einen einzelnen biologischen Abschnitt oder Ausschnitt. Deshalb gehört der Ausdruck »wirklich« niemals in die Biologie, sondern nur in die Geschichte; denn nur in der Geschichte kommt etwas Verheißenes zu seiner Erfüllung. Wir Menschen nun sehnen uns nach gerade dieser Verwirklichung. Jedermann ist dazu aufgefordert, und Jedermann verlangt es danach. Dank dieser Tatsache klafft ein ewiger Widerspruch zwischen unserer leiblichen Ausrüstung als bloßes Geschlechtswesen und unserem Ehrgeiz, alle Stufen des Menschseins zu vereinen. Der Widerspruch wird von den Sprachphilosophen nicht besprochen. Aber dieser Widerspruch ruft Politik und Religion hervor.

Das letzte Jahrhundert gab dafür ein großes Beispiel. Karl Marx bestand darauf, daß ein eisernes Gesetz die Arbeitskräfte bedrücke. Denn es sei unmöglich, daß ihr Lohn jemals über den nackten Lebensunterhalt des eigenen Leibes zuzüglich der bloßen Fortpflanzung hinausginge. Diese Formel suggerierte eine ungeheuere Beleidigung. Denn von den Menschen so zu reden, als seien sie bloß Leiber plus Fortpflanzung, spricht ihnen etwas ab; und das spürt man selbst dann, wenn man im Dunkeln tappt, was denn da eigentlich fehle. Für Marx war die logische Konsequenz, die Religion als ein Opium zu brandmarken, mit dem man diese nackten Leiber und bloßen Fortpflanzer einlulle. Das war logisch, denn bis zu Marx hatte Gebet und Recht, also Religion und Politik, die bloßen Mannsen und Weibsen in Menschen umgewandelt. Die Verkünder des ehernen Lohngesetzes enthüllten die Arbeitskraft als einen bloßen Angehörigen der zoologischen Spezies. Mit anderen Worten, hier verschwand jene Spannung zwischen dem Dasein und dem Erfüllen einer Verheißung. Denn die leibliche Art weiß nichts von dem gemeinsamen Nenner oberhalb Mann oder Weib. Sie kennt zwar den Geschlechtsverkehr, in dem es Männer und Weiber nach einander verlangt. Aber wo ein Mensch die ihn erwartende Verheißung erfüllt, da hört ja der Unterschied zwischen Mann und Weib auf. In dieser Hinsicht, nämlich erfüllend und verwirk-

lichend, sind also die Angehörigen beider Geschlechter identisch. Zoologisch, physiologisch, psychologisch läßt sich diese Identität weder glauben noch verstehen. Sie wird nur dann verständlich, wenn der Kritiker sich entschließt, die sprachliche und die politische und die Glaubenseinheit von alt und jung, Mann und Weib, arm und reich, schwarz und weiß dogmatisch zu Grunde zu legen. Es ist unser Dogma, daß der Mensch jenseits der Teilungen existiert. Nun werden unsere Freunde von der Naturwissenschaft furchtbar nervös, wenn unsereiner das Wort »dogmatisch« gebraucht und auch ihnen den Gebrauch des Worts zumutet. Aber leider läßt sich daran nichts ändern. Es ist ein wahres, herzerfrischendes, großartiges Dogma, aber es ist ein Dogma, das auch für den Naturforscher gilt: alle sprechenden Menschen einschließlich des Naturforschers suchen nach derselben Seligkeit, bedürfen derselben Verwirklichung und müssen einander gegenseitig zu derselben Erfüllung verhelfen, die sie selber als Weib oder Mann, als häßlich oder schön, als dumm oder klug erhoffen. Ohne dieses Dogma hat es nämlich keinen Sinn, Naturwissenschaft zu treiben. Denn es hat überhaupt keinen Sinn, für ein in die letzten Tiefen hinein gespaltenes Menschengeschlecht von allgemein gültigen Gesetzes zu faseln.[1]

Kein Mensch kann zufrieden sein, wenn man ihn auf irgendeinen äußeren Umstand tröstend verweist. Weder Reichtum noch leibliche Organschaft können trösten. Wer immer sein Glück davon abhängig machen soll, ob er heiraten kann, ob er Kinder hat, ob er reich wird, muß unglücklich werden. Gesundheit und Geld sind wichtig, aber letzten Endes dürfen sie niemals unser Schicksal, sei es endgültig, sei es vollständig, bestimmen. Sobald also die Soziologen oder die Juristen oder die Prediger oder die Ethiker oder die Ärzte uns damit trösten wollen, daß wir gesund sind, oder daß wir nicht verhungern, begehren wir auf. Jede Einteilung nach irgendwelchen äußeren Merkmalen empört uns, sobald sie die endgültige Einteilung zu

[1] Siehe dazu im II. Band unsere Studie des großen Michael Faraday.

sein behauptet. Denn endgültig wollen wir auf ewig ungeteilt sein, ungeteilt, unzertrennbar, und unterscheidbar. Jedermann wünscht an dem Anteil zu haben, das uns allen verheißen ist, die Erfüllung unseres Wesens in staunender Freiheit. Ich habe einmal eine dramatische Szene über dieses Thema erlebt. 66 Erzieher, die sich in der schweren Depression in den Vereinigten Staaten der arbeitslosen Jugend annahmen, suchten nach einer Definition des Staatsbürgers. Ein Redner formulierte das unter allgemeinem Beifall dahin: Bürger ist jedermann, der nutzbringend beschäftigt ist. Die Definition zeigte, daß der Marxismus in seiner vulgären und mißverstandenen Form die Seelen dieser 66 Herren Erzieher lahm gelegt hatte. Denn hier wurde der Staatsbürger und die Arbeitskraft gleichgesetzt.

Die Definition war eine wirkliche Schande. Kein Bürger ist dadurch Bürger, daß er nutzbringend beschäftigt wird. Wie der Name schon sagt, ist nur der ein Bürger, dessen Wirken das Dasein seiner Gemeinde verbürgt. So gewann ich denn 64 von den 66 zu der neuen Definition: ein wirklicher Staatsbürger sei nur der, der im Notfalle den zerstörten Staat auch neu gründen könne, denn dieser Bürger bezeuge, daß das Wort Fleisch werden kann, und daß es der Geist ist, der sich den Körper baut. Der wirkliche Bürger wirkt in seinem Staat! Außerdem ist er einer der vielen Bürger.

Diese beiden Potenzen werden uns Menschen durch die Sprache verliehen. Zu der werdenden Stadt muß jedermann gehören, um ein Mensch zu sein. Täglich und stündlich müssen wir uns dieser Zugehörigkeit versichern können. Wahrlich die ganze Fülle der Wirklichkeit wird es sein müssen, die ganze innere Welt des menschlichen Geistes, aber ebenso die ganze äußere Welt des Kosmos. Wir Menschen fordern Freiheit nach allen Richtungen, damit wir unsere Erfüllung suchen können. Deshalb ist der alte, uralte gemeinsame Ursprung des Menschengeschlechts und die letzte Tagespolitik gleich wichtig in unserer Liste der Grundrechte, weil jedem alle Schätze der Wirklichkeit offenliegen müssen, um sich an ihnen zu versuchen. Der Aus-

druck dieser unerhörten Freiheit nach der Zukunft und nach der Vergangenheit hin, hier zu Hause und bis zu den Antipoden, muß jede Gemeinschaft jedem ihrer Mitglieder in Aussicht stellen. Heiraten und Auswandern sind daher unabdingbar frei, den Tyrannen zum Trotz.

Was immer im Umkreis seiner Gemeinschaft je geäußert worden ist, darf sich jedes Mitglied dadurch, daß er diese Sprache spricht, aneignen. Spielend lernt er das alles, was jemals hier Ausdruck gefunden hat und artikuliert worden ist. So wird er zum Träger der Erinnerung seines Stamms und seiner Nation. Als die tönende Membrane vieler Jahrhunderte wird der blinde Sänger der Träger der griechischen Vergangenheit. Der Invalide, der längst aufhören mußte, zu arbeiten, kann uns doch heute noch mit zitternder Stimme die Geschichten dieses Gutshofs oder jenes Dorfes erzählen und seine Geschichte kann so groß werden, daß sie am Ende eine kolossale Geschichte wird. Oder ein ganz junger Student kann in seinen Liedern den Mut ganzer Generationen für die große Zukunft ihrer Gemeinschaft hervorrufen. Die Worte seiner Lieder – wer weiß das nicht von Hölderlin? – predigen und prädizieren das Leben, in dem sie sich eines Tages bewähren werden. 1962 wird in einem amerikanischen College »Dantons Tod« gespielt, das 1833 Georg Büchner mit 22 Jahren heraussang. Ist das zu glauben?

Seht irgendeinen Sprachbau an: Ist nicht sein größtes Wunder, daß er einer Frau erlaubt, die Worte der Männer zu zitieren? Daß es dem Kinde die Gedanken des Greises zur Verfügung stellt? Die Größe der Märchen und des Epos, der Volkslieder und der Legenden besteht in der Tatsache, daß jedermann sie sich aneignen darf. So weit eines Menschen Muttersprache reicht, soweit wird schon das Kind ermächtigt, die ganze Macht zu erwerben, mit der jemals ein anderer in derselben Sprache gesungen oder gedacht hat. Deshalb heißt meine Sprache nicht meiner Mutter Sprache sondern Muttersprache. Das ist ein großer Unterschied. Leiblich sind wir die Kinder unserer Mutter, aber sprachlich ist unsere nationale Zunge unsere Mutterzunge. Denn

sie ist »die Matrize, und so könnten wir sehr gut statt ›Muttersprache‹ sagen, die Mutter-Form«, die wir zum re-formieren bekommen haben. Wir rufen wieder ins Leben, was immer diese Matrize ins Dasein gerufen hat. Freilich wir machen dabei Fehler. Wir mögen bloß nachplappern, bloß auswendig lernen. Es gibt dekadente Erben, nicht nur in Geldessachen. Auf englisch wird das Lernen »by rote«, d. h. in bloßer Routine, unterschieden von dem Lernen »by heart«. Denn nur, wo das Herz beteiligt ist, lernen wir wirklich. Wer herzhaft gelernt hat, dem ist die Sprache nicht mehr eine auswendige Tatsache. Innerhalb eines Sprachbereichs sorgen Millionen Sprachakte unaufhörlich für die Rückübersetzung aller je gesprochenen Worte in den Blutkreislauf des Gemeinschaftslebens, denn es ist jedermann angeborenes Recht, mit seinem Herzen an diesem großen Vermögen der gemeinsamen Rede teilzunehmen.

So also lautet das erste angeborene Recht.

Wir sprechen absichtlich hier von einem Vermögen statt von einem Schatz. Wäre die Sprache ein Schatz, dann klänge das zu sehr nach den Speichergütern in einem Warenlager. Leider lese ich oft genug von Schätzen der Kultur, und meist ist ihnen ein Museum oder eine Bibliothek zum Aufenthalt angewiesen. Aber worauf es ankommt, ist doch das Vermögen oder das Unvermögen, die Sprache in uns einzulassen und wieder aus uns heraus freizusetzen. Sprache wird oft als Verkehrsmittel definiert. Das ist zwar eine der plattesten Definitionen, aber denen, die diese Plattheit paradieren, zum Trotz wird da ein geheimnisvoller Zug der Sprache allerdings ausgedrückt. Denn in diesem Satze heißt es nicht, daß man den anderen, mit dem man spricht, verstehe, sondern die Behauptung lautet nur, daß der eine und der andere verstehen, was sie sagen. Fast niemand kann alles das sagen, was nötig wäre, damit man ihn selbst wirklich verstehe – wer kann denn das schon? – aber das erste, was man von einem Satze behaupten darf, ist, daß er von beiden Unterrednern, von A ebenso gut wie von B, verstanden werden kann.

Wenn ich zwei Leute auf der Straße sich unterhalten sehe, dann

darf ich wohl bezweifeln, ob sie beabsichtigen, einander zu verstehen. Man soll ihnen doch nichts unterstellen, was sie nicht im Sinne haben. Sie wünschen miteinander zu reden. Weder mehr noch weniger. Und dazu vereinigen sie sich auf gewisse festgelegte Sätze. Nur in seltenen Augenblicken wollen wir einander im Innersten ohne alle Verbrämung erkennen. Und das sind Augenblicke großer Erregung und außerordentlicher Gefahr. Würden wir tatsächlich so von Angesicht zu Angesicht einander gegenüber treten, wie uns der Weltenrichter am Jüngsten Tage sieht, da würden wir unsere ganze Sprache erneuern und neue menschliche Worte würden uns entströmen. Das dürfen wir behaupten, weil etwas von dieser Kraft jedem Menschen zufällt, wenn er seine Liebe gesteht oder sein Leid klagt, oder einen Kosenamen für einen Freund erfindet, oder ein Haustier benennt. Weil wir alle die ganze Sprache zur Verfügung haben, haben wir auch alle Zutritt zu dem Herztrieb der Sprache, an dem sie sich erneuert oder erweitert. Wir schaffen an ihr.

Dieses ist also das zweite angeborene Recht von jedermann.

Er eignet sich nicht nur die gesamte Sprache an, wenn er nur will, ohne daß ihn irgendjemand daran hindern darf; er darf auch im Herztrieb der Sprache an ihr weiterschaffen, und zwar so, daß keiner sich dieser Vollmacht entziehen kann. Wir sind also beides, Laien und Priester der Sprache, Empfänger und Schöpfer.

Die beiden Grundrechte werden von uns zu verschiedenen Zeiten in Anspruch genommen. Denn die vollen Kräfte der Liebe und des Kriegs befallen mein Herz nur in Abständen. Um so unschätzbarer ist in den Zwischenperioden, während mein Herz sich zurückhält oder der Zukunft harrt, die Macht von Sprache und Rede, die ich gerade dann entleihe. Es ist zwar wahr, daß sie dann nicht mein eigenes Wesen offenbaren, denn ich bin ja da nur mit meinem bißchen Bewußtsein gegenwärtig und der Leser wolle hier doch einmal sich klar machen, daß sein Bewußtsein nur ein Schatten des ganzen Menschen mit Herz, Hand, Seele und Nieren darstellt. Sobald er einsieht, daß in dem Be-

wußtsein, in dem sich heute die meisten Menschen wiederzufinden wähnen, gerade er selber untätig bleibt und während dieses Winterschlafs die Seele sich der Redensarten des ererbten Sprachvermögens bedient, dann wird er erst der Sprache ganz froh werden.

Wenn unser Herz spricht, sind wir originell. Wenn aber das Herz schweigt, muß ich immer doch noch mit am Gespräch beteiligt bleiben, so wie wenn bei einem Brenner nur die kleine Stichflamme brennt, damit ich in jedem Augenblick die volle Flamme entzünden kann. Diese Stichflamme ungefähr ist meine Teilnahme am allgemeinen Gespräch, sobald meine Leidenschaften schweigen. Sie offenbart nicht den, der da gelassen spricht. Aber allerdings enthüllt sie meinen Partnern unsern gemeinsamen Hintergrund an Klängen und Assoziationen. Die Konversation in diesem Zustande ruft Übereinstimmung hervor. Diese Leistung ist ebenso wichtig wie sie angenehm ist. Zwar bindet sie nicht das Mark der Menschen zusammen, aber die Partner, so könnte man es ausdrücken, begegnen sich in ihren gemeinsamen Wurzeln. Das Gespräch auf der Straße über das Wetter mag für jeden einzelnen der sich Begegnenden unwichtig bleiben; aber deshalb ist es keine geringe Sache, daß wir auf der Straße uns über das Wetter unterhalten. In Japan sagt der eine, der dem anderen auf der Straße begegnet, nichts weiter als: das Wetter ist..., und überläßt es dem Zuhörer den entscheidenden Zusatz zu machen, wie es denn ist. In dieser Höflichkeit üben sich die zwei, als ob sie Tennis spielten. Die Rede ist der Ball, den beide schlagen müssen und indem sie ihn schlagen, schlagen sie den Weg zum inneren Frieden ein. Wir können nämlich nicht die ganze Zeit hochpersönlich sein, weil wir nicht die ganze Zeit lieben oder hassen können. Nun wissen wir, was uns in diesen langen Zwischenperioden am Leben erhält. Es ist der Gesamtwille, den wir aus unserer vorpersönlichen Überlieferung heraufbeschwören, so oft wir in die Wege der Sprache, die für uns dichtet und denkt, einlenken. Gewiß ist es wahr, daß, wessen das Herz voll ist, der Mund übergeht. Aber das heißt nicht, daß

unser Herz die ganze Zeit randvoll sein könnte. In den »halbstarken« Zeiten sagen wir zueinander: »Ist das nicht großartig?«, »zum Teufel«, »himmlisch«, oder sonst eine geistlose Redensart. Immerhin sind wir auch dann noch Mundstücke der Wahrheit, denn wir lassen die alte Muttersprache durch uns hindurch tönen. Statt unseres eigenen Herzens erlauben wir Herzen, die vor uns gesprochen haben, durch uns hindurch zu sprechen. Wer kein neues Lied singt, der summt ein altes.

Mithin heißt die dritte Regel: Wir müssen jede Minute entscheiden, ob wir zu schaffen oder zu zitieren haben. Sprechen bedeutet entweder schaffen oder zitieren und soweit wir die existierende Sprache konservieren, verkörpern unsere Äußerungen das ungeheuere Kraftwerk aller Äußerungen des Gemeinwillens.[1] Um ein anderes Bild zu gebrauchen: die Klänge einer Sprache summen und flüstern wie die Blätter einer mächtigen Ulme. Denn diese Stimmen und Töne artikulieren den eigentlichen Willen des Gemeinwesens.

Deshalb sind die Denker, die für ihre Gedanken über uns Menschen nach einem System suchen, auf dem Holzwege. Sondern wenn ein Mann die ganze Sprache lebendig machte, schüfe er das einzige glaubwürdige System. Denn auf der einen Seite würde es die größte Variationsbreite erreichen und auf der anderen Seite den größten Einmut bezeugen.

Anders formuliert: wer spricht, glaubt an Einmut.

Jedermann weiß das. Bewiesen wird das durch die seltsame Tatsache, daß jeder Mensch, der spricht, davon überzeugt ist, daß sich in seiner Sprache alles sagen läßt. Da macht es gar keinen Unterschied, ob die Sprache, um die es sich in dem einzelnen Falle handelt, aus ein paar hundert Worten besteht oder aus 200000. Jeder, der spricht, nimmt naiv an, daß sich alles, was er sagen will, oder sagen muß, auch sagen läßt.

---

[1] »Wille«, »Wellen«, »Walten«, »Gewalt« und »Wollen« gehören zusammen. Die Lehre von der Politik ist heut noch leblos, weil sie von Aristoteles statt aus diesen Worten herrühren möchte. Dazu in meinem »Königshaus und Stämme«, 1914, das Schlußkapitel über die Staatsgewalt.

Schaffen und Zitieren

Schaffen und zitieren wechseln beim Sprechen miteinander ab. Die sogenannten Rationalisten zitieren immer nur. Sie merken nämlich gar nicht, daß jedes einzige Wort ihrer Prosa früher einmal die reine Poesie gewesen ist. Wenn man es ihnen sagt, werden sie sehr böse; sie halten das nämlich für Kinderei und sie wollen ernste Männer sein. Es bleibt aber dabei, daß sie bloße Nachahmer sind. Denn die Potenz der Sprache regt sich nur, wenn die Leidenschaft erregt ist. Der Rationalist borgt sich die Früchte fremder Leidenschaft. Das Ergebnis sind allerdings getrocknete Hülsenfrüchte, Sauerkraut und Konserven. Zum Erstaunen dieser so klugen Rationalisten finden ihre Gründe, ihre Logik, ihre Beweise keinerlei weitreichenden Anklang. Wir aber haben keinen Grund, uns über ihre Impotenz zu wundern. Sie zitieren verdorrte Metaphern der Künder des Worts.

Aber diese Erkenntnis vom Verhältnis zwischen zeugerischer und wiederholender Sprechweise wirft noch einen weiteren Gewinn ab. Nun läßt sich auch die gesunde Beziehung zwischen Gedanke und Wort auf der angemessenen Höhe ermitteln.

Wir wissen bereits, daß das Sprechen nicht darin besteht, daß einer von etwas in so und so vielen Worten redet; sondern *sprechen heißt, jemanden im Namen der Macht anzureden*, auf die er wirklich hören wird. Will ich einen Hörer im Innersten erreichen, dann muß ich ihn in dem Namen anreden, der für ihn maßgebend ist. Ein lustiges Beispiel: bei der komischen sogenannten Revolution vom November 1918 war der eine von zwei Brüdern bei der Neuen Freien Presse in Wien tätig, der andere, jüngere, führte die Aufrührer, die das Zeitungsgebäude zu erobern wünschten. Die verängstigte Redaktion schickte den bei ihr tätigen Bruder auf den Balkon, um mit den Revolutionären zu verhandeln. Der aber sprach nur die geflügelten Worte: »Karl, zieh sofort ab, oder ich sag's der Mutter!« Und Karl zog ab. Denn er hatte zwar Mut genug, um den Kaiser abzusetzen,

aber auf die Absetzung seiner Mutter in seinem Innern war er nicht vorbereitet.

Ein ernsteres Beispiel: im Namen des Oberstkommandierenden kann mich mein Feldwebel hundertmal um die Kaserne herumjagen. Er kann das sogar, in dem er den Namen des Oberstkommandierenden wegläßt und eine Namensmaske vorbindet, indem er ruft: In drei Teufels Namen! Während wir sprechen lernen, ist die Obmacht des Namens, in dem wir sprechen, immer gegenwärtig.

Weshalb weiß das nicht jedermann? Es ist die unglaubliche Auslassung der Denker des 19. Jahrhunderts, daß sie jedem Individuum erst seine Gedanken zugeschrieben haben, lange bevor es sich in einer namentlichen Gesellschaft vorfände. Solche Gesellschaften, Gemeinschaften, Gemeinden, Familien gibt es nicht. Der gemeinsame Name ist älter als mein einzelner Name. Europa und Asien umfassen jeden Neugeborenen längst bevor er Amalie oder August heißt und da ist er mitgefangen und wird mit gehangen sei es als Orientale, sei es als Okzidentale. Die großen Einheiten zwingen ihren Namen mir auf, Jude und Christ, weiß und schwarz, lange bevor ich es zu einem eigenen Namen bringen kann. Das bedeutet aber, daß ich kein Wort sagen kann, das nicht durch den Namenszauber, Namenssegen oder Namensfluch erläutert wird.

Dazu will ich noch etwas aus Erfahrung bemerken, was zwar jeder selber weiß, heute aber im Ansturm der Analytiker feige für sich behält. Ich wuchs in einer Familie auf, in der es einen Vater und eine Mutter gab. Während der ersten 20 Jahre meines Lebens sind mir diese beiden niemals als Individuen begegnet. Sie waren die Säulen des Dachs über meinem Kopf. Sie waren die zwei Sprecher der Großmacht Eltern. Gewiß der Vater war nicht die Mutter und die Mutter war nicht der Vater; aber deswegen verfiel ich doch nicht dem Irrsinn, sie zu trennen. Sie waren die zwei Brückenköpfe der großen Regenbogenbrücke, unter der ich stand und die den Himmel verhinderte, mir in panischem Schrecken auf den Kopf zu fallen. Sie waren ein Bau-

werk, das mir mehr imponierte, als die alte Römerbrücke bei Arles. Es imponierte mir so sehr, daß aus einem mir unbekannten Grund ich den beiden Amtsträgern dieses Amtes Elternschaft Gehorsam und Verehrung schuldete. Mit welchem Namen immer sie mich nannten, Vorname, Sohn, dummer Junge, lieber Kerl, so bezweifelte ich niemals, daß sie zu dieser Namensnennung befugt seien. Sprach einer von ihnen, so hatte ich immer die feste Überzeugung, daß er zugleich im Namen des andern Elternteils spreche. Praktisch lief das meist so, daß meine Mutter mir mitteilte, was mein Vater und sie zusammen beschlossen hatten.

Damit will ich nicht sagen, daß die elterliche Gewalt schrankenlos walten konnte; aber die rechte Gewalt wirkt immer nur in dem ihr zubestimmten Kreise. Wenn Eltern die Frau für ihren Sohn auswählen wollen, dann soll das mißlingen. Ebenso ist es bei der Berufswahl. Aber weil jede Gewalt ihre Grenzen überschreiten kann, ist es doch nicht sinnvoll, die Gewalt, hier die väterliche Gewalt und die Hausgewalt oder eine Staatsgewalt ganz und gar zu leugnen. Weil die rechte Gewalt ihre Grenze überschreiten kann, hat man von einem gewaltlosen Dasein geträumt. Das aber heißt die bloße Impotenz verherrlichen. Der Haussohn, den sei es der Vater sei es die Mutter bedrückten, hat oft genug im 19. Jahrhundert geschrien: Alle Gewalt ist böse. So ähnlich hat der utopische Sozialismus es den Arbeitern vorgeträumt: eine Neuordnung der Wirtschaft solle am Ende ohne Gewalt und ohne Gewaltteilung jedermann seine Arbeit freiwillig tun lassen. Aber Utopie ist kein schöner Traum. Denn er macht zum Handeln in einer gewaltigen Produktionsordnung unlustig. Wir können in diesem Traum der Jugendbewegung, der Arbeiterbewegung, der Frauenbewegung, der afrikanischen antikolonialen Bewegung ein und dieselbe Verirrung studieren: Namentliche Gewalten schienen im Zeitalter des »Es regnet«, im Zeitalter also des anonymen Sprechens, überflüssig. Vielleicht brauche ich nur die Namen Quisling, Hitler, Stalin, Sukarno, Mao, Nkrumah zu nennen, um den Umschlag aus der gewalt-

losen impotenten Anonymität in die namentliche Diktatur aufzuzeigen.

Ich kehre zu dem Haussohn zurück, der sich verbittet, daß ihm die Eltern das Mädchen zum Heiraten oder den Beruf aufreden dürfen. Was denkt sich der junge Mann? Er fängt an mit seinem Trotz. Er sagt den Eltern: »Nein, das tue ich nicht«, oder wohl genauer: »Das werde ich nicht tun.« Die Gebote der Eltern kommen damit an eine zeitliche Grenze: sie gelten nicht mehr. Aber hinter dem Nein des Sohnes gabelt sich die Lebensstraße. Der Sohn kann nämlich aus Trotz sofort den falschen Beruf ergreifen oder das erste beste Mädchen heiraten. So stellt sich die Dialektik das Verhalten der sogenannten Antithese vor. Auch indem der Sohn sagt »nun gerade nicht«, wird seine Wahl noch lange nicht zu seiner eigenen Wahl. Dialektisch erreichen die Eltern durch ihren Übergriff das Gegenteil ihrer Wünsche. Aber nur für den Lebensunkundigen ist damit dem Sohn ein Gefallen geschehen. Der Sohn braucht nämlich hinter seinem Nein her viel Zeit. Nimmt er sich sein Mädchen oder seinen Beruf nur aus Trotz, so ist er schlimmer dran als zuvor. Er muß also die Zeitlücke auf sich nehmen zwischen seinem Nein gegen die Fremdbestimmung und dem Heraufkommen seiner eigenen Selbstbestimmung. Diesen Zeitgewinn verschafft ihm der dritte Sprachraum, der Raum des Denkens. Diesen betreten wir immer dann am deutlichsten, wenn wir die Tür zu einem bisherigen Gewaltenhaushalt mit unserem Nein gewaltsam zugeschlagen haben.

Das Denken stellt Namen in Frage. Es beginnt nach einer Ablehnung. Aber wenn es redlich ist, dann führt das Denken bessere Namen und endgültigere Namen am Ende herauf.

Einer der üblichen Irrtümer der Denkerzunft scheint mir darin zu bestehen, daß sie das Ziel des Denkens leugnen. Sie tun so als sei das Denken ein Gedankenspiel. Aber selbst ein Spiel beruht auf Spielregeln. Denn auch beim Spiel muß die Regel ermitteln, wer gewonnen hat. Verlust und Gewinn muß es daher auch beim Gedankenspiel geben. Und die souveräne Denkerzunft hat

sich wegen ihrer Verachtung der Sprache geweigert, den Gewinner oder den Verlierer des Denkprozesses deutlich zu bezeichnen.

Wer aber nachdenkt oder vorausdenkt, der bereitet sich oder andere darauf vor, draußen in der Welt die Wahrheit zu sagen. Und zwar die bessere Wahrheit als die, die da draußen bisher im Schwange ist. Denken heißt also, den Ersatz alter Namen durch bessere Namen vorzubereiten.

Die Freiheit im Reiche der Gedanken ist sehr wunderbar. Das Verhältnis von Befehlshaber und Befehlsempfänger in der Außenwelt dreht sich plötzlich um, mindestens kann es sich umdrehen. Gerade der Sklave, gerade der unreife Student, gerade der Unmündige vermag im Denken die anerkannten Autoritäten zu überflügeln. Gerade der, der in der Außenwelt den Mund nicht auftun darf, vermag im Innern um so lebhafter die gesamte Sprachordnung aller Ränge und Klassen widerzuspiegeln. Im Denken beherrscht jedermann das ganze Königreich aller je gesprochenen oder künftig auszusprechenden Wahrheiten. Wir hatten den Leuten, die sich auf der Straße über das Wetter unterhalten, einen Akt der Friedensstiftung zugeschrieben. Im Reich der Gedanken kann sich der Einzelne einbilden, die Rollen aller Gesprächspartner selber zu übernehmen. Denn da braucht der Denker niemandem zu begegnen; er hängt von niemandes gutem Willen oder Höflichkeit oder Geduld für eine Antwort ab. Er gibt sich die Antwort selber. Ja, er braucht sich keine Einrede gefallen zu lassen, die ihm nicht paßt. Sprechen ohne Zuhören führt ins Irrenhaus. Aber Denken ohne auf einen anderen zu hören scheint, ich sage mit Bedacht scheint, jedermann gestattet. Der Denker spart sich zwei Unannehmlichkeiten: die Antwort und den Widerspruch. Deshalb heißt es so oft: er schwieg, aber er dachte sich sein Teil.

Bleibe es dabei, daß jeder von uns sich sein Teil bloß denkt, dann und nur dann wäre das Denken zwar immer noch nicht sprachlos, aber es wäre eine Sackgasse. Es würde nämlich niemals zurückmünden in Sprache. Ich habe niemals begriffen,

weshalb die Philosophen sich nie darüber äußern, daß sie ihre Gedanken in ein Buch schreiben und dann ängstlich darauf bedacht sind, daß die ganze Welt das Buch auch liest. Der Unterschied eines echten Denkers von einem bloßen Denker besteht aber gerade darin, daß der echte Denker darauf besteht, daß auch die anderen erfahren müssen, was er gedacht hat. Eine der Hilfen, die ein solcher ins Sprechen ausmündender Denker meistens verwendet, besteht bekanntlich darin, daß er ältere Äußerungen anderer Denker zu derselben Frage gewissenhaft erörtert. Die ganze Theologie erkennt die Verpflichtung an, alle Schriftstellen zu der eigenen Frage zu beherrschen und anzuführen. Der sogenannte Denker stützt sich also gerade nicht auf Gedanken, sondern auf Äußerungen, auf schon Geschriebenes oder Gesagtes! Er will damit beweisen, daß auch seine Gedanken verdienen, aus Gedanken Worte, aus Worten Sätze, und aus Sätzen Bücher zu werden. Schöner kann der Herr Denker die wirkliche Lage nicht erläutern. Er will bloß seine Gedanken zu gleichem Rang mit der bisherigen Sprache erheben. Die Sprache ist also durchaus kein Mittel um seine Gedanken auszudrücken. *Vielmehr ist sie das Niveau, das seine Gedanken am Ende erreichen müssen.* Das Denken untersteht der Sprache.

Aber der Freidenker läßt selten mit sich reden. Er zieht sich darauf zurück, daß er niemals etwas sagen muß. Es steht bei ihm, ob er seine Gedanken für sich behält, oder nicht. Die Gedanken sind frei, singt der Student, während er im Examen geflissentlich die gewünschten Ansichten seines Professors wiederholt.

Ich halte den Gedankengang des Freidenkers für fehlerhaft.

Eine Freundin von uns hatte eine Zugehfrau, und da sie in einem abgelegenen Tale lebten, war es klar, daß es für diese Zugehfrau einen Ersatz nicht geben konnte. Nun war die Zugehfrau nicht redlich. Sie war unverschämt. Eine Wertsache nach der anderen verschwand, und eines Tages fand unsere Freundin beim Nachhausekommen die Zugehfrau angetan mit ihrem eigenen Kleid im Begriff, ihren Freunden eine Gesellschaft zu geben. Es fiel kein Wort.

Damit wurde unsere Freundin zur Mitschuldigen der Diebereien. Gesetze sind nämlich kein Spielzeug. Gesetze haben keinen Sinn, wenn wir sie nicht als Gebote auffassen, die dir und mir und jedem befehlen, was wir tun und sagen müssen. Das Gesetz besagt also nicht einfach: Du darfst nicht morden. Vielmehr sagt es ebenfalls: Du und ich sind verpflichtet, unsere Stimme zu erheben, wenn ein Mord begangen wird. Entweder müssen wir die Missetat der Polizei melden, oder wir müssen den Verbrecher zur Rede stellen. In jedem Fall müssen wir den Mund auftun. Das Gesetz setzt das gesamte Netzwerk der Sprache in Bewegung und das Gesetz wird vernichtet, wenn nicht alle Betroffenen Zeugen der Wahrheit zu werden bereit sind. Hierin sehe ich die Tragik der modernen Wissenschaft, daß die Gedankenfreiheit so einseitig erkämpft worden ist; man hat darüber vergessen, daß Wahrheiten bewährt werden müssen und daß also nicht nur der Täter sondern alle Betroffenen und Beteiligten zu Zeugen der Wahrheit berufen sind. In unserem Fall bedeutet das: die Zugehfrau war eine Diebin. Deshalb half es unserer Freundin nichts, den Mund zu halten. Es wurde nur immer schlimmer. Am Ende versagte sie sich alle Einladungen, denn die Besucher wurden auch bestohlen. Natürlich nahmen die Besucher das sehr übel. Und nachdem sie einige Freunde so verlor, zog unsere schwache Freundin in die Stadt und war ihr Haus in der Heimat los.

»Wie oft«, so sagte sie mir später, »habe ich mir selbst geflucht wegen meiner anfänglichen Schwäche. Ich sollte bei der ersten Gelegenheit aufbegehrt haben. Denn ich bin überzeugt, daß meine Alice gerade das von mir erwartete«, seitdem hat sie mich immer verachtet, weil ich sie nicht zur Rechenschaft gezogen habe. Alle ihre späteren Missetaten kamen daher. Sie mißachtete mich, weil ich ihr nicht entgegengetreten war.

Wer sprechen kann, muß zu seiner Zeit sprechen. Wer auf einem Thron sitzt, muß zu gegebener Zeit Thronreden halten. Wer ein Königreich als Souverän regiert, der muß dies Königreich regieren. So wie wir stimmhaft werden müssen, wenn ein

Gesetz gebrochen wird, so müssen wir auch unter unsern Gedanken Ordnung halten. Wir müssen zu zerstörerischen und nihilistischen Gedanken sagen: Hinweg mit Euch in den Abgrund des Vergessens. Wir müssen zu uns sagen: Höre auf zu denken. Könige, auch die Könige im Reiche der Gedanken, sind nicht sehr glücklich. Denn sie können nicht nach Willkür handeln. Sie müssen regieren und dabei werden sie viele Dinge sehen, die nicht so sind, wie sie sein sollten. Wir haben uns das ganze Reich des Denkens siegreich unterworfen. »Und was ich mir zu denken still verbot, Du sprichst mit frecher Zunge kecklich aus.« In der Tat, frühere Geschlechter haben sich verboten, zu fragen: Hat mein Land Recht? Ist das Gesetz gerecht? Gibt es einen Gott? Muß es Reuss Ältere Linie geben? All das wird heute in grenzenloser Freiheit bedacht. Für diese große Freiheit, gibt es ein frühes Beispiel. Es ist 2000 Jahre alt, ja mehr. Die heutigen Denker bewundern es, weil es ihre Freiheit auf höchster Höhe vorführt. Diese Magna Carta freien Denkens hat ein Anhänger des Parmenides verfaßt. Natürlich, denn Parmenides hat die unselige Idee des »Seins« erfunden. Das Sein ist seitdem das beliebteste Folterinstrument der Philosophen. Parmenides machte aus der bescheidenen Aussage: Dies war, dies wird sein, dies aber ist zur Zeit«, das heißt aus drei Hilfworten für die wirklichen Lebensvorgänge: ich ging, ich sehe, ich werde schlafen, oder ähnlichen Tätigkeitszeitworten, die radikale Abstraktion: das Sein. Niemand kann sich und niemand braucht sich darunter etwas zu denken; es ist nämlich ein Summenzeichen.

Nun kam der Jünger des Parmenides und er übertrumpfte die Hamletfrage: to be or not to be, mit der weiteren Frage: hat das Nichtsein ein Sein? Triumphierend antwortete er selber: »Nichts hat Sein«. »Hätte nämlich etwas Sein, wäre es unmöglich dies Sein irgendeinem anderen mitzuteilen. Die Ursache dafür ist 1., daß die wirklichen Dinge mit unseren Ausdrücken für sie nicht übereinstimmen, und 2., daß niemand dieselben Gedanken wie irgendein anderer denkt.« Diese Lehre des Gorgias vom Nichtsein hat Gigon in »Hermes», 1936, dargelegt.

Gorgias ist also der griechische Nihilist, der vielleicht als erster es ausgesprochen hat, daß nichts wirklich ist, und daß wir nichts Wahres sagen können, und daß keine zwei Menschen dasselbe denken können. Ein Stückchen dieses Nihilismus geistert seitdem durch die Welt. William James schrieb 1905 einen Aufsatz »Wie ist es möglich, daß zwei Leute dasselbe denken können?«. Damit zahlte er seinen Zoll an diese ewige Denkerfrage. Als Hitler 1933 die freie Rede vernichtete, erschien die letzte Nummer der Zeitschrift, in der die freie Jugend zu Worte kam, mit der Überschrift: »Die Worte haben ihren Sinn verloren.«
Was stimmt da nicht? Weshalb ist die Frage des William James eine sinnlose Frage und jedenfalls eine Frage, auf die es keine Antwort gibt?

Hier kommt uns zustatten, daß wir bereits wissen, was es denn bedeutet zu sprechen. Es bedeutet ja nicht, das zu sagen, was man denkt. Vielmehr haben wir daran festgehalten, daß wir deshalb denken müssen, weil wir etwas zu sagen haben werden. Dank dieser Umkehrung des Verhältnisses wird der Sophist Gorgias ungefährlich. Sprechen heißt an der gesellschaftlichen Bewegung teilnehmen und zu ihr beisteuern. Denn sprechen heißt befehlen oder gehorchen, zuhören oder erwidern, singen oder nachdenken, erzählen oder verehren, analysieren oder beurteilen. Das Denken aber zieht alle diese politischen Akte der ganzen Staatenwelt ins Innere eines Einzelnen. Der Philosoph ist eine abgekürzte Ausgabe der ganzen Stadt. Ähnlich mag man den Theologen ansehen als eine in den einzelnen verlegte Gesamtkirche. Denn er versucht sie in allen ihren Elementen denkend zu beleben. Denken heißt also alle Rollen der Gesellschaft in unserer eigenen Einbildungskraft nachspielen. Wer dann den Mund auftut, hat sich für die Rolle zu entscheiden, die gerade jetzt draußen zu Worte kommen muß.
Mithin verleiht unser Wort die Früchte unseres Nachdenkens dem Leben der Gesellschaft. Daraus folgt, daß der noch nicht spricht, der über jeden beliebigen Gegenstand schwätzt. Die

Schwatzbase spricht nicht im wahren Sinne des Wortes; denn sie will auf ihr Wort nicht festgenagelt werden. Wenn ein Mensch sagt: »tu dies« oder »ich werde dies tun« oder »da läßt sich nichts mehr machen«, so haben diese Sätze nur soviel Sinn, wie er mit seinem Verhalten hinter diese Behauptungen tritt. Ich spreche also um so wahrer, je mehr mich mein Spruch festlegt. Jeder, der etwas nur so sagt, lügt. Nun gibt es Abstufungen der Lüge. Denn wenn die Hörer genau wissen, daß er es bloß so sagt, dann ist die Lüge geringfügig. Er hat dafür gesorgt, daß man ihn nicht ernst nimmt. Sowohl der Lügner wie der Schwätzer sprechen nicht. Von Sprache sollte man nur reden, wo unser Ruf, und das heißt auch Leben und Ehre, engagiert sind. Ein Zeuge vor Gericht sagt die Wahrheit, weil er sonst meineidig würde. Offen gestanden interessiere ich mich für keine Aussage, die nicht den Rang einer solchen Zeugenaussage beansprucht. Ein Soldat, der meldet: »Festung genommen«, wenn sie nicht genommen ist, ist ein Schwindler, ein John Falstaff, und eben gerade kein Soldat. In jedem Beruf riskiert der Berufene seinen Ruf, wenn er den Mund auftut. Und das ist die Mindeststufe, auf der Sprache mich zu interessieren anfängt.

Unterhalb dieser Gefahrenzone, in der wir unseren Ruf verlieren und meineidig werden können, sollte man nicht von Spruch, Anspruch, Ausspruch, kurzum nicht von Sprache reden, sondern von Klatsch, Quatsch, Geschwätz, aber auch von Sage und Rede. Diese beiden Zeitworte, sagen und reden, werden heute zu sehr spezialisiert gebraucht. Grimms Deutsche Sagen haben aus den Millionen nur so gesagten Sätzen eine ganz bestimmte vereinzelte Heldensage herausdestilliert. Der Grund für diese romantische Spezialisierung des Wortes »Sage« mag mit der maßlosen Überschätzung des Denkens und der Ideologie im Zeitalter der Hegel und Marx zusammenhängen. Im öffentlichen Leben laufen zahllose Sagen und Legenden um, die durchaus unsere Gegenwart betreffen und nicht im geringsten mit Barbarossa oder Baldur zu tun haben. Auch erzählen wir alle, was wir erfahren haben. Dabei lassen wir aber vorsichtshalber oft dahingestellt,

was unsere Erfahrungen endgültig besagen wollen. Auch da sind wir erst halbwegs Sprecher, wir sind nur gesprächig. Es gibt also auf dem Weg zur vollen Sprache unendlich viele Abstufungen und Ansätze. Trotzdem muß man an dem Höhepunkt festhalten und von dem Höhepunkt ausgehen. Nicht das Flüstern und das Stammeln erklärt die Hochsprache. Umgekehrt – sooft haben wir das bereits gesehen – ordnet sich das Wort.

Als Descartes schrieb: »Cogito, ergo sum«, schrieb er aus den drei Hochsprachen ab, die uns nähren: »Sum« kann nur der Gott in uns sagen. »Ergo« gilt nur von den kausal verknüpften Weltdingen. »Cogito« sagt der Einzelne innerhalb seiner Sprachgemeinschaft. Die Synthese der drei Zitate zeigt das Genie des Mannes als Denker. Aus den Strömen der Gebete, der technischen Sprache und der Gerichtsgemeinde stammte also dieser kurze Satz.

Oberflächlich gesehen stehen »Ja« und »Nein« auf einer Ebene. Ist das wirklich so? Nein, natürlich nicht, denn das eine Wort, welches allen den pompösen »Nein« meines Trotzes, meine Intelligenz, meiner List vorausliegt, ist ein gewaltiges »Ja«. An diesem »Ja« kann kein Philosoph rütteln und er kann es auf keinem Wege aus seinem Sprachschatz loswerden. Der ganze bombastische Artikel des Gorgias beweist ja, daß er diesem »Ja« des Geistes unterstand. War er nicht sicher, daß die Leute ihn verstehen, ihn bewundern und ihn billigen würden, das Publikum, für das er doch seine brillante These verfaßt hatte?

Wer immer spricht, glaubt an die Einheit der Menschheit. Er glaubt weiterhin, daß die Einheit der Menschheit durch unseren Glauben an die Sprache hervorgerufen wird. Mag er außerdem an die Einheit der Menschheit aus natürlichen, politischen, wirtschaftlichen, ethischen Gründen glauben oder nicht glauben. Weil er spricht, beweist er, daß er an unsere Einheit durch Sprache glaubt. Das Wunder besteht also darin, daß gerade der, der »Nein« sagt, durch dieses Wort »nein« sein »Ja« zu der Einheit des Geistes bekräftigt. Denn wir können, so glaubt er, sein »Nein« verstehen. Je mehr die anderen Menschen unseren Son-

dergeist in einem bestimmten Augenblicke, in dem wir Nein sagen, befremdlich finden, desto mehr sollten sie erkennen, daß wir gerade in dem Augenblick am tiefsten von der Einheit des Geistes überzeugt sind und gerade deshalb uns von ihnen so weit zu entfernen getrauen. Die größte Freimut des Individuums beweist am schönsten die Zwangsgewalt des Geistes. Nur wenn alle Menschen durch die Wahrheit bezwungen werden, hat es Sinn, uns so weit von der herrschenden Meinung zu entfernen. Sonst hat es keinen Sinn. Und wenn es keinen Sinn hat, dann laufe ich mit meiner eigenen Freiheit im Kreise herum. Der Wahnsinn besteht ja gerade darin.

Deshalb ist es nicht sehr wichtig, ob der Einzelne weiß oder nicht weiß, daß er an Gott glaubt. Denn in seinem Vertrauen auf die Sprache glaubt er an Gott. Gott ist die Macht, die uns sprechen macht, außer wenn wir lügen oder schwätzen. Diese Macht vereinigt mich mit allen Menschen und macht uns gemeinsam zu Richtern und Herrschern des Universums, soweit es selber nicht sprechen kann. Hinter jedem Soldat, jedem Revolutionär, jedem Richter, jedem Arbeiter ist Gott der eine unzerstörbare Name, der über den Friedhöfen lebendig herrscht, ich meine die Friedhöfe unserer leeren Worte, also die Schulzimmer unserer Begriffe, die Studierzimmer unserer Reflektionen. Kraft dieser lebendigen Macht wissen wir sehr gut, wann wir sprechen, wann wir schweigen, wann wir denken sollen. Lauschen wir nicht auf die Befehle dieser Macht, so wird es uns nur zu leicht begegnen, daß wir ewig weiterreden, daß wir allzu lange schweigen, daß wir uns im Kreise bei unseren Gedanken drehen. Ein Freund von mir, ein recht berühmter Mann, verbrachte die letzten zehn Jahre seines Lebens in einer Lähmung aller seiner Ausdrucksorgane. Und er ließ uns wissen, daß ihn dies Geschick ereile, weil er von 1933 bis 1945 zuviele Äußerungen ungeschehen gelassen habe. Wo ernsthaft gesprochen werden muß und gesprochen werden sollte, da führt der Ungehorsam gegen diese Geheiße zur Atrophie ganz wie die Muskelatrophie beim Nichtgebrauch sich einstellt. Entweder versuchen

wir, auf die Wahrheit zu hören, die Wahrheit zu bedenken und die Wahrheit auszusprechen, oder die Zunge wird uns im Halse vertrocknen und die Ohren hören bald nichts als Schreie des Hasses, Zurufe des Verdachts, Seufzer der Verzweiflung. Gerade der Schweiger wird dann von der Nachwelt verwünscht werden als der Zerstörer des Friedens, des Volksvermögens, der Glaubwürdigkeit, der Verfassung; denn das sind alles Dinge, die einzig die Wahrheit zu stiften vermag[1]. Die Aufklärer haben die Wahrheit nur begründen wollen. Die Wahrheit aber verlangt gestiftet zu werden. Stifter werden nur die, in denen der Glaube so stark wird, daß sie ohne Rücksicht auf die Folgen die Wahrheit aussprechen.

Redefreiheit und Redezwang sind ein und dieselbe Sache, wie ja auch sonst Recht und Pflicht zusammengehen. Wer keine Redefreiheit genießt, der pflegt mindestens zu räsonnieren, um seine Menschenwürde zu erweisen. So steht es bei Kant.

Der Glaube an Gott und das Recht zu sprechen und die Pflicht zu sprechen sind ein und dieselbe Sache in dreifacher Gestalt. Gott ist nämlich keine religiöse These. Sprache ist keine politische These und Denken ist keine wissenschaftliche These. Wenn wir heute von Religion, Politik, Wissenschaft getrennt reden, betrügen wir uns meist selber[2]. Kein wirklicher Mensch weiß etwas von ihrer Trennung. Vielmehr steht ein Mann, der spricht, unter Gottes Befehl die Wahrheit zu sprechen; und der Mann, der zuhört, ist auch nicht bloß ein Neuigkeitsjäger, sondern jemand, den der Eifer, die Wahrheit zu wissen, verbrennt. Wo aber solch ein Feuer brennt, da wird der Wahrheit ihre Stunde und ihr Ort angewiesen und trotz meiner Sonderart in Rasse, Lebensalter, sozialer Stellung, erwerbe ich in diesem Augenblick die Vollmacht eines menschlichen Antlitzes. Und

---

[1] In meiner ›Soziologie‹ wird die den Soziologen unbekannte Kluft zwischen »gründen« und »stiften« eingehend erörtert.

[2] Julius Stenzel, Plato als Erzieher, 1927, zeigt, daß Platos Sprache nie die heile Dreiheit des Gottesdienstes, der Dichtung und des Wissens sprengt.

was ist ein menschliches Antlitz? Der Widerschein des Angesichts Gottes.

Weil dem so ist, hängen alle Menschen, die sich der Wahrheit beugen, miteinander zusammen und bilden einen einzigen Menschen durch alle Zeiten. Dieser einzige Mensch, dieser wirkliche Sohn Gottes erlebt uns arme Sterbliche alle als die vorübergehenden Zellen seines Gesamtleibes. Jeder, der weiß, wie gefährlich es ist zu hören und zu sprechen, zu gehorchen und zu befehlen, nimmt an diesem Bewußtsein des ganzen Menschenkörpers teil. Das sogenannte und so viel berühmte Selbstbewußtsein der einzelnen Zelle ist dabei hinderlich. Denn je weniger wir uns an uns selber anklammern, desto mehr sind wir fähig, dem Einen anzugehören. Zu diesem Gesamtkörper gehört auch Gorgias der Verneiner. Je mehr er verneint, desto eifriger muß er sich an all die klammern, die ihm zuhören und ihm zustimmen. Kann er doch nur mit ihrer Hilfe hoffen, sein »Nein« zu verewigen. Des Sophisten Verneinungen leben von seiner Hörer Bejahungen. Sie werden schon das Stück Wahrheit, das in seiner Kritik vielleicht steckt, hinauf in die Geschichte lupfen, in der das Menschengeschlecht sein Gespräch führt. So wollen wir hier abschließen, indem wir sagen: Alle Sprache setzt voraus, daß wir alle zusammen ein einziges Wesen verkörpern.

Zusammenfassung des ersten und zweiten Teiles

Wer und Wie

ANGEWANDTE SEELENKUNDE[1]

Mit jeder Temperatursteigerung des Patriotismus kommt das Verdeutschen von Fremdwörtern in lebhaftere Aufnahme: Die vielen Fremdworte erschweren angeblich den Massen, die der Buchhandel, die Politik, die Volksbildung erreichen möchten, den Zutritt zu den Hallen des Wissens. Da übersetzt man denn alle bösen Fremdworte. Und so sieht man wohl heute in den Schaufenstern statt »Hygiene«-Werken Gesundheitslehren, statt einer Soziologie eine Gesellschaftslehre, statt Astronomieen Sternenkunden ausliegen. Schlägt man diese Bücher auf, so enthalten sie in der Stoffanordnung, im Gedankengang, in der Beweisführung doch das historisch gewordene System des Faches und der Schulwissenschaft. Nur das Eine einzelne Wort des Titels stellt sich also als Übersetzung dar. Aber der »bloße« Name hat trotz solcher Beschränkung eine Kraft in sich, die über die Absicht seiner Schreiber und Sprecher hinausträgt. In Namen steckt eben Geist. »Die ich rief, die Geister, werd ich nun nicht los«, muß solch ein Autor bald bekennen. Eine Sternenkunde wird nie wieder der alte Besen Astronomie. Mag der Fachmann, der auf den Rat des Geschäftsführers der Volksbildungskurse oder des Verlegers oder des Deutschen Sprachvereins hier den deutschen Namen wählte, sich »nichts weiter dabei gedacht haben«, – die neuen Namen führen trotzdem zu neuen Gedan-

[1] Nunmehr ist die erste Hälfte dieser leibhaftigen Grammatik abgeschlossen. Freilich sind ihre beiden Themen: »Wer spricht?« und »Wie wird gesprochen?« unendlicher Entfaltung fähig. Aber einem willigen Leser sollte der Weg aus der bisherigen alexandrinischen Grammatik in eine inkarnierende Sprachlehre geöffnet sein. Die folgende Zusammenfassung legt ihn darauf fest. Sie ging 1916 als »Sprachbrief« an Franz Rosenzweig zur Abwehr aller Sprachphilosophie, und so ist sie die älteste Urkunde eines Sprachdenkens, in dem die Epoche von Parmenides bis Hegel ausgeschieden ist.

ken. Gedacht werden diese neuen Gedanken dann freilich zunächst nicht von ihm, dem harmlosen Fachmann, sondern von dem gläubigen Hörer oder Leser. Aber jeder solche Name ist und bleibt ein zweischneidiges Ding, das nur mit der einen Halbscheide unter der Herrschaft seines Verfassers und des bisherigen Wissenschaftssystems bleibt; über die andere Halbscheide entscheidet nicht sie, sondern das Volk, in das sie den neuen Namen ahnungslos hineingerufen haben. Bei ihrem Fachfremdwort hätte ihnen das nicht passieren können. Denn ein Fremdwort ist eine rätselhafte Etikette auf einem fremden Gegenstand. Wer diesen nach der Etikette kauft, muß sich gefallen lassen, daß die Fachleute, die Autoritäten für das Fremdwort, auch souverän über den Inhalt dieser Fremdsache bestimmen. Anders, sobald der allgemeine Strom der Volkssprache über einen Gegenstand geleitet wird. Sofort fängt der Leser an, gerufen und verführt durch den Namen, auch der Sache eigenwillig Bei-, Mit- und Fürworte anzumessen.

Die Wandlung, die dadurch auch der Fremdsache widerfährt, wird aber da am stärksten sein, wo der neue Namen am tiefsten in die Volksnatur eindringt, in Fällen also, wo dem neuen Namen vieltausendfältiges Echo entgegenschallt, weil es in Wahrheit ein – alter Name ist. Heißt das Automobil Kraftwagen, so ist es damit verbürgerlicht und verbäuerlicht. Denn einen Wagen hat auch Bauer und Bürger früher schon haben können. Wird hingegen Soziologie mit Gesellschaftslehre übersetzt, so ist nicht viel erreicht. Denn das Volk ist mit den »sozialen« Fragen eher vertrauter als mit der »Gesellschaftsordnung«. Dröhnen würde die Soziologie erst an dem Tage, wo sie reif sein würde, Volkslehre und Völkerlehre genannt zu werden. Denn wer fühlte sich dann nicht getroffen? Als die Wissenschaft aber, die heut bereits tausendstimmiges Echo weckt, Widerhall, aber auch Widerspruch, und deren Erlösung in die Volkssprache einer dereinstigen Verdeutschung der Soziologie wird vorangehen müssen, erscheint die Wissenschaft von der *Psychologie*. Lange Zeit Vorbehaltsgut der Philosophen und der philosophisch Ge-

bildeten, die in psychologischer Feinschmeckerei das Modeziel ihrer Bildung, und zwar wegen der Anerkennung durch die psychologisch immer interessierte Frauenwelt im »Salon« erblicken mußten, wird die Psychologie heut *praktisch*. Es erscheint bereits eine Zeitschrift »Praktische Psychologie«. Das heißt, die Psychologie verläßt die engen Zirkel der philosophischen Welt und sucht, jeder Zoll Wissenschaft, ganz so wie sie ist, hinaus zu dringen ins Volk. Die Psychologen wenden sich politischen, pädagogischen, ökonomischen Aufgaben zu. Sie entwickeln eine Psychologie der Reklame, eine »Psychotechnik« und eine »Kinderpsychologie«. Sie sezieren das Schamgefühl und diese Anatomie wird als Psychoanalyse schnell berühmt. Sie treiben an Hunderten von Schulkindern Begabtenauslese, an Volksaufläufen und Demagogen Massenpsychologie. Sie erbieten sich zur Psychotherapie. Zu diesem neuen Reichtum paßt es, daß sich die Psychologen weiten Kreisen mitteilen wollen und müssen. Das Fabrikvolk, das psychotechnischen Prüfungen unterworfen wird, soll erfahren, was es mit dieser »Psyche« denn auf sich hat. Und so nimmt es nicht wunder, daß sich Büchlein und Volkshochschulkurse darauf einstellen. Bei solchen Anlässen nun drängt das Fremdwörtergewissen zur Übersetzung. Und siehe da, aus praktischer Psychologie wird eine »angewandte Seelenkunde«. Während aber vor dem Wort »Psychotechnik« Geduld und Neugier des Laien stille halten, schwingt plötzlich bei diesem neuen Namen die ganze Erbmasse des Glaubens und der Überlieferung mit. Seele, Seele, davon weiß doch jeder etwas. Nur daß er meinte, das gehöre in den Religionsunterricht, sei also mit dem vierzehnten Jahre zu Ende. Du liebe Seele, jetzt begegnest du plötzlich dem Erwachsenen wieder als wissenschaftliche Tatsache oder gar Entdeckung. Gerade wer es Ernst nimmt mit dem Kampf um die Lebensauffassung oder Weltanschauung, will solcher Entdeckung seelisches Rätsel nachgehen. So wandert man durch die Volkshochschule und sucht dort nach der Entdeckung der Seele. Aber der »Dozent«, wie er sich wissenschaftlich nennt, hat nichts getan, als die »praktische

Psychologie« in angewandte Seelenkunde umgetauft und verwässert. Das Wasser allein tuts nicht. Und so tut sich eine Kluft auf zwischen Fremdsache und Volkswort.

Wie tief diese Kluft gähnt, mag der Leser an dem größten amerikanischen Psychologen, an William James (1842–1910) studieren. Er schrieb seine vielgelesene Psychologie unter ausdrücklichem Verzicht auf das Wort »Seele«. Er bemerkte, es hätte sich keinerlei Anlaß geboten, das Wort »Seele« zu verwenden. Ist es dann nicht Betrug, Psychologie mit Seelenkunde zu verdeutschen?

Die Wissenschaft der Psychologie

Die angewandte Seelenkunde bietet, wie gesagt, dasselbe feil wie die sogenannte praktische Psychologie. Sie ist also statt der sogenannten nur die anders genannte Fachwissenschaft, eben die, die heute an den Hochschulen gelehrt und technisch eingeübt wird. Es würde zu weit führen, hier eine Geschichte dieses Faches zu geben, das bekanntlich immer neu z. B. vor dem Problem der Tierpsychologie (kluger Hans, Affen von Teneriffa usw.) steht. Es ist auch nicht von nöten. Denn wir gaben schon vorher zu, daß bei der Zweischneidigkeit jedes ahnungslos gegebenen Namens der Namengeber nur zur einen Hälfte nicht weiß, was er tut. Zur anderen bleibt die Sache im Bereich des Laboratoriums und der Prüfungsstation, des Seminars und des Kollegs, bleibt ungestört Fachsache.

Uns kommt es nur auf den Konflikt des neuen Namens Seelenkunde mit der alten, uralten Seele an. Und da ist es keine Übertreibung, wenn wir sagen: Der Besucher einer Vorlesung über Seelenkunde in der Volkshochschule sucht keine Berichte von Intelligenztests, von Stichprobenversuchen, von Tast- und Druckempfindungen, von Illusionen und Suggestionen. Es geht dem Armen mit diesen Berichten wie in den meisten anderen Fächern: er ist blutig enttäuscht, daß sich so gleichgültige Dinge unter der anziehenden Überschrift verbergen. Viele gestehen sich ja diese Enttäuschung vielleicht nicht ein. Aber der Trieb,

aus dem sie kommen, ist ein ganz anderer, ein lebensvollerer und lebenswichtigerer, als ihn die praktische Psychologie befriedigen will. Es ist eine Mischung von Neugier, Sehnsucht und Ehrfurcht vor den Geheimnissen der Seele.

Von ihnen ist in der wissenschaftlichen Literatur immer nur negativ die Rede, nämlich da, wo der Verfasser seiner Wissenschaft Grenzen zieht. Es ist also eine Art negativer Seelenkunde nach Art der negativen Theologie: Wie es hier heißt: Gott ist jedenfalls nicht, wie ihr ihn euch vorstellt, so heißt es hier öfters: Die Seele ist jedenfalls nicht, wie die Wissenschaft sie sich vorstellt. Schon das ist ja rühmlich. Und zweifellos hat es die Psychologie von heute grundsätzlich nicht mit den Geheimnissen der Seele zu tun. Man muß weitergehen und positiv sagen: Die Psychologie beschäftigt sich überhaupt nicht mit dem eigentümlichen Bereich des Seelischen, sondern sozusagen mit zwei Fassaden des Psychischen. Die beiden Außenseiten des Seelischen sind dem Leiblichen und dem Geistigen zugekehrt. Wir finden, daß die moderne Psychologie die physische Bezugsseite (Sinnesreaktionen) und die geistige (Gedächtnis und Intelligenz) ausgiebig untersucht. Die Eindrücke und Abdrücke der Körperwelt und der Vorstellungswelt werden studiert. Das hat eine bedenkliche Folge: Das Psychische wird auf diese Weise ganz zum Spielball zwischen Leibes- und Geistesproduktion. Es wird bald von jenem dem Materiellen, bald von diesem dem Spirituellen zugeordnet gedacht, bald als Antenne für körperliche Schwingungen gefaßt, bald als Gedächtnis und Assoziationsbehälter für Ideen. Dieses extrem materialistische oder extrem idealistische Prinzip der Psyche wird nun von den einzelnen Schulen in verschiedener Auswahl gemischt und miteinander verbunden. Noch nach 1900 hat ein gelehrtes Buch erscheinen können, das eine zweite Auflage erlebte, also Erfolg gehabt hat, und das sich als vollzünftig und streng wissenschaftlich »auf der Höhe der Forschung« gibt und hält, das also als gültiges Zeugnis verwertet werden darf. Dies Buch ist viele hundert Seiten dick, die es unter folgendem Titel zusammenfaßt: »Geist und Körper, Seele und

Leib«. Wie schon der Gebrauch von »Körper« und »Leib« beweist, handelt es sich in diesem Titel nicht etwa um vier Begriffe, sondern dem Autor sind Geist und Seele ebenso identisch wie Körper und Leib! Er sieht einzig den Gegensatz: Geist und Natur. Und will jede Seite der Antithese doppelt ausdrücken. Vor dem Gegensatz: hie Geist-Seele hie Leib-Körper festgebannt, wird in dem ganzen Bande nicht ein einziges Mal die *Frage* aufgeworfen, ob denn Geist und Seele sich decken. Das ist für die Schulphilosophie eben keine Frage! Aus tausend Ursachen ist uns indessen mittlerweile jede Entkörperlichung des Geistes, jede Entgeistigung des Leibes gründlich verdächtig geworden. Der Leib und der Geist sind die selbe Ordnung in verschiedener Weise, so will uns eher wahrscheinlich bedünken. In dem gazen Streit zwischen Idealismus und Materialismus, auch zwischen »Monismus« der Materialisten und »Dualismus« der Idealisten haben offenbar beide Teile Unrecht. Ein ganz anderer Gegensatz wird der wesentliche, von dem beide, die Philosophen und ihre Gegner, nichts wissen, und der in jener lapidaren Aufschrift »Geist und Körper, Seele und Leib« doch naiv von dem Philosophen konserviert wird. Die Sprache, die ihm zwei Worte, Geist *und* Seele, anbietet, hat ihm hier den Streich gespielt, klüger zu sein als ihr vermeintlicher Deuter.

Übrigens wäre es ungerecht zu verkennen, daß die Schulphilosophie diesem mächtigen Prozeß, durch den ihre alten Probleme versinken und von neuen abgelöst werden, bereits große Zugeständnisse macht. Unter dem Eindruck von einer Art Sackgasse oder Bankrott der psychologischen Fachsprache wendet man sich einem Weg ins Lebensnähere zu, der von Wertheimer, Goldstein, Gelb, Koffka, Adler usw. neuerdings eingeschlagen wird: Auch diese Forscher unterwerfen zwar das Psychische den Prozeduren von der Leibes- und von der Geistesseite her, aber es wird doch schon stark betont, daß auf die Seele die sogenannte »Ganzmethode« angewendet werden sollte, da sie ein einmaliger Gesamtvorgang sei, auf den alle Einzelvorgänge bezogen werden müßten. Eine wirkliche Abkehr von der physio-

logisch-spirituellen Zwickmühle (die mit einem völlig irreführenden Namen seit 60 Jahren immer wieder als psycho-physischer Zusammenhang bzw. Gegensatz bezeichnet wird) wird in der Schulwissenschaft nicht vollzogen und kann nach dem Standpunkt dieser Forschung, die eben doch in der dualistischen Universitätswissenschaft, dem Idealismus, wurzelt, von einem psychologischen Fachmann nicht wohl vollzogen werden. Er hält es noch heute für eine Großtat, wenn er die Seele nur zur Hälfte als »Geist« behandelt. Ein allerneuestes Beispiel dieser hilflosen Befangenheit zwischen den beiden Heubündeln Natur und Geist bietet z. B. Theodor Erismann, dessen 1924 erschienene Schrift »Die Eigenart des Geistigen, Induktive und einsichtige Psychologie« bereits im Titel – mehr noch im Text – Geistesforschung und Seelenforschung durcheinanderwirft. Sie ist ein Beispiel von Hunderten.

Die Psyche

Wir aber, wenn wir von Seelenkunde hören, denken nicht an die Sinnesfunktionen noch an die Geistesausbeute, deren sich die Seele bedient, sondern an etwas Drittes und Besonderes. Auf dieses Dritte paßt der antike Ausdruck Psyche nicht recht, sondern hier bedarf es wirklich des deutschen Wortes Seele, so wie der Franzose hier von âme, der Engländer von soul, nicht aber von psychologie oder psychology, reden müßte. Dem Ausdruck Psyche wohnt etwas Zuständliches inne, er beschreibt einen Seelenaugenblick oder einen Seelenstatus, wie er eingekeilt zwischen körperliche und geistige Einflüsse zu konstatieren ist. Z. B. spricht der Mediziner von der Psyche seines Patienten mit Recht. Der Arzt tritt von der Leibesseite her an den Menschen heran und sieht den Ausschnitt des Psychischen, der die Krankheit begleitet. Ob das 14 Tage oder zwei Jahre sind, immer ist der körperliche Prozeß der Grund, der den Arzt auf die Psyche aufmerksam macht. Und dieser körperliche Prozeß ist so gut wie immer gegenüber der gesamten Lebensdauer des Patienten nur

ein vorübergehender; also bleibt auch das, was den Arzt an der Psyche interessiert, Bruchstück.

Auch der Wissenschaftler, der Geistesgelehrte, Pädagoge usw., spricht von der »Psyche« des Individuums mit Grund. Aber aus einer anderen Lage. War das Verhalten der Körperteile die Ursache, die den Arzt auf den Hintergrund der »Psyche« hinwies, so ist es hier das Geistganze des »Logos«, von dem aus der Beobachter der Psyche herkommt; angesichts seines Ideenreichs staunt er über die Kraft dieser armen kleinen Einzelpsyche zum Apperzipieren der Wissensstoffe, der moralischen oder ästhetischen Urteile. Alles Geistige dringt ja in den einzelnen Menschen hinein. So wird die des »Allgemeinen« fähige Psyche studiert, weil es merkwürdig und eindrucksvoll ist, daß doch ein Allgemeines: der Geist, sich auf tausende von einzelnen Individuen immer wieder niederläßt auf den Wegen der Tradition, Erziehung, Lehre, Sitte, Nachahmung usw. Für den, der von Ideen und dem Geistesleben ausgeht, ist die Psyche in erster Linie der Allgemeinbegriff für den mehr oder weniger leistungsfähigen Transformator, den jeder Mensch als Empfänger des unendlichen geistigen Gehalts darstellt. Als solcher wird er auf Wille, Intelligenz und Gefühlsleben untersucht. Es entspricht dem, wenn die dem Geiste zugekehrte Seelenseite meist nach *schneller* Fassungskraft, nach zeitsparenden Fähigkeiten gewertet zu werden pflegt. Denn der Geist ist zeitlos. Je fixer Psyche, desto »geistiger«, ist ein naheliegender Trugschluß. Also Psyche gewertet als Umsatzstelle für Physisches, Psyche als Empfangsapparat für Spirituelles – das sind heute beides die Gegenstände der Psychologie als Wissenschaft.

Wir können uns nicht mit dieser Zweiheit zufrieden geben. Freilich auch schon die Psychologie kennt ein *drittes* Gebiet des Psychischen zwischen beiden. Aber es wird mit Grund von der Psychologie wie die Pest gemieden. Ja, man kann vielleicht sagen, daß die psychologische Wissenschaft ihre Entstehung geradezu der Flucht des Verstandes aus dieser unheimlichen Mittelregion verdankt. Der moderne Psychologe wagt sich höch-

stens von außen an dies Gebiet und grenzt es – wie eine gefährliche Verwerfungsstelle in einem Gelände voller Bergwerke – mit einem hohen Zaune ab. Wir meinen die Psyche der okkulten Wissenschaften. Man pflegt für diese Seelenbezirke auf Max Dessoirs Buch: »Von Jenseits der Seele« zu verweisen, das sich – eben um »wissenschaftlich« zu bleiben – rein referierend verhält. Man kann dann seine Hände in Unschuld waschen. Man hat sich nicht kompromittiert. Man hat nur »objektiv« Stellung genommen. Das »Jenseits« liegt eben »Jenseits« und infolgedessen steht diese Art Psyche »jenseits« der Wissenschaft. Aber dies etwas bequeme Wort »jenseits« bedarf der Erläuterung. Wenn die okkulten Wissenschaften (Theosophie, Spiritismus, Astrologie usw.) wertlos sind für die Erforschung der menschlichen Psyche, so liegt das nicht etwa daran, daß die offizielle Wissenschaft in sich vollständig wäre in ihrer Fragestellung. Nein, die heutige Wissenschaft versagt da; die Geheimwissenschaft versagt auch. Aber sie fragt da, wo gefragt werden muß. Ihr Versagen liegt an etwas anderem, was seltsamerweise auch von den Gegnern ungesagt bleibt. Wir müssen uns darüber kurz aussprechen, um unseren Einwand auch gegen die wissenschaftliche Psychologie zu begründen.

Die okkulten Wissenschaften

Die okkulten »Wissenschaften« erhalten unserem Geschlecht ein Wissen um kosmische Kräfte der Menschenseele. Wie die Kabbala Christus in einen rein kosmisch-tellurischen Wandlungsvorgang der Schöpfung auflösen wollte, so ist auch alle Theosophie bemüht, den einzelnen Menschen als Naturkraft, als Dämon, als aufsteigende Naturform zu begreifen, die in ihrem Aufstieg (Läuterung) oder auf ihrer Wanderung (Seelenwanderung!) andere Geschöpfe oder Naturmassen mit sich fortreißt, umbildet, entwickelt. Die menschliche Seele als beherrschende oder als unterliegende Kraft in der Welt ist der Gegenstand der Magie, der Telepathie, des Spiritismus, der Hypnose.

Zum Zentralpunkt nun, an dem sich die nüchterne Verankerung dieser ins Phantastische ausschweifenden Lehren aufzeigen läßt, sei die *Prophetie* gewählt. Entweder nämlich es gibt eine Kraft, die den einzelnen Menschen ergreifen kann und durch die in ihm das Gesetz der Welt- und Menschheitsgeschichte plötzlich aufgeschlagen gelesen werden kann, oder aller und jeder Offenbarungsglauben, alle Religion des alten und neuen Bundes ist Schwindel. Hier kann die Psychologie nicht etwa ihre Hände in Unschuld waschen und sagen – wie sie gerne tut – das gehe sie nichts an, es sei das Sache der Theologen. An diesem Punkte wird jede Teilung der Wahrheit in zwei unmöglich; denn hier handelt es sich um eine *natürliche* Seelenbeschaffenheit, die vorhanden sein muß, damit Gottes- oder Geschichts- oder Naturerkenntnis *hernach* in diese Seele soll hineinfahren können. Der Theologe kann wahre und falsche Propheten, Moses und Pharaos Zauberer, Paulus und Simon den Magier, Swedenborg und Hamann erst dann auseinanderhalten, wenn überhaupt Prophetenkraft im Bereich der Seele vorausgesetzt werden muß oder darf. Entweder die Seele kann Geistesströme leiten oder sie kann es nicht. Und es ist Sache nicht übernatürlicher, sondern menschlicher Erfahrung, diese Seelenkräfte zu erkunden.

Nun ist das eine sehr nüchterne und alltägliche Sache. Wie die Ratten das sinkende Schiff verlassen, so ist es ein Vorgang des Alltages, daß der lebendige Mensch Unglück und Glück wittert. Das Sprichwort von den Ratten zeigt ja, für wie natürlich das gehalten wird. Prophetie und Magie ist nur die ins Gigantische gesteigerte Eingeborenheit des Menschen in die Schöpfung, eine Eingeborenheit, die nun entweder weit durch die Zeiten reichen kann (Prophetie) oder auffallend durch den Raum sich erstrecken (Magie). Im Falle der Prophetie wird man von ungewöhnlicher Eingewachsenheit in die Weltgeschichte reden können, im Falle der Magie von hervorstechender Eingebundenheit in das Weltganze oder in den Kosmos als in das gleichzeitige Weltall.

Wenn heute wieder Bücher von prophetischem Sozialismus, ma-

gischer Religion, prophetischer Romantik, Mystik usw. reden, so zeigt dieser Jargon, wie heute in irgendeiner – oft vielleicht unerquicklichen – Form die Eingewachsenheit der Seele in die Welt wieder wahrgenommen wird. Leugnet man sie – wie das 19. Jahrhundert –, so verwandelt sich alle Geschichte und Ordnung sofort in historischen Schutt und Wahn.

So z. B. wäre Jesus ein reiner Schwärmer, wenn er nicht die ganze Spannweite von Adam und Moses bis auf sich in seiner Seele getragen hätte. Nur dadurch ward ihm hernach die entsprechende Zukunftskraft zuteil, die von ihm über die Kirche und das Christentum bis zum Weltenende reicht und die unbestreitbar bis heute sich täglich offenbart, da heute so wie je um ihn gestritten wird.

Indem die Psychologie also diese Kräfte als wichtige Anlagen des täglichen Seelenlebens nicht anerkennt, beraubt sie die wenigen überragenden Mittler und Verbinder der Weltgeschichte ihres natürlichen Nährbodens, auf dem allein sie denkbar und glaublich werden. Sie erlaubt scheinbar durch das Weglassen einer eigenen Aussage der Theologie, einen übersteigerten Heroenkult mit Religionshelden zu treiben; in Wirklichkeit gibt sie doch alle Theologie dem Spotte preis. Denn es ist allerdings eine undurchführbare Aufgabe für die Religionslehre, einer Handvoll Individuen Eigenschaften zuzuschreiben, von denen sich weder Keime noch Entartungen in anderen finden sollen. Die Theologen leiden in der Tat unter diesem Zustande, aber wenn sie darum inzwischen ihrerseits ein besonderes Gebiet der »Religionspsychologie« angebaut haben (James, Wobbermin), dann wird naturnotwendig eine bloße Religionspathologie daraus, da sie eben gezwungen sind, einen eventuellen Oberstock des Seelenlebens – den religiösen – ohne das natürliche Untergeschoß zu behandeln. Bei James stehen Religionswahn und Religionsphiliströsitäten die Fülle; gesundes Glaubensleben fehlt und muß fehlen. Denn es fehlt ja der Maßstab der Gesundheit und Natürlichkeit, sobald dies Seelengebiet nicht mehr als selbstverständliche Anlage jeder Menschenseele gilt.

Die okkulten Wissenschaften retten dies natürliche Untergeschoß alles Glaubens. Und darin liegt ihre Unausrottbarkeit bis auf den heutigen Tag begründet. Also muß die Unbrauchbarkeit ihrer Ergebnisse auf etwas anderem als auf einer falschen Themenwahl beruhen. Nicht die Sinnlosigkeit des Themas führt zu der Willkür ihrer Ergebnisse, sondern eine falsche Methode. Aber dieser ihr Methodenfehler ist der selbe wie der der wissenschaftlichen Psychologie selber! Nur daß er sich bei den okkulten Lehren viel sinnfälliger rächt. Um so wichtiger ist es, ihn klar zu legen.

Wodurch erschrecken uns denn die Geheimwissenschaften? Von irgendeinem Wesen, einer einzelnen Seele, werden Wirkungen auf die Welt oder auf die nähere Umgebung ausgesagt, diese Seele erzieht sich (Yoga) zu raffiniertem Können, sie beschwört Geister und dergleichen mehr. Aber diese Seelen sind einzelne, selbständige Moleküle im Weltall; jedes Wesen ist zunächst der Träger eines Bewußtseins, der sich mit der Welt, wie es so schön heißt, auseinandersetzt. Uns beschleicht das Gefühl, als ob hierunter die Weltordnung zusammenbrechen müßte. Und wir haben Recht damit. Eine Welt lauter einzelner Wesen ist nur so lange erträglich, als diese einzelnen harmlose Spaziergänger sind. Wenn jeder Einzelne Weltkräfte mobil machen kann, Himmel und Hölle in Bewegung zu setzen vermag, dann müßte diese Welt in Krämpfen und Explosionen sich zerstören. Im Grunde weiß jeder redliche Mensch, daß die Lehren der Spiritisten usw. Lüge sind. Er weiß es aus viel besseren Gründen als die Theorie: aus Gründen der Selbsterhaltung und Arterhaltung ist klar, daß hier der Teufel am Werke ist. Gerade das ist ja der Reiz der Sache. Die theoretischen Bestreitungen reden hingegen an der Sache vorbei.

Denn die Voraussetzung lauter einzelner Wesen macht auch die Psychologie! Nur daß die philosophische Psychologie getreu dem rationalistischen Prinzip aller Philosophie vom »Ich«, dem vernünftigen Einzelich ausgeht, statt vom »Wesen«, wie die Lehren von der verzauberten Welt es tun. Beide legen die Seele

auf eine einzige Form fest. Auch nach der Psychologie setzt sich ein »Ich« jeweils mit den verschiedenen Etwassen der Außen- und Innenwelt auseinander: mit den Dingen der Natur (Sinnespsychologie), mit der Gesellschaft (Sozialpsychologie), mit den Geistesschätzen und dem Geistesleben, schließlich mit sich selbst oder gar mit Gott.

Der Philosoph hält allerdings dies Ich, dies »Subjekt« einer Weltanschauung, »objektiv« für ein sehr ohnmächtiges Wesen. Sein Ich ist nicht so gefährlich wie die Wesen des Okkultisten. Sondern das »Ich« des zweifelnden und erkennenden Denkers ist rein innerlich, geistig, vernünftig; es bricht daher nicht mit zerstörender Allmachtgebärde in die Wirklichkeit. Indes die Psyche der Philosophie – wie des Okkultismus – ist aus dem Strom-Kreis, der sie zwischen Gott und Welt schaltet, herausgebrochen und liegt isoliert unter einer Glasglocke. Nur rettet sie hier in ihre Isolierung etwas andres hinüber als im Okkultismus, nämlich ihre Vernunft. Des Philosophen Iche sind auf ihre Vernunft angesprochene Seelen. Dafür haben sie alle Macht über die Welt verloren. Wahrheitsmächtig sind sie wie Gott. Von der Welt hingegen bleibt nur der Schein der Schönheit, den das Ich sich nicht einmal nehmen kann, der ihm höchstens geschenkt wird. So lehrt vor allem der deutsche Platonismus. Aber Plato ist eben die Quintessenz des philosophischen Typus. Wir können zusammenfassen:

Der Fehler des Philosophen ist, daß seine Iche zwar kraft ihrer Vernunft göttlich, in der Welt Gesetze hingegen kraftlose Schatten sind. Der Fehler der Okkultisten ist, daß seine Seelen-Wesen mit allen Weltkräften ausgerüstet ihren Anteil an der göttlichen Vernunft einbüßen. Des Philosophen Iche sind Geistesriesen, des Okkultisten »Medien« Weltriesen. Dort soll die Seele durchaus und ganz die vernünftige Persönlichkeit sein, hier eine der ungeheuersten fähige Weltkraft, die Welten vor die Augen zaubert und verschwinden macht. Uralte, ewige, unausrottbare Verschrobenheiten der Menschheit sind es, auf deren Grund wir in diesem Augenblick schauen: *Orient und Okzident*,

Yoga und Philosophie, Askese des Leibes und Logizismus des Geistes sind die Einseitigkeiten, in die sich die Menschheit täglich neu stürzt, um ihrer seelischen Mitte zu entgehen. Orient und Okzident, Mönchtum und Akademikertum, Buddha und Plato, tyrannisieren die Seele. Ich zitiere: Die Seele ist kein Ding.

Beide Fehler lassen sich nun auf den selben Fehler zurückführen. Sie wenden eine falsche Grammatik auf die Seele an, oder genauer eine verarmte Grammatik. Und die also »gegeißelte« Psyche muß gegen Fachgelehrte und Okkultisten sich mit dem Dichterwort trösten:

> Soll dich der Olymp begrüßen
> arme Psyche, mußt Du büßen.
> Eros, der dich sucht und peinigt,
> will dich seelig und gereinigt.

Wir aber halten Ausschau nach Eros selber statt nach jenen Marterwerkzeugen.

Die Grammatik der Seele

Hat denn die Seele eine Grammatik? Nun, da doch das Wort aus der Seele kommt, und das wahrste Wort gerade aus tiefster Seele, da wir die Macht der Sprache gerade an der Erschütterung der Seele messen, wenn

> »des Sängers Lied aus dem Innern schallt
> und wecket der dunkeln Töne Gewalt,
> die im Herzen wunderbar schliefen«,

so wird wohl – so wie der Geist Logik – die Seele »Wortgefüge«, und eben das heißt »Grammatik«, als Struktur ihres Innern haben. Diese Analogie ist nicht leichthin, sondern in all ihrer nur irgend erfaßbaren Tragweite gemeint. Der programmatische Charakter dieser Schrift kann darum nichts anderes sein als ein *grammatischer*! Während Logik und Erkenntnis-

theorie der Kern aller Geisteswissenschaft ist, während die Naturwissenschaft mit der Mathematik steht und fällt, ist Grammatik der Schlüssel, der das Schloß der Seele aufschließt. Die Geheimnisse der Sprache muß ergründen, wer die Seele erkunden will. Aber weiß auch nur ein bloß Gelehrter – nicht von Gottes Gnaden geborener Psychologe, weiß ein Okkultist davon? Im Gegenteil, beide meiden und fliehen geradezu diese echte Methode unseres Wissens von der Seele.

Der Philosoph will ihr von erkenntnistheoretischen Voraussetzungen aus mit Logik beikommen. Er ist damit so unmethodisch ihr gegenüber wie ein Scholastiker des Mittelalters gegenüber der Natur. Alle Geisteswissenschaft ist noch heute unbewährte Scholastik, wo sie an Seelenfragen rührt, also in der Jurisprudenz, Ökonomie, Geschichte und vor allem in der Psychologie. Wollen wir die heutige Lage der offiziellen Seelenwissenschaft erfassen, so müssen wir an die der Naturwissenschaft denken, bevor die Mathematik und das Experiment sie von der Logik Tyrannei befreit hatten.

Hingegen wollen der Okkultist, Monist usw. die Seele mit eben dieser neuzeitlichen Methode meistern. So gehen sie ihr mit – mehr oder weniger, meist weniger, modernen – jedenfalls aber räumlich-natürlichen oder astrologisch-mathematischen Berechnungen »zu Leibe«. Immer müssen diese Denker die Seele »materialisieren«. Materialisationsvorgänge und Experimente der »Medien« gelten ihnen als höchste Offenbarungen der Seele, das ist genauso pervers und der Seele genauso unanständig, wie wenn der Philosoph die Vernünftigkeit für ihr geheimstes Wunder erklärt.

Von der akademischen Psychologie wird als einzig feste Größe das Ich gesetzt. Das Du, das Er und Sie, das »Es« der Dinge, alles andere wird erst beachtlich dadurch, daß es von dieser ersten Person der Grammatik, von dem Ich psychisch aufgenommen wird. Das »Nichtich« oder der Nächste, oder Gott oder der »Gegenstand« werden vom Ich gesichtet.

Diese Lehre entspricht der Behauptung der griechischen Gram-

matiker, das Ich sei die erste Person des Verbums. Und sie gibt damit deutlich ihre Abkunft von einem antiquierten – Spengler würde sagen: von einem euklidischen – Standpunkt des Denkens zu erkennen. Die griechische Philosophie und die griechische Schulgrammatik sind heute nicht mehr die gültige Basis für so weittragende Behauptungen. Mag auch in unseren Schulbüchern das Ich noch immer die erste Person heißen, so darf die Psychologie diese falsche Zählung nicht mehr naiv als Dogma voraussetzen. Denn alle unsere eigene Erfahrung erfährt genau das Gegenteil von dieser griechischen Lehre des Primats des Einzel-Ichs!

Aus tausend Sorgen und Eindrücken und Einflüssen, die das Kind umkleiden, umfließen und bedrängen, grenzt sich dieses allmählich als ein selbständiges Wesen ab. Seine erste eigene Feststellung ist daher die, daß es nicht Welt, nicht Mutter oder Vater, nicht Gott, sondern *etwas anderes* ist. Das erste, was dem Kind, was jedem Menschen widerfährt, ist, daß es angeredet wird. Es wird angelächelt, gebeten, gewiegt, getröstet, gestraft, beschenkt, gesättigt, *es ist zuerst ein Du* für ein mächtiges Außenwesen: vor allem für die Eltern. Deshalb sagt Goethe in der Pandora mit Recht: »Ist doch ein Vater stets ein Gott«. Er ist es deshalb, weil er für die Tochter *vor ihrem eigenen Ich da ist*, weil er ihr erst, indem er sie anspricht, mit dem Du, ein Bewußtsein ihrer selbst verleiht.

Das Hören, daß wir für andere da sind und etwas bedeuten, daß sie etwas von uns wollen, geht also dem Aussprechen dessen, daß wir selber sind und was wir selber sind, vorauf. Daß wir Befehle von außen erhalten und von außen beurteilt werden, gibt uns Selbstbewußtsein. Denn nun empfinden wir uns als Etwas und Besonderes gegenüber diesem Befehl und diesem Urteil. Etwas anderes oder etwas Besonderes zu sein ist das Grunderlebnis des Ich. Und wie viele Menschen bringen es in ihrem Leben zu nichts als zu diesem stumpfen, trotzigen »Andersgefühl«, wie es der Satz: Ich bin ich, dieser erste Satz aller Individualpsychologie und Individualethik, festnagelt. »Ich bin ich« ist die Ant-

wort des von draußen mit seinem Namen angeredeten Menschen. Wie denn auch manches Kind immer wieder »Selber« voll Selbstgefühl von sich sagt. So geht also die namentliche Anrede des Menschen als eines mit Eigennamen ausgezeichneten Wesens allem eigenen Über-sich-selber-Denken des Ich vorauf. Die kürzeste Stammform des Verbums ist dementsprechend die Du-Form des Imperativs: Geh, komm, höre, sei, werde, im Semitischen wie im Indogermanischen. Dann erst antwortet der Mensch, der anders wie die gattungsmäßigen Dinge der Außenwelt, wie Bäume, Tische, Steine und Häuser, mit einem Eigennamen ausgezeichnet wird, mit seinem trotzigen, selbstbewußten »Ich bin ich«, das ihm klar macht, daß er Ja oder Nein antworten kann, daß er Widerstand zu leisten vermag. Das bekannte verstockte Neinsagen vieler Kinder, der »Bock«, ist ja nur die praktische Nutzanwendung aus dem Antworterlebnis des zugrunde liegenden »Ich bin ich«.

Erst das dritte ist es dann, daß die Dinge der Welt entdeckt werden, die zwar vom Menschen benannt werden, die ihm aber keine Antwort geben, und von denen er also nicht angeredet werden kann, die dritten Personen des Er, Sie und Es. Bedeutsam ist, daß Kinder und kindliche Menschen mit Vorliebe auch von sich selbst in dieser »dritten« Person dort reden, wo sie nicht durch Anruf vertrotzt auf ihr Ich zurückgeworfen werden. Erzählen wird ein Kind von sich: Hans ist Zug gefahren, Hans ist müde. Ein Befehl hingegen führt und zwingt zu Ja und Nein; diese beiden Worte sind nur scheinbar bloße »Interjektionen«. In Wahrheit sind sie die Sätze der wahrhaft göttlichen Ichpersönlichkeit, die Grundsätze der uns verliehenen Allmacht. Ja und Nein zu sagen, heißt Schöpfen und Widerstehen, Leiden und Leidenmachen. Ja und Nein spricht Gott und sprechen wir als Gottessöhne. Aber gerade der kindliche Mensch wandelt nicht immer in der Ichfigur seiner Allmacht durchs Leben. Er entläßt oft, wie in Spittelers »I mago« der Held seinen »Konrad«, sein Ich in die Dingwelt, taucht unter in die Welt, und läßt sich erst durch den neuen Anruf, der seinem Du widerfährt, aus

dieser Welt seines Adam wieder aufschrecken und zurückrufen. Nur daß er meist dann in das andere Extrem fällt: in die erste Person, weil er deren Persönlichkeit für das einzige »persönliche« Leben hält. Die Grammatik der Seele braucht aber die drei Personen alle drei. Denn die Seele muß sich in göttlichen Momenten als Ich, in beschaulichen als Es, im Erwachen aber und Einschlafen als Du ansprechen lassen. Die Seele wandelt vom Es über das Du zum Ich und umgekehrt. Dabei windet sie sich oft unter diesen Wandlungen. Ihre Trägheit sucht, sich diesen Wandlungen zu entziehen. Aber die wesentlichste Erkenntnis für uns hier ist eben die: *Jede Wendung im Leben der Seele erscheint als eine Abwandlung ihrer grammatischen Figur*, gerade so wie jede Veränderung ihrer mathematischen Form erscheint.

Was wir hier von den Personen gesagt haben, gilt nun auch von den sogenannten Modi, dem Indikativ, Konjunktiv, Imperativ. Wie die Personen Erscheinungsweisen der Seele in ihren verschiedenen Momenten sind, so sind auch diese Modi ihr zugeordnet als die vornehmsten Wirkweisen dieser ihrer Momente. Die landläufige Grammatik registriert alles: ich singe, du singst, er singt, daß ich sänge, daß du sängst, daß er sänge, sing, er soll singen, wir sollen singen, und so geht es in jeder Zeit und in jedem Modus im Aktivum und im Medium den Singular und Plural hindurch, so als wäre alles mit allem beliebig vertauschbar. Die schönen Tabellen in den Schulbüchern scheinen direkt darunter zu leiden, daß die Imperativform der ersten Person Singularis fehlt. Die Grammatik der Seele hingegen deckt primäre und sekundäre Beziehungen zwischen Person und Modus auf, sie unterscheidet Ursätze und bloße Entwicklungen und Ableitungen, die jene Ursätze gegenseitig bereichern, sie einander annähern und ein Geflecht zwischen ihnen herstellen. Aber dies vollentwickelte Geflecht ist nur zu verstehen als Oberflächenausfüllung zwischen den tiefen, prinzipiellen Ausbrüchen oder Ausdrücken der seelischen Gestaltungskraft. Die Schulgrammatik mit ihren Konjugationslisten photographiert die Oberfläche,

das Nebeneinander der sprachlichen Erscheinungswelt. Die Sprachströme, die ursprünglich aufbrechen in der Seele, sind etwas anderes als ihre Verwertung im täglichen Leben der Menschen. Alle übliche Sprachphilosophie handelt nur von der *Verwertung* der Ursprache. Der Alltag verwertet jede seelische Urleistung für seine Zwecke. So schafft er die Verstandes- und Verständigungssprache, die zweckhafte Sprache, die Mittel und Werkzeug wird. Der Kaufmann vor allem handhabt die Sprache als etwas abgelagertes, fertiges, als Courant und Kleingeld. Je neuartiger seine Ware, desto typischer und eingängiger seine Rede, um Vertrauen einzuflößen. Aber welch eine Philosophie, diese Ausnutzung und Ausmünzung der Goldbarren seelischer Kundwerdungen als »das Wesen der Sprache« zu nehmen. Diese Oberflächenphilosophie nimmt das künstliche Leitungsnetz zweckhafter Kanalisationstechnik für das Wesen des Sprachquells, der im Menschen überwältigend aufbricht. Sie verwechselt also Sprechenkönnen und Sprechenmüssen. Alles was der Mensch *muß*, das *kann* er und seinesgleichen auch. Der gewöhnliche Mensch in uns kann nur, was andere gemußt haben. Wo aber das Muß der Sprache den Menschen antritt, da begreift er nicht mehr die Sprache als sein Mittel, um sich verständlich zu machen, sondern da wird er ergriffen, weil sich die Dinge ihm verständlich machen wollen, weil der Mensch sich begreiflich machen will oder weil ihm Gott vernehmlich werden will. Man beachte den Unterschied: Sich begreiflich zu machen ist das Anliegen des Vollmenschen in uns, des »Menschenmenschen«. Der Menschenfuchs, der Menschenwolf und die Menschenschlange im Menschen – die schon Cyprian vom Menschenmensch unterschied – die allerdings wollen sich nur verständlich machen, beim Kellner etwas »was auf der Karte steht« bestellen, einen Kauf über eine »Ware« abschließen, eine »konventionelle« Höflichkeit drechseln. Sie wollen etwas Fertiges weitergeben. Der Menschenmensch aber, den sein ursprünglicher Sprachstoff begreiflich machen will, der findet ein Lied der Liebe oder des Hasses, der Schwäche oder der Kraft, der Furcht oder der Freude.

Das Lied aber ist ja nichts als die Ausgestaltung der Ichform zur Schwingung des Konjunktivs oder Optativs. Hier schwingt der Wille sich frei, wie es der schöne Name des Freiwilligen ausspricht. »Voluntativ« wäre der rechte Name für diese Sprechweisen, hätten die Denker da nicht das Gezänk von der Freiheit des Willens eingemengt. Von Freiwilligen und ihrem guten Willen wissen wir alle. Wir erfahren uns als Freiwillige! Von der Freiheit Gottes wissen wir auch. Von der abstrakten Freiheit unseres Willens wissen wir nichts. Hingegen werden die Tiere, Pflanzen und Stoffe draußen genau so wie der Fuchs oder Wolf in uns selber befriedet, wenn sie uns, genauer wenn sie dem Menschen in uns, verständlich werden. Jene Verstandessprache, die heut für die *ursprüngliche* Sprache ausgegeben wird, ist also die Sprachform, in der die Weltdinge allerdings in uns eintreten. Wo wir uns in der »Welt bewegen«, weltmännisch sicher handeln wollen, dort müssen und sollen wir den Dingen ihre alten Begriffe lassen. Denn *mit der Welt* spricht man nicht wie mit seinesgleichen. In der Welt die Dinge mit dem *rechten* Namen zu nennen, ist das Außerordentlichste, was der Menschenmensch in uns tun kann. Das alte Wort, daß die Welt untergehe, wenn ein Mensch in der Welt einmal die volle Wahrheit sagt, ist nicht übertrieben. Die Welt, als Welt der Dinge, der dritten Personen der Konvention, bricht in der Tat immer zusammen, wenn ein Mensch sie als menschlich nimmt. Und der, der das tut, übernimmt damit auch sich selbst, da auch er ja nur vorübergehend der Ursprache mächtig bleibt, da auch er der Oberflächenwelt mit angehört. Er wagt, ein Stück Welt zu vermenschlichen. Wo er jedoch sich selbst beschaulich oder theoretisch nimmt, da spricht er ja sogar von sich als »Konrad«, als Stück Welt, in der dritten Person wie der Held bei Carl Spitteler.

Für die Bereinigung der Urgrammatik ergibt sich also ein Zusammenhang des Indikativs mit der dritten Person. Gelassen in die Welt entlassen ist, was der Indikativ bändigt. Er beschreibt und erzählt das Ruhende, das Gewesene, das Fertige und Vorhandene. Weil oder soweit alle Philosophie Weltweisheit war,

mußte ihre erste und ewige Frage die nach dem Sein werden. Sein und Dasein sind ja Inbegriffe für den Indikativ in allen seinen Spielarten, in dem sich über die Welt »etwas« aussagen läßt. Diesem Geistesstrom bändigender Zucht entgegen strömt der Konjunktiv, Optativ, Voluntativ, der Kraft- und Machtstrom des Ich und seiner sich selbst gesetzgebenden Herrlichkeit. Der Konjunktiv ist der schwellende Gesang, das Marschlied des Werdens und aller Werdenden. »O daß ich tausend Zungen hätte«, »Wenn ich einmal der Herrgott wär«, vom heiligsten Ernst bis zum Scherz ist es immer die Kraftschwingung des Ich, die ihn, den Konjunktiv, hervortreibt. Daher wo Philosophie Bewußtsein des Ich werden will, redet sie statt vom Dasein vom Willen und Werden. Die Philosophie, die den Menschen vergöttert, heißt Idealismus, denn sie lebt von der Freiheit des Willens. Freiheit aber ist der prägnanteste Ausdruck für den Konjunktiv alles Werdenden, das dem Gesetze des Daseins noch nicht gehorchen will, das sich nicht als Weltding, sondern als göttlich begeistert, als Idealisten glauben möchte.

Selbstvergessen, also ohne Freiheit für sich selbst, ohne Wunsch oder Willen, ist die Liebe. »Und wenn ich ihn erwählte, so wars ohn alle Wahl«. Weltvergessen ist sie nicht minder. »Wenn ich dich nur habe, wenn Du mein nur bist.« »Was frage ich nach Himmel und Erde«. Was bleibt hiernach dem Geistesstrom, der die Liebessprache gebiert, anders als das Du, vom Lockruf bis zum verantwortlichen Gebot! Liebe tändelt ja nicht etwa wie ein Flirt, der in der Oberflächensprache gaukelt; Liebe verwandelt. Sie beschwört und befiehlt. So wird das Du geradezu in der Liebesverwandlung des Imperativs erst entdeckt. Gäbe es neben einer Philosophie der »Weltanschauung« und neben einer Philosophie als »Selbstbewußtsein« eine Philosophie des »nächsten Du«, so hätten die Philosophen schon längst aus dem Indikativ der Weltgesetze und den Konjunktiven der Willensfreiheit herausgefunden zur vollständigen Grammatik. Aber es gibt eben diese Philosophie nicht und kann sie nicht geben. Denn die Philosophen sind zwar entweder selbstvergessen *oder* weltverges-

sen gewesen, aber nie beides, *nie bloße Samariter des Denkens.* Wo sie das werden, hören sie auf zu philosophieren. Hierauf beruht die Größe des letzten Werkes des letzten großen deutschen Idealismus-Philosophen, das aus dem Du des Glaubens heraus spricht, Hermann Cohens: es hört auf Philosophie zu sein!

Aber wir dürfen noch einen Schritt weiter in die Schulgrammatik tun. Auch die Tempora des Verbums haben ihre eigenartige Nähe zu den einzelnen Modi. Der Indikativ z. B. ist von Haus aus nicht Präsens. Denn er erzählt ja Gewordenes, Gewesenes, Vorübergegangenes oder doch außerhalb des Sprechers im *Weltraum Vergehendes.* So stellen im Griechischen den reinen Indikativ die Stämme der Aorist dar. Hingegen wird der Indikativ Praesentis vielfach erst durch Dehnung, Reduplikate etc., dieser Aoristformen gebildet! Die »Natur« aller Konjunktive ist das Futurum. Reine Gegenwart aber, Wende von Vergangenheit in Zukunft, Hereinreißung des Kommenden in das Heute und Hier ist von Haus aus nur der Imperativ, der Modus der Verwandlung, der Modus jenes mächtigen »tolle, lege«, »tolle, lege«, »nimm und lies«, das einen Augustin zu seiner Verwirklichung rief.

Angesichts der bisherigen Mißhandlung der Grammatik der Seele wirkt gerade dies letzte wie eine überraschende Entdekkung. Denn nun begreifen wir erst ganz, was Weltweisheit und idealistische Freiheitslehren der armen Psyche angetan haben. Für den Okkultisten ist sie ein Ding, für den Philosophen ist sie frei. Von beiden wird Psyche um ihre liebeserfüllte Gegenwart betrogen. Sie kann sich ja unter ihrer Herrschaft gar nie vergegegenwärtigen. Der Okkultist – und mit ihm alle Materialisten – preist ihre »Wesenhaftigkeit«, also ihr Stück Gesetzmäßigkeit, ihre Daseinsgebundenheit, ihr Dasein, als ihre *wahre* Gestalt. Der Philosoph aber predigt ihr den Traum von Freiheit, Vernunft, Unsterblichkeit als ihre *wahre* Aufgabe. Und beide machen so Gesetze oder Aufgaben zur *Scheingegenwart,* welche das gebieterische, liebesunterworfene Heut ersetzen sollen. Sie verarmen

so das Saitenspiel der Seele, wollen *Eine* Saite surrogatweise auch die Töne spielen lassen, die anderen Saiten entspringen. Auch alle Modi und Tempora sind, wie die drei Personen, Möglichkeiten der Seele. Die Seele kann schwingen in der Melodie des Werdens wie sie erklingen kann im Akkord des Daseins oder im Rhythmus der Verwandlung. Sie kann im Grabe der Vergangenheit ruhn oder in den Himmel der Verheißung sich aufschwingen oder ihrem Erdentag dienen. Aber so ungrammatische Denker wie der Ver-icher, der Philosoph, wie der Verdinglicher, der Okkultist, müssen durch ihre wirklich »einseitigen« und »einsaitigen« Lehren geradezu seelenzerstörend wirken. Denn sie entmutigen die Seele, erst einmal all die Saiten aufzuziehen, die ihr die Grammatik ihrer Sprache zur Verfügung stellt.

Die Grammatik der Seele hat aber nicht nur Abwehrkraft gegen die seelenzerstörerische Wirkung von Fachwissen («Philosophie« in allen ihren Spielarten) und Geheimwissen (Okkultismus). Ihr schmaler Weg zieht nicht nur zwischen beiden hindurch. Außerdem reißt sie all die Geist- und Sprachoberflächlichkeit, die heute von der Schulgrammatik, Philologie, Literatur und Kunstgeschichte, Kulturgeschichte, Soziologie usw. als bunter Katalog feilgehalten wird, erst in die Tiefe der Urbewährung hinunter. Da wir bisher nur die oberflächliche Schulgrammatik, Schulrhetorik, Schuloptik etc. haben, wie sie aus den artes liberales, den freien Künsten des mittelalterlichen Elementarunterrichts stammen, so haben sich diese Wissenszweige vielfach ganz äußerlich mit den Wörtern, dem Satzbau befaßt, während ihnen jede Einsicht in die elementaren Gesetze der beseelten Sprache abging und entbehrlich schien. So geht ihnen der bloß technische Ausbau, die Entwicklung des aus den Urquellen Abgeleiteten mit dem Leben des ursprünglichen Sprachquells selbst fortwährend durcheinander. Daher kommen sie z. B. dazu, das Eingleisen und Anleiten der Kinder hinein in die Dornröschensprachhecke der Erwachsenen als Beispiel der »ursprünglichen« Sprache anzusehen. Wann aber, ja ob ein Kind im Laufe seines Lebens den Mut findet, in dieser Dornröschen-

hecke vieler Jahrhunderte das erlösende Wort, sein eigenes, ursprüngliches, seelenentsprungenes Wort zu sprechen, steht doch ganz dahin. Die meisten Menschen – auch die Kinder! – sind Oberflächenmenschen. So wenig die meisten Menschen das Pulver erfunden hätten, so wenig die Sprache! Die Menge kann auch die Sprache nur verwerten, nachahmen, entwickeln, breit treten. Ursprünglich-Sprechen können wir Menschen auch bestenfalls nur zu Zeiten, vorübergehend. Das meint der wichtige Ausspruch Goethes zu Rieder am 26. März 1814: »Die Menschen sind nur solange produktiv, als sie auch religiös sind; dann werden sie bloß nachahmend und wiederholend«. Menschlich ist schon der, der überhaupt von diesem Vermögen einmal (meist im Urwort des Liebesgebots) erfahren hat, und der ehrfürchtig vor der göttlichen Herrlichkeit und allgegenwärtigen Ursprünglichkeit dieser Kraft sich beugt. Aber dies Mißverhältnis in der Verbreitung darf nicht beirren. Am Leben bleibt das Sprechen trotzdem nur durch diese ewige Ursprünglichkeit, so selten sie auch ist. Die Seelen haben zu jeder Zeit in ihrer Sprache die Wahrheit der Urgrammatik erneuern und wiedererzeugen müssen, und so bis heute. Sonst wären auch die Urpersonen, die Urmodi und Urzeiten längst erloschen. Der Ursprung lebt durch den Wiederursprung! Die schon ausgesprochenen und dadurch ausgeformten Ursätze der beseelten Menschheit müssen immer wieder wachgeküßt werden dadurch, daß neue Augen und Herzen der jeweils »berufenen« Generation sie abwandeln. Wenn Goethe dichtet:

> »(Auf, in der holden Stunde stoßt an und) küsset treu
> Bei jedem neuen Bunde die alten wieder neu!«

So ist das mehr als ein Lied, ist eine tiefe Wahrheit. Nur wo noch *Geschehen* von Gottes Anruf neu berührt wird, bleiben die *Schichten* älterer Geschichte noch lebendig. So ist jede geistige Stufe eines Volkes, z. B. die Literaturgeschichte Athens oder die Kulturgeschichte des Abendlands *ein Hindurchretten des Sprachstroms, der einst die einfachen Satzformen geboren hat, kraft*

dieser immer neuen Verwandlungen. Ein Beispiel mag das verdeutlichen: Epos, Lyrik und Drama sind potenzierte Entfaltungen der Urgrammatik: Der Raum der Welt im Epos, der Raum der ersten Person und ihres Gefühlsüberschwangs in der Lyrik sind deutlich. Aber sogar das Du des menschwerdenden Helden, der zwischen dem Chor und seiner Drittpersönlichkeit und dem Deus ex machina, dem Voll-Ich zu Worte kommt, ist im Drama erkennbar: der Heros, der am Gebot der Götter zu trotzigem göttergleichem, neinsagendem Selbstbewußtsein erwacht, Prometheus, der ein Nein dem Gebot der Olympier entgegenstellt, beginnt in seiner Antwort auf die Botschaft der Götter auf seiner Bühne zwischen Gott und Welt, zwischen Lyrik und Epos die menschliche Seelensprache der reinen Gegenwart zu sprechen, die mit dem Trotze anhebt und in der Vollendung des antiken Dramas, im Drama des Kreuzes, im Gehorsam ausklingen wird. Denn das Nein des Trotzes ist der Versuch des Selbstbewußtseins, statt »Du« gottgleich zu sein, ist nur aus Schwäche noch Nein. Und nur die Schwäche des angerufenen Menschen, sein Trotz, macht die Tragödie aus.

Wie hier die Stilgattungen der antiken Literatur in ihrer Urbedeutung sich der Urgrammatik einordnen, so werden unter diesem Gesichtswinkel auch Kunst, Wissenschaft, Gesetzgebung Europas aufeinander abgestimmte Saiten des Instruments Volk, auf dem der Geist spielt. Die Wissenschaft enthält das Leben der Welt in der dritten Person als Weltraum, als Vergangenheit. Die schönen Künste entrücken uns in geniales Himmelslicht, d. h. ins Leben aus der ersten Person. Beide aber werden nur an Zeit und Stunde verankert durch das Gebot und Gesetz, das den Menschen befiehlt, was sie zu tun haben. Das Gesetz der Polis z. B. geht der griechischen Kunst und Wissenschaft im Rang vorauf. Dieses Leben in der zweiten Person wird aber dem Volk, das sich ganz, sei es an den Weltraum, sei es an sein Selbstbewußtsein verliert, verloren gehen. Und so finden wir es in der Tat in den letzten Jahrhunderten der naturwissenschaftlichen Experimente und der Machtstaatenbildung, daß die

Gesetzgebungssprache des »Du sollst« mehr aus dem europäischen Volk sich in wenige Hände und Häupter, Fürsten oder Parlamente, zurückzieht und daß man den Knoten des Imperativs, der unser Leben in der zweiten Person recht eigentlich verbürgt, auflöst. Die Trennung des äußeren Staats- und Rechtlebens von der »innern« Gesinnung und Sittlichkeit, diese verruchte Lehre von der deutschen Innerlichkeit, und die Spaltung in Recht des Staats und Moral des Einzelnen besagt nur, daß ein Volk dem Leben in der zweiten Person, dem menschlichen also im Volkssinne, entsagt. Die moderne Staatsentwicklung macht das Volk zum Gegenstand der »Statistik«, zum *Objekt* der Gesetzgebung, zum drittpersönlichen Individuum, an dem der Fürst mit seinem Beamtenstaat wie an einem Stück Natur herumexperimentierte. Sie macht den Staat zum Gott, zum Subjekt, zur fleischgewordenen erstpersönlichen, d. h. göttlichen Vernunft. Und sie läßt der Seele zwischen beiden nur den kategorischen Imperativ der gesetzlichen, vorgeformten Pflicht. Nur nicht Seele, liebende, gerufene und gehorchende, verwandlungskräftige, Recht und Ethik im Leiden verschmelzende, in der Tat bekräftigende, von Gott geliebte Seele sollte sie sein.

Der letzte Ausläufer und Irrläufer dieses verarmten Lebens mußte dann der Aktivismus sein, der prinzipiell zur Unzeit, ungerufen, wann es ihm, dem Herrn Ich, paßt und beliebt, zur siegreichen Aktion schreitet. Das Geschlecht der Militärpolitiker, der zielbewußten Betriebsmenschen, der hohlbusigen Kommunistinnen ist auf diesem Mist gewachsen. Der Frieden der Seele ist ihm unbekannt.

Mindestens unbekannt ist diesem bloß aktiven Geschlecht der militärischen und zivilen Intellektuellen wie Ludendorff oder Kurt Hiller – und sie sind *eines Geistes Kind!* – die genaue Entsprechung zwischen Einzelnem, Gruppe und Volk, daß diese alle nur im Wandel und Verwandeln zu ihrem Frieden gelangen. Der Aktivist, der ewig zielbewußte Mann ist vielleicht persönlich kein Mannsen, sondern hat in sich seelischen Frieden. Nur stellt er sich vor, das Volk im Ganzen gehe auf anderen Pfaden

zum Frieden ein als der Einzelne. Die Urgrammatik lehrt die Allgültigkeit der Wandlung.

Denn *des Menschen Seele muß längst gelebt worden sein, ehe sie die Erstpersönlichkeit des »Ich« anziehen kann.* Auch dann bleibt diese Ichkraft gottähnlicher Zielbewußtheit nur ein Urelement neben den beiden andern. Der Mensch, der nicht immer auch in der dritten Person und in der zweiten Person zu leben fähig bleibt, ist ein Narr seines Ich, kein Gott oder Held. Eine solche Gruppe von Menschen aber ist Brandfackel und Kriegerschar, Heer, nicht Volk. Denn das Volk heißt wegen seiner Verwandlungskraft, weil es nie in der ersten Person erstarrt, Volk.

Das Ich sondert sich nicht etwa selbst aus, sondern es *wird* ausgesondert durch die Stimmen von draußen. Es ist also eben diese Aussonderung der Vorgang des Lebens selbst. Das Verhältnis zwischen dem Anruf der Seele durch den Appell an ihren Eigennamen und ihrer Antwort mittels des Ich bleibt durch das ganze Leben auf allen seinen Stufen dasselbe. Alle Selbsterkenntnis, Icherkenntnis, wird hervorgerufen durch Anruf und durch ein bestimmtes Sichgetroffenfühlen, das in konkreter und dem Einzelnen widerfahrender Weise das Ich herausfordert. Die Götter der Kindheit, Vater und Mutter und wer sonst, schwinden; an ihre Stelle möge die ganze Fülle des geistigen Erbgutes, die Vorbilder der Helden, die Wolke der Zeugen, die Gestalten der Dichter treten, der Imperativ mag aus unerwarteter Quelle hervorbrechen, immer ist er es, der die Seele hervorzwingt und ihre Kräfte ins Leibliche so gut wie ins Geistige hinein entfaltet. Auf allen Lebensstufen bleibt die Du–Ich-Reihenfolge der Seelenverfassung gewahrt. Darüber darf auch das Zeitalter des Jünglings und der Mannwerdung nicht hinwegtäuschen. Gewiß bricht der Mensch zwischen dem 20. und dem 30. Jahre oft mit den Göttern seiner Jugend, wenn er mit den Anschauungen des Elternhauses bricht. Es findet ein Abbau des Kinderhimmels statt. Aber an die Stelle der sinnfälligen Beherrscher der Kindesseele: der Eltern, des Lehrers, des lieben Gottes mit dem weißen Bart tritt ja nicht eine Leere. Sondern im Gegenteil: Nun lernt

der Mensch erst recht auf Stimmen achten, die nicht aus sichtbarem Munde kommen. Die Stimmen der Politik (d. h. der Zeit), des Volkes, des Glaubens, der Philosophie, der Liebesneigung werden als innere unsichtbare Stimmen in ihm vernehmlich und drängen ihm durch ihren Ruf eine neue, selbstgewählte Stellung im Leben, seinen *Beruf* auf. Die Bestimmung des Menschen, die Bestimmung des Ich erfolgt durch diese unsichtbaren Stimmen, und wehe ihm, wenn er Gottes Stimme und die Stimme der Versucher in diesem seinem Wandlungszeitalter nicht auseinander kennt. Gewiß bricht hier die göttliche Kraft des Ich auf. Und der Jüngling zerbricht fast unter diesem Gefühl seiner Sendung, seines Unendlichkeitsdranges. Aber *Mann* wird er erst in der Stunde, wo er zum ersten Male auch die letzte Stufe seines Wachstums, seine erste Person, wieder verwandeln läßt: wo er wieder gehorcht und leidet! Erst in dieser Stunde beginnt *sein ganzer Mensch* zu leben, der neben seinem Ich auch sein Du und sein Es wiederumfaßt und zwischen diesen wandelt und wechselt.

Für den Satz des Descartes: »cogito, ergo sum«, ich denke, darum bin ich, der ja der rein logische des: »Ich bin ich« des »A = A« ist, muß also in der Seelenkunde der grammatische Satz eintreten: Gott hat mich gerufen, darum bin ich. Man gibt mir einen eigenen Namen, darum bin ich. Die schlichte Aussage über mein Dasein ist die erleuchtetste und reinste Antwort, die ich dem Namensanruf entgegensetzen kann. Während jeder Widerspruch auf einen bestimmten Befehl, eine einzelne Aufforderung von draußen nur irgendein Stück von mir dieser Aufforderung entgegenstellt, ist die Antwort: Ihr ruft mich, hier bin ich, von allen Einzelheiten gereinigt, von allem Zufall befreit. Sie umfaßt alle einzelnen denkbaren Antworten. Daher dieses immer als die größte Antwort gegolten hat, gleich weit entfernt von bloßer Denkabstraktion wie von bloßem Trotz, als die Antwort, die unser Adam bekanntlich von der Schöpfung an nicht zu geben pflegt, weil er trotzt oder sich fürchtet. »*Abstrahieren*« aber ist nur ein willkommenes Fremdwort für den Vorgang

dieser Flucht, *des »Sich Entziehens«*. Philosophie ist von einem klugen Manne erst jüngst wieder als Weltangst und Todesfurcht diagnostiziert worden. Alle Abstraktionen wollen in der Tat der konkreten Lage hier und jetzt entrinnen, sie drücken sich um die Verantwortung der Antwort: das und da bin ich. Matthias Claudius wendet unsern Grund-Satz etwas anders, aber auch sein Unterstreichen erhebt das »Ich bin« sehr schön zum Grundsatz des Bewußtseins, das die antwortende Seele gewinnt, wenn sie in der zweiten Person zu leben wagt:

Ich danke Gott und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß *ich bin, bin!* (Und daß ich Dich
Schön menschlich Antlitz! habe).

Erst im Dank, im Gedanken an Gott schwillt die Freude über das eigene Dasein zu dieser unüberbietbaren Verdoppelung des »Ich bin«. So sehen wir: Die Seele soll die Antwort des Menschen an Gott sein; sie kann zur Antwort an beliebige Götter und Götzen mißbraucht werden. Übrigens erhält selbst der rohste Götzendienst eines »-Ismus«anbeters die Seele bei stärkerem Leben als die nackte Taubheit. Irgend ein Leben in der zweiten Person ist besser als keins. »Der Mann soll gehorchen, das Weib dienen.« (Goethe). Das lebendige Geschöpf wird beseelt als antwortendes dem lebendigen Gott antwortendes Du; erst der Sterbende, der Tote ist jenes fertige Ich, mit dem die heutige Wissenschaft nach antikem Muster operiert. Die »Seele« im Sinne der Psychologie, die vom Ich ausgeht, ist mithin gestorbene, ist tote Seele! Daß die Psychologie, trotzdem sie ein Seelending, also etwas Totes, zu Grunde legt, oder – bestenfalls – einen Vernunftathleten, in ihren Experimenten und Forschungen einige Scheinleistungen aufweisen kann, verdankt sie der Verdorbenheit unserer Natur. Ein großer Teil von uns hat nämlich allerdings seiner Beseelung sich mit Erfolg entzogen, ist also etweder von nie erwachter oder früh erstorbener Seelenkraft. Wir alle haben ein Stück totes Es und abgestorbenes Ich in

uns. Und eben dies ist der Seelenrest, auf den die Psychologen ihre Experimente loslassen. Sie nehmen unsere Mißgestalt, unsere Sünde, unser Tier- und Totsein als Grund-Lage. Zum Glück ist der Mensch nicht so ganz von Gott verlassen, um nicht immer wieder zum Gotteskind des Du zu werden. Die Psychologie leistet Sisyphusarbeit am Seelenleichnam.

Und wir können am Schluß dieses ersten Entwurfs einer Grammatik der Seele jetzt auch sagen, was Grammatik Deutsch heißt: Sie ist die Lehre vom *Gestaltenwandel.* Abwandlung, Umwandlung, Zeitwandel sind ihre Inhalte. Die Schulgrammatik weiß von Umlaut und Ablaut; die Urgrammatik von Gestaltenwandel!

Von hier aus, von der allgemeinen oder richtiger Urlehre des Gestaltenwandels gewinnt auch die Schulgrammatik wieder unsere Bewunderung. In der Tat ist es eine ungeheure Leistung, daß der Mensch alle Personen der »ich liebe, du liebst, er liebt« handhaben kann, daß *jeder* Mensch sogar im Ablauf der Zeiten diese Verwandlungen der Personen, der Zeiten, der Modi sich angeeignet hat. Es ist das gerade so ungeheuer und gerade so irreführend, wie daß ein jeder Mensch beten, erzählen, singen, befehlen und gehorchen kann, daß jeder denken, rechnen und dichten lernt heutzutage. Die primitivste Grammatik enthält schon das ganze Wunder des Menschseins wie die höchste »Kultur«. Die Menschen haben jene wie diese von wenigen Urschöpfern empfangen und handhaben jene wie diese vielfach nur scheinbar.

Das Schicksal der Seele

Damit ist diese Betrachtung so weit geführt, um verständlich zu machen, daß okkulte und psychologische Wissenschaft beide in der Tat demselben griechischen Irrtum anhängen, es sei das Ich oder Es vor dem Du, während *es die Antwort auf ein Du* oder die Sehnsucht nach dem Du ist und nur als Antwort auf oder als Sehnsucht nach dem Befehl des Liebenden sinnvolle Erkenntnisse liefern kann. Dort nun, wo die Antwort noch als solche

deutlich erhalten ist – in der Prophetie und Magie – muß sich der Gräzismus auch am schwersten rächen. Zum Propheten und Wundertäter muß der Mensch allerdings *berufen* werden, sonst darf er nicht prophezeien, sonst darf er nicht heilen. Prophezeien und Wunder tun darf nur im rechten Augenblick, zu seiner Zeit geschehen; der Unberufene frevelt. Das Griechentum oder wie wir mit besserem Ausdruck jetzt sagen werden: das Heidentum, weiß nicht, daß unsere ganze seelische Existenz unserer Willkür entrückt ist, daß sie unwillkürliche Antwort auf die Frage und die Berufung unseres besonderen Lebens zu geben hat. Das wirkt dort am verheerendsten, wo dem Einzelnen die größten Wirgungen aufgetragen sind. Die Geheimwissenschaften machen daher aus Prophetie Wahrsagerei, aus Wundertum Zauberei. Denn sie lassen statt berufener Seelen, dämonische Wesen »ihr Wesen«, ach ihre starre Art, treiben. Das Buch Staudingers, eines katholischen Geistlichen, über experimentelle Magie mit seinen Dämonien und Lokalisationen kann zeigen, wie die Stellung eines Menschen zum Kirchenglauben auf diese geistigen Verirrungen geringen Einfluß übt. Die Methode arbeitet zwangsgläubig und verschlingt jeden, der sie anwendet.

Die wissenschaftliche Psychologie nun wurzelt in dem gleichen Grundirrtum. Das Absondern des Ich hält auch die Wissenschaft für eine freie Tat oder »Tatsache« dieses Ich. Damit verwischt sie den eigentlichen Unterschied zwischen der notwendigen *Aussonderung* des Ich durch den Lebensvorgang des Ganzen und der *Sünde* der absichtlichen Ichsucht; sie verleugnet damit die Grenze zwischen gesund und krank. Daß diese Unterlassung bei der Wissenschaft weniger schrecklich wirkt als bei den Geheimlehren, hat einen relativ unwichtigen Grund: Sie setzt das Ich unter eine Glasglocke und entgeht dadurch der Gefahr seiner weltdurchdringenden Satanismen. Aber doch nur deshalb, weil sie ihren Irrtum nicht durchzuführen wagt, sondern beim Ich stehen bleibt und in einer künstlichen Isolierung auf lauter Iche ohne bestimmte Gestalt das Ich seiner Weltgeltung als Träger eines Eigenamens beraubt.

Nach dieser aber verlangt den Menschen. Denn erst durch den Eigennamen wird er Träger einer eigenen Seele und eines besonderen Schicksales. Und deshalb läuft er einstweilen zu den Okkultisten.

Diese nun erkennen die Eingebundenheit des Menschen in die Welt – wie wir sagen – an. Der Mensch ist für sie ein kosmisches Wesen, durch das die Naturströme hindurchbrausen. Aber er ist ihnen kein angeredetes Wesen. Der nicht angeredete Mensch aber bringt es nicht dazu, Mensch zu werden. Er bleibt das, was er ohne diese Berufung ist – eben Wesen, Tier. Hier also läuft die Grenze zwischen weißer und schwarzer Magie, zwischen menschlichem und untermenschlichem Okkultismus. Von den okkulten Wissenschaften wird der Mensch als Tier, als Pflanze, als Stück Materie, als Kraftleiter, als Spiegelbild des Planeten- und Sonnenlaufes, als tellurisches Phänomen betrachtet. Daher rücken sie ihm mit Sternbahnberechnungen (Astrologie), mit Leibesausdeutung (Physiognomik, Graphologie), mit Mesmerismus und Hypnose, mit Metamorphosen (Seelenwanderung) zu Leibe. Das einzelne Ich, durch keinen Anruf bei seinem lebendigen Eigennamen herausgelöst aus der Gattung, bleibt ein Stück Erde, ein Stück (Exemplar) der Menschenwelt, ein Stück Materie. Und furchtbar wird dieser Tierleib des Menschen, wenn er nun sich zum willkürlichen Verwalter der durch ihn durchwirbelnden Naturkräfte aufwirft, wenn er zaubert, Geister beschwört, hypnotisiert, nur weil er es kann und mag oder will oder weil es irgendein anderer will und mag, statt daß er es muß und soll, wenn er sich übt, statt antwortend auf die Stimme des Gewissens – die Sprache sagt: verantwortlich – zu handeln, wenn er also mit seiner Kraft im *Verborgenen* (occultus!) bleiben und sich so vor dem Anruf bei seinem Namen verstecken will.

Es ist also gar nicht wahr, daß die Geheimwissenschaften zum Ziel das »Unterbewußtsein« oder das »Jenseits« oder sonst ein Unnennbares der Seele hätten. Die Psychologie verschanzt sich zu Unrecht hinter solchen Behauptungen, um sich damit nicht zu verunreinigen. Es handelt sich in den Geheimwissenschaften

um die Psyche in ihrer Eigenschaft als Trägerin eines eigentümlichen Schicksals, während es sich in der wissenschaftlichen Psychologie bei den von ihr studierten leiblichen oder geistigen Seelenfunktionen um den Seelenbegriff des normalen Menschen, eines Individuums unter vielen handelt. Hier klafft der Gegensatz, und er kann fruchtbar gemacht werden. Bei dem Aberglauben der Astrologie, des Spiritismus, des Handorakels, der Theosophie dreht es sich um eine bestimmte einzelne »Psyche«. Sie und gerade sie wird Unglück haben oder einer Seelenwanderung unterliegen oder im Zeichen von Mars und Jupiter handeln. Die okkulten Wissenschaften sind mithin die Afterwissenschaften, die sich auf ein Gebiet stürzen, dem die Psychologie sorgsam ausweicht: auf das einzigartige Schicksal der einzigartigen einzelnen Seele. Die Psychologie tut recht daran, die Erkenntnismittel dieser geheimen Wissenschaften zu verwerfen. Aber sie hat keine besseren Erkenntnismittel als jene selber! Die Psychologen nehmen sich nicht einmal die Mühe, die Feststellung zu treffen, daß oder ob jeder Mensch eine eigene Seele hat und was das wohl bedeutet. Dann würde sie zum Axiom die Erkenntnis nehmen, gegen die sie heut unausgesetzt sündigt, daß für zwei Seelen, zwei Gruppen, zwei Völker ein und dasselbe äußere Verhalten, ein und dieselbe »Reaktion« niemals ein und dasselbe Seelische bedeuten kann! Wo zwei das Gleiche tun, gerade da kann es kein Gleiches sein. Daraus ergibt sich dann der wichtige Umkehrsatz, der auch für das Völkerleben so bedeutsam ist: Wo zwei Verschiedenes tun, da kann es das Gleiche bedeuten!

Die Psychologie wird so lange vom Aberwissen und Aberglauben überholt werden, wie das heute geschieht, als sie nicht den Mut zu der Frage nach dem Schicksal der einzelnen menschlichen Seele aufbringt. Sie stellt sich, als gebe es dieses Seelengut nicht längst mit untrüglichster Gewißheit. Jeder Vers, jedes Bild, jedes Sprichwort, jedes singende Mädchen von achtzehn Jahren bezeugt, was die Psychologie zu wissen ablehnt.

Mag die idealistische Psychologie mit Recht ablehnen, die Seele den Naturbegriffen starrer experimenteller Gesetzlichkeit zu

unterstellen, wurzelt die Seele deshalb nicht vor ihrer Berufung im Mutterschoße der geschaffenen Welt?
Mag die empiristische Psychologie umgekehrt mit Recht ablehnen, der Seele die Freiheiten eines schrankenlosen Geistwesens zuzuerkennen, gibt es darum auch keine Vollendungsgeschichte der Seele zu ihrer Erlösung?
Mag die Psychologie es ablehnen müssen, aus Körperformen Seelisches zu bestimmen, hat die Seele deshalb keine Mitteilungsfähigkeit ins Körperliche?
Der Mikrokosmos der Seele ist Schöpfungsgleichnis.
Das Wesen der Seele vollendet sich als Lebensgeschichte.
Die Sprache der Seele wirkt weltverwandelnd.
Diese drei Themata – mag man sie als Fragen oder Sätze formulieren – jedenfalls enthalten sie die wissenschaftliche Problematik der Seele im ökumenischen Sinne dieses Wortes.
Sie werden heute nicht bearbeitet, weil die Psychologie sich einbildet, bei ihrer Bearbeitung unwissenschaftlich werden zu müssen.
Aber für das Volk ist die ganze Psychologie keine Seelenkunde, wenn sie ihm nicht Antwort gibt auf eben diese drei Fragen, nämlich:
Wie kann an die Stelle des Aberglaubens einer Wanderung durch Schakal, Schwein oder Lotosblume die Lehre von einer Geschichte, einem sich vollendenden Lebenswege der Seele treten?
Wie kann an die Stelle des Aberglaubens von einer zahlenmäßigen Verkettung des Menschen als einer bloßen Zahlenkombination in die Materie oder die Gestirnswelt hinein eine Lehre treten, durch die der kleine einzelne Mensch oder aber der große Mensch, das Menschengeschlecht zum Inbegriff aller kosmischen Kräfte, zum Mikrokosmos verklärt wird?
Wie kann an die Stelle des Aberglaubens von Hand- oder Schädel- oder Schriftgesetzen eine Lehre treten, die der Gestaltungskraft der Seele, ihrer Gebärde und Offenbarung nachspürt, durch die der Kerker von Individuum zu Individuum gesprengt wird?

Die Kräfte der Seele

Das sind keine verstiegenen oder religiösen oder unwissenschaftlichen Fragen. Es sind ganz unmittelbar praktische Konsequenzen auch im Sinne der Psychologie vorhanden. Z. B. wenn die Seele eine Geschichte hat, so werden ganz andere Kräfte für sie verfassunggebend als für die »Psyche« der Psychologen, nämlich die Kräfte, die sie durch die Zeit von der Geburt bis zum Tode als Brückenkräfte tragen. Für eine Psychologie der Einzelseele werden mithin *Mut* und *Furcht* die tragenden Seelenfaktoren; bisher verweist man sie bezeichnenderweise in die Moral! Aber Mut und Furcht haben nichts mit Ethik im landläufigen Sinne zu tun. Alle einzelnen Äußerungen des Seelenaugenblicks (Wahrnehmung, Assoziation, Gedanke usw.) müssen dann auf diese durchgehenden Kraftlinien und Zeitbrücken bezogen werden, um irgendwelchen seelischen Sinn zu erhalten. Das indifferente Apperzipieren ist ja ein seltener Ausnahmefall. Der lebendige Mensch nimmt aus Furcht, aus Hoffnung wahr, oder doch in Furcht und Hoffnung. Er versagt deshalb, je mehr Seele er hat, um so gründlicher beim Psychologischen Experiment. Denn dies sammelt »auf Vorrat«. Die Seele aber steht in jedem Augenblick in ihrer geschichtlichen Erfüllung, im Entweder-Oder der gefahrvollen Entscheidung. Aber weiter: werden Furcht und Hoffnung zu den Gestaltungsmächten des innerseelischen Bereiches, so gewinnt damit ein weiterer Umstand wissenschaftliches Interesse, dem die Psychologie bisher ängstlich ausweicht: die seelische Krisis und Katastrophe! In jeder Wissenschaft liegt der entscheidende Schritt von der Scholastik zur Wissenschaft da, wo die Ausnahmen, die Krisen erklärbar werden. So in der Sprachwissenschaft bei den Lautgesetzen, in der Nationalökonomie bei den Krisentheorien, in der Rechtswissenschaft bei der Lehre von den Revolutionen, in der Geschichtswissenschaft bei der Lehre vom Aufhören der Geschichte, vom Untergang der Völker. Die hergebrachte Rechtswissenschaft enthüllt sich als Scholastik, weil und soweit sie dem Problem der Revolution

ängstlich ausgewichen ist. Die Psychologie hat nicht einmal das Problem der seelischen Krisis! Daher ihre weite Kluft zur Psychiatrie. Sobald erkannt ist, daß Furcht und Hoffnung den Seelenbereich überfassen, ist endlich die Katastrophe als Kernereignis des Seelischen gegeben. Denn in ihr behauptet sich die Seele bei einem körperlichen Unglück oder bei einer geistigen Umwertung, Umkehr oder Umordnung als ein und dieselbe; hier überspannt ihr Lebensnetz Widerstände, die weder materiell »natürlich« noch »logisch« klar liegen, und beweist gerade durch dies Paradox, daß sie die Schale der Welt durchbricht, daß sie eben kein gedachtes Etwas, sondern in die Welt wirklich hineingeboren ist, daß sie aber noch nicht tot ist, noch nicht ihre Kräfte im Staube zerfallen läßt, sondern mit ihnen das Leben durchfährt.

Die Seele ist ein Widerstand gegen Geist und Leib, der sich zu behaupten sucht. Die Krisis – von der Nervenkrisis bis zur völligen Katastrophe – stellt ihre stärkste Bewährung dar. Wer der Krisis ausweicht, entzieht sich der seelischen Formungsaufgabe, die ihm gestellt ist. Der Krisis als dem äußeren über die Seele hereinbrechenden Vorgang entspricht die Kraft, durch die sie ertragen wird: die Schmerzfähigkeit der Seele. Das Leidenkönnen ist die Leistung der Seele, durch welche sozusagen die Zeitbrückenbogen Furcht und Mut im Abgrund der Periode, über die sie hinwegtragen sollen, verankert werden. Jeder Schmerz ist ein Brückenpfeiler, durch den die Seelenbahn in der Wirklichkeit fest gegründet und nach unten verwurzelt wird. Je stärker das Leiden, das die Seele »durchmacht« – wie die Sprache so tief sagt –, desto kräftiger dringt sie ein in die Wirklichkeit, desto mehr bedeutet das Ereignis für die Seelengeschichte, denn desto mehr außerseelische Welttatbestände werden von der Seele hier überstanden. Dies »Überstehen«, »Durchmachen« oder auch »Streben«, wie es der Dichter gerne nennt, geschieht ganz in der Einsamkeit der einzelnen Seele. Sie kämpft hier einen Kampf gegen die Außenwelt. Die Frucht dieses einsamen Kampfes ist ihre Gestalt. Denn wenn ein Gestaltungswille die

Seele über die Abgründe materieller Widerstände und logischer Widersprüche hinwegträgt, so wird die Lebenskurve des Menschen von der Geburt bis zum Tode eine Einheit, die nicht aus einzelnen Lebensabschnitten aufgebaut ist, die vielmehr umgekehrt den einzelnen Abschnitten erst Sinn und Bedeutung verleiht. Was wir oben von jedem einzelnen Akt des Augenblickes sagten, gilt also auch von den Lebensaltern. Auch sie sind nicht nur Zustände, sondern immer auch *Widerstände* der Seele gegen den Geist gerade dieser Altersstufe, gegen die Körperlichkeit gerade dieser Epoche des Lebens. Jede Stufe bedroht uns, nämlich unsere Seele, ebenso sehr wie sie uns bildet. Eine angewandte Seelenkunde muß von den seelischen Aufgaben der einzelnen Lebensstufen handeln. Das Leben hört dann auf, ein bloßes Älterwerden zu sein. Die Seele muß dann mit den Mitteln jeder Altersstufe die dieser angemessene Vollendung anstreben.

Dem außenstehenden Beobachter werden die Vorgänge in einer Seele freilich so undeutlich bleiben wie dem Arzt die Psyche seines Patienten, von der wir oben sprachen. Lehrer, Pfarrer, Anwalt sind in keiner besseren Lage als der Mediziner, aus dem einfachen Grunde, weil bei Gott kein Ding unmöglich, weil der Seele alles möglich ist. Der Außenstehende weiß immer erst hinterher, wie die Seele gekämpft und gesiegt hat. Aber ein gewaltiges Hilfsmittel geben unsere Grundsätze doch an die Hand. Erst von der Vollendung des Lebens her gewinnen alle Vorstufen ihre Bedeutung. Erst der Tod gibt dem Leben, das ihm voraufging, den endgültigen Sinn. Bis zum Tode ist jedes seelische System offen. Vom Tode und von allen todesähnlichen Vorgängen innerhalb des Lebens (Krankheit, Zusammenbrüchen, Absterben usw.) aus gewinnt der Betrachter den Maßstab zur Fügung des Lebens. Nicht die Anlagen, nicht die Natur, nicht das geerbte Pfund des Talents geben Aufschluß über die Seele, sondern die Biographie, die vom Tode her, von der ausgegossenen Gestalt des vollendeten Menschen her das Leben aufrollt. Alle Psychologie muß rückwärts blicken und muß durch die Erinnerung an den Tod auch das noch unvollendete Leben richtig

sehen lernen, statt daß sie bisher nur immer von der Geburt nach vorne sieht. Der Tod erst ist der Knoten, der alle Einzelvorgänge des Lebens endgültig verknüpft. Bis zu ihm hin sind sie noch alle in ihrem Sinne untereinander verschiebbar. Wie bezeichnend, daß die Sprache die Seele, die vom Tode her zu leben nicht wagt, als *feig*, d. h. scheintot, tot bezeichnet! Das seelische Leben erwacht eben nur in dem, der das Gesetz des Todes und der Krisen tapfer bejaht. Begriffe und Abstraktionen ergeben eine feige Lebensanschauung. Ereignisse und ihr beherztes Ins-Auge-fassen eine tapfere. Die Krisis aber ist ein vorweggenommenes Stück Tod.

Die »Krisen« innerhab des Lebens sind die sinngebenden Stationen des Lebens. Ein solches Leben wächst über die banale Einteilung in Glück und Unglück hinaus. Wagnis, das es ist, verläuft es solange nicht unselig, als es über Glück und Unglück hinaus diesem reinen Charakter des Wagnisses treu bleibt. »Selig der Mann, der die Prüfung bestanden«, das heißt nicht: wie gut ruht sich auf dem Prädikat Sehr gut aus. Sondern das heißt: selig der Mann, der sich über die Versuchungen von Lust und Schmerz entschlossen der Seele unterstellt, der nicht im *Schreck*, der jeder Seele widerfährt, in Leib und Geist, »materielle Interessen« und »geistige Liebhabereien« auseinanderbirst, sondern alle Lebensteilchen der Gestaltungskraft anvertraut, dem Wagnis der Gestalt, die Du, nur Du werden sollst und darfst und zu werden berufen bist. Das Stück Leben, das in einem Kinde geschöpflich zur Welt getragen wird, vertraut sich seltsamer Weise nur einer Seele an, die sich als Du, als von Gott angeredete und gerufene Seele verhält. Wo die Seelen ichsüchtig, geistsüchtig werden, oder weltläufig scheinlüstern, da brechen ihnen Leib und Leben sofort aus ihrer Gewalt heraus. Dann zerstört eine unheimliche Spaltung in Seelenteile, in körperliche Einzelfunktionen, in widerstrebende Gedanken die Gestalt, die eben nur auf Durchseelung angelegt ist, nur bei fortschreitender Durchseelung heil bleibt. Welche Fülle von Krankheiten entspringt hier! Und welche Fülle von Scheinkrankheiten aus

Scheinursachen wird statt ihrer in Spitälern und Sanatorien behandelt? Die Welt der Ärzte, Juristen, Politiker scheint sich verschworen zu haben, dem Einzelnen, der an Seelenentformung leidet, zur Flucht vor dieser Tatsache zu verhelfen. Und mehr als alle Welt die Weisheit von der Welt, die philosophische Psychologie. Dauernd reizt sie durch ihre Abstraktionen zur einseitigen Versubjektivierung oder Verobjektivierung, so daß die Seele es schwer hat, der Kunde vom *Wandel* ihrer selbst treu zu bleiben.

Gemeinschaft

Aber die Seelenkunde führt auch über die Einzelseele hinaus. Sind Mut und Furcht die Grenzformen der Seele, so erhellt sich, was es seelisch bedeutet, wenn Menschen »sich aufeinander verlassen« können. Im Akte des Vertrauens fühlt sich die Seele eines Teils ihrer Lebensaufgabe ledig gesprochen, den ihr nun eine andere abnimmt; es werden hier also Entlastungs- und Verbindungswege von Seele zu Seele mit rein seelischen Mitteln erschlossen. Diese Entlastungsvorgänge sind das Gegengewicht gegen die Krisen- und Leidensfähigkeit der Seele. Sie würde diese Belastungen nicht ertragen ohne die Möglichkeit eines Ausgleiches. Während sie bei ihrem Kampfe mit der Welt ganz allein ist, treten hier umgekehrt Teile der Außenwelt durch Beseelung mit ihr in Bund. Ein beseelter Bereich mehrerer tritt heraus und wächst sich gegen das Reich des Leibes wie des Geistes aus, je stärker diese Beseelung und diese Gesamthaftung der Seelen wird. Weil die Vereinigung der Seelen den Überdruck der Welt lindert, deshalb bricht in einem Augenblick, wo die einzelne Seele ganz allein einem Weltenchaos ohne alle gebahnten und gesicherten Straßen und Wege anheimfällt, die Seele zusammen, wenn sie nicht vom Vertrauen anderer Seelen aufgenommen wird, die sich in Furcht und Hoffnung, aber auch in Leidensfähigkeit bis zum Tode und auf die Gefahr des Todes mit ihr einen. Daher wir heute bei der Überlastung der Seele mit Gefahr und mit Verantwortung durch das Wegbrechen aller

bisherigen Träger der Verantwortung den Schrei nach Gemeinschaft ertönen hören. Nur leider vielfach im Munde von materialisierten oder intellektualisierten Menschen, die nicht begreifen, welche Gemeinheit sie begehen, wenn sie das äußerste seelische Heilmittel zu einem beliebig herstellbaren, organisationsfähigen Schlagwort, zu Zeitschriften usw. veräußerlichen, während es nur so lange Heilkraft behalten kann – wie jedes Gegengift – als es die gleiche lebensgefährliche Spannung in sich birgt wie die Krise, aus der es heraushelfen soll.

Gemeinschaft ist keine natürliche Tatsache, wie es die Leidenschaft der einzelnen Seele ist, sondern ein Ausweg, der nicht ohne Gefahr gesucht wird. Als »Ausweg« löst die Vereinigung der Seelen notwendig den Rahmen auf, der schützend die leidenschaftliche Seele umgibt. Von diesem Rahmen ist nunmehr noch ein Wort zu sagen, nachdem wir die seelischen Kernprobleme, denen die psychologische Wissenschaft ausweicht, dargelegt haben. Auch ihn kennt die Psychologie nicht. Dafür haben sich Ersatzwissenschaften auch hier eingefunden, die das Terrain besetzt halten. Wenn die Seele eine Bahn sich sucht im Wandel des Leiblichen, im Wahn der geistigen Vorurteile, so bedarf sie des Spielraums, einer Hülle, des »Raums um ihr Gefühl«, damit dies zunehmen und schwinden, bekräftigt und verleugnet, revidiert oder gelobt werden könne. Die Seele kann ihre Gestalt zwischen Furcht und Hoffnung nur dann prägen, wenn sie ein Maß von Probierfreiheit, von unverbindlicher Elastizität hat, wenn sie nicht in jeder Sekunde dem öffentlichen Gesetz von Ursache und Wirkung unterliegt. Dazu gewährt ihr den Spielraum die *Scham*. Ohne Scham, vor der Scham, jenseits der Scham gibt es kein Wachstum der Seele. Sie ist der Rahmen, in dem alles Seelische geborgen, und der Hag, in dem es eingepflanzt sein muß, um zu wachsen. Die Befangenheit in der Scham ist für den Empiristen, der bei den nacktgehenden Wilden nachfrägt, ebenso willkürlich, wie für den idealistischen Psychologen, der sie höchst unvernünftig findet. Die Scham paßt nicht ins »System«. Wäre die Seele ein Es oder ein Ich, also Objekt oder Subjekt,

Ding oder Gott, sie bedürfte gewiß nicht der Scham. Dinge und Götter erröten nicht (siehe Homer!), so wenig wie sie zittern oder schwitzen. (Man denke an Nietzsches zorniges: »Ein Gott, der schwitzt!«) Aber eine menschliche Seele, wie Du, verbirgt sich und scheut sich. Und diese verecundia ist die zentrale Erscheinungsform unseres Lebens in der zweiten Person. Daß die Psychologie nicht von der Scham ausgeht, spricht ihr ebenso das Urteil, wie daß sie nicht vom Namen des Menschen anhebt. Beides ist ungrammatisch. Die moderne Richtung der Schampsychologie kündet einen Umschwung an, ähnlich wie die Richtung der Ganzheitspsychologen, die schon erwähnt wurde. Aber diese »Richtungen« befassen sich noch getrennt mit zwei Auswirkungen des Einen Urgeschehens, das uns die Grammatik spiegelt und das die Scham einrahmt. Die Gemeinheit zerstört diesen Rahmen; die Gemeinschaft der Seelen aber wächst nur da, wo die Seelen trotz einer Überwindung der Scham noch lebendige Seelen bleiben. Es gilt also bei der Verbindung der Seelen nicht: die Scham abzuschaffen, sondern ihr Kraftfeld in ein höher gespanntes Kraftfeld immer wieder hinüberzubetten. Die Lehre von den Schamkrankheiten: die Psychoanalyse ist sich dieses Unterschiedes nicht deutlich bewußt. Bald bemüht sie sich um Schamzerstörung, bald um Schamüberwindung. Daher ihr widerspruchsvoller, zweideutiger Charakter. Die Seele kann nicht dadurch geheilt werden, daß sie sich einfach eröffnet und damit ihre eigentümliche Spannung preisgibt. Sondern sie braucht eine Hülle, ein Kleid gegen die Welt. Carlyle hat nicht willkürlich in eine Kleiderphilosophie seines »wiedergenähten Schneiders« das Leben der Seele hineingeheimnist. Der Mensch muß bekleidet einherschreiten, muß gegenüber der toten Welt eine Maske vor dem Gesicht tragen dürfen, die ihn schützt. Lokkern darf er diese Maske nur, wenn ihn höhere Gewalt induziert, wenn ein menschliches Gesicht sein – im Alltag maskiertes – Gesicht anblickt. Seele gegen Seele darf sich öffnen. Dem forschenden Auge des Geistes muß die Seele tot bleiben oder aber zum Opfer fallen, und so geschieht es ja in der Psychoanalyse.

Nur der darf Geisteskräfte zur Erklärung der Seele einsetzen, der mit seiner eigenen Seele bezahlt. Daher der Psychoanalytiker, der außerdem von »Natur« Seelsorger ist, oft Erstaunliches leistet, weil er die eigene Scham, die eigene Seele mit hineingibt in die Berührung mit der Seele eines anderen; weil sein Blick ebenso sehr aus der eigenen Seele herausblickt wie in die andere Seele hinein.

Die Sprache der Gemeinschaft

Der »geborene« Seelsorger kennt auch das arcanum, das Geheimmittel, das die andere, fremde Seele bindet. Es ist das gemeinsame Verstummen vor oder nach einem Wort, das zwischen beiden gewechselt wird. In diesem Augenblick wird die Sprache gewechselt! Von da an sprechen beide eine andere Sprache, einen neuen Dialekt. Es gibt daher so viel Dialekte der Ursprache, als solche Sprachwechsel den Lauf der Welt unterbrechen und im Verstummen das Aufbrechen eines neuen Sprachstromes eine Scham überwindet und damit das schwere Wort, daß keine Brücke führt von Mensch zu Mensch, zuschanden machen.

Jeder solche Dialekt hat, weil er echtbürtig entsprungen ist, das Zeug in sich, eine Sprache im gewöhnlichen Sinne des Wortes, d. h. eine voll entwickelte Oberflächengestalt zu ihrem Ursprung hinzu allmählich zu entwickeln. Es gibt einen Ur-sprung der Sprache im Urakt der Schamüberwindung, gestern, heute und morgen, entgegen allen gekrönten Preisschriften darüber. Man zählt rund 10000 Sprachen auf der Erde. Die Bibel ist bisher in 517 Sprachen übersetzt worden[1]. Und eine Bibelübersetzung ist ja der Adelsbrief für jede Sprache, durch die sie Kultursprache, Vollsprache der Seele, wird; weil die Bibel das Universum einer Volks- und Seelengeschichte erzählt. Aber zahllose Dialekte haben außerdem das Zeug dazu, auch »Sprache« zu werden.

[1] Das war 1916. Heute sollen es über 1100 sein.

Jede Gruppe, die plötzlich auf ein Stichwort hin verstummt und einen solchen Sprachwechsel aus Scham erfährt, dringt an die Quelle des Sprachlebens, wird also Trägerin von Ursprache. Die meisten Gruppensprachen freilich sind Mittel zum Zweck. Sie entstehen aus Können statt aus Müssen. Die Studentensprache, der Kasernenhofton, die Gaunersprache sind eben deshalb keine Ursprachenbehälter. Hingegen ist der Dialekt des kleinsten Bergtales Sprachzelle im Vollsinne, denn hier sprechen Vater und Tochter, Mutter und Sohn, Bräutigam und Braut all ihre Verwandlungen hinein.

Hier erkennen wir nun auch, was es mit dem Plural der Grammatik für eine Bewandtnis hat, von dem wir oben noch nicht redeten. Die Schale der Schulgrammatik muß dazu durchstoßen werden. Es ist kein Zufall, wenn Sprachen unterscheiden zwischen Dual und Plural. Es ist nicht der Gegensatz von 2 und 3, sondern ein verschiedener Seelenzustand, den sie ausdrücken. Die moderne Oberflächensprache andererseits sieht im Plural nur etwas rechenmäßiges: 1 + 1 + 1. Und der Name Pluralis ist ja auch von dieser Außenansicht her der »Mehrzahl« gegeben worden. Aber »Wir« ist keine Mehrzahl wie zehn Stühle, zehn Äpfel. Nicht zehn Ochsen haben zuerst gebrüllt: Tedeum laudamus, sondern ein »Wir«, das aus verschiedenen ersten, zweiten und dritten Personen bestand, Hausvater, Hauskind, Geschwistern, Bräutigam, Knecht, Mutter und Magd, Ehrengast und Bettler, eine Gemeinde, ein Haus, eine Familie, die findet sich in dem Lobgesang der drei Personen der Mehrzahl des Wir, Ihr und Sie: »Herr, Dich loben wir. Lobet den Herrn. Die Himmel loben des Ewigen Ehre.« Das heißt: im Wir steckt nicht etwa nur ein Bündel von Ichen gleicher Art und Uniform; das ist bereits praktische Verwertung des Wir durch den Verkehr. Es steckt nicht einmal nur der Bund von Ich und Du darin, die sich gefunden haben. Sondern das ist gerade Sonderfunktion des alten Dual, der heute im Plural untergetaucht ist. Hingegen im echten Urplural der betenden Gemeinde, jeder glaubenserfüllten Gemeinschaft, jeder religiös lebendigen Urzelle, wird ein

Stück Welt, also dritte Person, mit Stücken von Du und von Ich verschmolzen. Die Urgrammatik verschmilzt Gott, Mensch und Welt im dröhnenden Wir. Ob die Haustiere im Hause des animistischen Sueven mit teilhaben am Leben des Hauses und damit in das Lob des Gottes und der Ahnen durch ihr bewunderungswürdiges Gedeihen, mit dem sie den Göttern Ehre machen, einstimmen, – oder ob die Himmel des Ewigen Ehre rühmen und der Schall seinen Namen fortpflanzt, im Einzelhause wie in der Menschheitskirche waltet das gleiche Gesetz: Ein Stück Welt muß mit *seiner* Wunderkraft uns die Zunge lösen. Denn am Verwundern über die Welt erwacht ja Sprache in der Seele! Und neben die dritte Person tritt die zweite: Ob der Hausvater das jüngste Kind auffordert, das Tischgebet zu sprechen, oder ob die Gemeinde den Priester segnet, damit sein Geist voll werde ihres Geistes, immer muß ein Stück Menschlichkeit der zweiten Person in das Gebet eingehen. Denn nur diese Anrede hält den Priester oder das Kind in der schwingenden Gesundheit seiner seelischen Einheit; das Kind würde erschrecken vor der ungeheueren Aufgabe vor Gott zu treten. Nun aber wird es gerufen. Und wo man gehorcht, braucht man nicht rechts noch links zu sehen, kann man sich vergessen. Ohne diesen Befehl: nun sprich! spaltet der Schrecken die Seele entzwei. Der panische Schrecken der Alten ist bekanntlich heute als Schizophrenie wieder in Mode bei der Medizin gekommen. Wir sehen jetzt, was er ist. Er ist der stumm und taub, d. h. in Sprachlosigkeit befangen bleibende Schrecken, der nicht zur Lösung durch den erlösenden Namen und Anruf kommt. Die Seele »weicht eben auf den Höhepunkten ihres Lebens dem Bewußtsein aus« (Hölderlin), sie erschrickt, im Wortsinn von Schrecken, schricken, das springen, zerspringen heißt. Aber eine rechte Anrede macht den »süßen Schrecken« des englischen Grußes daraus. Der Mensch, den noch jemand anspricht, in Haß oder Liebe, der »eine Ansprache« in diesem vertieften Sinne hat, der bleibt gesund.

Und daß zum Dritten in das Wir einer Gemeinschaft das Selbstbewußtsein des Ich eingehen muß, bedarf kaum der Ausfüh-

rung. Das Ich leidet, der betende Körper – sei es nun ein Volk, ein Haus oder ein Ich – beginnt zu beten, weil es krank ist, weil es leidet. Das *Leiden* des Ich löst die Zunge wie der Schreck des Du und das Wunder des Es. Und wo mehr als dies oder das oder jenes einer Seele widerfährt, wo alles drei sich vereinigt, da ist alle einzelne Form der Grammatik aufgehoben. Und eben dies ist die Sprache des Gebets und der Anbetung. Deshalb überragt die Sprache der Religion die Sprache der Wissenschaft, der Kunst und der Gesetzgebung. Sie ist die Krone der Sprachen, weil sie den Reigen der drei Personen im Jubel des Wir, in der Demut des Ihr, im Staunen des Sie anführt. Auch die Religion ist ja wie Kunst oder Wissenschaft in ihrem täglichen Leben bloßer Sprachbehälter. Auch hier wie in den anderen Bezirken des Lebens werden einmal aufgebrochene, eingesetzte und gesprochene Urworte aufbewahrt. Die »Religion« ist nur dadurch ausgezeichnet, daß in ihrem Schrein gerade die Wandlung, das Geheimnis der Wandlung aufbewahrt wird!

	der		
Ursprachen des Pluralis	Ersten	Zweiten	Dritten Person
	Kunst	Gesetzgebung und Wandlung Religion	Wissenschaft

Wir können hier, nach Klärung der Gemeinschaftssprache, unsere angefangene Grammatik vervollständigen.

Die Grammatik, die im Kapitel fünf dargelegt ist, ordnet sich dieser hier unter. Wenn nämlich die Kunst *im Ganzen* des Geisteslebens die Stelle der ersten Person des »Pluralis« vertritt, der Verklärung also und der Apotheose, so enthält sie in sich wiederum den ganzen Reichtum der drei Personen der Einzahl z. B. in Lyrik, Drama und Epos. Dies ist kein Widerspruch, sowenig wie daß Zellen wieder Gesamtorganismen bilden können. Sondern es zeigt im Gegenteil, daß wir in der Tat den einheitlichen

Ursprung des Seelen- und Volkslebens erfaßt und entdeckt haben.

Auch die Wissenschaft zerfällt wieder in Weltwissenschaft im engeren Sinne als Wissen um Raum und Natur und Zahl und Maß, in Ichwissenschaft als Logik, Philosophie, Kritik und in Rechtslehre, Ethik, Geschichte als Lehre vom Du und seinen Verhaltensgeboten. Die Philosophie, diese betonte Ichsetzung des Geistes, geht daher von der Voraussetzung der ewigen Freiheit, die Naturwissenschaft als betonte Es-Setzung, vom Grundsatz der Gesetze, die Rechtswissenschaft aber und Ethik mit ihrer Betonung des Du sollst, Ich soll, geht aus von der Gesetzgebung, dem heut so morgen anders lautenden, ergehenden, erkämpften *Rechtssatz!* Der Körper der Gesetzgebung wieder seinerseits durchwandelt auch die drei Satzformen des Werdens, des Seins und der Anwendung: im politischen Treiben der Rechtswerdung, der Beratung, der Beschlußfassung, des Gefallens und Mißfallens, der Stimmenzahlen und der Abstimmungsergebnisse herrschen Ich und Wir selbstbewußt mit Wünschen, Willen und Freiheiten. Im gesetzlichen Leben der rechtlichen Bürger und des befriedeten Gemein-»wesens« herrscht unbewußte Gewohnheit und Geschlossenheit mit ihrer heiligen Ordnung, die wie eine zweite Natur das Leben der Nation zu einer Sache des Bluts, des Instinkts, des Her-kommens macht. Freiheit und Frieden umrahmen so den Quellbereich des Kulturlebens aus der zweiten Person.

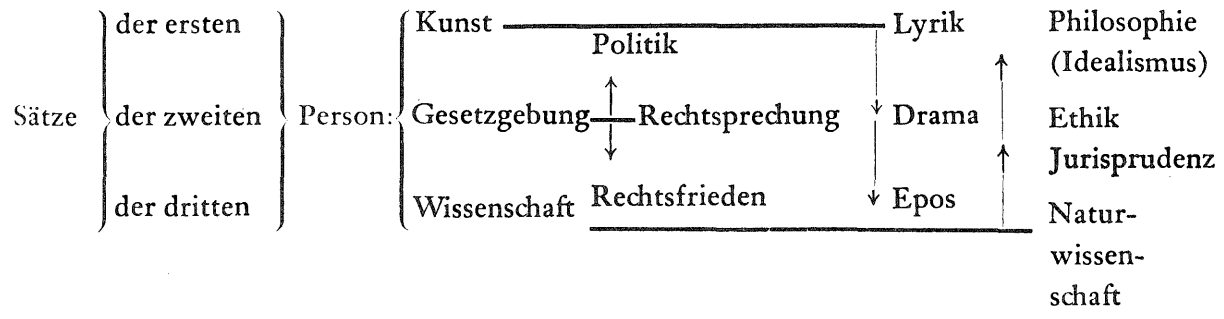
Wo aber die Ordnung dieser unbewußten Welt zerbricht, im Zusammenbruch erschrickt die Seele des Volkes, das Verbrechen ruft in sein Gewissen und der verantwortliche Richter wendet nun bewußt das bis dahin bewußtlos ruhende Recht zur Heilung des Friedens an: Sein Spruch »Du bist des Gerichts schuldig« macht den aus der Ordnung der Welt Ausgebrochenen friedlos, zu einer Einzelseele, die in sich selbst nun, ausgestoßen wie sie ist, die ganze Ordnung des Volkes, in der sie hatte ruhen dürfen, fortan als Verbannte neu ausbilden und wieder spiegeln muß, wenn sie lebendig bleiben will. In diesen Ausgestoßenen erneut

sich und vervielfältigt sich das Leben der Völker! Das ist auch z. B. die Geschichte Jesu.

Das genügt, um die Grammatik des fünften Kapitels mit der hier gegebenen zu verknüpfen. So reich nämlich auch wieder innerhalb der Einzelpersonensprache der Kunst, des Rechts oder des Wissens, wie wir sahen, die anderen Personen gleichfalls eingearbeitet werden, müssen sie doch alle drei ihrer Sonderart treu bleiben. Immer ist der Ursprung des Rechts und daher auch seine Erneuerungs- stelle der *Richterspruch*, d. h. alle menschliche, echte Gesetzgebung und Ethik der Völker wurzelt im Du. Politik und Rechtsfrieden werden von diesem Mittelpunkt her dann *auch*, aber eben nur auch ergriffen. Die Kunst muß selbst im Epos noch den einen Ton der Apotheose, der Freiheit durchzittern lassen, der das Lied zum Gesange der Freiheit adelt. Im Einzel-Ich und seinem Genius allein erneuert sich jede Kunst.

Und schließlich muß selbst die idealistische Philosophie von Tatsachen des Bewußtseins, also von irgend einem drittpersönlichen Sein und Weltbestand ausgehen. Wissenschaft ohne Tatsachen und Objekte ist wie Kunst ohne Sänger, Recht ohne Anwendung und Vollstreckung.

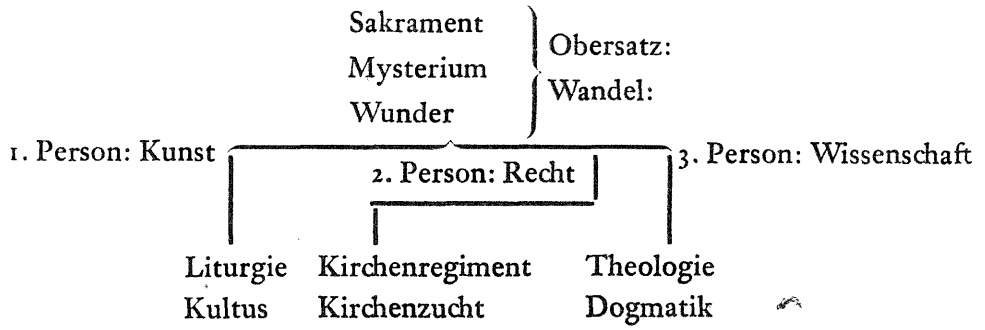
Mithin ergibt sich folgende Verschlingung:



Rechtsprechung die »reinste« Volksordnung, aber auch die einfachste;
Lyrik die »reinste« Kunst aber auch die verdünnteste;
Naturwissenschaft die »reinste« Wissenschaft, aber auch die gröbste.

Und der Obersatz des Wandels, die Religion, hat derart seinen Ursatz der Erneuerung im Geheimnis der Transsubstantiation,

aber auch sie entsendet in die drei Einzelsätze hinein Abzweigungen.



Ohne Wunder und Verwandelung keine Religion. Kultus und Liturgie mögen noch so künstlerisch vollendet sein, Kirchenregiment, Papsttum, Kirchenrecht oder Theokratie mögen blühen, Theologie mag alle Geheimnisse ergründen und in mächtigen Dogmen niederlegen: der Ursprung der Religion bleibt im Obersatz der »mystischen Hochzeit«, der Vereinigung von Gott und Mensch und Welt, von Ich und Du und Es.

Eine einheitliche Ordnung durchwaltet den Baum der Sprache vom Einzelblatt des Einzelsatzes bis in die Krone des höchsten Geisteslebens. Aufgepflügt werden muß die Oberflächengrammatik, die uns in der Schule abspeist, und der Pflug muß graben bis hin zu »den Müttern«, den Matrizen aller Gestaltwerdung, deren Geltung in alles, großes und kleinstes, was zur Sprache kommt, hineinreicht.

Die Matrizen der Sprache liegen im Schweigen, im Verstummen vor der Wortwerdung. Sie sind die Vor-lagen, sie sind das, *was vorliegen muß,* damit gedacht und gedichtet und geboten und gebetet werden kann. Was aber vorliegen muß, damit Ursprache entspringen kann, ist ein Verstummen aus diesen Urgründen der Seele, die zwar alle im Verstummen sich äußern, aber jeder eine andere Urform des Schweigens darstellen. Die Seele schweigt – wir sahen es bei der Frage der Scham – im Erschrekken über den Anruf des andern, der Schreck bringt das Schweigen der angerufenen und angeredeten Zweiten Person in uns hervor. Die Welt bringt uns zum Schweigen durch Verwunde-

rung; die Weltwunder sind drittpersönlich. Das Ich aber verstummt in seiner Gottähnlichkeit, wenn es an sich selbst leidet. Wenn sich aber zwischen dem Leiden des selbstbewußten gedankenreichen Ich und dem Schreck des lauschenden Du über die Stimmen des Innern und dem Wunder über das Bild unserer körperlichen Welt die Verwandlung vollzieht, wenn uns die Einheit von Leid, Schreck und Wunder aufgeht und sich öffnet, dann verstummen wir im Wandel der Personen.

Dies also sind die Urlagen und Vorlagen der Sprache, aus denen ihr Einzelsatz so gut wie ihre Kulturwerke ewig entspringen und sich täglich erneuern. Es ist daher angemessen, diese Ursätze der Sprache auch aus der Vermummung der Schultermini zu erlösen. Indikativ, Konjunktiv (oder Voluntativ) und Imperativ seien so übersetzt, wie wir es jetzt kraft der Urworte, aufsteigend von den Müttern, tun müssen. Noch bietet sich günstigerweise deutsches Spracherbe dar, das in diesen Ursprüngen wurzelt.

Am klarsten liegt die Übersetzung des Indikativs. Er sagt über die Welt aus, er erzählt Geschehenes, er gibt Antwort auf die Frage: und wodurch geschah dies Wunder? Diese Frage aber ist die Frage nach der Ursache. Die Frage nach den Ursachen stellt die Welt an uns. Die *Ursachen* zu finden ist die eigentliche Frage der Weltweisheit und Naturwissenschaft. Ursachensatz oder Erzählsatz ist der Indikativ.

Der Voluntativ hat ja viele Namen: Optativ, Konjunktiv, Subjunctif. Immer ist es hier der Eigenwille, der Abhängigkeiten setzt, der Menschen und Dinge exzentrisch bewegt. Urheber ist mithin das Ich des Künstlers, des schöpferisch Schaffenden. Etwas Neues »hebt an« aus seinem Geiste. »Fanget an«, so ruft der Lenz des Genius hinein in die Menschenwelt. »Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gibt ihm ein Gott, zu sagen, was er leidet.« Antwort auf die Frage, was mir, nur mir gerade mir gegeben ist, nach dem eigenen »Talent«, dem Pfund, mit dem ich wuchern soll, ist die Antwort des Schaffenden, Gebenden, des Künstlers. Und dies alles faßt das Wort Ur-hebersatz für Konjunktiv ausreichend zusammen.

Von einer anderen Seite her kommen wir dem Urhebesatz bei, wenn wir ihm als Ausdruck der Freiheit, der anschwellenden Zukunft, der flüssigen Wellen des Willens uns vergegenwärtigen. Dann ist er im Gegensatz zum »Muß« gesetzlicher Verursachung (Indikativ), also Satz des Willens und der Wahl, Kannsatz des ewigen Vielleicht.

Komplizierter ist das Problem der zweiten Person. Hier werden wir erst in einer ausführlichen Sprachlehre die Entfaltung und den teilweisen Zerfall der Urform dartun können. Die Ersatzfunktion der Philosophie im *ethischen* Sinne – also als mehr denn *Welt*wissen – hat hier ihren Ursprung historisch genommen, ebenso die Sprache der Gesetze mit ihrem Imperativ der dritten Person: Esto.

Hier kann es genügen, das erstauliche Wort Heißen und Geheiß in die ihm gebührende Stelle als Name des Imperativs einzusetzen. Der Geheißsatz nennt den Namen und gibt den Befehl. Er ist also noch in Einem: Anruf des Du von Dir, das du für den Heißenden darstellst, und Formung deines Wesens durch Gehorsam. Du »heißt« nun so, wie dir geschehen ist.

Diese Übersetzungen erschließen uns noch ein Sprachgebiet, das wir bisher unerledigt liegen gelassen hatten; die Deklination mit ihren vielen Fällen, in denen sich ein »Substantivum« befinden und bewegen kann, von Nominativ und Genetiv über Dativ und Accusativ zum Vokativ und Instrumental und Lokativ. Diese Schrift ist nicht der Ort, über unsere Entdeckungen das letzte Wort zu sprechen, sondern sie spricht eher das erste. Daher muß es genügen, darauf hinzuweisen, daß der vierte Fall, der Accusativ, und der Instrumentalis, dem *Ursachensatz* angehören, denn sie drücken Verursachtwerden aus. Der zweite Fall ist dem Geheißsatz wesentlich, Eigentums- und Angehörigkeitsangabe ist Sache des Genetivs, des Patronyms. Aber auch der Anruf, der Vocativus, gehört in diesen Vorgang, der aus dem Anruf über das Erschrecken zum Geheiß führt. Der Nominativ ist der Fall, der aus dem Urhebersatz entspringt, dem stolzen »quos ego«; dieser bekannte Anruf drückt gut aus, daß das

eigentliche Streben des Urhebers auf das Gesetz, das er sich gibt, geht. »Wie fang ich nach der Regel an? Ihr setzt sie selbst und folgt ihr dann«. Und dies eigene Gesetz entspringt wieder aus der Leidensfrage: Was *kann* ich? Das Ich im Menschen leidet ja unter seiner Freiheit, unter den tausend Möglichkeiten, die es vor sich sieht, an seinem Zweifel und an seinem Wahlrecht. Und so sucht es das ihm Gegebene: »Hier sitz ich, forme Menschen nach meinem Bilde.«

Der Obersatz, der aus dem schweigenden Auftun des Wandlungsgeheimnisses seinen Namen empfangen müßte, ist ja in den heutigen Sprachformen der Konjugation nicht mehr ausgesondert. Er muß uns offenbar Satz des Ursprungs heißen.

Indikativ:	Fragen der zweiten Person:	Schreck.	Antwort: Ursachensatz (Ursachenfälle).
Imperativ:	Fragen der dritten Person:	Wunder.	Antwort: Geheißsatz (Geheißfälle).
Voluntativ:	Fragen der ersten Person:	Leiden.	Antwort: Urhebersatz (Urheberfälle).
– – –	[1] Fragen des Obersatzes:	Geheimnis.	Antwort: Ursprungsatz (Offenbarung).

Die Anwendung dieser Typen auf die wirklichen Mächte der Geschichte ist lehrreich. Die Theologie z. B. zieht sich oft lieber auf die Urheberschaft (-Autorität) als auf die Ursprünglichkeit zurück. Die Wissenschaft möchte oft lieber nur gebieten als verursachen, und die Kunst will mit aller Gewalt »ursprünglich«, das heißt Offenbarung des Wandelgeheimnisses sein, statt Urheberkraft des Begabten, eben Können und Kunst, zu bleiben.

Damit ist nun die Grammatik soweit übersetzt, daß sie politisch anwendbar wird. Und soweit mußten wir kommen. Denn unsere neue Methode kann und darf kein Wortgeklimper blei-

[1] Vielleicht ist das »Partizip« als spezielle Wandlungsform anzusprechen? Denn es ist dem Gebet wesentlich. Doch sei dies mit allem Vorbehalt vermerkt.

ben. Sie muß fruchtbar sein, verwendbar und anwendbar gegenüber den Mächten der Geschichte, gegenüber den Gemeinschaften der Seelen und Völker, die wir sind oder nicht sind, die bestehen oder deren wir ermangeln!

Die Ursätze sind unentbehrlich; sie entsprechen Urlagen der Menschheit. Also halten wir in ihnen einen Maßstab in der Hand für die Beurteilung von Gemeinschaften. An eben diesem Maßstab hat es bisher gefehlt. Und deshalb war jedes Gerede über Politik und Volk, Moral und Einzelseele so unfruchtbar und wirkungslos. Hier aber ist ein Handwerkszeug von wissenschaftlicher Erprobbarkeit da.

Die erste Feststellung muß sein: Gemeinschaften ohne jede Verwurzelung in diesen Urlagen der Seele kommen nur als Oberflächenvereinigungen in Frage. Daran ändert die *Absicht* der Menschen nichts, die diese Vereinigung »wollen« oder »bilden« oder »predigen«. Denn es ist ein ganz außer ihrer Macht liegendes Phänomen, das diese Gemeinschaften unverbindlich sein läßt: in ihnen wird nur die Oberflächensprache der *Verständigung* geredet, das heißt also eine abgeleitete, entwickelte Technik. Aber diese klappert hohl und läßt die Seele kalt, auch beim besten Willen. Jene Urlagen der Seele lassen sich durch keine Ersatzmittel herbeiführen. Gemessen am Ursprung gibt es in dieser Welt der Verständigung nicht gesetzmäßige Ursachenforschung, sondern leidenschaftliche Ursachenverschleierung: Irrtum – nicht Sollgesetzgebung, sondern Schuldverschiebung: Ungerechtigkeit, – nicht kraftvolle Urheberschaft, sondern kraftlose Machterschleichung! Lüge – nicht liebevolle Ursprünglichkeit, sondern haßgeborene Verstockung: Sünde. Lüge und Irrtum von menschlichen Vereinigungen sind also keine Vorwürfe gegen die einzelnen Mitglieder solcher Verbände, sondern Aussagen über die Oberflächlichkeit. Die Gesellschaft ist nicht verlogen, weil die Gesellschaftsmenschen Lügner sind. Sondern die Gesellschaftsmenschen müssen lügen, weil der Gesellschaft nicht an der Kraft, sondern an der Macht liegt. Die Masse ist nicht unwissend, weil die Individuen irren. Sondern die Individuen

müssen irren, weil der Masse nichts an zuchtvoller Ursachenforschung, sondern an leidenschaftlicher Ursachenverschleierung liegt. Der Einzelstaat ist nicht ungerecht, weil seine Jünger oder Richter ungerecht sein wollen, sondern seine Gesetze und Gerichte sind ungerecht, weil der Einzelstaat nicht anders kann, als eine Verschiebung der Schuld vorzunehmen. Gewiß kann darüber hinaus auch noch der einzelne Richter bestechlich sein von Liebe oder Leid und dadurch noch ungerechter als notwendig. Der einzelne Gläubige kann noch verstockter sein als die besondre Religionsgemeinschaft, der er angehört. Das Individuum kann noch leidenschaftlicher verblendet sein, als die Blindheit der Masse, der er angehört. Und der einzelne Gesellschaftsmensch kann noch machtgieriger lügen als die Gesellschaft im ganzen. Aber diese »Privatsünden« einzelner gehen dem politischen Übel nicht an die Wurzel. Der Kampf gegen die Unmoral der Einzelnen ist verhältnismäßig leicht zu fühlen. Lüge, Irrtum, Sünde und Ungerechtigkeit sind aber politische Krankheiten der Verbände, die nicht im Urgrund wurzeln, die deshalb nicht notwendig sind vor dem Richterstuhl der Urgrammatik! Wir haben zur Zeit in Deutschland bei sehr viel persönlicher Redlichkeit eine erschreckende Verlogenheit des Gesamtzustandes; die Ordnungen, in denen wir drinstecken, machen uns lügen, wenn wir den Mund auftun. Denn die Sprache ist ja nicht unser freies Eigen wie der Gedanke! Die Jugend hat etwas von dieser objektiven Verlogenheit gewittert. Die Menschen können solchen Verbindungen deshalb keine unbedingte Treue halten. Solche mechanischen Zufallsgemeinschaften – wie die meisten Interessengruppen und Gedankenvereinigungen – werden von der Seele im gegebenen Augenblick abgeschüttelt. Alle sekundären Organisationen verweht der Wind.

Wesentlich, notwendig und wahr sind hingegen die Verknüpfungen des Menschen in die Welt der leiblichen Ursachen, der Notdurft seines Leibes, und in das Geistesleben der einheitlichen Vernunft. Die materielle Arbeitsteilung bindet den Menschen in eine wirkliche Welt, an der er mitarbeitet, die seine Arbeitsge-

meinschaft darstellt. Auch die Gesinnungsgemeinschaft der Begriffsgenossen hält wirksam zusammen. Hier also sind wir bei unentbehrlichen Verbänden, die der Leib und die Vernunftstätigkeit in uns täglich bewähren und erneuern.

Dennoch reichen diese beiden echten Gemeinschaften allein nicht zu. Arbeit verwandelt die Welt, deren gesetzmäßigen Ursachen sie ja nachgeht. Geist verwandelt die Gedanken, die er aus einheitlicher Gesinnung durchdenkt. Aber Materie und Geist verwandeln beide noch nicht den Menschen selber! Sie müssen untergeordnet sein gegenüber einer Gemeinschaft, die das vermag. Der Mensch nämlich *wächst*. Arbeit an der Materie und Tätigkeit des Geistes sind vor dieser Aufgabe unfähig. Durch sie *wächst* nichts. Sie verändern und entwickeln nur, was schon da ist. Gesinnung und Arbeitsteilung beide sind stets schon ererbt, wir als Subjekte also und wir als Objekte sind bereits immer älter als das, was unserer Seele geschieht. Volksnatur und Familieneigenart und Begabung schlagen immer wieder durch. Insoweit hat der »völkische« Instinkt Recht: Materie bleibt Materie. Der Mensch im Weltsinne und Vernunftsinne hat keine Geschichte. Wachsen, einem neuen Geheiß gehorchen, geschichtlich werden kann nur die zweite Person in Seele wie Volk. Denn zu jedem Wachsen gehört Verwandlung. Keine Logik und keine Mathematik kann irgend etwas am Menschen verwandeln. Ändert sich die Gesinnung oder Überzeugung, dann ist der logische Bruch irreparabel. Ändert sich der Profit und die Qualität, dann ist zahlenmäßig der Nonsens am Tage. Wirtschaftsverbände brechen bei absteigender Konjunktur zusammen, je rationaler und rationeller sie betrieben werden. Und Parteiideologien können die Unlogik von Volkskatastrophen nicht überdauern. An der Tatsache des 9. November 1918 zerschellen einfach alle Parteiprogramme, Stimmungsgruppen usw. der Vorzeit. Sie sind *veraltet*. Die *seelische* Gemeinschaft geht dahingegen aus jeder gemeinsam durchlebten Katastrophe nur verjüngt hervor! Ob und wo seelische Gemeinschaft vorhanden ist, zeigt sich daher nur im Unglück. Hinter dem 9. November her neue

Gemeinschaften, seien es Orden, Bünde oder Parteien, »machen« – die dann bei ihrer ersten Katastrophe verwehen werden – zeigt nur, daß bisher das Abc des Gemeinlebens einzig als erstpersönlicher Gemeinwille von Ichen oder als drittpersönliches Gemeinwesen von Wesen vorgestellt werden kann.

Unser Volk

Wir sind weder ein Gemeinwesen noch ein Gemeinwille im Augenblick des 9. November gewesen. Aber wir sind durch den Tag von Hindenburg bis Liebknecht alle – hindurchgestorben, hindurchgebrochen, hindurchgewandelt; so sind wir ein Gemeinleben allerdings und trotz alledem. Dergleichen katastrophenbewährtes Gemeinleben nennt die alte Sprache Gemeinde. Das ist klarer als Volksgemeinschaft, womit heut »alles mögliche« gemeint wird.

Unser Volk ist weder Gemeinwesen noch Gemeinwille. Sein Leib und seine materiellen Interessen verwesen; sein Wille ist nur Unwille über fremden Willen. Aber es ist noch und gerade ein Volk, soweit es eine Gemeinde ist derer, die trotz und hinter dem Geschehenen »unser Volk« zu sagen wagen. Deren sind allerdings nicht so viele, als es oberflächlich scheinen könnte. Denn alle die, die den 9. November wegschreien möchten, als sei er nie gewesen, gehören klärlich nicht in diese Gemeinde, da sie ja Geist oder Körper, siegreiches Heldenvolk oder mächtige Weltmacht sein wollen, ihren persönlichen Sieges- und Machtwillen oder ihre Utopie also »für ihre Person« festhalten. Das Volk als Gemeinde ist nicht gebietender Herrenstaat (erste Person) noch 60-Millionen-Volk (dritte Person), sondern gewärtig seines Anrufs und deshalb und dadurch allein gegenwartstüchtig, und auch leiblich und geistig regenerierbar. Die Seele kann Leib und Geist erneuern, nicht aber umgekehrt. Denn aus der Besinnung des Du vor seiner Aufgabe entspringen auch geistige und materielle Wege. Besinnung ist Quellage auch für Gesinnungen und die äußeren Sinne. Besinnung vermag den gei-

stigen Sinn des Selbstbewußtseins zu erneuern wie die materielle Sinnenwelt. Des Menschen wie des Menschenvolks menschliche Erneuerungslage ist und bleibt eben sein Leben in der zweiten Person.

Diese Erkenntnisse zeigen wieder, daß die Grammatik der Seele keinen wirkungslosen Luxus darstellt. Sondern genau wie die Mathematik die Natur erschließt und dem Menschen zur Herrschaft über die Eswelt des Raumes verhilft, genauso braucht er die Grammatik, um der Zeit und der Volksgeschichte Meister zu werden. Grammatik ist das Organ von aller Politik, Lebensführung und Völkergestaltung. Bisher sind diese Vorgänge instinktmäßig geschehen. Das Neue ist nicht, daß man jetzt so viel von Volk und Seele schwätzt oder redet. Damit lockt man keinen Hund vom Ofen. Sondern daß endlich die Entscheidung der Grammatik ein Instrumentarium der Therapie hergibt. Zunächst kann nur sie die richtige Diagnose stellen. Sie ermöglicht die Prüfung von bestehenden Gemeinschaften auf ihre grammatische Gesundheit und Verwandlungsfähigkeit. Seelisch erkrankte Gemeinschaften werden grammatische Defekte zeigen müssen. Die Sprache der Werkstatt einer modernen Fabrik bietet Ausfallerscheinungen, die eine exakte Diagnose der sozialen Erkrankung des Proletariats, des Ingenieurs usw. ermöglichen. Die moderne Fabrik kennt z. B. nur und ausschließlich Oberflächensprache. Sie ist eben Geschöpf eines zweckhaften Welttreibens. Sie darbt jedes Epischen, d. h. des echten seelischen Indikativs, durch den Gewordenes befriedet und gebändigt wird. Kein Unfriede, kein Haß, kein Fluch wird durch gemeinsame Erzählung, Versachlichung, überwunden. Alles frißt immer weiter bei jedem. Dies nur ein Beispiel aus dem reichen Ergebnis solcher grammatischen Inventur.

Es wird die erste Folgerung aus dieser grammatischen Grundlegung sein müssen, die Sprache der Arbeitskreise, aller Lebenskreise überhaupt, als diagnostisches Mittel für die soziale Therapie zu verwenden. Die Logik deckt Erkenntnisirrtümer der Vernunft auf. Die Mathematik vermag Sinnestäuschungen auf-

zuklären. Die Ur-Grammatik hat das Organon zu werden, die Eigenart der seelischen Lücken der bestehenden Gemeinschaften und Einzelnen zu entdecken und zu beheben oder doch in ihren Folgen zu lindern. Die »Lücke« ist die Erkrankungsform des seelischen Lebens.

Die Aufdeckung der seelischen Wunderwelt durch die Grammatik der Urformen hat eine angewandte Seelenkunde zu schaffen, die der aus Mathematik entfalteten technischen Naturwissenschaft der Neuzeit zur Seite treten sollte. Die akuten Gefahren, in die gerade die aus dieser Naturwissenschaft entsprungenen Wirtschaftsgruppierungen heut die Seelen stürzen, führen dieser neuen Grundwissenschaft vielleicht Förderung zu. Forschungen über die Sprache der Fabrik z. B. werden hoffentlich in anderem Rahmen veröffentlicht werden können. Aber der Ausbau dieser Wissenschaftsmethode ist ein Unternehmen von grandiosen Ausmaßen, und ob in Deutschland Einsicht und Opfer für die dazu notwendigen Einrichtungen zu finden sind, das muß sich erst noch zeigen. Einstweilen überwuchern noch Philosophie und Psychologie einerseits, Okkultismus und Mathematik andererseits unser Gebiet und lähmen seine Eigenständigkeit. Die Grammatik ist als »novum organum«, als die *Methode* seelischer Erkenntnis noch nicht anerkannt. Noch handhabt man nicht in der Verwandlung der Personen die Lösung der Seele. Wohl erschallt der Ruf nach Ursprünglichkeit, Primitivität, Urständen des Menschlichen laut. Goethes »Uroffenbarung« hat das Stichwort des neuen Weltalters schon längst gesprochen. In dem grandiosen Gespräch vom 29. April 1818 spricht Goethe aus, daß »einige allgemeine Formeln, ewig wiederkehrend, ewig unter tausend bunten Verbrämungen dieselben, die geheimnisvolle Mitgabe einer höheren Macht ins Leben« sind. Ihre »ursprüngliche Bedeutung taucht doch immer unversehens wieder auf«. Aus solchen Formeln lasse sich eine Art Alphabet des Weltgeistes zusammenstellen! Alphabet des Weltgeistes – Uralphabet, das ist, was wir in der Grammatik entsiegelt haben. Urgrammatik lehrt das Ursprüngliche, das Originelle im Sinne

Hölderlins, wenn er sagt »Ist mir doch originell, was so alt ist wie die Welt!« Könnte es erleuchtete Gewährsmänner geben? Aber das Schwierige ist: zu den Experimenten dieser neuen Wissenschaft braucht es die zähe Geistesarbeit von Menschen »guten Willens«, d. h. die heut wissenschaftlich ungenutzten Samariterdenker gilt es zu verwenden, statt der logischen oder mathematischen Talente. Menschenopfer entscheiden letzten Endes allein darüber, ob und wann eine Uraufgabe der Menschheit geschichtlich und damit lösbar wird. –

Die Grammatik als Lehre vom Gestaltenwandel hat sich uns als Organon von beiden enthüllt: Seelenkunde und Volkswissenschaft. Unser Volk lebt aus Ereignissen, die es gestalten und verwandeln. Hierin erneut mithin die Grammatik die Geschichtsschreibung. Und wie könnte es anders sein. Die »Ideengeschichte« der reinen Geistphilosophie des Historismus von Hegel und die »materialistische Geschichtsauffassung« von Marx haben Bürger und Arbeiter des 19. Jahrhunderts verbildet und vertheoretisiert und damit unser Volk mit in den Traum des Kriegs von 1914, das Siegfriedtum des unbewußten Weltmachttraums und des materialistischen Zahlenrausches meinen wir, und in den Abgrund seiner Weltniederlage gestürzt. Denn diese Geschichtsschreibung hat uns entseelt. Nach Materie zu greifen, macht haltlos; denn die »Konjunktur« der Materie ist täglich eine andere. Nach Ideen zu handeln macht wandellos stur. Denn Ideen sind ewig. Diese beiden Arten Geschichtsauffassung haben das deutsche Volk daher *gestaltlos* gelassen. Denn Halt und Wandel sind die beiden Elemente gestalteten Lebens. Dies eine Beispiel einer einzelnen Wissenschaft, die durch Grammatik für unser Volk wiedergeboren werden muß, der Geschichte, mag hier für alle Wissenszweige stehen.

Geist, Seele, Leib

Die Seele ist sonach ein Gesamtvorgang, durch den viele verschiedene Leibeszustände und eine Fülle von Geistesstufen einer

bestimmten Vollendungsaufgabe dienstbar werden, und der des Eingehens von Verbindungen zu diesem Zwecke fähig ist.

Von hier führt nun ein Schritt weiter, der von größtem praktischen Wert ist. Auch unsre Volkssprache im Ganzen ist zerstört, und zwar gerade für die wichtigsten Bereiche haben Idealismus und Materialismus die naive Sprachgewalt gebrochen. Das Volk in seinen beiden Teilen: Gebildeten und Proletariat ist sprachlich verderbt. Die Gebildeten werden von Begriffen geknechtet. Das Proletariat begriffsstutzig – im wörtlichsten Sinn –, sieht sich auf Schlagworte angewiesen. Wer *spricht* und *hört* noch? Den Gebildeten in ihrem Bildungsdünkel ist kaum zu helfen. Dem arbeitenden Menschen bringt Grammatik Hilfe. Der Arbeiter z. B. steht allen Begriffen und Schlagworten von der Seele und vom Geist mit innigem Mißtrauen gegenüber. »Im Grunde« sei eben doch alles nur Materie. Er versteht nicht, was man mit Geist und Seele will, wozu man diese Worte braucht. Gegen diese – oft unausgesprochen bleibende – Grundvorstellung ist selbstverständlich die »praktische Psychologie« machtlos. Beraubt sie doch selbst das Seelische seiner Eigenständigkeit. Dem Geistigen glaubt sie die Sonderart zu lassen. Aber der natürliche Mensch, dem man die Seele raubt, gibt erst recht den Geist preis. Und so ist es dem Arbeiter eben ergangen. Ehrlich gesprochen, ist es ja ein Glück, daß der unerhörte Mißbrauch der Philosophen, Geist und Seele durcheinanderzuwerfen (vgl. den Schluß unseres Abschnitts II) nicht alles Volk mit in diese Verarmung gerissen hat. Der sogenannte Materialismus des niederen Volkes ist nur eine Notwehr gegen die Geistmonomanie der Philosophie. Hier aber öffnet sich ein Weg, zu einer klaren Mitteilung an jedermann vorzudringen, was man denn »wirklich« unter Materie, Seele und Geist verstehe, zu einer Mitteilung, die dem Begrifflich-Abstrakten aus dem Wege geht und fruchtbares Weiterdenken erlaubt.

Es läßt sich nämlich sagen: Am Menschen selbst und für den Menschen ist *seelisch* alles das, was mit der Gesamtdauer und Einheitsform seines Daseins zusammenhängt. Schicksal, Beruf,

Ehe, Kinder, Ehre, Ruhm, Enttäuschung, Leiden, Opfer, Name – all dies empfängt seinen Sinn daraus, daß hier die Gesamtlinie (oder Lebensgeschichte) gezogen wird.

Die *leiblichen*, materiellen Bedürfnisse hingegen gehen aus vom täglichen Brot und von täglichen Bedürfnissen der Wohnung, Kleidung, der Triebe. Vom Materiellen aus gesehen ist daher die Ehe bloß ein erweiterter Geschlechts- und Fortpflanzungstrieb, der Beruf bloß eine erweiterte Sorge um das tägliche Brot usw., genau wie es Lasalle im ehernen Lohngesetz sprachlich formuliert hat. Trotzdem bleibt ein gewaltiger Unterschied. Aus noch soviel addierten Tageslöhnen kommt keine Lebenslaufbahn zustande, aus noch so vielen Geschlechtsakten keine Ehestiftung. Das Materielle umfaßt also am Menschen und für den Menschen alle Sorgen für Zeiteinheiten, die kürzer als sein eigenes Leben und dessen Lebensalter sind. Daraus erklärt sich einerseits die immense Bedeutung des Materiellen für den Menschen ohne echtes Lebensschicksal, d. h. für den Proletarier und alle Menschen, die dem Tag verfallen sind. Anderseits die Grenze des Materiellen, das gegenüber dem Lebenslauf vorübergehend bleibt.

Die *geistigen* Kräfte und Bedürfnisse gehen umgekehrt nach oben über die Zeitgrenze des Seelischen hinaus. Geistig nennen wir nur, was mehr als einer Seele bestimmt und angepaßt ist. Eine Ordnung ist geistig (wie der Sozialismus, der Staat, die Kirche), wenn mehrere Seelen nacheinander in ihr auf bestimmte Plätze zu rücken haben. Alles Geistige ist also als Seelenerbfolge zu verstehen. Der Geist ergreift mehr als einen. Und wenn er einen ergreift als Genius, so immer nur, um durch diesen andere mit zu erfassen. Der Geist ist Menschheitskraft, die Seele Kraft des Menschen, der Leib Naturkraft im Menschen. Aus der Erfassung des eigentümlichen seelischen Tatbestandes als einer *Zeitform* ergeben sich also für den Geist die überseelischen, für den Leib die unterseelischen Zeitformen als Maße. Quälende Mißverständnisse werden dadurch, daß hier die Zeit des Menschen als Ordnungs-

element eingeführt wird, vermieden werden können. Es handelt sich also zweifellos hierbei um angewandte Seelenkunde, die bei dieser Ordnung der Dinge dem Volksgenossen seine Worte läßt, aber mit strömendem Leben erfüllen kann. An dieser Stelle mag noch ein Blick auf das Verhältnis dieser Dreiteilung zur bisherigen Lehre der Hüterin aller Seelengeheimnisse, der Theologie, geworfen werden. An sich haben wir diese Nachprüfung unterlassen, da sie dem Kenner leicht selber möglich ist, den Laien aber eher verirren kann. Hier kann sie uns aber auf einem Umwege noch einen wichtigen Fingerzeig geben, darüber nämlich, weshalb die neue Seelenkunde in methodischem Gegensatz zur modernen Geistes- und zur modernen Naturwissenschaft stehen muß und wie anders grundsätzlich ihre Hilfsmittel sein müssen, als die, welche diese Wissenschaften sich vom Volk gewähren zu lassen pflegen.

Die Kirchenlehre hat nämlich die sogenannte Trichotomie, die Dreiteilung des *einzelnen* Menschen in Leib, Geist und Seele – mit der sie wiederholt befaßt worden ist –, abgelehnt. Wir sehen jetzt nach unserer eigenen Entdeckung der Dreiteilung ohne weiteres den Grund dafür. Weder ist der einzelne Mensch Geist noch hat er Geist, so wenig wie der Mensch Leib ist. Sondern der Geist hat den Menschen, und der Mensch wiederum hat einen Körper, viele wechselnde Körper. Dies letztere ist leichter einzusehen als das erstere. Der Materialismus ist fast immer der seltenere Irrtum gegenüber dem Idealismus gewesen. Verweilen wir also bei diesem. Der Idealismus, der ewig begeisterte, spricht dem Menschen Geist zu. Wie ist es aber damit? Der Mensch ist nur begeistert, soweit und so lange er in einem über sich selbst hinausgreifenden Gefüge sich befindet und aus diesem Gefüge heraus lebt und handelt. Aller Geist ist »über«-menschlich, ja er geht grundsätzlich über alles Gestaltete hinaus. Denn auch jede Korporation, jeder Verein, jedes Land, jeder Beruf hat zwar »seinen« Geist, dem die Mitglieder untertan sind, aber auch diese Kollektivgebilde sind doch alle untertan dem Einen Geiste. Der meiste Geist, der an den Einzelmenschen

herankommt und ihn gefangen nimmt, ist solch mittlerer Geist, nicht »der« Geist, aber doch eben *Art*geist gegenüber dem Individuum. Der Geist, der uns einzelne befällt, pflegt solch sekundärer, tertiärer oder quartärer Geist abgeleiteter Kollektivpersönlichkeiten zu sein, weil wir dem Geist aus erster Hand seelisch nicht gewachsen zu sein pflegen. Das »Völkische« z. B. ist quartär; nämlich aus dem bürgerlichen Alldeutschtum der Vorkriegsjahrzehnte (tertiär), aus deutschem Nationaltraum seit 1815 (sekundär), aus internationalem Nationalbewußtsein der Französischen Revolution (primär) filtriert und konzentriert, und bis zur Unkenntlichkeit eingedickt. Die deutschen Kommunisten sind sekundär gegenüber den Bolschewiki usw. usw. Immer sind auch diese Derivate noch überindividuell, sonst hören sie auf, geistig zu sein, und in dem Augenblick erlischt ihre geistige Kraft. Die Ablagerungs- und Schlichtungsgesetze geistiger Ströme zu erforschen, wird ein Hauptanliegen der neuen angewandten Grammatik sein müssen. Je seelisch kräftiger ein Volk, desto unmittelbarer kann es Geist ertragen. Unsere seelische Schwäche läßt uns derzeit die ältesten geistigen Ladenhüter der ganzen Welt mit rührendem Ernst auftragen. Deutschland ist deshalb zur Zeit geistig »Provinz«. Die Schwäche verfällt also, da sie dem ursprünglichen Leben nicht gewachsen ist, dem Schwachstrom der Derivate, dem »-ismus« statt einem »-tum«, Geistern statt dem Geist, dem Aberglauben statt dem Glauben.
Alle geistigen Ableger dürfen nur so lange Macht über unsere Seele behalten, als sie noch des ursprünglichen Geistes, aus dem sie doch stammen, Kraft bewahren, uns über uns selbst hinauszureißen. Unser Selbstbewußtsein ist nur solange etwas Geistiges, als es sich gegen unser bloßes Selbst kehrt! Die Kehrseite des geistigen Selbstbewußtseins ist daher der dumme, leere Stolz. Einen Menschen, der nicht gegen seinen Vorteil denken kann, hat der Geist verlassen. Auch eine Familie, eine Nation, die das nicht können, sind damit gott- und geistverlassen geworden. Denn von ihr ist nun die Kraft der Zukunft gewichen, die sie über ihren bisherigen Vorteil und über ihre bisherigen

Vor-urteile hinausreißen könnte. Eben damit, daß sie nur sich selber wollen, beweisen sie, daß der Geist an ihnen sein Werk bereits zu Ende gebracht hat und sie nicht mehr braucht. Der Untergang des Abendlandes und die Voll-endung des Abendlandes sind zwei Worte für einen Vorgang: der Entlassung aus dem Geistesgefüge. Denn im Geistesleben ist nur der Geist selber unwandelbar. Alles, was er ergreift, wandelt sich. Alle Einzelnen oder Gemeinschaften, die unwandelbar bleiben wollen, setzen sich somit dem Geist gleich. Darin liegt eine Überhebung. Beseeltes soll ja in Wandlung bleiben. Gehorsam auf den Anruf des Geistes haben wir als Leben der Seele erkannt. Eine Nation, die sich über sich selbst begeistert, die anbetet vor dem génie français, dem deutschen Geist, der Idee Italiens, ist eben damit schon von den guten Geistern verlassen, und der Einzelne entsprechend.

Deshalb also leugnet die Kirchenlehre mit Recht die Dreiteilung, um den Menschen und die Völker in der wahren Teilnahme am geistigen Leben zu erhalten. Es ist das die genaue Analogie zu ihrem Kampf gegen die Überschätzung der leiblichen Gestalt. Auch die Askese ist ja nicht Selbstzweck, sondern nur nötig, damit alles materiell Gestaltete als »flüchtig« durchschaut wird, weil es unter dem Maß der Seelenbahn bleibt. Die Überschätzung der Körperwelt wurde durch Fleischesabtötung erreicht. Wie kann die maßlose Überschätzung des persönlichen und des nationalen, des proletarischen oder des akademischen Geisteslebens bekämpft werden? Die erste Forderung lautet da, die fast durchgängige Verwechslung und Gleichsetzung von Geist und Seele im Schreiben und Sprechen auszurotten. Aber darüber hinaus müssen auch die seelischen Kräfte gegenüber den Geistigen gestärkt, entfaltet, zur Herrschaft gebracht werden. Das ist ein weiter Weg. Aber Geistes- und Naturwissenschaft können lehren, wie dergleichen geschieht. Davon zum Schluß ein Wort.

Die grammatische Methode

Auch der Geist hat sich seine stolze Geistwissenschaft in Jahrhunderten aus Volkskräften erarbeitet. Die Bibliotheken und Handschriften, die Sammlung aller Autoren und Autoritäten, aller Namen und Systeme, aller Begriffe und Theorien aller Zeiten haben unendliche Opfer erfordert. Wie viele Generationen von Schreibern sind verzehrt worden und werden verzehrt, um geistige Autoritäten zu überliefern und logisch zu verarbeiten. Und wieviel Gehirn opfern wir – mit Recht und Unrecht – dem Begreifen dieser Autoritäten, dem Wissen und Lernen von Namen und Systemen. Wo dies um der Einheit des Geisteslebens der Menschheit willen geschehen ist oder geschieht, lohnen diese Opfer in der Tat und haben einzig sie die Einheit dieses Geistes gerettet. Die Technik und Naturwissenschaft braucht andere Volksopfer als diesen logischen Autoritätendienst, der in Buch und Lernen, Begreifen und Studieren Hekatomben verschlingt. Gesetzeskenntnis und -anwendung sind groß geworden durch materielle Opfer der Völker; in Form von Forschungsreisen und Entdeckerzügen, Experimenten und Laboratorien, Observatorien und Beobachtungsstationen, Ortsmessungen der Astronomen, Vermessungen der Länder, Berge und Meere ist Erd- und Himmelsraum erforscht worden. Raumteile und Materienteile mußten und müssen daher geopfert werden, um den Weltraum, die »Natur«, zu meistern. Diese Andeutungen über scholastische und akademische Wissenschaft müssen hier genügen. Die ausführliche Darstellung wird auch hier wie in so viel anderen Punkten von dem Schicksal dieser Schrift abhängig sein.

Andere sind die Volkskräfte, die für die Wunder von Volk und Seele aufgeboten und freigemacht werden müssen und von jeher freigemacht worden sind. Die Grammatik und ihre Anwendung kann nur erarbeitet werden durch Zeithergabe der Zeitgenossen. Denn Menschen sind die Rätsel dieser Forschung; Volksgestaltungen ihre Lösungen. Das menschliche aber am Menschen ist seine Lebenszeit, sein »Bios«. Biographisch ist alles Wissen um

die Seele. Also werden nur durch Hergabe von einem Stück echter Lebenszeit, voll beseelten Zeitraums wirkliche Ergebnisse erzielt werden. *Mitwirkung* wird benötigt. Jener Tropfen Herzblut, der nach dem Volksglauben dem Teufel zur Unterschrift hergegeben werden muß, meint jenes mehr als Geist- und Geldopfer, das im Einsatz der Lebensgeschichte, selbst auf Augenblicke nur, das in echter Mitwirkung liegt. Die Naturwissenschaft fingiert die Zeit. Sie hat nur eine astronomisch-mathematische Chronologie, eine Weltzeit. Nicht so die Volkswissenschaft. Sie will ja geschichtliches, geschehendes Leben gestalten, und so muß sie auch mit ihren Versuchen in der historischen, politischen, persönlichen Lebenszeit ihrer Menschen und Völker wurzeln. Der Okkultismus bleibt Pseudonaturwissenschaft, weil er im geschichtslosen Weltraum mit »Medien« experimentiert. Aber interessant ist nur der Mensch, der kein Medium, kein Mittel ist, sondern grammatisch angreifbar und bestimmbar mitwirkt und vom Es über Du zum Ich in beseeltem Rhythmus wandelt. Das Bünde-, Ordens- und Einungsfieber der letzten Jahre, das die Jugend ergriff, hat das Gesunde, daß es sie in Versuchsgebiete des seelischen Lebens hinüberschleuderte. Auch der Unternehmer z. B., der seine Fabriksprache diagnostizieren und heilen lassen will, wird nicht Materie opfern müssen in Form von Geld wie bei einem Institut für Kohlenchemie, sondern ein Stück Leben, einen Lebens»abschnitt« in Form eines Lebensjahres seiner selbst. Und er wird begreifen, daß auch die andern Gruppen der Werkstatt nur durch Entsendung in Zeiträume hinein, durch Mitwirkung grammatisch erschlossen werden können.

Von hier aus ergibt sich eine klare Stellungnahme zu dem viel geforderten Arbeitsdienstjahr. Es wird viel zu oft romantisch-idealistisch als »nationale Tat« oder ebenso steril materialistisch mit der Anbetung der Arbeit als »Gottesdienst« motiviert. Und wird dann eben deshalb gleich im riesigen Rahmen eines Massenbetriebs geschaut. Diese Begründungen entwerten den Vorgang zu einem Luxus oder zu einem mechanischen Verfahren.

Beides können wir uns nicht leisten. In ein notwendiges Element des Volkslebens läßt sich das Pflichtjahr nur umwandeln, wenn es ein freiwilliges Zeitopfer darstellt, das in den Dienst der neuen Wissenschaft vom Volke, der angewandten Seelenkunde tritt. In der programmatischen Mitwirkung am Volksschicksal liegt die Ehre des Heeres und jedes Dienstes. Ohne diese Unterordnung unter ein Ziel seelischer Art müßte das Jahr toter sozialer Mechanismus oder »über-flüssiger«, d. h. vernebelter Idealismus bleiben. Nur eingeordnet als Hilfsmittel *seelischer* Entschlüsse und das heißt ja mitwirkend kann es sich bewähren. Als solches aber wird es zum nobile Officium jedem, der an der Volksgemeinschaft bewußt, und das heißt führend, teilnehmen will. Es wird kein Massenbetrieb, sondern *das – unentbehrliche – Mittel der Auslese!* Ohne ein solches geistiges Ausleseprinzip ist eine Volksordnung für uns weder erhoffbar noch vorbereitbar. Denn nur hier lernt der Mitarbeitende und Mitwirkende seine Ichgedanken und Weltvorstellungen aufopfern um seiner Berufung willen, die ihm Verantwortung für andere auferlegt. Worte sind nicht zollfrei, wie Gedanken. Die Sprache macht uns zu Zeit- und Volksgenossen. Antwort und Verantwortung erheischen Gehorsam gegen das erlösende Wort der Stunde.

Dieser neue Aufmarsch derer, die zu Zeitopfern bereit sind, wird sich wohl seitab den Gefilden der Fachwissenschaft Psychologie zu vollziehen haben; aber er wird auch all die mystischen Versuchungen des Tages hinter sich lassen; er kämpft sich ja frei von der Verschrobenheit des Okzidents und seiner Geisteswissenschaft mit ihren logischen Systemen und technischen Schulsprachen wie er hinter sich läßt das Weltschweigen des Orients mit seiner okkulten Zahlenkabbala und Magie. Er kämpft sich frei aus Rücksicht und Gehorsam, und damit ordnen sich Welten und Götter, Sinne und Vernunft neu um diesen Kampfplatz von Volk und Seelen. Die starren Fronten von »Ideal« und »Leben«, »Geist« und »Natur« brechen zusammen, weil sie aufgerollt werden.

Der »praktische Psychologe« mag sich der Rück-sichten auf die

gepeinigten Laien enthalten. Er darf aber dieser angewandten und anzuwendenden Seelenkunde nicht den Namen und den Platz beschlagnahmen. Wir sahen schon oben, daß er gerade das Unseelische an der Seele erforscht! Die »Psychologie« untersucht in der Tat nur das Hineinreichen des geistigen und des leiblichen Lebens in den Seelenbereich. Gedächtnis, Intelligenz, Reaktionen sind die Wege, auf denen das Geistige in die Seele hineinreicht, und auf denen es sich gegebenenfalls die Seele unterwirft. Die Sinne bahnen andererseits der Körperwelt den Zutritt in die Seele. Auch diese sinnlichen Eindrücke können die Seele überwältigen und bezwingen. Deshalb sind auch die Sinnestäuschungen Domäne der Psychologen. Die alte Vorstellung von einem Kampfe zwischen Sinnen und Geist hat übrigens hier ihren Ursprung. Auch nach der heutigen Psychologie hat es bei diesem Kampf sein Bewenden. Die Übersetzung der Seelenkunde hat darüber hinausgeführt. Es zeigt sich, daß ebenso sehr seelische Kämpfe gegen die richtigen und falschen geistigen Mächte, die sich herandrängen, bestanden werden müssen. Die Seele hat daher nicht einfach zwischen »Sinnenglück und Seelenfrieden« zu wählen, sondern sie muß sich der falschen Ideale genauso wie der falschen Sinnlichkeit erwehren, um dem gesunden Geist, dem gesunden Leiblichen anzuhangen; und da kann es leicht geschehen, daß gerade die gesunden Sinne Bundesgenossen wider den falschen Idealismus werden. Denn – anders als dem Geist – schaden der Seele oft nicht oder doch nicht unmittelbar falsche Gedanken. Aber falsche Quantitäten schaden ihr: Überfütterung mit Geist, auch bloße Überbetonung gewisser Ideale, jede logische Überspitzung, jede Überlichtung mit – noch so richtigem! – Bewußtsein. Durch die Herrschaft der Seele werden dann solche Sätze in ihrer Unzulänglichkeit entlarvt wie: Mens sana in corpore sano. In diesem Satz ist wieder die antike »psychophysische« Parallele gezogen, die wir als spirituell-leibliche Parallele erkannt haben. Diese antike Kerkertheorie ist schon auf Seite 796 ff. aufgelöst worden. Die Geltung und Wirkung dieses heute im Zeitalter der »Leibesübungen« mehr denn

je zitierten Verses zwingt trotzdem zu der ausdrücklichen »Verwahrung«, die Goethe in den Noten zum Diwan einlegt: »Wenn jemand Wort und Ausdruck als heilige Zeugnisse betrachtet und sie nicht etwa, wie Scheinpfennige oder Papiergeld nur zu schnellem, augenblicklichem Verkehr bringen, sondern im geistigen Handel und Wandel als wahres Äquivalent ausgetauscht wissen will, so kann man ihm nicht verübeln, daß er aufmerksam macht, wie *herkömmliche Ausdrücke*, woran niemand mehr Arges hat, doch einen *schädlichen Einfluß verüben, Ansichten verdüstern, den Begriff entstellen und ganzen Fächern eine falsche Richtung geben.*« Der Geist sitzt nicht »in« einem Leib. Sondern »die Seele« kämpft sich durch die Ansprüche von Leib und Geist hindurch und wird nie »parallel« mit beiden fertig werden, sondern immer anders mit jedem Widerstande von ihnen beiden. Auch der Sinn und die Grenze der »Intelligenz«, dieses Hauptbegriffes der praktischen Psychologie, wird nur aus der Seelenkunde erschlossen. Ein so praktisches Problem wie die Begabtenauslese ist nur lösbar, wenn die Intelligenz als Mittel zum Zwecke, als Dienerin der Seele auf ihrer Bahn ins Geistige allseitig anerkannt wird, statt daß sie heute als Selbstzweck auftritt.

Das, was wir hier die Bahn der Seele ins Geistige nennen, geschieht der Seele, indem sie auf ihrer Laufbahn zwischen Geburt und Tod vertrauensvoll die Mittel des Geistes ergreift, die er ihr darbietet: diese Mittel, oder wie man auch gesagt hat: der Leib des Geistes ist die Sprache. Die Seele, die spricht, gibt sich dem Geist hin, wird an ihn und sein Walten angeschlossen. Es ist erst der zweite Schritt, daß die Seele ihr vertrauensvolles Sprechen und Mitsprechen auf ein mehr und mehr mißtrauisches Denken und Nachdenken des Geistesgutes einschränkt. *Der Mut zum Sprechen kann gerade dem Denker abhanden gekommen sein.* Alsdann ist er ebenso entseelt wie der Schwätzer, den nie die Furcht des Denkens, die Blässe des Gedankens heimgesucht hat. Furcht und Hoffnung also müssen beide als Zweifel und Glauben über den Stimmbändern der Seele wal-

ten, damit Sprechen und Denken in dem gesunden Gleichgewicht bleiben.

Die Seele hat natürlich auch eine Bahn ins Leibliche, mit dem Körper, der ihr angeboren ist. Und auch die Sinnlichkeit ist wie die Intelligenz der Seelenspannung von Furcht und Hoffnung unterstellt. Wehe ihr, wenn sie es nicht ist. Dann wird das sichere Gefühl für des eigenen Leibes Gesetze, das Selbstgefühl, das z. B. die gesunde Frau hat, zu einem bloßen Bündel von Gefühlen, die nicht mehr von dem schönen Maß der Einheit des Gefühlslebens überwölbt sind, sondern den Gefühligen zwischen Lüsten und Askesen hin- und herschwanken lassen.

Wir können und wollen hier nicht den Weg der Seelenkunde weiter verfolgen. Nur eines sei noch hervorgehoben: sie kann den Schatz der Erkenntnismittel benutzen, der heute der Psychologie verschlossen ist und den jeder Naive in einer Seelenkunde doch vermutet: die Weisheit der Dichter und Denker, des Volks und der Kirche, d. h. aller der Mächte, die seit Jahrtausenden den Kampf gegen die okkulten und die Verstandes-Wissenschaften bereits führen, und von denen bis heute die Psychologie einfach nicht Notiz nimmt, weil sie bisher um die wissenschaftliche Brauchbarkeit der grammatischen Methode und die Erweisbarkeit ihrer Ergebnisse nichts wußte noch wissen konnte.

Unsere Übersetzung selbst erinnert daran: Die Sprache ist eine unerbittliche Richterin. Sie gibt sich nicht mit Verdeutschung von Fremdwörtern oder mit populärer Umschrift, ja auch nicht einmal mit vorsichtig abgewogenem und geschmackvollem Urteil zufrieden: Sie fordert neue Zentralisationspunkte der Wissenschaftsinhalte, neue Disziplinen, neue Seh- und Denkweise. Einer im Feuer der Ursache *geglühten* wirklich »angewandten« Seelenkunde geht es wie der Rechtswissenschaft, der Wirtschaftslehre und vielen andern Stoffen: Aus der Anwendung wird eine Verwandlung. Es wird ein neues Wissen, eine neue Kunde daraus, die statt von der Psyche der akademischen Disziplinen von der lebendigen Seele der Menschen des Volkes zu

handeln sucht, um das Verlangen nach Volksgestaltung zu befriedigen. Und so mag diese Arbeit selbst ein Beispiel sein für das neue Verfahren der angewandten Seelenkunde und die Grammatik der Seele.

Wir sind ja davon ausgegangen, eine scheinbare Fremdwortübersetzung auf ihren volkssprachlichen Gehalt zu prüfen. »Seelenkunde« – so ergab sich – ist noch nicht übersetzt, wenn dahinter die alte »Psychologie« steht. Wir haben einen »programmatischen Vorstoß« unternommen, d. h. wir haben ruhig das blecherne Wort »Programm«, das von der Politik in die Gosse gezogen worden ist, zuerst beibehalten. Aber im Laufe dieser Arbeit schmolz der bleierne Setzerkasten des Zeitungsdeutsch, in dem das Schlagwort Programm gefangen liegt, mehr und mehr. Das geronnene politische Schlagwort löste sich in der edlen Urquelle des Wortes: statt der Programmatik des Tageslärms erwuchs eine Grammatik des werdenden Volkes und der lebendigen Seele. Nicht die Worte sind fremd; es gibt keine Fremdworte, wenn zum Ursprung der Dinge, die uns fremd anmuten, vorgestoßen wird. Der Mut, fremder Dinge Ursprung anzueignen, zu ihm hin »über zu setzen«, ist der Mut, auf den es ankommt. Zum Übersetzen von Etiketten gehört kein Mut. Es ist ein Klimpern mit Blechmünzen. Das echte Gold der Sprache wird nur klar im Feuer beherzten Geistes. Ob die Deutschen ein Urvolk, eine beseelte Gemeinde bleiben oder wieder werden wollen, unsere Erneuerung liegt nicht in der Pflege des Selbstbewußtseins, sondern in der *Selbstvergessenheit,* kraft der wir den Urquell dessen, womit Gott den Menschen, und die Völker begabt, in uns wieder aufbrechen lassen. Mitwirkung an dieser Hingabe versucht diese Schrift.

Eben deshalb durfte diese Schrift nicht etwa als Einleitung oder – gelehrt ausgedrückt – als Prolegomena oder Prinzipienlehre sich ausgeben der neuen Volks- und Seelenlehre, in die hinein wir eben den Übergang vollziehen. Die logischen Geisteswissenschaften, d. h. kurzab die philosophischen Fächer, die allerdings geben durch solche logisch-methodologischen Vorüber-

legungen vor dem Richterstuhle der Erkenntniskritik Rechenschaft. Sie stutzen gleich am Anfang bei den »Prinzipien«.
Ebensowenig war der Name einer »systematischen Grundlegung« verwendbar. Hier wird kein Fundament von rationalen und mathematischen Grundsätzen gelegt, auf dem sich dann die Kunstbauten der Gesetze der Weltordnung erheben können. Die naturwissenschaftlich-technischen Fächer mauern so; auf fester »Grundlage« geht's in die Höhe. Eine Anordnung materiell-empirischer Erfahrungen wird allein so möglich. Grundlegung ist daher die notwendige Vorerörterung für Naturerkenntnis.
Wir aber haben weder logische Prinzipien noch eine mathematische Voruntersuchung gegeben. Wir haben einen Aufmarsch unseres Volkes zu decken versucht, indem wir das Rüstzeug einer Über-Setzung lieferten.
Das ist also insofern Methode, als es »Mitweg« der Ereignisse ist, μέθοδος. Volk auf dem Wege, Volk im Übergang, Volk, das sich wandeln will, spottet der Grundsätze und der Prinzipien. Zwar die Prinzipienreiter und Grundsatzpolitiker aller Richtungen wollen auch hier »Psyche« gar zu gern geißeln. Sie winken mit Programmen, Zielen, Richtlinien. Diese politische Apotheke wirkt aber auf den nur noch komisch, dem der Gestaltenwandel als Geheimnis des Volkslebens aufgegangen ist. Er setzt an die Stelle der Programmatik die Übersetzung. Es gibt keine idealen Ziele an sich, denn die Seele haftet ja immer schon in einem Erzielten und kann nur hinüberwandeln in ein dem Erzielten Entspringendes. Es gibt also nur Übersetzung. Und es gibt keine Richtlinien oder Leitsätze. Denn die grammatische Übersetzung muß wirken in ursprünglicher Wendung und Anwendung durch die Mitwirkenden, Seele und Volk, an den Ereignissen. Es gibt kein Programm, so wenig wie es »Ideale« an sich gibt, wenn nicht im Programm selbst etwas verwandelt wird, vor der Richterin Sprache. Die Lappen haben an ihrem Schlitten vorn eine lange Stange, an deren Spitze eine Wurst hängt. Die Hunde laufen nun wie unsinnig hinter der Wurst her.

So die Idealisten hinter ihrer selbst aufgehängten Idealwurst. Dies sture Verhalten gilt in Deutschland als grundsatzfester Ideendienst, als Politik. Wir erfuhren es anders bei unserer Übersetzung. *Hinüber zu setzen auf ein anderes Ufer – dies Wagnis ist Politik.* Zu übersetzen ist dabei Gestalt in Gestalt, Satz in Satz. Alle grammatische Methodenlehre ist daher selbst nicht logische oder mathematische Theorie, sondern mutige Übersetzung, ein Vorstoß und Vormarsch ins ungeschaute Land.